This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07598935 4

444

# Lienhard und Gertrud.

Ein Buch für das Volk.

[Von Pestalozzi]

Erſter Theil. +2

Dritte Auflage.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1819.

Pestal...

444

# Lienhard und Gertrud.

Ein Buch für das Volk.

[Von Pestalozzi]

Erster Theil. +2

Dritte Auflage.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1819.

Wit. 1:
Pestalozz

ſie aber unrichtig; ſind ſie das Werk meiner Einbildungen und der Tand meiner eigenen Meynungen, ſo werden ſie, wie andere Sonntagspredigten, am Montag verſchwinden.

Ich ſage nichts weiter, ſondern ich füge nur noch zwo Betrachtungen bey, welche meine Grundſätze über die Art eines weiſen Volksunterrichts, ins Licht zu ſetzen geſchickt ſcheinen.

Die erſte iſt aus einem Buch unſers ſeligen Luthers, deſſen Feder in jeder Zeile Menſchlichkeit, Volkskenntniß und Volksunterricht athmet. Sie lautet alſo:

„Die heilige Schrift meynt es auch darum ſo gut mit uns, daß ſie nicht blos mit den großen Thaten der heiligen Männer rumpelt, ſondern uns auch ihre kleinſten Worte an Tag giebt, und ſo den innern Grund ihres Herzens uns aufſchließt.“

Die zweyte iſt aus einem jüdiſchen Rabiner, und lautet nach einer lateiniſchen Ueberſetzung alſo:

„Es waren unter den Völkern der Heiden, die rings umher und um das Erbtheil Abrahams wohnen, Männer voll Weisheit, die weit und breit auf der Erde ihresgleichen nicht hatten; dieſe ſprachen: Laſſet uns zu den Königen und zu ihren Gewaltigen gehn, und ſie lehren die Völker auf Erden, glücklich machen.“

„Und die weiſen Männer giengen hinaus, und erkundeten die Sprache des Hauſes der Könige und ihrer

Gewaltigen, und redeten mit den Königen und mit ihren Gewaltigen in ihrer Sprache.“

„Und die Könige und die Gewaltigen lobten die weisen Männer, und gaben ihnen Gold und Seide und Weyhrauch, thaten aber gegen die Völker wie vorhin. Und die weisen Männer wurden von dem Gold und der Seide und dem Weyhrauch blind, und sahen nicht mehr, daß die Könige und ihre Gewaltigen unweise und thöricht handeln, an allem Volk, das auf Erden lebt.“

„Aber ein Mann aus unserm Volk beschalt die Weisen der Heiden, gab dem Bettler am Weg seine Hand, führte das Kind des Dieben, und den Sünder und den Verbannten in seine Hütte, grüßte die Zoller und die Kriegsknechte, und die Samariter, wie seine Brüder, die aus seinem Stamme sind.“

„Und sein Thun, und seine Armuth, und sein Ausharren in seiner Liebe gegen alle Menschen gewann ihm das Herz des Volks, daß es auf ihn traute, als auf seinen Vater. Und als der Mann aus Israel sah, daß alles Volk auf ihn traute, als auf seinen Vater, lehrte er das Volk, worin sein wahres Wohl bestehe; und das Volk hörte seine Stimme, und die Fürsten hörten die Stimme des Volks.“

Das ist die Stelle des Rabiners, zu der ich kein einiges Wort hinzusetze.

Education — Theory and systems —
Psychology

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
764954 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

# Vorrede zur erſten Auflage.

Leſer!

Dieſe Bogen ſind die hiſtoriſche Grundlage eines Verſuchs, dem Volk einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art zu ſagen, die ihm in Kopf und aus Herz gehen ſollte.

Ich ſuchte ſowohl das gegenwärtige Hiſtoriſche als das folgende Belehrende auf die möglichſt ſorgfältige Nachahmung der Natur, und auf die einfache Darlegung deſſen, was allenthalben ſchon da iſt, zu gründen.

Ich habe mich in dem, was ich hier erzähle, und was ich auf der Bahn eines thätigen Lebens meiſtens ſelbſt geſehn und gehört habe, ſogar gehütet, nicht einmal meine eigene Meynung hinzuzuſetzen, zu dem, was ich ſah und hörte, daß das Volk ſelber empfindet, urtheilt, glaubt, redt und verſucht.

Und nun wird es ſich zeigen; ſind meine Erfahrungen wahr, und gebe ich ſie, wie ich ſie empfangen habe, und wie mein Endzweck iſt, ſo werden ſie bey allen denen, welche die Sachen, die ich erzähle, ſelber täglich vor Augen ſehn, Eingang finden. Sind

KRAUS 24DEC94

ſie aber unrichtig; ſind ſie das Werk meiner Einbildungen und der Tand meiner eigenen Meynungen, ſo werden ſie, wie andere Sonntagspredigten, am Montag verſchwinden.

Ich ſage nichts weiter, ſondern ich füge nur noch zwo Betrachtungen bey, welche meine Grundſätze über die Art eines weiſen Volksunterrichts, ins Licht zu ſetzen geſchickt ſcheinen.

Die erſte iſt aus einem Buch unſers ſeligen Luthers, deſſen Feder in jeder Zeile Menſchlichkeit, Volkskenntniß und Volksunterricht athmet. Sie lautet alſo:

„Die heilige Schrift meynt es auch darum ſo gut mit uns, daß ſie nicht blos mit den großen Thaten der heiligen Männer rumpelt, ſondern uns auch ihre kleinſten Worte an Tag giebt, und ſo den innern Grund ihres Herzens uns aufſchließt.“

Die zweyte iſt aus einem jüdiſchen Rabiner, und lautet nach einer lateiniſchen Ueberſetzung alſo:

„Es waren unter den Völkern der Heiden, die rings umher und um das Erbtheil Abrahams wohnen, Männer voll Weisheit, die weit und breit auf der Erde ihresgleichen nicht hatten; dieſe ſprachen: Laſſet uns zu den Königen und zu ihren Gewaltigen gehn, und ſie lehren die Völker auf Erden, glücklich machen.“

„Und die weiſen Männer giengen hinaus, und ernten die Sprache des Hauſes der Könige und ihrer

Gewaltigen, und redeten mit den Königen und mit ihren Gewaltigen in ihrer Sprache.“

„Und die Könige und die Gewaltigen lobten die weiſen Männer, und gaben ihnen Gold und Seide und Weyhrauch, thaten aber gegen die Völker wie vorhin. Und die weiſen Männer wurden von dem Gold und der Seide und dem Weyhrauch blind, und ſahen nicht mehr, daß die Könige und ihre Gewaltigen unweiſe und thöricht handeln, an allem Volk, das auf Erden lebt.“

„Aber ein Mann aus unſerm Volk beſchalt die Weiſen der Heiden, gab dem Bettler am Weg ſeine Hand, führte das Kind des Dieben, und den Sünder und den Verbannten in ſeine Hütte, grüßte die Zoller und die Kriegsknechte, und die Samariter, wie ſeine Brüder, die aus ſeinem Stamme ſind.“

„Und ſein Thun, und ſeine Armuth, und ſein Ausharren in ſeiner Liebe gegen alle Menſchen gewann ihm das Herz des Volks, daß es auf ihn traute, als auf ſeinen Vater. Und als der Mann aus Iſrael ſah, daß alles Volk auf ihn traute, als auf ſeinen Vater, lehrte er das Volk, worin ſein wahres Wohl beſtehe; und das Volk hörte ſeine Stimme, und die Fürſten hörten die Stimme des Volks.“

Das iſt die Stelle des Rabiners, zu der ich kein einiges Wort hinzuſetze.

Und jetzt, ehe ihr aus meiner Stille geht, liebe Blätter! an die Orte, wo die Winde blaſen, und die Stürme brauſen, an die Orte, wo kein Friede iſt —

Nur noch diß Wort, liebe Blätter! Möge es euch vor böſen Stürmen bewahren!

Ich habe keinen Theil an allem Streit der Menſchen über ihre Meynungen; aber das, was ſie fromm und brav und treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächſten in ihr Herz, und was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meyne ich, ſey, auſſer allem Streit, uns allen und für uns alle in unſere Herzen gelegt.

Den 25. Hornung 1781.

Der Verfaſſer.

# Vorrede zur zweyten Auflage.

Dieſes Buch, das ich vor etlich und zwanzig Jahren ſchrieb, erhalten hier meine Leſer aufs Neue in unveränderter Geſtalt, wie es zum erſtenmal aus meiner Feder floß. Es war ein Verſuch, den Zuſtand des Volks, ſo wie ich ihn aus unmittelbarer Erfahrung kennen lernte, darzuſtellen, und aus dieſer Darſtellung ſelbſt die Mittel auffallen zu machen, durch welche es möglich iſt, denſelben wahrhaft zu verbeſſern. Es hat eine Menge Menſchen gerührt, mir viele Freunde erworben, und manche Mutter zu dem Wunſche gebracht, ihren Kindern zu ſeyn, was Gertrud den ihrigen war. Aber das Zeitalter, im Ganzen genommen, war meinen Anſichten nicht günſtig, und konnte es nicht ſeyn. Die herrſchenden Maximen der lezten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts mangelten ziemlich allgemein einfacher Kraft und kraftvoller Einfachheit. Sie bezweckten eine hohe Ausdehnung des Wiſſens; aber der Menſch im Ganzen blieb unentwickelt, anmaßlich und unbefriedigt. Er mußte ob der Größe dieſes Wiſſens, auf das man alles baute, gleichſam ſich ſelbſt verlieren. Das größte Un-

glück für das Geſchlecht dieſes Zeitalters war das: daß es durch dieſe Ausdehnung ſeines Wiſſens gehindert wurde, einzuſehen, daß es ohne Kraft und ohne Selbſtſtändigkeit lebt, und in dieſer Selbſttäuſchung allen Sinn für die Wahrheit und Größe der einfachſten Verhältniſſe der Natur und der Geſellſchaft verlor.

In dieſen Umſtänden mußte mein Buch ſeines eigentlichen Zwecks: Eine von der wahren Lage des Volks und ſeinen natürlichen ewigen Verhältniſſen ausgehende beſſere Volksbildung zu bewirken, natürlich verfehlen. Es hatte als Darſtellung des Weſens der häuslichen Volksbildung faſt keine Wirkung, und machte hauptſächlich als Roman Eindruck. Dem Ziel meines Lebens getreu, fuhr ich indeſſen immer fort, mein Vaterland auf den Zweck des Buchs aufmerkſam zu machen, ſo wie mich in den Stand zu ſetzen, den Müttern und Lehrern die Mittel an die Hand zu geben, wodurch ſie im Geiſte der Gertrud und meines Buchs an ihren Kindern handeln könnten. Alles, was ich bis jetzt gethan habe, iſt gleichſam nur die Fortſetzung des Buchs, das ich Dir, Leſer! nun wieder in die Hand gebe. Nimm es noch einmal freundlich auf, wie Du es zum erſtenmal freundlich aufgenommen. Es war mein erſtes Wort an das Herz des Armen und Verlaſſenen im Land. Es war mein erſtes Wort an das Herz derer, die für den Armen und Verlaſſenen im

Land an Gottes Statt ſtehen. Es war mein erſtes Wort an die Mütter des Landes, und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu ſeyn, was kein Menſch auf Erde an ihrer Statt ſeyn kann. Möge es dem Armen im Land zum Segen dienen, wie es ihm noch nicht zum Segen diente! Möge es bey denen, die bey ihm an Gottes Statt ſtehen, denjenigen Eindruck machen, den es bey ihnen machen muß, wenn es dem Armen und Verlaſſenen im Land zum Segen gereichen ſoll! Möge manche edle Mutter des Landes von ihm bewegt, ihren Kindern ſeyn, was ihnen kein Menſch auf Erde ſeyn kann. Man ſage, was man will, die Natur und Gott, ihr ewiger Schöpfer, läßt keine Lücke. Es iſt Läſterung, wenn man behauptet, daß die Mütter keinen Willen haben, ſich ihren Kindern zu widmen; man ſage was man will; ich bin voll Glauben an dieſen Willen, und voll Hoffnung für die Folgen, die die Erweckung dieſes Willens haben wird. Auch das größte Verderben, das aus Verirrungen der Menſchen entſpringen kann, tödet die Menſchennatur ewig nie; ihre Wirkung kann ſtillgeſtellt werden; ihre Kraft iſt unauslöſchlich. Man gehe in die Hütten der Aermſten unter dem Volke, und ſehe was auch da ein Mutterherz faſt ohne Handbietung und Hülfe an Kindern zu thun im Stande iſt. Es iſt eben ſo wenig wahr, daß die Mütter keine Zeit dazu haben, die erſte Hand an die Bildung des Kopfs und des Herzens ihrer Kinder zu legen. Die

meiſten; beſonders die zu Hauſe, haben ja ihre Kinder einen großen Theil des Tages neben ſich; und warum ſollten ſie bey ihrer Arbeit nicht eben ſowohl auf eine Art mit ihnen umgehn und mit ihnen reden können, die ſie unterrichtet und bildet, als auf eine Art, die ſie nicht unterrichtet und nicht bildet. Der Mutterunterricht ſetzt ja keine Kunſt voraus; er iſt nichts anders als Reitzung des Kindes zur mannigfaltigen Aufmerkſamkeit auf die Dinge, die es umgeben; er iſt nichts anders als geordnete Uebung der Sinne, der zarten Gefühle des Herzens, der Sprach-, Gedächtniß- und Denkkraft, und der natürlichen Fertigkeiten des Körpers der Kinder. Es fehlt nichts, als daß man dem Herzen der Mütter, und ihrem durch ihr Herz ſelbſt vorbereiteten und, ich möchte ſagen, inſtinktartig einfach und richtig geleiteten Verſtand die Hand biete, und ihnen die Mittel, die ſie zu gebrauchen haben, ſo bearbeitet darlege, wie ſie dieſelben wirklich gebrauchen müſſen.

Gute Mütter des Landes! laßt Euch nicht ferner darin Unrecht thun, daß man ſagt, Ihr habet keinen Sinn und keine Kraft für das, was unter den Umſtänden, in denen Ihr lebet, Eure höchſte und heiligſte Pflicht iſt. Wenn Ihr dahin kommt, im Stillen Eurer Stuben zu weinen, daß die gute Gertrud mehr an den Ihrigen thut, als Ihr an den Eurigen bisher thatet, ſo bin ich ſicher, Ihr verſuchet dann auch, ob

es Euch möglich ſey zu thun, was ſie gethan hat, und auf dieſem Wege iſts, wo ich Euch mit meinen Elementarbüchern zu begegnen wünſche.

Mein Herz heißt mich hier ſchweigen. Nur noch das einzige Wort: Wer immer im Land es mit Gott, mit der Nachwelt, mit dem öffentlichen Recht und der öffentlichen Ordnung, und mit dem geſicherten Hausſegen wohl meynt, der muß, auf welche Art es auch immer ſey, mit dem Geiſte meines Buchs übereinſtimmen, und mit mir das Nämliche ſuchen. Darum lebe ich getroſt. Wenn meine Wahrheit zu der Reiſe gedeihet, zu der ſie gedeihen muß, ſo wird ſie auch Frucht bringen; wenn ſie dem Armen und Verlaſſenen im Land genießbar dargebracht wird, ſo wird er ſie auch wirklich genießen. Mancher gute Mann, der bisher ſeinem Nachbar, und manche gute Frau, die bisher ihrer Nachbarin, bey allem herzlichen Wohlwollen, nicht im Stande war einen guten Rath zu geben, wird dahin kommen, Vater des Armen und Mutter des Verlaſſenen zu ſeyn. Zu dieſer Kraft und zu dieſer Größe iſts, wohin ich den Geiſt und das Herz der Edlen und des Volks meines Vaterlandes zu erheben ſuche. Mögen hinter meinem Grabe Männer mit vollendetern Kräften fortwirken zu dieſem großen Ziel meines Lebens, und möge mein Auge ſich nicht ſchließen, ohne noch der Seligkeit zu genießen, Beydes in meinem Zwecke und in den Mitteln, die ich

dafür anwende, nicht mißkannt zu werden! Ach! dieſe Mißkennung hemmt das Glück von Tauſenden, die allenthalben weiſere und kraftvollere Handbietung finden, wenn es hierin beſſer wäre!

Burgdorf, im Wintermonat 1803.

Peſtalozzi.

# Inhalt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| §. 1. | Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kinder höchst unglücklich macht. | 3 |
| §. 2. | Eine Frau, die Entschlüsse nimmt, und ausführt, und die einen Herrn findet, der ein Vaterherz hat. | 8 |
| §. 3. | Ein Unmensch erscheint. | 14 |
| §. 4. | Er ist bey seinesgleichen; und da ist's, wo man Schelmen kennen lernt. | 18 |
| §. 5. | Er findet seinen Meister. | 22 |
| §. 6. | Wahrhafte Bauerngespräche. | 29 |
| §. 7. | Er fängt eine Vogtsarbeit an. | 39 |
| §. 8. | Wenn man die Räder schmiert, so geht der Wagen. | 42 |
| §. 9. | Von den Rechten im Land. | 44 |
| §. 10. | Des Scheerers Hund säuft Wasser zur Unzeit, und verderbt dem Herrn Untervogt ein Spiel, das recht gut stand. | 48 |
| §. 11. | Wohl überlegte Schelmenprojekte. | 53 |
| §. 12. | Haushaltungsfreuden. | 59 |
| §. 13. | Beweis, daß Gertrud ihrem Manne lieb war. | 61 |
| §. 14. | Niedriger Eigennutz. | 71 |
| §. 15. | Der klugen Gans entfällt ein Ey, oder eine Dummheit, die ein Glas Wein kostet. | 74 |
| §. 16. | Zieht den Hut ab, Kinder! es folgt ein Sterbbett. | 76 |
| §. 17. | Die kranke Frau handelt vortrefflich. | 82 |
| §. 18. | Ein armer Knab bittet ab, daß er Erdäpfel gestohlen hat, und die Kranke stirbt. | 88 |
| §. 19. | Guter Muth tröstet, heitert auf und hilft; Kummerhaftigkeit aber plagt nur. | 93 |

Seite

§. 20. Dummer, zeitverderbender Vorwitz hat den Mann zum Müßiggang verführt. . . . . 96
§. 21. Undank und Neid. . . . . 97
§. 22. Die Qualen des Meyneids lassen sich nicht mit spitzfindigen Künsten ersticken. . . . 98
§. 23. Ein Heuchler und eine leidende Frau. . . 105
§. 24. Ein reines, fröhliches und dankbares Herz. . 110
§. 25. Wie Schelmen mit einander reden. . . . 111
§. 26. Hochmuth in Armuth und Elend führt zu den unnatürlichsten und abscheulichsten Thaten. . 112
§. 27. Fleiß und Arbeitsamkeit, ohne ein dankbares und mitleidiges Herz. . . . . 116
§. 28. Der Abend vor einem Festtage in eines Vogts Hause, der wirthet. . . . . 121
§. 29. Fortsetzung, wie Schelmen mit einander reden und handeln. . . . . 126
§. 30. Fortsetzung, wie Schelmen mit einander reden und handeln, auf eine andere Manier. . . 132
§. 31. Der Abend vor einem Festtage, im Hause einer rechtschaffenen Mutter. . . . . 138
§. 32. Die Freuden der Gebetsstunde. . . . 140
§. 33. Die Ernsthaftigkeit der Gebetsstunde. . . 141
§. 34. So ein Unterricht wird verstanden und geht an's Herz, aber es giebt ihn eine Mutter. . . 144
§. 35. Ein Samstagabendgebet. . . . . 147
§. 36. Noch mehr Mutterlehren. Reine Andacht und Emporhebung der Seele zu Gott. . . . 151
§. 37. Sie bringen einem armen Mann eine Erbsbrühe. . . . . 155
§. 38. Die reine stille Größe eines wohlthätigen Herzens. . . . . 158
§. 39. Eine Predigt. . . . . 162
§. 40. Ein Beweis, daß die Predigt gut war. Item, vom Wissen und Irrthum; und von dem, was heiße, den Armen drücken. . . . . 171
§. 41. Der Ehegaumer zeigt dem Pfarrer Unfug an. 181
§. 42. Zugabe zur Morgenpredigt. . . . . 184
§. 43. Die Bauern im Wirthshause werden beunruhigt. 185
§. 44. Geschichte eines Menschenherzens, während dem h. Nachtmahl. . . . . 188
§. 45. Die Frau sagt ihrem Manne große Wahrheiten; aber viele Jahre zu spät. . . . . 190
§. 46. Selbstgespräch eines Mannes, der mit seinem Nachdenken unglücklich weit kömmt. . . 192
§. 47. Häusliche Sonntagsfreuden. . . . . 195
§. 48. Etwas von der Sünde. . . . . 199
§. 49. Kindercharakter und Kinderlehren. . . . 201

Seite

§. 50. Unarten und böse Gewohnheiten verderben dem Menschen auch die angenehmen Stunden, in denen er etwas Gutes thut. . . . . 206
§. 51. Es kann keinem Menschen in Sinn kommen, was für gute Folgen auch die kleinste gute Handlung haben kann. . . . . 209
§. 52. Am Morgen sehr früh ist viel zu spät für das, was man am Abend vorher hätte thun sollen. . . . . 211
§. 53. Je mehr der Mensch fehlerhaft ist, desto unverschämter begegnet er denen, die auch fehlen. 212
§. 54. Armer Leute unnöthige Arbeit. . . . . 214
§. 55. Ein Heuchler macht sich einen Schelmen zum Freund. . . . . 215
§. 56. Es wird Ernst, der Vogt muß nicht mehr Wirth seyn. . . . . 219
§. 57. Wie er sich geberdet. . . . . 221
§. 58. Wer bey ihm war. . . . . 223
§. 59. Auflösung eines Zweifels. . . . . ebd.
§. 60. Eine Ausschweifung. . . . . 224
§. 61. Der alte Mann leert sein Herz aus. . . . 226
§. 62. Das Entsetzen der Gewissensunruhe. . . . 229
§. 63. Daß man mit Liebe und mit Theilnehmung der gänzlichen Kopfsverwirrung angstvoller Menschen vorkommen könne. . . . . 230
§. 64. Ein Pfarrer, der eine Gewissenssache behandelt. . . . . 231
§. 65. Daß es auch beym niedrigsten Volk eine Delicatesse gebe, selbst bey der Annahme von Wohlthaten, um die sie bitten. . . . . 236
§. 66. Ein Förster, der keine Gespenster glaubt. . 237
§. 67. Ein Mann, den es gelüstet, einen Marchstein zu versetzen, möchte auch gern die Gespenster nicht glauben, und er darf nicht. . . . . 240
§. 68. Die untergehende Sonne und ein verlorner armer Tropf. . . . . 242
§. 69. Wie man seyn muß, wenn man mit den Leuten etwas ausrichten will. . . . . 243
§. 70. Ein Mann, der ein Schelm ist und ein Dieb, handelt edelmüthig, und des Maurers Frau ist weise. . . . . ebd.
§. 71. Die Hauptauftritte nähern sich. . . . . 248
§. 72. Die letzte Hoffnung verläßt den Vogt. . . 251
§. 73. Er macht sich an den Marchstein. . . . . 252
§. 74. Die Nacht betrügt Besoffene und Schelmen, die in der Angst sind, am stärksten. . . . . 253

Seite

§. 75. Das Dorf kömmt in Bewegung. . . . 254
§. 76. Der Pfarrer kömmt ins Wirthshaus. . . 257
§. 77. Seelsorgerarbeit. . . . . 259
§. 78. Zween Briefe vom Pfarrer, an Arner. . . 266
§. 79. Des Hünerträgers Bericht. . . . . 270
§. 80. Des Junkers Antwortschreiben an den Pfarrer. 272
§. 81. Ein guter Küher. . . . . 274
§. 82. Ein Kutscher, dem seines Junkers Sohn lieb ist. 277
§. 83. Ein Edelmann bey seinen Arbeitsleuten. . . 278
§. 84. Ein Junker und ein Pfarrer, die beyde ein gleich gutes Herz haben, kommen zusammen. . . 279
§. 85. Des Junkers Herz gegen seinen fehlenden Vogt. 281
§. 86. Der Pfarrer zeigt abermal sein gutes Herz. . 282
§. 87. Vom guten Muth und von Gespenstern. . . 284
§. 88. Von Gespenstern, in einem andern Ton. . . 291
§. 89. Ein Urtheil. . . . . 294
§. 90. Vortrag Hartknopfs, des Ehegaumers. . . 297
§. 91. Des Junkers Antwort. . . . . 299
§. 92. Rede des Hünerträgers an die Gemeinde. . 303
§. 93. Daß die Armen bey diesem Lustspiel gewinnen. 306
§. 94. Der Junker dankt dem Pfarrer. . . . 308
§. 95. Der Junker bittet einen armen Mann, dem sein Großvater Unrecht gethan hatte, um Verzeihung. 310
§. 96. Reine Herzensgüte eines armen Mannes gegen seinen Feind. . . . . 313
§. 97. Seine Dankbarkeit gegen seinen edlen Herrn. 315
§. 98. Auftritte, die an's Herz gehen sollen. . . ebd.
§. 99. Eine angenehme Aussicht. . . . . 319
§. 100. Des Hünerträgers Lohn. . . . . 320

# Lienhard und Gertrud.

## §. 1.

## Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind höchſt unglücklich macht.

Es wohnt in Bonnal ein Mäurer *). Er heißt Lienhard — und ſeine Frau Gertrud. Er hat ſieben Kinder und guten Verdienſt. — Aber er hat den Fehler, daß er ſich im Wirthshaus oft verführen läßt. Wann er da anſitzt, ſo handelt er wie ein Unſinniger; — und es ſind in unſerm Dorfe ſchlaue abgefeimte Burſche, die darauf losgehen, und daraus leben, daß ſie den Ehrlichern und Einfältigern auflauern, und ihnen bey jedem Anlaß das Geld aus der Taſche locken. Dieſe kannten den guten Lienhard, und verführten ihn oft beym Trunk noch zum Spiel, und raubten ihm ſo den Lohn ſeines Schweiſſes. Aber allemal, wenn das am Abend geſchehen war, reuete es Lienharden am Morgen — und es gieng ihm ans Herz, wenn er Gertrud und ſeine Kinder Brod mangeln ſah, daß er zitterte, weinte, ſeine Augen niederſchlug, und ſeine Thränen verbarg.

Gertrud iſt die beſte Frau im Dorf — aber ſie und ihre blühenden Kinder waren in Gefahr, ihres Vaters und ihrer

*) Ich muß hier melden, daß in der ganzen Geſchichte ein alter angeſehener Einwohner von Bonnal redend eingeführt wird.

Hütte beraubt, getrennt, verſchupft *), ins äußerſte Elend zu ſinken, weil Lienhard den Wein nicht meiden konnte.

Gertrud ſah die nahe Gefahr, und war davon in ihrem Innerſten durchdrungen. Wenn ſie Gras von ihrer Wieſe holte, wenn ſie Heu von ihrer Bühne nahm, wenn ſie die Milch in ihren reinlichen Becken beſorgte; ach! bey allem, bey allem ängſtigte ſie immer der Gedanke — daß ihre Wieſe, ihr Heuſtock und ihre halbe Hütte ihnen bald werden entriſſen werden, und wenn ihre Kinder um ſie her ſtunden, und ſich an ihren Schoos drängten, ſo war ihre Wehmuth immer noch größer; allemal floſſen dann Thränen über ihre Wangen.

Bis jetzt konnte ſie zwar ihr ſtilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor der letzten Oſtern — da ihr Mann auch gar zu lang nicht heim kam, war ihr Schmerz zu mächtig, und die Kinder bemerkten ihre Thränen. Ach Mutter! riefen ſie alle aus einem Munde, du weineſt, und drängten ſich enger an ihren Schoos. Angſt und Sorge zeigten ſich an jeder Geberde. — Banges Schluchzen, tiefes, niedergeſchlagenes Stauen, und ſtille Thränen umrangen die Mutter, und ſelbſt der Säugling auf ihrem Arme verrieth ein bisher ihm fremdes Schmerzengefühl. Sein erſter Ausdruck von Sorge und von Angſt — ſein ſtarres Auge, das zum erſtenmale ohne Lächeln hart und ſteif und bang nach ihr blickte — alles dieſes brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lauter Schreyen aus, und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter,

*) Verſchupft heißt hin und hergeſtoßen, verſchoben oder übel behandelt werden.

und es war ein entsetzliches Jammergeschrey, als eben Lienhard die Thüre eröffnete.

Gertrud lag mit ihrem Antlitz auf ihrem Bette; hörte das Oeffnen der Thür nicht, und sah nicht den kommenden Vater — Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr — Sie sahen nur die jammernde Mutter — und hingen an ihren Armen, an ihrem Hals, und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard.

Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden — und setzt ihrem Jammer ein Ziel.

Gertrud fand in ihren Thränen Gottes Erbarmen! Gottes Erbarmen führte den Lienhard zu diesem Anblick, der seine Seele durchdrang, — daß seine Glieder bebeten. Todesblässe stieg in sein Antlitz — und schnell und gebrochen konnt er kaum sagen — Herr Jesus! was ist das? Da erst sah ihn die Mutter, da erst sahn ihn die Kinder, und der laute Ausbruch der Klage verlor sich — O Mutter! der Vater ist da! riefen die Kinder aus einem Munde; und selbst der Säugling weinte nicht mehr. —

So wie wenn ein Waldbach oder eine verheerende Flamme nun nachläßt — so verliert sich auch das wilde Entsetzen, und wird stille, bedächtliche Sorge. —

Gertrud liebte den Lienhard — und seine Gegenwart war ihr auch im tiefsten Jammer Erquickung — und auch Lienharden verließ jetzt das erste bange Entsetzen.

Was ist, Gertrud! sagte er zu ihr, dieser erschreckliche Jammer, in dem ich dich treffe?

O mein Lieber! erwiederte Gertrud — finstre Sorgen

umhüllen mein Herz — und wenn du weg biſt, ſo nagt mich der Kummer noch tiefer.

Gertrud, erwiederte Lienhard, ich weiß, was du weineſt — ich Elender!

Da entfernte Gertrud ihre Kinder, und Lienhard hüllte ſein Antlitz in ihren Schoos, und konnte nicht reden! —

Auch Gertrud ſchwieg eine Weile — und lehnte ſich in ſtiller Wehmuth an ihren Mann, der immer mehr weinte und ſchluchzte, und ſich ängſtigte auf ihrem Schooße.

Indeſſen ſammelte Gertrud alle ihre Stärke, und faßte Muth, nun in ihn zu dringen, daß er ſeine Kinder nicht ferner dieſem Unglück und Elend ausſetze.

Gertrud war fromm — und glaubte an Gott — und ehe ſie redete, betete ſie ſtill für ihren Mann und für ihre Kinder, und ihr Herz war ſichtbarlich heiterer; da ſagte ſie:

Lienhard, trau auf Gottes Erbarmen, und faſſe doch Muth — ganz recht zu thun. —

O Gertrud, Gertrud! — ſagte Lienhard, und weinte, und ſeine Thränen floſſen in Strömen. —

O mein Lieber! faſſe Muth, ſagte Gertrud, und glaube an deinen Vater im Himmel, ſo wird alles wieder beſſer gehen. Es gehet mir ans Herz, daß ich dich weinen mache. Mein Lieber! — ich wollte dir gern jeden Kummer verſchweigen, — du weiſſeſt, an deiner Seite ſättigt mich Waſſer und Brod, und die ſtille Mitternachtsſtunde iſt mir viel und oft frohe Arbeitsſtunde, — für dich und meine Kinder. Aber, mein Lieber! wenn ich dir meine Sorgen verhehlte — daß ich mich noch einſt von dir und dieſen Lieben trennen müßte — ſo wäre ich nicht Mutter an meinen Kindern — und an

dir wär ich nicht treu — O Theurer! Noch sind unsere Kinder voll Dank und Liebe gegen uns — aber, mein Lienhard! wenn wir nicht Eltern bleiben — so wird ihre Liebe und ihre gute Herzlichkeit, auf die ich alles baue, nothwendig verloren gehen müssen — und dann denke, o Lieber! denk auch, wie dir seyn müßte, wenn dein Niclas einst keine Hütte mehr hätte! und Knecht seyn müßte — Er, der jezo schon so gern von Freyheit und eignem Heerde redt — Lienhard — wenn er und alle die Lieben — durch unsere Fehler arm gemacht, einst in ihrem Herzen uns nicht mehr dankten — sondern weinten ob uns, ihren Eltern — könntest du leben, Lienhard! und sehen, wie dein Niclas, dein Jonas, wie dein Liseli (Lise) und dein Anneli (Enne) *) o Gott! verschupft, an fremden Tischen Brod suchen müßten — ich würde sterben, wenn ich das sehen müßte — so sagte Gertrud — und Thränen flossen von ihren Wangen. —

Und Lienhard weinte nicht minder — Was soll ich thun? ich Unglücklicher! was kann ich machen? — ich bin noch elender als du weissest — O Gertrud! Gertrud! Dann schwieg er wieder, rang seine Hände und weinte lautes Entsetzen. —

---

*) Diese Geschichte ist schweizerisch. Die Scene davon ist in der Schweiz, und ihre Helden sind Schweizer. Man hat deshalben die schweizerische Namen beybehalten, und sogar schweizerische Provinzialworte, wie z. E. verschupfen, welches den Fall bedeutet, da ein Mensch von einem Orte zum andern mit einer Art von Drucke und von Verachtung verstoßen wird.

O Lieber! verzage nicht an Gottes Erbarmen — o Theurer! was es auch seyn mag — rede — daß wir uns helfen und rathen. —

## §. 2.

## Eine Frau, die Entschlüsse nimmt, ausführt, und einen Herrn findet, der ein Vaterherz hat.

O Gertrud, Gertrud! es bricht mir das Herz, dir mein Elend zu sagen — und deine Sorgen zu vergrößern — und doch muß ich es thun.

Ich bin Hummel, dem Vogt *), noch dreyßig Gulden schuldig — und der ist ein Hund, und kein Mensch gegen die, so ihm schuldig sind — Ach! daß ich ihn in meinem Leben nie gesehen hätte. — Wenn ich nicht bey ihm einkehre, so droht er mir mit den Rechten — und wenn ich einkehre, so ist der Lohn meines Schweisses und meiner Arbeit in seinen Klauen. — Das Gertrud, das ist die Quelle unsers Elends. —

O Lieber! sagte hierauf Gertrud, darfst du nicht zu Arner, dem Landesvater, gehen? Du weißt, wie alle Wittwen und Waisen sich seiner rühmen — O Lieber, ich denke, er würde dir Rath und Schutz gewähren gegen diesen Mann. —

O Gertrud! erwiederte Lienhard — ich kann nicht — ich

*) Vogt ist in der Schweiz, was in Deutschland der Schulz im Dorfe ist.

darf nicht — was wollte ich gegen den Vogt ſagen? — der tauſenderley anbringt, kühn und ſchlau iſt, und hundert Helfershelfer und Wege hat, einen armen Mann vor der Obrigkeit zu verſchreyen, daß man ihn nicht anhört.

Gertrud. O Lieber! ich habe noch mit keiner Obrigkeit geredt — Aber wenn Noth und Elend mich zu ihr führten, ich weiß, ich würde die Wahrheit gerade gegen jedermann ſagen können. — O Theurer! fürchte dich nicht — denke an mich und deine Kinder, und gehe. —

O Gertrud! ſagte Lienhard — ich kann nicht — ich darf nicht — ich bin nicht unſchuldig — Der Vogt wird ſich kaltblütig aufs ganze Dorf berufen — daß ich ein liederlicher Tropf bin. — O Gertrud! ich bin nicht unſchuldig — was will ich ſagen? Niemand wird ihn für den Kopf ſtoßen — und ausſagen, daß er mich zu allem verleitet hat — O Gertrud! könnt ich's! dörft ich's! wie gerne wollt ich's! Aber thät ich's und mißläng's, denke, wie wird er ſich rächen.

Gertrud. Aber auch wenn du ſchwiegſt, richtet er dich unausweichlich zu Grunde. Lienhard, denk an deine Kinder und gehe — dieſe Unruhe unſers Herzens muß enden — gehe oder ich gehe.

Lienhard. — O Gertrud! ich darf nicht! Darfſt du's, ach Gott! Gertrud! ach Gott! darfſt du's, ſo gehe ſchnell hin zu Arner — und ſag ihm alles. —

Ja, ich will gehen, ſagte Gertrud — und ſchlief keine Stunde in der Nacht — aber ſie betete in der ſchlafloſen Nacht — und ward immer ſtärker und entſchloſſener, zu gehen zu Arner, dem Herrn des Orts. —

Und am frühen Morgen nahm ſie den Säugling, der

wie eine Roſe blühete, und gieng zwey Stunden weit zum Schloſſe des Junkers.

Arner ſaß eben bey ſeiner Linde, vor der Pforte des Schloſſes, als Gertrud ſich ihm nahete. — Er ſah ſie — er ſahe den Säugling auf ihrem Arme — und Wehmuth und Leiden und getrocknete Zähren auf ihrem Antlitz. —

Was willſt du, meine Tochter? wer biſt du? ſagte er ſo liebreich, daß ſie Muth faſſete zu reden. —

Ich bin Gertrud, ſagte ſie — das Weib des Mäurer Lienhards von Bonnal.

Du biſt ein braves Weib, ſagte Arner. Ich habe deine Kinder vor allen andern im Dorf ausgezeichnet — Sie ſind ſittſamer und beſcheidener als alle übrigen Kinder, und ſie ſcheinen beſſer genährt — und doch, höre ich, ſeyd ihr ſehr arm. — Was willſt du, meine Tochter?

O gnädigſter Herr! mein Mann iſt längſt dem Vogt Hummel dreyßig Gulden ſchuldig — und das iſt ein harter Mann — Er verführt ihn zum Spiel und zu aller Verſchwendung — Und da er ihn fürchten muß, ſo darf er ſein Wirthshaus nicht meiden; wenn er ſchon faſt alle Tage ſein Verdienſt und das Brod ſeiner Kinder darinn zurück laſſen muß. Gnädiger Herr! es ſind ſieben unerzogene Kinder. Und ohne Hülfe und ohne Rath gegen den Vogt iſt's unmöglich, daß wir nicht an den Bettelſtab gerathen; Und ich weiß, daß Sie ſich der Wittwen und Waiſen erbarmen, und darum durfte ich es wagen, zu Ihnen zu gehen, und Ihnen unſer Unglück zu ſagen. Ich habe aller meiner Kinder Spargeld bey mir — in der Abſicht, es Ihnen zu hinterlegen, damit ich Sie bitten dürfte, Verfügungen zu treffen, daß der Vogt

meinen Mann, bis er bezahlt seyn wird, nicht mehr drängen und plagen dürfe. —

Arner hatte längst einen Verdacht auf Hummel — Er erkannte sogleich die Wahrheit dieser Klage, und die Weisheit der Bitte. — Er nahm eine Schale Thee, die vor ihm stund, und sagte: Du bist nüchtern, Gertrud? Trink diesen Thee, und gib deinem schönen Kinde von dieser Milch.

Erröthend stand Gertrud da. — Diese Vatergüte ging ihr ans Herz, daß sie ihre Thränen nicht halten konnte. —

Und Arner ließ sie jetzt die Thaten des Vogts und seiner Mitgesellen, und die Noth und die Sorgen vieler Jahre erzählen; hörte aufmerksam zu, und einmal fragte er sie — Wie hast du, Gertrud! das Spargeld deiner Kinder retten können, in aller dieser Noth?

Da antwortete Gertrud — Das war wohl schwer, gnädiger Herr! aber es mußte mir seyn, als ob das Geld nicht mein wäre, als ob es ein Sterbender mir auf seinem Todtbette gegeben hätte, daß ich es seinen Kindern aufbehalten sollte. So, fast ganz so, sah ich es an — Wenn ich zu Zeiten in der dringendsten Noth den Kindern Brod daraus kaufen mußte, so ruhete ich nicht, bis ich mit Nachtarbeit wieder so viel nebenhin erspart und den Kindern wieder erstattet hatte.

War das allemal wieder möglich — Gertrud? fragt Arner —

O gnädiger Herr! wenn der Mensch sich etwas fest vornimmt — so ist ihm meht möglich, als man glaubt — und Gott hilft im äussersten Elend — wenn man redlich für

Noth und Brod arbeitet — Gnädiger Herr! mehr, als Sie es in ihrer Herrlichkeit glauben und begreifen können.

Arner war durch und durch von der Unschuld und von der Tugend dieses Weibes gerührt — fragte aber immer noch mehr — und sagte: Gertrud, wo hast du dieses Spargeld?

Da legte Gertrud sieben reinliche Päckchen auf Arners Tisch — und bey jedem Päckchen lag ein Zettel, von wem alles wäre — und wenn Gertrud etwas davon genommen hatte — so stand es aufgeschrieben — und wie sie es wieder zugelegt hätte.

Arner las diese Zettel aufmerksam durch. —

Gertrud sah's und erröthete. Ich hätte diese Papiere wegnehmen sollen, gnädiger Herr!

Arner lächelte — und las fort — aber Gertrud stand beschämt da, und sichtbarlich pochte ihr Herz ob diesen Zetteln; — denn sie war bescheiden — und demüthig — und grämte sich auch über den mindesten Anschein von Eitelkeit.

Arner sah ihre Unruhe, daß sie die Zettel nicht beyseit gelegt hatte, und fühlte die reine Höhe der Unschuld, die beschämt da steht, wenn ihre Tugend und ihre Weisheit bemerkt wird, — und beschloß dem Weib mehr, als es bat, und hoffete, Gnade zu erweisen; denn er fühlte ihren Werth — und daß unter tausenden kein Weib ihr gleich käme. Er legte jetzt einem jeden Päckchen etwas bey, und sagte: — Bring deinen Kindern ihr Spargeld wieder, Gertrud! — und ich lege aus meiner Börse dreyßig Gulden beyseit für den Vogt — bis er bezahlt ist. — Gehe nun heim, Gertrud — morgen werde ich ohnedies in dein Dorf kommen; und da werde ich dir Ruhe schaffen vor dem Hummel.

Gertrud konnte vor Freuden nicht reden — Kaum brachte ſie ſtammelnd ein gebrochenes ſchluchzendes „Gott lohne es Ihnen, gnädiger Herr!“ hervor; Und nun ging ſie mit ihrem Säugling und mit ihrem Troſt in ihres Mannes Arme. — Sie eilte — betete — und dankte Gott auf dem langen Wege — und weinte Thränen des Danks und der Hoffnung, bis ſie in ihrer Hütte war.

Lienhard ſah ſie kommen — und ſah den Troſt ihres Herzens — in ihren Augen — Biſt du ſchon wieder da? rief er ihr entgegen — es iſt dir wohl gegangen bey Arner. —

Wie weißt du's ſchon? ſagte Gertrud. Ich ſehe dir's an, du Gute, du kannſt dich nicht verſtellen. —

Das kann ich nicht, ſagte Gertrud, und ich möcht es nicht — wenn ich's auch könnte, dir die gute Botſchaft einen Augenblick vorenthalten, Lienhard! Da erzählte ſie ihm die Güte des Vater Arners, wie er ihren Worten glaubte — und wie er ihr Hülfe verſprach. — Dann gab ſie den Kindern des Arners Geſchenke, und küßte ein jedes wärmer und heiterer, als es ſchon lange nicht geſchehen war, und ſagte ihnen: Betet alle Tage, daß es Arner wohl gehe, Kinder — wie ihr betet, daß es mir und dem Vater wohl gehe! Arner ſorgt, daß es allen Leuten im Lande wohl gehe — er ſorgt, daß es euch wohl gehe — und wann ihr brav, verſtändig und arbeitſam ſeyn werdet — ſo werdet ihr ihm lieb ſeyn, wie ihr mir und dem Vater lieb ſeyd.

Von dieſer Zeit an beteten die Kinder des Mäurers, wenn ſie am Morgen und am Abend für ihren Vater und Mutter beteten; auch für Arner, den Vater des Landes. —

Gertrud und Lienhard faßten nun neue Entſchlüſſe für

die Ordnung ihres Hauſes und für die Bildung ihrer Kinder zu allem Guten — und dieſer Tag war ihnen ein ſeliger Feſttag. — Lienhards Muth ſtärkte ſich wieder, und am Abend machte Gertrud ihm ein Eſſen, das er liebte — und ſie freueten ſich beyde des kommenden Morgens, der Hülfe Arners — und der Güte ihres Vaters. —

Auch Arner ſehnte ſich nach dem kommenden Morgen — eine That zu thun — wie er tauſende that, um ſeinem Daſeyn einen Werth zu geben. —

## §. 3.

## Ein Unmenſch erſcheint.

Und da am gleichen Abend ſein Vogt zu ihm kam, nach ſeinen Befehlen zu fragen, ſagte er ihm: — Ich werde morgen ſelbſt nach Bonnal kommen: Ich will einmal den Bau der Kirche in Ordnung haben — Der Untervogt aber antwortete: Gnädiger Herr! Hat Euer Gnaden Schloßmäurer jezt Zeit? Nein, erwiederte Arner; aber es iſt in deinem Dorf ein Mäurer, Lienhard, dem ich dieſen Verdienſt gern gönne. Warum haſt du mir ihn noch nie zu einer Arbeit empfohlen?

Der Vogt bückte ſich tief und ſagte: Ich hätte den armen Mäurer nicht empfehlen dürfen zu Euer Herrlichkeit Gebäuden.

Arner. Iſt er ein braver Mann, Vogt? daß ich auf ihn gehen kann. —

Vogt. Ja, Ihr Gnaden können sich auf ihn verlassen, er ist nur gar zu treuherzig.

Arner. Man sagt, er habe ein braves Weib! ist sie keine Schwätzerinn? fragt hierauf Arner mit Nachdruck.

Nein, sagte der Vogt: sie ist wahrlich eine arbeitsame, stille Frau.

Gut, sagte Arner! sey morgen um neun Uhr auf dem Kirchhof — Ich werde dich daselbst antreffen. —

Da gieng der Vogt fort; ganz erfreut über diese Rede; denn er dachte bey sich selber, das ist eine neue Milchkuh in meinen Stall, und sann schon auf Ränke, dem Mäurer das Geld, das er bey diesem Bau verdienen möchte, abzulocken; und schnell eilte er heim und nach des Mäurers kleiner Hütte.

Es war schon dunkel, als er mit Ungestüm anpochte.

Lienhard und Gertrud saßen noch beym Tische. Noch stund der Rest ihres Essens vor ihnen. Lienhard aber erkannte die Stimme des neidischen Vogts. Er erschrack, und schob das Essen in einen Winkel.

Gertrud ermunterte ihn zwar, daß er sich nicht fürchten, und daß er auf Arner vertrauen sollte. Dennoch wurde er todtblaß, als er dem Vogt die Thüre öffnete. Dieser roch schnell wie ein gieriger Hund das verborgene Nachtessen; that aber doch freundlich und sagte — nur lächelnd —

Ihr laßt euch recht wohl seyn, ihr Leute; so endlich ist's leicht ohne das Wirthshaus zu seyn; nicht wahr, Lienhard?

Dieser schlug die Augen nieder und schwieg; aber Gertrud war kühner — und sagte: Was befiehlt denn der Herr Vogt? — Es ist ganz sonderbar, daß er einem so schlechten Haus näher, als ans Fenster kommt. —

Hummel verbarg ſeinen Zorn, lächelte, und ſagte: Es iſt wahr, ich hätte eine ſo gute Küche hier nicht erwartet; ſonſt hätte ich vielleicht mehr zugeſprochen.

Das erbitterte Gertrud. Vogt! antwortete ſie ihm, du riechſt unſer Nachteſſen, und mißgönnſt es uns; du ſollteſt dich ſchämen, einem armen Mann ein Nachteſſen, das er liebt und vielleicht im Jahr nicht dreymal hat, zu verbittern. — Es iſt nicht ſo bös gemeint, antwortete der Vogt, immer noch lächelnd. Eine Weile darauf aber ſetzte er etwas ernſthafter hinzu: Du biſt gar zu trotzig, Gertrud; das ſteht armen Leuten nicht wohl an. Du ſollteſt wohl denken, ihr ginget mich vielleicht auch etwas an; — doch ich will jetzt nicht hievon anfangen. Ich bin deinem Manne immer gut; und wenn ich ihm dienen kann, ſo thue ich's; davon kann ich Proben geben.

Gertrud. Vogt! Mein Mann wird alle Tage in deinem Wirthshaus zum Spiel und zum Trunke verführt — und dann muß ich daheim mit meinen Kindern alles mögliche Elend erdulden; das iſt der Dienſt, den wir von dir zu rühmen haben.

Hummel. Du thuſt mir Unrecht, Gertrud! Es iſt wahr, dein Mann iſt etwas liederlich; Ich habe es ihm auch ſchon geſagt, aber in meinem Wirthshauſe muß ich in Gottes Namen einem jeden, der's will, Eſſen und Trinken geben; — das thut ja jedermann. —

Gertrud. Ja — aber nicht jedermann drohet einem unglücklichen armen Mann mit den Rechten, wenn er nicht alle Jahre ſeine Schuld wieder doppelt gros macht.

Nun

Nun konnte ſich der Vogt nicht mehr halten; mit Wuth fuhr er den Lienhard an. —

Biſt du ſo ein Geſell, Lienhard, daß du ſolches von mir redeſt? — Muß ich noch in meinen Bart hinein hören, wie ihr Lumpenvolk mich alten Mann um Ehr und guten Namen bringen wollt? — Hab' ich nicht jeweilen vor Vorgeſetzten mit dir gerechnet? gut, daß deine Zettel fein alle noch bei mir und in meinen Handen ſind — Willſt du mir etwa gar meine Anfoderung läugnen, Lienhard? —

Es iſt ganz nicht die Rede hievon — ſagte Lienhard; Gertrud ſucht nur, daß ich ferner nicht neue Schulden mache. —

Der Vogt beſann ſich ſchon wieder, milderte den Ton und ſagte: Das iſt endlich nicht ſo gar übel, doch biſt du der Mann — ſie wird dich nicht wollen in ein Bockshorn hineinſchieben. —

Gertrud. Nichts weniger, Vogt! ich möchte ihn gern *aus* dem Bockshorn, darinn er ſteckt, heraus bringen — und das iſt dein Buch, Vogt, und ſeine ſchönen Zettel. —

Hummel. Er hat mich nur zu bezahlen; ſo iſt er augenblicklich aus dieſem Bockshorn, wie du's heiſſeſt. —

Gertrud. Das wird er wohl thun können — wenn er nichts Neues mehr macht. —

Hummel. Du biſt ſtolz, Gertrud — es wird ſich zeigen. — Gelt Gertrud, du willſt lieber mit deinem Mann daheim allein brödſelen *) als ihm ein Glas Wein bei mir gönnen.

Gertrud. Du biſt niederträchtig, Vogt! aber deine Rede thut mir nicht weh.

---

*) Euch etwas zu gut thun.

Hummel konnte dieſe Sprache nicht länger aushalten. Er empfand, daß etwas vorgefallen ſeyn mußte, das dieſes Weib ſo kühn machte. Darum durft er nicht ſeinen Muth kühlen, und nahm Abſchied.

Haſt du ſonſt etwas zu befehlen? ſagte Gertrud.

Nichts, wenn's ſo gemeynt iſt, antwortete Hummel.

Wie gemeynt? erwiederte Gertrud lächelnd — und ſah ihm ſteif ins Geſicht. Das verwirrte den Vogt noch mehr, daß er ſich nicht zu geberden wußte.

Er ging jezt — und brummte bey ſich ſelbſt die Treppe hinunter, was doch das ſeyn möchte.

Dem Lienhard war zwar nicht wohl bey der Sache; aber dem Vogt noch viel weniger.

## §. 4.

## Er iſt bey ſeines Gleichen; und da iſt's wo man Schelmen kennen lernt. —

Es war jezt faſt Mitternacht, und doch war er kaum heim, ſo ſandte er noch zu zweyen von Lienhards Nachbarn, daß ſie des Augenblicks zu ihm kämen.

Sie waren ſchon im Bette, als er nach ihnen ſchickte; aber doch ſäumeten ſie ſich nicht. Sie ſtunden auf und gingen in der finſtern Nacht zu ihm hin.

Und er frug über alles, was Lienhard und Gertrud ſeit einigen Tagen gethan hätten. Da ſie ihm aber nicht gleich etwas ſagen konnten, das ihm Licht gab, ſtieß er ſeine Wuth gegen ſie aus.

Ihr Hunde! was man von euch will, iſt immer nichts mit euch ausgerichtet. Wofür muß ich immer euer Narr ſeyn? Wenn ihr Holz frevelt, und ganze Fuder raubet — ſo muß ich nichts wiſſen — wenn ihr in den Schloßtriften waidet — und alle Zäune wegtraget, ſo muß ich ſchweigen.

Du Buller! mehr als ein Drittheil von deiner Waiſenrechnung war falſch — und — ich ſchwieg — meynſt du, das Bischen verſchimmelt Heu ſtelle mich zufrieden? — es iſt noch nicht verjährt. —

Und du, Krüel! deine halbe Matte gehört deines Bruders Kindern. Du alter Dieb! — was habe ich von dir, daß ich dich nicht dem Henker überlaſſe, dem du gehörſt? —

Dieſes Gerede machte den Nachbarn bang. Was können wir thun? was können wir machen — Herr Untervogt — weder Tag noch Nacht iſt uns zu viel — zu thun, was du uns heiſſeſt.

Ihr Hunde! ihr könnt nichts, ihr wißt nichts. Ich bin außer mir vor Wuth. Ich muß wiſſen, was des Mäurers Geſindel dieſe Woche gehabt hat — was hinter dieſem Pochen ſteckt — ſo wüthete er. —

Indeſſen beſann ſich Krüel. Halt, Vogt — ich glaub, ich könne dienen, erſt fällt mir's ein — Gertrud war heute bis Mittag über Feld — und am Abend hat ihr Liſeli beym Brunnen den Schloßherrn ſehr gerühmt — gewiß war ſie im Schloß — am Abend vorher war ein Geheul in ihrer Stube — aber Niemand weis warum. Heute ſind ſie alle ganz beſonders fröhlich.

Der Vogt war nun überzeugt, daß Gertrud im Schloß

gewesen sey. Zorn und Unruhe wütheten nun noch gewaltiger in seiner Seele.

Er stieß greuliche Flüche aus, schimpfte mit abscheulichen Worten auf Arner, der alles Bettelgesindel anhöre, und Lienhard und Gertrud schwur er, Rache ernstlich empfinden zu machen. Doch müßt ihr schweigen, Nachbarn — ich will mit dem Gesindel freundlich thun, bis es reif ist. Forschet fleißig nach, was sie thun, und bringt mir Nachricht. Ich will euer Mann seyn, wo es nöthig seyn wird.

Da nahm er noch Buller beyseits, und sagte — Weißt du nichts von den gestohlenen Blumengeschirren? Man sah dich vorgestern über den Grenzen, mit einem geladenen Esel; was hattest du zu führen?

Buller erschrack — ich = = ich — hatte — Nu! nu! sprach der Vogt — sey mir treu! ich bin dir Mann, wo es die Noth erheischt.

Da gingen die Nachbarn fort. Der Morgen aber war schon nahe. —

Und Hummel wälzte sich noch eine Stunde auf seinem Lager, staunte, sann auf Rache, knirschte oft im wilden Schlummer mit den Zähnen, und stampfte mit seinen Füßen — bis der helle Tag ihn aus dem Bette trieb.

Er beschloß jetzt, noch einmal Lienharden zu sehen, sich zu überwinden und ihm zu sagen, daß er ihn Arnern zum Kirchenbau empfohlen hätte. Er raffte alle seine Kräfte zum Heucheln zusammen, und ging zu ihm hin.

Gertrud und Lienhard hatten diese Nacht sanfter geruht, als es ihnen seit langem nicht geschehen war. Und sie beteten am heitern Morgen um den Segen dieses Ta-

ges. Sie hofften auf die nahe Hülfe vom Vater Arner. Diese Hoffnung breitete Seelenruhe und ungewohnte wonnevolle Heiterkeit über sie aus.

So fand sie Hummel. Er sah's — und es ging dem Satan an's Herz, daß sein Zorn noch mehr entbrannte; aber er war seiner selbst mächtig, wünschte ihnen freundlich einen guten Morgen, und sagte: Lienhard! wir waren gestern unfreundlich gegen einander; das muß nicht so seyn. Ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Ich komm eben vom Gnädigen Herrn; er redete vom Kirchbau, und frug auch nach dir. Ich sagte, daß du den Bau wohl machen könntest; und ich denke, er wird ihn dir geben. Sieh, so kann man einander dienen, — man muß sich nie so leicht aufbringen lassen.

Lienhard. Er soll ja den Bau dem Schloßmäurer verdungen haben, das hast du längst an der Gemeind gesagt.

Hummel. Ich hab's geglaubt, aber es ist nicht; der Schloßmäurer hat nur ein Kostenverzeichniß gemacht, und du kannst leicht denken, er habe sich selber nicht vergessen. Wenn du ihn nach diesem Ueberschlag erhältst, so verdienst du Geld wie Laub. — Lienert — da siehst du jetzt, ob ich's gut mit dir meyne. —

Der Mäurer war von der Hoffnung des Baus überwunnen und dankte ihm herzlich.

Aber Gertrud sah, wie der Vogt vom erstickten Zorn blaß war — und wie hinter seinem Lächeln verbissener Grimm verborgen lag; und sie freuete sich gar nicht. In-

deſſen ging der Vogt weg, und im Gehen ſagte er noch: Innert einer Stunde wird Arner kommen, und Lienhards Liſe, die an der Seite ihres Vaters ſtand, ſagte zum Vogt: wir wiſſens ſchon ſeit geſtern.

Hummel erſchrack zwar ob dieſem Wort, aber er that doch nicht, als ob er's hörte. —

Und Gertrud, die wohl ſah, daß der Vogt dem Geld, ſo beym Kirchbau zu verdienen wäre, auflauerte, war hierüber ſehr unruhig.

## §. 5.

## Er findet ſeinen Meiſter.

Indeſſen kam Arner auf den Kirchhof; und viel Volk aus dem Dorfe ſammelte ſich um ihn her — den guten Herrn zu ſehen.

Seyd ihr ſo müßig, oder iſt's Feyertag, daß ihr alle ſo Zeit habt, hier herumzuſchwärmen? ſagte der Vogt zu einigen, die ihm zu nahe ſtunden; denn er verhütete immer, daß Niemand vernehme, was er für Befehle erhielte. —

Aber Arner bemerkte es, und ſagte laut: Vogt! ich hab' es gern, daß meine Kinder auf dem Kirchhof bleiben, und ſelbſt hören, wie ich es mit dem Bau haben will; warum jagſt du ſie fort?

Lief bis an die Erde krümmte ſich Hummel, und rief den Nachbarn alſobald laut: Kommt doch wieder zurück, Ihr Gnaden mag euch wohl dulden. —

Arner. Haſt du die Schatzung vom Kirchbau geſehen?

Vogt. Ja, gnädiger Herr!

Arner. Glaubſt du, Lienhard könne den Bau um dieſen Preis gut und dauerhaft machen?

Ja, gnädiger Herr! antwortete der Vogt laut: und ſehr leiſe ſetzte er hinzu, ich denke, da er im Dorfe wohnt — könnte er es vielleicht noch etwas weniges wohlfeiler übernehmen.

Arner aber antwortete ganz laut. So viel ich dem Schloßmäurer hätte geben müſſen, ſo viel gebe ich auch dieſem. Laß ihn rufen, und ſorge, daß alles, was aus dem Wald und aus den Magazinen dem Schloßmäurer zukommen ſollte, auch dieſem ausgeliefert werde.

Lienhard war eben wenige Minuten, ehe Arner ihn rufen ließ, ins obere Dorf gegangen; und Gertrud entſchloß ſich alſobald mit dem Bothen ſelbſt auf den Kirchhof zu gehn, und Arnern ihre Sorgen zu entdecken.

Als aber der Vogt Gertrud und nicht Lienhard mit dem Bothen zurück kommen ſah, wurde er todtblaß. —

Arner bemerkte es und frug ihn: wo fehlt's, Herr Untervogt? —

Vogt. Nichts, gnädiger Herr! gar nichts, doch ich habe dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen.

Man ſah dir faſt ſo was an, ſagte Arner, und ſah ihm ſteif in die rothen Augen, kehrte ſich dann zu Ger-

trud, grüßte ſie freundlich, und ſagte: Iſt dein Mann nicht da? doch es iſt gleich viel, du muſt ihm nur ſagen, daß er zu mir komme. Ich will ihm dieſen Kirchenbau anvertrauen. —

Gertrud ſtand eine Weile ſprachlos da, und durfte vor ſo viel Volk faſt nicht reden.

Arner. Warum redeſt du nicht, Gertrud? Ich will deinem Mann den Bau ſo geben, wie ihn der Schloßmäurer würde übernommen haben. Das ſollte dich freuen, Gertrud. —

Gertrud hatte ſich wieder erholt — und ſagte jetzt: gnädiger Herr! die Kirche iſt ſo nahe am Wirthshaus. —

Alles Volk fing an zu lachen — und da die meiſten ihr Lachen vor dem Vogt verbergen wollten, kehrten ſie ſich von ihm weg, gerade gegen Arner.

Der Vogt aber, der wohl ſah, daß dieſer alles bemerkt hätte, ſtand jetzt entrüſtet auf, ſtellte ſich gegen Gertrud und ſprach: Was haſt du gegen mein Wirthshaus?

Schnell aber unterbrach Arner den Vogt und ſagte: Geht dieſe Rede dich an, Untervogt! daß du darein redeſt? Dann wandte er ſich wieder zu Gertrud und ſagte: Was iſt das? Warum ſteht dir die Kirche zu nahe am Wirthshaus?

Gertrud. Gnädiger Herr! Mein Mann iſt beym Wein leicht zu verführen, und wenn er täglich ſo nahe am Wirthshaus arbeiten muß; ach Gott! ach Gott! ich fürchte, er halte die Verſuchungen nicht aus.

Arner. Kann er denn das Wirthshaus nicht meiden, wenn's ihm ſo gefährlich iſt?

Gertrud. Gnädiger Herr! Bey der heißen Arbeit dürſtet man oft, und wenn denn immer Saufgeſellſchaft vor ſeinen Augen auf jede Art mit Freundlichkeit und mit Spotten, mit Weinkäufen und mit Wetten ihn zulocken wird; ach Gott! ach Gott! wie wird er's aushalten können. Und wenn er denn nur ein wenig wieder Neues ſchuldig wird, ſo iſt er wieder angebunden. Gnädiger Herr! wenn Sie doch wüßten, wie ein einziger Abend in ſolchen Häuſern arme Leute ins Joch und in Schlingen bringen kann, wo es faſt unmöglich iſt, ſich wieder heraus zu wickeln.

Arner. Ich weiß es, Gertrud — und ich bin entrüſtet über das, was du mir geſtern ſagteſt; da vor deinen Augen und vor allem Volk will ich dir zeigen, daß ich arme Leute nicht will drücken und drängen laſſen.

Sogleich wandte er ſich gegen den Vogt, und ſagte ihm mit einer Stimme voll Ernſt, und mit einem Blicke, der durch Mark und Beine drang:

Vogt! iſt's wahr, daß die armen Leute in deinem Hauſe gedrängt, verfährt, und vervortheilt werden?

Betäubt und blaß, wie der Tod, antwortete der Vogt: In meinem Leben, gnädiger Herr! iſt mir nie ſo etwas begegnet; und ſo lang ich lebe und Vogt bin, ſagt er, wiſcht den Schweiß von der Stirne — huſtet — räuſpert — fängt wieder an — Es iſt erſchrecklich — —

Arner. Du biſt unruhig, Vogt! Die Frage iſt einfältig. Iſt's wahr, daß du arme Leute drängeſt, in Ver-

wirrungen bringeſt, und ihnen in deinem Wirthshauſe Fallſtricke legeſt, die ihre Haushaltungen unglücklich machen?

Vogt. Nein, gewiß nicht, gnädiger Herr! Das iſt der Lohn, wenn man Lumpenleuten dient; ich hätte es vorher denken ſollen. Man hat allemal ſolchen Dank, anſtatt der Bezahlung.

Arner. Mache dir vor der Bezahlung keine Sorge; es iſt nur die Frage, ob dieſes Weib lüge.

Vogt. Ja gewiß, gnädiger Herr! ich will es tauſendfach beweiſen.

Arner. Es iſt genug am einfachen, Vogt! Aber nimm dich in Acht. Du ſagteſt geſtern, Gertrud ſey eine brave, ſtille, arbeitſame Frau und gar keine Schwätzerinn.

Ich weiß nicht — ich ... ich ... beſinne ... Sie haben mich ... ich habe ſie ... ich habe ſie .. dafür angeſehen — ſagte der keichende Vogt. —

Arner. Du biſt auf eine Art unruhig, Vogt! daß man jetzt nicht mit dir reden kann; es iſt am beſten, ich erkundige mich gerade da bey dieſen da ſtehenden Nachbarn. Und ſogleich wandte er ſich zu zween alten Männern, die ſtill und aufmerkſam und ernſthaft da ſtunden, und ſagte ihnen: Iſt's wahr, liebe Nachbarn, werden die Leute in eurem Wirthshaus ſo zum Böſen verführt und gedrückt? Die Männer ſahen ſich, einer den andern, an, und durften nicht reden.

Aber Arner ermunterte ſie liebreich. Fürchtet euch nicht! Sagt mir geradezu die reine Wahrheit.

Es ist mehr als zu wahr, gnädiger Herr! aber was wollen wir arme Leute gegen den Vogt klagen? sagte endlich der ältere, doch so leise, daß es nur Arner verstehen konnte.

Es ist genug, alter Mann! sagte Arner, und wandte sich denn wieder zum Vogt.

Ich bin eigentlich jezt nicht da, um diese Klage zu untersuchen; aber gewiß ist es, daß ich meine Armen vor aller Bedrückung will sicher haben, und schon längst dachte ich, daß kein Vogt Wirth seyn sollte. Ich will aber das bis Montag verschieben — Gertrud! sage deinem Manne, daß er zu mir komme, und sey du wegen den Wirthshausgefahren seinethalben jezt nur ruhig.

Da nahm Arner noch einige Geschäfte vor, und als er sie vollendet hatte, ging er noch in den nahen Wald — und es war spät, da er heim fuhr — Auch der Vogt, der ihm in den Wald folgen mußte, kam erst des Nachts wieder heim in sein Dorf.

Als dieser jezt seinem Hause nahe war, und nur kein Licht in seiner Stube sah, auch keine Menschenstimme hörte, ahnete ihm Böses; denn sonst war alle Abende das Haus voll — und alle Fenster von den Lichtern, die auf allen Tischen standen, erheitert, und das Gelärm der Saufenden tönte in der Stille der Nacht immer, daß man's zu unterst an der Gasse noch hörte, obgleich die Gasse lang ist, und des Vogts Haus zu oberst daran steht.

Ueber diese ungewöhnliche Stille war der Vogt sehr erschrocken. Er öffnete mit wildem Ungestüm die Thüre,

und ſagte: Was iſt das? was iſt das? daß kein Menſch hier iſt.

Sein Weib heulte in einem Winkel. O Mann! biſt du wieder da. Mein Gott! was iſt für ein Unglück begegnet! Es iſt ein Jubiliren im Dorfe von deinen Feinden, und kein Menſch wagt mehr auch nur ein Glas Wein bey uns zu trinken. Alles ſagt, du ſeyſt aus dem Walde nach Arnburg geführt worden.

Wie ein gefangenes wildes Schwein in ſeinen Stricken ſchnaubet, ſeinen Rachen öffnet, ſeine Augen rollt, und Wuth grunzet; ſo wüthete jetzt Hummel, ſtampfte und tobte, ſann auf Rache gegen Arner, und raſete über den Edeln. Dann redte er mit ſich ſelbſt: So kömmt das Land um ſeine Rechte. Er will mir das Wirthsrecht rauben, und den Schild in der Herrſchaft allein aushängen. Bey Mannsgedenken haben alle Vögte gewirthet. Alle Händel gingen durch unſere Hände. Dieſer läuft jezt allenthalben ſelbſt nach, und frägelt*) jeden Floh aus, wie ein Dorfſchulmeiſter. Daher trotzet jezt jeder Bube einem Gerichtsmanne und ſagt, daß er ſelbſt mit Arner reden könne. So kömmt das Gericht um alles Anſehn und wir ſitzen und ſchweigen, wie andere Schurken, da er ſo an uns alle alte Landesrechte kränkt und beugt.

So ſverdrehte der alte Schelm die guten und weiſen Thaten des edlen Herrn bey ſich ſelbſt, ſchnaubte und ſann auf Rache, bis er entſchlief.

---

*) Frägeln heißt ſchwatzhaft und zudringlich ſeyn.

## §. 6.

## Wahrhafte Bauerngeſpräche.

Am Morgen aber war er fruh auf, und ſang und pfiff unter dem Fenſter, auf daß man glaube, er ſey wegen dem geſtern Vorgefallnen ganz unbeſorgt.

Aber Fritz, ſein Nachbar, rief ihm über die Gaſſe: Haſt du ſchon ſo frühe Gäſte, daß es ſo luſtig geht? und lächelte bey ſich ſelbſt.

Sie werden ſchon kommen, Fritz! — Hopſaſa und Heiſaſa, Zwetſchgen ſind nicht Feigen, ſagt der Vogt, ſtreckt das Brenntsglas*) zum Fenſter hinaus, und ruft: Willſt eins Beſcheid thun, Fritz?

Es iſt mir noch zu fruh, antwortete Fritz, ich will warten, bis mehr Geſellſchaft da iſt.

Du biſt immer der alte Schalk, ſagte der Vogt; aber glaub's, der geſtrige Spaß wird nicht ſo übel ausſchlagen. Es fliegt kein Vögelein ſo hoch, es läßt ſich wieder nieder.

Ich weiß nicht, antwortete Fritz. Der Vogel, den ich meyne, hat ſich lange nicht herunter gelaſſen. Aber wir reden vielleicht nicht vom gleichen Vogel. Willt du mithalten, Vogt! man ruft zur Morgenſuppe, und hiemit ſchob Fritz das Fenſter zu.

Das iſt kurz abgebunden, murrte der Vogt bey ſich ſelbſt, und ſchüttelte den Kopf, daß Haare und Backen

*) Brennts iſt gebranntes Waſſer.

zitterten. Ich werde, denk' ich, des Teufels Arbeit haben, bis das gestrige Henkerszeug den Leuten allen wieder aus dem Kopfe seyn wird; So sagt er sich selber, schenkt sich ein — trinkt — sagt dann wieder — Muth gefaßt! Kommt Zeit! kommt Rath! Heute ist's Samstag, die Kälber lassen sich scheeren, ich gehe ins Barthaus, da giebt sich um ein Glas Wein eins nach dem andern. Die Bauern glauben mir immer eher zehen, als dem Pfarrer ein halbes.

So sagte der Vogt zu sich selber, und dann zur Frau: Füll mir die Schweinsblater*) mit Tabak; — aber nicht von meinem, nur vom Stinker, er ist gut für die Burschе. Und wenn des Scheerers Bub Wein holt, so gieb ihm vom dreymal geschwefelten, und thue in jede Maas ein halb Glas Bremts.

Er ging fort. Aber auf der Gasse, noch nahe beym Hause, besann er sich wieder, kehrte zurück und sagte der Frau: Es könnten Schelmen mit saufen. Ich muß mich in Acht nehmen. Schick mir vom gelbgesottenen Wasser, wenn ich La Cote**) fodern lasse, und bring das selber. Drauf ging er wieder fort.

Aber ehe er noch im Barthause war, unter der Linde beym Schulhaus, trift er Nickel Spitz und Jogli Rubel an. Wo hinaus so im Sonnabend-Habit, Herr Untervogt! fragte Nickel Spitz —

---

*) Tabacksseckel.

**) La Cotte. Vin de la Côte. — Welsch-Berner-Wein.

Vogt. Ich muß den Bart herunter haben. —

Nickel. Das iſt ſonderbar, daß du am Samſtag Morgen ſchon Zeit haſt.

Vogt. Es iſt wahr, es iſt nicht ſo das Jahr durch —

Nickel. Nein. Einmal ſeit langem kamſt du immer Sonntags zwiſchen der Morgenpredigt zum Scheerer.

Vogt. Ja, ein paar mal.

Nickel. Ja — ein paar mal, die letzten. Da der Pfarrer dir deinen Hund aus der Kirche jagen ließ, ſeitdem kamſt du ihm nicht viel mehr ins Gehäge.

Vogt. Du biſt ein Narr, Nickel, daß du ſo was reden magſt. Man muß eſſen und vergeſſen. Die Hundsjagd iſt mir längſt aus dem Kopfe.

Nickel. Ich möchte mich nicht drauf verlaſſen, wenn ich Pfarrer wäre.

Vogt. Du biſt nicht klug, Nickel. Warum das nicht? Aber kömmt in die Stube, es giebt wohl etwan einen Weinkauf oder ſonſt kurze Zeit.

Nickel. Du würdeſt dem Scheerer aufwarten, wenn er in ſeinem Hauſe einen Weinkauf trinken lieſſe.*)

Vogt. Ich bin nicht halb ſo eigennützig. Man will mir ja das Wirthſchaftsrecht ganz nehmen. Aber Nickel! wir ſind noch nicht da; der, den ich meyne, hat noch aufs wenigſte ſechs Wochen und drey Tage Arbeit, eh er's bekömmt —

---

*) Der Vogt, als Wirth, duldete nicht, daß in einem Hauſe, als dem ſeinen, bey keinem Anlaß Wein ausgeſchenkt würde.

Nickel. Ich glaub es selbst. Doch ist's immer nicht die beßte Ordnung für dich; daß der junge Herr seines Großvaters Glauben changirt hat.

Vogt. Ja, er hat einmal nicht völlig des Großvaters Glauben.

Nickel. Ich traue fast, er sey in keinem Punkt und in keinem Artikel von allen Zwölfen mit dem Alten des gleichen Glaubens.

Vogt. Es kann seyn. Aber der Alte war mir in seinem Glauben ein anderer Mann.

Nickel. Ich denk's wohl. Der erste Artikel seines Glaubens hieß: Ich glaube an dich, meinen Vogt —

Vogt. Das ist lustig. Aber wie hieß denn der andere?

Nickel. Was weiß ich grad jezt. Ich denk, er hieß: Ich glaub äußer dir, meinem Vogt, keinem Menschen kein Wort.

Vogt. Du solltest Pfarrer werden, Nickel, du würdest den Catechismus nicht blos erklären; du würdest noch einen aufsetzen.

Nickel. Das würde man mir wohl nicht zulassen. Thät ich's, ich würde denselben so deutsch und so klar machen, daß ihn die Kinder ohne den Pfarrer verstünden; und denn würde er ja natürlich nichts nütze seyn.

Nickel. Wir wollen beym Alten bleiben, Nickel! Es ist mir mit dem Catechismus wie mit etwas anderm. Es kömmt nie nichts bessers nach.

Nickel. Das iſt ſo ein Sprüchwort, das manchmal wahr iſt, und manchmal nicht. Für dich, ſcheints, trift's diesmal ein mit dem neuen Junker —

Vogt. Es wird erſt für andere nachkommen, wenn ihr ordentlich wartet. Und für mich fürchte ich mich nicht ſo übel vor dieſem neuen Herrn. Es findet jeder ſeinen Meiſter.

Nickel. Das iſt wahr. Doch iſt deine alte Zeit mit dem vorigen Sommer*) unter dem Boden —

Vogt. Nickel! Ich habe ſie doch einmal gehabt; ſuche ſie ein anderer jezt auch.

Nickel. Das iſt wahr, du haſt ſie gehabt, und ſie war recht gut. Aber wie hätt's können fehlen; der Schreiber, der Weibel und der Vicari waren dir ſchuldig.

Vogt. Man redet mir das nach; aber es war drum nicht wahr.

Nickel. Du magſt jezt auch das ſagen; du hatteſt ja mit ein Paaren öffentlich Händel, daß das Geld nicht wieder zurück kommen wollte.

Vogt. Du Narr, du weißt auch gar noch alles!

Nickel. Noch viel mehr als das weiß ich noch. Ich weiß noch, wie du mit des Rudis Vater gedrölt**) —

*) Man begrub im vorigen Sommer Arners Großvater — Sein Vater war viele Jahre vorher in einem Treffen in Preußiſchen Dienſten geſtorben —

**) Drölen heißt in der Schweiz muthwillig rechten, prügeln.

und wie ich dich da neben dem Hundſtall unter den Strohburden auf dem Bauch liegend vor des Rudis Fenſtern antraf. Sein Anwald war eben bey ihm; bis um zwey Uhr am Morgen horchteſt du auf deinem Bauche, was in der Stube geredt wurde. Ich hatte eben die Nachtwache — und eine ganze Woche war mir der Wein frey bey dir, daß ich ſchwiege.

Vogt. Du biſt ein Ketzer; daß du das ſagſt, es iſt kein Wort wahr, und du würdeſt ſchön ſtehen, wenn du's beweiſen müßteſt.

Nickel. Vom beweiſen iſt jetzt nicht die Rede, aber ob's wahr ſey, weißt du wohl.

Vogt. Es iſt gut, daß du's einſteckſt*) —

Nickel. Der Teufel gab dir das in Sinn, unter dem Stroh in tiefer Nacht zu horchen; du hörteſt alle Worte, und hatteſt da gut mit dem Schreiber deine eigne Ausſage zu verdrehen.

Vogt. Was du auch redeſt?

Nickel. Was ich auch rede? Hätte der Schreiber nichts vor der Audienz deine Ausſage verändert, ſo hätte der Rudi ſeine Matte noch, und der Wüſt und der Kaibacker hätten den ſchönen Eyd nicht thun müſſen.

Vogt. Ja — du verſtehſt den Handel wie der Schulmeiſter Hebräiſch.

Nickel. Wenn ich ihn nicht verſtünde, ich hätte ihn von dir gelernt. Mehr als zwanzigmal lachteſt du mir ob deinem gehorſamen Diener, dem Herrn Schreiber.

---

*) zurückſtimmſt. —

Vogt. Ja! das wohl; aber das, was du ſagſt, that er doch nicht. Sonſt iſt's wahr, er war ein ſchlauer Teufel. Tröſt Gott ſeine Seele — es wird nun zehn Jahr auf Michaelis, ſeitdem er unter dem Boden iſt.

Nickel. Seitdem er hinabgefahren iſt zur Hölle — wollteſt du ſagen.

Vogt. Das iſt nicht recht. Von den Todten unter dem Boden muß man nichts Böſes ſagen.

Nickel. Du haſt recht — ſonſt würde ich erzählen, wie er bey Röppis Kindern geſchrieben hat.

Vogt. Er wird dir auf dem Todbett gebeichtet haben! daß du alles ſo wohl weißt.

Nickel. Einmal weiß ich's.

Vogt. Das beſte iſt, daß ich den Handel gewonnen habe, wenn du wüßteſt, daß ich den Handel verloren hätte, dann wär's mir leid.

Nickel. Nein! ich weiß wohl, daß du den Handel gewonnen haſt; aber auch wie!

Vogt. Vielleicht, vielleicht nicht.

Nickel. Behüte Gott alle Menſchen, die arm ſind, vor der Feder.

Vogt. Du haſt recht. Es ſollten nur Ehrenleute und wohlhabende Männer ſchreiben dürfen, vor Audienz. Das wär gewiß gut; aber es wäre noch mehr gut, Nickel! Was machen? man muß eben mit allem zufrieden ſeyn, wie es iſt.

Nickel. Vogt! dein weiſer Spruch da mahnt mich an eine Fabel, die ich von einem Pilgrim hörte. Es war einer aus dem Elſaß. Er erzählte vor einem ganzen Tiſch

Leute: Es habe ein Einsiedler in einem Fabelbuch die ganze Welt abgemahlt, und er könne das Buch fast auswendig. Da baten wir ihn, er solle uns auch eine von diesen Fabeln erzählen, und da erzählte er uns eben die, an die du mich mahnest.

Vogt. Nun, was ist sie denn, du Plauderer? —

Nickel. Sie heißt — ich kann sie zum Glück noch. —

„Es klagte und jammerte das Schaf, daß der Wolf, „der Fuchs, der Hund und der Metzger es so schrecklich „quälten — Ein Fuchs, der eben vor dem Stall stund, „hörte die Klage — und sagte zum Schaf: Man muß „immer zufrieden seyn mit der weisen Ordnung, die in der „Welt ist — wenn es anders wäre — so würde es gewiß „noch schlimmer seyn."

„Das läßt sich hören, antwortete das Schaf, wenn „der Stall zu ist — aber wenn er offen wäre — so würde „es denn doch auch keine Wahrheit für mich seyn."

„Es ist freylich gut, daß Wölfe, Füchse und Raub„thiere da seyn — aber es ist auch gut, daß man die „Schafställe ordentlich zumache — und daß die guten „schwachen Thiere gute Hirten und Schutzhunde haben ge„gen die Raubthiere."

„Behüte mir Gott meine Hütte, setzte der Pilger hin„zu. Es giebt eben allenthalben viel Raubthiere und we„nig gute Hirten*) — Heiliger Gott! du weissest, war„um es so ist; wir müssen schweigen. Seine Kameraden

*) Das geschehe nicht unter der gegenwärtigen Regierung Ludwigs des XVI.

ſetzten hinzu: Ja wir müſſen wohl ſchweigen — und denn — „heilige Mutter Gottes! bitte für uns jetzt und in der „Stunde unſers Abſterbens, Amen.“

Es rührte uns alle, wie die Pilger ſo betheten, ſonſt weiß man wohl, das „heilige Mutter Gottes bitt für uns“ rührt uns Reformirte nicht viel, aber jetzt rührte es uns innig.

Vogt. Ich glaubs wohl.

Nickel. Es nimmt mich Wunder, daß du's glaubſt.

Vogt. Warum das nicht? Eine innige Schafdarmherzigkeit muß freylich auch Schafköpfe und Schafherzen innig rühren. Aber mir kommt bey dieſer Schafdarmherzigkeit doch auch noch etwas anders in Sinn.

Nickel. Und was denn?

Vogt. Bey dieſer herzlichen Schafmeynung müßten denn freylich alle Thiere, die gern Fleiſch freſſen, Hunger crepiren.

Nickel. Das wäre eben nicht Schad.

Vogt. Weißt du das ſo gewiß?

Nickel. Nein. Ich bin ein Narr — ſie müßten nicht Hunger crepiren; ſie würden noch immer Aaſe und Gewild finden, und das gehört ihnen, und nicht zahmes Vieh — das mit Mühe und Koſten erzogen und gehütet werden muß.

Vogt. So lieſſeſt du ſie doch auch nicht ganz Hunger crepiren, das iſt noch viel für einen Freund der zahmen Thiere. Aber es friert mich; komm in die Stube.

Nickel. Ich kann nicht; ich muß weiters.

Vogt. Nun ſo behüt euch Gott, Nachbarn! Auf wiederſehen. — (Er geht ab.)

Rubel und Nickel ſtehen noch eine Weile, und Rubel ſagt zum Nickel: Du haſt ihm Geſalzenes aufgeſtellt.

Nickel. Ich wollte, es wäre noch dazu gepfeffert geweſen, daß es ihn bis Morgens auf der Zunge brennte.

Rubel. Du würdeſt vor acht Tagen nicht ſo mit ihm geredt haben.

Nickel. Und er würde vor acht Tagen nicht alſo geantwortet haben. —

Rubel. Das iſt auch wahr. Er iſt zahm geworden wie mein Hund, als er das erſtemal das Nasband trug.

Nickel. Wenn die Maas voll iſt, ſo überläuft ſie — das war noch immer bey einem jeden wahr, und wird es auch beym Vogt werden. —

Rubel. Behüte Gott einen vor Aemtern; ich möchte nicht Vogt ſeyn mit ſeinen zwey Höfen. —

Nickel. Aber wenn dir jemand einen halben anböte und den Vogtsdienſt dazu, was würdeſt du machen?

Rubel. Du Narr! —

Nickel. Du Geſcheider! was würdeſt du machen? Gelt, du würdeſt dem, der dir ihn anböte, geſchwind einſchlagen, das Tuch mit den zwo Farben um dich wickeln, und denn Vogt ſeyn. —

Rubel. Meynſt du's ſo? —

Nickel. Ja ich meyn's ſo. —

Rubel. Wir ſchwätzen die Zeit weg — B'hüte Gott, Nickel. —

Nickel. B'hüte Gott, Rubel. —

## §. 7.

## Er fängt eine Vogtsarbeit an.

Da der Vogt jetzt in die Scheerſtube kam — grüßte er den Scheerer und die Frau und die Nachbarn — ohne Huſten und ehe er ſich ſetzte. Sonſt huſtete und räuſperte er ſich allemal vorher, und warf ſein Gott grüß euch erſt dar, wenn er ausgeſpien und ſich geſetzt hatte.

Die Bauern antworteten mit Lächeln, und ſetzten ihre Kappen viel ſchneller wieder auf den Kopf, als ſie ſonſt thaten, wenn der Herr Untervogt ſie gegrüßt hatte. Er aber fing alſobald das Geſpräch an.

Immer gute Loſung *), Meiſter Scheerer! ſagt er; und ſo viel Arbeit, daß mich wundert, wie ihr das alles nur ſo mit zwo Händen machen könnt.

Der Scheerer war ſonſt ein ſtiller Mann, der auf ſolche Worte nicht gern antwortete. Aber der Vogt hatte ihn jetzt etliche Monate hinter einander und das allemal am Sonntag am Morgen zwiſchen der Predigt mit ſolchen Stichelreden verdrüßlich gemacht; und wie's denn geht, er wollte einmal jetzt auch antworten, und ſagte:

Herr Untervogt! Es ſollte euch nicht wundern, wie man mit zwo Händen viel arbeiten und doch wenig verdienen könne. Aber wie man mit beyden Händen nichts thun, und dabey viel Geld verdienen könne: das ſollte euch wundern.

*) Guter Verdienſt.

Vogt. Ja, das iſt wahr, Scheerer! Du ſollteſt es auch probiren. Die Kunſt iſt — Man legt die Hände auf eine Art und Gattung zuſammen, wie's recht iſt — Denn regnet es Geld zum Dach hinein. —

Der Scheerer wagte noch eins und ſagte: Nein, Vogt, man wickelt ſie wohl unter den zweyfarbigen Mantel, und ſagt die drey Worte: Es iſt ſo, bey meinem Eyd, es iſt ſo — und bey gutem Anlaß ſtreckt man kräftig drey Finger hinauf, zween hinab — abrakadabra — und die Säcke ſtrotzen von Geld. —

Das machte den Vogt toll, und er antwortete: Du könnteſt zaubern, Scheerer! Aber das iſt nicht anders. Leute von deinem Handwerk müſſen nothwendig auch Zauber- und Henkerskünſte verſtehen.

Das war jetzt freylich dem guten Scheerer zu rund, und es hat ihn übel gereuet, daß er ſich mit dem Vogt eingelaſſen. Er ſchwieg auch, ließ den andern reden, und ſeifte mausſtill den Mann ein, der ihm ſaß.

Der Vogt aber fuhr tüchtig fort, und ſagte: Der Scheerer iſt ein ausgemachter Herr! er darf unſer einem wohl nicht antworten. Er trägt ja Spitzhaſen — Stadtſchuhe — und am Sonntag Manſchetten. Er hat Hände ſo zart, wie ein Junker — und Waden, wie ein Stadtſchreiber.

Die Bauern liebten den Scheerer, hatten das auch ſchon gehört — und lachten nicht über des Vogts Witz.

Nur der junge Gallj, der eben ſaß, mußte über die Stadtſchreiberwaden lachen; denn er kam eben aus der Kanzley, wo der Spaß mit den Waden juſt eintraf. Aber

der Scheerer, dem er ſich unter dem Meſſer bewegte, ſchnitt ihn in die obere Lippe.

Das machte die Bauern unwillig, daß alle die Köpfe ſchüttelten.

Und der alte Ulj nahm die Tabakspfeife aus dem Munde, und ſagte:

Vogt! es iſt gar nicht recht, daß du da dem Scheerer Moleſt macheſt.

Und da die andern ſahen, daß der alte Ulj ſich nicht ſcheute, und das laut ſagte, murreten ſie auch lauter, und ſagten:

Der Gallj blutet! Ja wir könnten ſo dem Scheerer nicht anſitzen.

Es iſt mir leid, ſagte der Vogt, ich will den Schaden wieder gut machen.

Bub! hol drey Flaſchen Wein vom guten, der heilt Wunden, ohne daß man ihn warm macht.

Sobald der Vogt vom Wein redete, verlor ſich das ernſte Murren der Bauern. Einige trauten zwar nicht, daß es Ernſt gelte.

Aber Lenk, der in einer Ecke ſaß, löste ihnen das Räthſel auf, und ſagte:

Des Vogts Wein hat geſtern auf dem Kirchhof ſo abgeſchlagen.

Der Vogt aber nahm jetzt ſeinen Seckel voll Tabak, und legte ihn auf den Tiſch.

Und Chriſtian, der Ständliſänger*), foderte ihm zuerſt eine Pfeife voll ab.

*) Bänkelſänger.

Er gab ſie. Da ſtunden immer mehrere herbey, und die Stube ward bald voll Rauch vom Stinktabak. Der Vogt aber rauchte vom beſſern.

Indeſſen waren der Scheerer und die Nachbarn immer noch ſtill, und machten gar nicht viel Weſens. Das ſchien dem Meiſter Urias nicht gut. Er ging die Stube hinauf und hinunter, und drehete den Zeigfinger über die Naſe, wie er es immer macht, wenn ihm ſein Krummes nicht grad gehen will.

Es iſt verteufelt kalt in der Stube, ſo in der Kälte richt ich nichts aus, ſagt er zu ſich ſelber, geht aus der Stube, giebt der Magd einen Kreuzer, daß ſie ſtärker einheize; und es ward bald warm in der Stube. —

## §. 8.

## Wenn man die Räder ſchmiert, ſo geht der Wagen.

Indeſſen kömmt der geſchwefelte Wein. Gläſer, Gläſer her, Meiſter Scheerer, ruft der Vogt. Und Frau und Junge bringen bald Gläſer genug.

Die Nachbarn nähern ſich ſämtlich den Weinkrügen, und der Vogt ſchenkt ihnen ein.

Jetzt ſind der alte Uli und alle Nachbarn wieder zufrieden.

Und des jungen Gaſſis Wunde iſt ja nicht der Rede werth. Wäre der Narr nur ſtill geſeſſen, ſo würd' ihn der Scheerer nicht geſchnitten haben.

Nach und nach geht jetzt einem jeden das Maul auf, und lautes Saufgewühl erhebt sich.

Alles lobt wieder den Vogt, und der Mäurer Lienhard ist jetzt am vordern Tisch ein Schlingel, und am andern ein Bettler.

Da erzählte der eine, wie er sich alle Tage voll soff, und jetzt den Heiligen mache, und der andere, wie er wohl merke, warum die schöne Gertrud, und nicht der Mäurer, zum jungen Herrn ins Schloß gegangen sey; und wieder ein anderer, wie ihm diese Nacht von der Nase geträumt habe, die der Vogt dem Mäurer nach Verdienen bald drehen werde.

Wie ein garstiger Vogel den Schnabel in Sumpf steckt, und sich vom fäulenden Koth nährt, so labete Hummel bey dem Gerede der Nachbarn sein arges Herz.

Doch mischt' er sich sehr bedachtsam und ernsthaft in das verworrene Gewühl dieser Säufer und Schwätzer.

Nachbar Richter! sagt er, und reicht ihm das Glas dar, das er annimmt: Ihr waret ja selber bey der letzten Rechnung, und noch ein beeydigter Mann. Ihr wisset, daß mir damals der Mäurer dreyßig Gulden schuldig geblieben ist. Nun ist's schon ein halbes Jahr; und er hat mir noch keinen Heller bezahlt. — Ich hab ihm auch das Geld nicht einmal gefodert, und ihm kein böses Wort gegeben, und doch kann es leicht kommen, ich verliere die Schuld bis auf den letzten Heller.

Das versteht sich, schwuren die Bauern. Du wirst keinen Heller mehr von deinem Geld sehen, und schenkten sich ein.

Der Vogt aber nahm aus seinem Sackkalender die Handschrift des Mäurers, legte sie auf den Tisch, und sagte: Da könnet ihr sehen, ob's wahr ist.

Die Bauern beguckten die Handschrift, als ob sie lesen könnten, und sprachen: Das ist ein Schurke, der Mäurer.

Und Christen, der Ständlisänger, der bis jetzt viel und stillschweigend hinunter geschluckt hatte, wischt mit dem Rockärmel das Maul ab, steht auf, hebt sein Glas in die Höhe, und ruft:

Es lebe der Herr Untervogt! und alle Calfacker*) müssen verrecken, so ruft er, trinkt aus, hebt das Glas wieder dem dar, der einschenkt, trinkt wieder aus, und singt:

„Der, der dem andern Gruben gräbt,
„Der, der dem andern Stricke legt,
„Und wär er wie der Teufel fein,
„Und wär er noch so hoch am Brett,
„Er fällt wie man zu sagen pflegt —
„Am Ende selbst in Dr. , hinein —
„In Dr. , hinein —
„Juhe,
„Mäurer!
„Juhe! —

## §. 9.

## Von den Rechten im Lande.

Nicht so lärmend, Christen! sagte der Vogt; das nützt nichts. Es wäre mir leid, wenn dem Mäurer ein Unglück

*) Ausschwätzer, Verläumder.

begegnete. Ich verzeih es ihm gern, er hat's aus Armuth gethan. Aber das iſt ſchlimm, daß keine Rechte mehr im Lande ſicher ſind.

Die Nachbarn horchten ſteif, als er von den Rechten im Land redte. Etliche ſtellten ſogar die Gläſer beyſeits, da ſie von den Rechten im Land hörten, und horchten.

Ich bin ein alter Mann, Nachbarn! und mir kann nicht viel dran liegen. Ich habe keine Kinder, und mit mir iſt's aus. Aber ihr habt Jungens — Nachbarn! Euch muß an euern Rechten viel gelegen ſeyn.

Ja. Unſere Rechte, rieſen die Bauern. Ihr ſeyd unſer Vogt. Vergebt kein Haar von unſern Rechten.

Vogt. Ja, Nachbarn! Es iſt mit dem Wirthsrecht eine Gemeindsſache, und ein theures Recht um das Wirthsrecht; wir müſſen uns wehren.

Etliche wenige Bauern ſchüttelten die Köpfe, und ſagten einander leiſe ins Ohr:

Er hat der Gemeind nie nichts nachgefragt. Jetzt will er die Gemeind in den Koth hinein ziehen, in dem er ſteckt.

Aber die mehrern lärmten immer ſtärker, ſtürmten und ſchwuren und fluchten, daß ihnen grad übermorgen Gemeind ſeyn müſſe.

Die Verſtändigern ſchwiegen, und ſagten nur ganz ſtill unter einander: wir wollen denn ſehen, wenn ihnen der Wein aus dem Kopf ſeyn wird.

Indeſſen trank der Vogt bedächtlich immer von ſeinem geſottenen Waſſer, und fuhr fort, die erhitzten Nachbarn wegen ihren Landesrechten in Sorgen zu ſetzen.

## §. 10.

**Des Scheerers Hund ſäuft zur Unzeit Waſſer, und verderbt dem Herrn Untervogt ein Spiel, das recht gut ſtund.**

---

Die meiſten waren ſchon tüchtig beſoffen. Chriſten, der Ständliſänger, der neben dem Vogt ſaß, am ſtärkſten. Dieſer ſchrie einsmals: Laßt mich hervor. Der Vogt und die Nachbarn ſtunden auf, und machten ihm Platz. Aber er ſchwankte über den Tiſch und ſtieß des Vogts Waſſerkrug um. Erſchrocken wiſcht dieſer, ſo geſchwind er kann, das verſchüttete Waſſer vom Tiſch ab, damit Niemand das Verſchüttete auffaſſe, und den Betrug merke. Aber des Scheerers Hund unterm Tiſche war durſtig, lappete das verſchüttete Waſſer vom Boden, und unglücklicher Weiſe ſah es ein Nachbar, der wehmüthig nach dem guten Wein unter den Tiſch guckte, daß Hektor ihn aufleckte. Er rief dem Vogt: Wunder und Zeichen, Vogt! ſeit wenn ſaufen die Hunde Wein?

Du Narr! ſeit langem, antwortet der Vogt, und winkt ihm mit der Hand und mit dem Kopfe, und ſtößt ihn mit den Füßen unterm Tiſch, daß er doch ſchweige. Auch dem Hunde giebt er einen Stoß, daß er anderswo hingehe; aber der verſtund den Befehl nicht, denn er gehörte dem Scheerer: er gab Laut, murrte, und leckte denn ferner das verſchüttete Waſſer vom Boden. Der Herr Untervogt aber erblaßte über dieſem Saufen des Hunds; denn es guckten immer

mer mehrere Nachbarn unter den Tiſch. Man ſtieß bald in allen Ecken die Köpfe zuſammen, und zeigte auf den Hund. Des Scheerers Frau nahm jetzt ſogar die Scherben des zerbrochenen Kruges vom Boden auf an die Naſe; und da ſie nach Waſſer rochen, ſchüttelte ſie mächtig den Kopf, und ſagte laut:

„Das iſt nicht ſchön!“

Nach und nach murmelten die Bauern an allen Ecken: Dahinter ſteckt was.

Und der Scheerer ſagte dem Vogt unter die Naſe: Vogt! dein ſchöner Wein iſt geſottenes Waſſer.

Iſt das wahr? riefen die Bauern. Was Teufels iſt das, Vogt! warum ſaufeſt du Waſſer? —

Betroffen antwortete der Vogt: Es iſt mir nicht recht wohl; ich muß mich ſchonen.

Aber die Bauern glaubten der Antwort nicht — und links und rechts murmelte je länger je mehr alles: Es geht hier nicht recht zu.

Ueber das klagten jetzt noch einige, es ſchwindle ihnen vom Wein, den ſie getrunken hätten; und dieß ſollte von ſo wenigem nicht ſeyn.

Die zween Vornehmſten aber, die da waren, ſtunden auf, gaben dem Scheerer den Lohn, ſprachen: Behüte Gott, Nachbarn, und gingen gegen die Stubenthüre.

So einsmals, ihr Herren, warum ſo einsmals aus der Geſellſchaft? rief ihnen der Vogt.

Wir haben ſonſt zu thun, antworteten die Männer, und gingen fort.

Der Scheerer begleitete sie außer die Stube, und sagte zu ihnen: Ich wollte lieber, der Vogt wäre gegangen. Das ist kein Stücklein, bey dem er's gut meynt, weder mit dem Wein, noch mit dem Wasser.

Wir glauben's auch nicht; sonst würden wir noch da sitzen, antworteten die Männer.

Scheerer. Und dieses Saufgewühl kann ich nicht leiden —

Die Männer. Du hast auch keine Ursache — Und du könntest noch in Ungelegenheit kommen. Wenn ich dich wäre, setzte der Aeltere hinzu, ich bräche selber ab.

Ich darf nicht wohl, antwortete der Scheerer.

Es ist nicht mehr die alte Zeit, und du bist doch in deiner Stube etwa noch Meister, sagten die Männer.

Ich will euch folgen, sagte der Scheerer, und ging wieder in die Stube.

Wo fehlt's diesen Herren, Scheerer? daß sie so plötzlich aufbrechen, fragte der Vogt.

Und der Scheerer antwortete: Es ist mir eben wie ihnen; so ein Gewühl ist nicht artig, und mein Haus ist gar nicht dafür.

Vogt. A ha — ist das die Meynung.

Scheerer. Ja wahrlich, Herr Untervogt! ich habe gern eine ruhige Stube.

Dieser Streit aber gefiel den Ehrengästen nicht wohl.

Wir wollen stiller seyn, sagte der Eine.

Wir wollen recht thun, sagte der Andere.

Immer gut Freund seyn ist Meister, ein Dritter.

Vogt! noch einen Krug — sagte Christen —

Ha, Nachbarn! ich hab auch eine Stube; wir können den Herrn Scheerer gar wohl in Ruhe laſſen, ſagte der Vogt.

Das wird mir lieb ſeyn, antwortete der Scheerer.

Aber die Gemeindſache iſt vergeſſen, und das theure Wirthsrecht, Nachbarn! ſagte noch durſtig Aebi der ältere.

Mir nach, wer nicht falſch iſt, rief drohend der Vogt, murrete Donner und Wetter, blickte wild umher, ſagte zu Niemand behüte Gott, und ſchlug die Thüre hinter ſich zu, daß die Stube zitterte —

Das iſt unverſchämt, ſagte der Scheerer.

Ja es iſt unverſchämt, ſagten viele Bauern.

Das iſt nicht richtig, ſagte der jüngere Meyer, ich einmal gehe nicht ins Vogts Haus —

Ich auch nicht, antwortete Laupi —

Nein, der Teufel, ich auch nicht, ich denke an geſtern Morgen, ſagte der Renold. Ich ſtund zunächſt bey ihm und bey Arner, und ich ſah wohl, wie es gemeynt war.

Die Nachbarn ſahn ſich einer den andern an, was ſie thun wollten; aber die meiſten ſetzten ſich wieder und blieben.

Nur Aebi und Chriſten und noch ein paar Lumpen nahmen des Vogts leere Flaſchen vom Tiſche unter den Arm und gingen ihm nach.

Dieſer aber ſah jetzt aus ſeinem Fenſter nach der Gaſſe, die ins Scheerers Haus führte, und als ihm lange Niemand nachkam, ward er über ſich ſelber zornig.

Daß ich ein Ochs bin, ein lahmer Ochs. Es iſt bald Mittag, und ich habe nichts ausgerichtet. Der Wein iſt geſoffen, und jetzt lachen ſie mich noch aus. Ich habe mit ihnen geplaperet, wie ein Kind, das noch ſäugt, und mich herabgelaſſen wie einer ihres gleichen. Ja, wenn ich's mit dieſen Hundekerls im Ernſt gut meynte; wenn das, was der Gemeinde nützlich iſt, auch mir lieb und recht wäre, oder wenn ich mich zuletzt nur äuſſerlich mehr geſtellt hätte, als ob ich's gut mit ihr meyne, dann wäre es angegangen. So eine Gemeinde tanzt im Augenblick nach eines Geſcheiden Pfeife, wenn ſie denkt, daß man es gut meyne. Aber die Zeiten waren gar zu gut für mich. Unter dem Alten fragte ich der Gemeinde oder einem Geißbocke ungefähr gleich viel nach. So lang ich Vogt bin, war's meine Luſt und meine Freude, ſie immer nur zu narren, zu beſchimpfen und zu meiſtern, und eigentlich hab ich gut im Sinn, es noch ferner zu thun. Aber darum muß und ſoll ich ſie auch tüchtig drey Schritt vom Leibe halten; das Händedrücken, das Herablaſſen, das mit Jedermann Rath halten und freundlich thun, wie ein alter Leute Schwager, geht nicht mehr an, wenn man einen zu wohl kennt. Unſer einer muß ſtill und allein für ſich handeln, nur die Leute brauchen, die er kennt, und die Gemeind Gemeinde ſeyn laſſen. Ein Hirt berathet ſich nicht mit den Ochſen; und doch war ich heut Narrs genug und wollte es thun.

Indeſſen kamen die Männer mit den leeren Flaſchen.

Seyd ihr allein — wollten die Hunde nicht mit? frug der Vogt —

Nein, kein Menſch, antwortete Aebj.

Vogt. Daran liegt viel.

Chriſten. Ja, recht viel, ich denk's auch.

Vogt. Doch möcht ich gern wiſſen, was ſie jetzt mit einander ſchwatzen und rathen. Chriſten, geh und ſuche noch mehr Flaſchen.

Chriſten. Es ſind keine mehr da.

Vogt. Du Narr, das iſt gleich viel. Geh nur und ſuche. Wenn du nichts find'ſt, ſo laß dich ſcheeren oder laß zur Ader, und wart und horch auf alles, was ſie erzählen: überbringſt du mir vieles, ſo ſauf ich mit dir bis an den Morgen.

Und du Löli, du mußt zu des Maurers älterm Geſellen — dem Joſeph, gehen; aber ſieh, daß dich Niemand merkt. Du mußt ihm ſagen, daß er zu mir komme, in der Mittagsſtunde.

Noch ein Glas Wein auf den Weg. Mich durſtet — ſagt Löli — ich will dann laufen wie ein Jagdhund, und im Blitz wieder da ſeyn.

Gut, ſagte der Vogt, und gab ihnen noch eins auf den Weg.

Da gingen dieſe, und die Vögtin ſtellte den zween andern auch Wein dar zum trinken.

## §. 11.

## Wohl überlegte Schelmenprojekte.

Der Vogt aber ging ſtaunend in ſeine Nebenſtube, und rathſchlagte mit ſich ſelber, wenn Joſeph kommen werde,

wie er's anstellen wolle. Falsch ist er, darauf kann ich zählen; und schlau wie der Teufel. Es stehen viele Thaler, die er versoffen, auf seines Meisters Rechnung — aber mein Begehren ist rund. Er wird sich fürchten, und mir nicht trauen. * * * Es läutet schon Mittag. Ich will ihm bis zehn Thaler bieten, innert drey Wochen fällt der ganze Bestich *) vom Thurm herunter, wenn er thut, was ich will. Zehn Thaler sollen mich nicht reuen, sagte der Vogt — und da er so mit sich selber redet, kommt Löli und hinter ihm Joseph — sie kamen nicht mit einander, damit man desto weniger Verdacht schöpfe.

Gott grüß dich, Joseph; weiß dein Meister nicht, daß du hier bist?

Joseph antwortete: Er ist noch im Schloß, aber er wird auf den Mittag wieder kommen, wenn ich nur um ein Uhr wieder auf der Arbeit bin, so wird er nichts merken.

Gut — Ich habe mit dir zu reden, Joseph! Wir müssen allein seyn, sagte der Vogt, führt ihn in die hintere Stube, schloß die Thüre zu, und stieß den einen Riegel.

Es stund Schweinefleisch, Würste, Wein und Brod auf dem Tische. Der Vogt nahm zween Stühle, stellte sie zum Tisch, und sagte zu Joseph:

Du versäumest dein Mittagessen, halt's mit und setze dich.

---

*) Das äußere Pflaster der Mauer.

Das läßt ſich thun, antwortete Joſeph, ſetzte ſich hin, und fragte den Vogt: Herr Vogt! ſag er, was will er, ich bin zu ſeinen Dienſten!

Der Vogt antwortete: Auf dein gut Wohlſeyn, Joſeph! trink eins; und denn wiederum: verſuch dieſe Würſte, ſie ſollen gut ſeyn. Warum greifſt du nicht zu? Du haſt ja ſonſt theure Zeit genug bey deinem Meiſter.

Joſeph. Das wohl — Aber es wird doch jetzt beſſer kommen, wenn er Schloßarbeit kriegt.

Vogt. Du biſt ein Narr, Joſeph! Du ſollteſt dir wohl einbilden, wie lange das gehen möchte. Ich wollt's ihm gerne gönnen; aber er iſt nicht der Mann zu ſo etwas. Er hat auch noch nie ein Hauptgebäude gehabt; aber er verläßt ſich auf dich, Joſeph.

Joſeph. Das kann ſeyn — Es iſt ſo was.

Vogt. Ich hab' es mir wohl eingebildet, und darum mit dir reden wollen. Du könnteſt mir einen großen Gefallen thun.

Joſeph. Ich bin zur Aufwart, Herr Untervogt! Auf ſein gut Wohlſeyn. (Er trinkt.)

Es ſoll dir gelten, Mäurer! ſagt der Vogt, und legt ihm wieder Würſte vor, und fährt fort: Es wäre mir lieb, daß das Fundament der Kirchmauer von gehauenen Steinen aus dem Schwendibruch geſetzt würde.

Joſeph. Potz Blitz, Herr Vogt! das geht nicht an; er verſteht das jezunder nicht. Dieſer Stein iſt hierzu nicht gut, und zum Fundament taugt er gar nicht.

Vogt. O der Stein iſt nicht ſo ſchlimm; ich habe ihn ſchon gar zu viel brauchen geſehen. Er iſt, bey Gott!

gut, Joseph! Und mir geschähe ein großer Gefallen, wenn diese Steingrube wieder eröffnet würde.

Joseph. Vogt! es geht nicht an.

Vogt. Ich will dankbar seyn für den Dienst, Joseph!

Joseph. Die Mauer ist innert sechs Jahren faul, wenn sie aus diesem Stein gemacht wird.

Vogt. Ach, ich mag von diesem nichts hören; das sind Narretheyen.

Joseph. Bey Gott, es ist wahr. Es sind am Fundamente zwo Miststätte und ein ewiger Ablauf von Ställen. Der Stein wird abfaulen wie ein tannenes Bret.

Vogt. Und denn zuletzt, was fragst du darnach, ob die Mauer in zehn Jahren noch gut ist. Du wirst fürchten, der Schloßherr vermöge alsdann keine neue mehr. Thust du, was ich sage, so hast du ein großes, recht großes Trinkgeld zu erwarten.

Joseph. Das ist wohl gut; aber wenn der Junker es selber merkte, daß der Stein nichts nütze ist?

Vogt. Wie sollte er das verstehen? davon ist keine Rede.

Joseph. Er weiß in gewissen Sachen viel mehr, als man glauben sollte; du kennst ihn aber besser als ich.

Vogt. Ach! das versteht er nicht.

Joseph. Ich glaub's zuletzt selbst nicht. Der Stein ist dem Ansehen nach sehr schön, und zu anderer Arbeit vortrefflich gut.

Vogt. Gieb mir deine Hand darauf, daß der Meister die Steine aus diesem Bruche nehmen muß. Thut er's, so kriegst du fünf Thaler Trinkgeld.

Joseph. Das ist viel, wenn ich's nur schon hätte.

Vogt. Es ist mir, bey Gott! Ernst. Ich zahle ihm fünf Thaler, wenn er's thut.

Joseph. Nun, da hat er mein Wort, Herr Vogt. (Er streckt ihm die Hand dar, und versprichts in die Hand.) Es soll so seyn, Herr Vogt! Wie geredt; was scheer ich mich um den Herrn im Schloß.

Vogt. Noch ein Wort, Joseph. Ich habe ein Säckchen voll Zeugs von einem Herrn aus der Apotheke. Es soll gut seyn, daß der Bestich an den Mauern halte, wie Eisen, wenn man's unter den Kalch mischt. Aber wie es ist mit diesen Spitzhöslerkünsten.*) Man darf ihnen eben nicht ganz trauen. Ich möchte es lieber an einem fremden Bau, als an meinem eigenen versuchen.

Joseph. Das kann ich schon. Ich will's an eines Nachbarn Ecke probiren.

Vogt. Das an einem Ecke probiren, so im Kleinen, ist nie nichts nütze. Man irret sich dabey, wenn's geräth, und wenn's fehlt. Man darf nie trauen, und ist nie sicher, wie's denn im Großen kömmt. Ich möchte es am ganzen Kirchthurm probiren, Joseph! ist das nicht möglich?

---

*) Spitzhösler sagen die Schweizerbauern den Herren, weil sie nicht so große weite Hosen tragen wie sie. —

Joſeph. Braucht's viel ſolcher Waare unter den Kalch?

Vogt. Ich glaub auf ein Fäßlein nur ein Paar Pfunde.

Joſeph. Dann iſt's gar leicht.

Vogt. Willſt du mir's thun?

Joſeph. Ja freylich.

Vogt. Und ſchweigen, wenn's fehlt?

Joſeph. Es kann nicht übel fehlen, und natürlich ſchweigt man.

Vogt. Du holeſt die Waare allemal bey mir ab, wenn du ſie brauchſt, und ein Glas Wein dazu.

Joſeph. Ich werde nicht ermangeln, Herr Untervogt! Aber ich muß fort. Es hat Ein Uhr geſchlagen. (Er nimmt das Glas.) Zur ſchuldigen Dankbarkeit, Herr Untervogt!

Vogt. Du haſt nichts zu danken. Wenn du Wort halteſt, ſo kriegſt du fünf Thaler.

Es ſoll nicht fehlen, Herr Untervogt! ſagt Joſeph, ſteht auf, ſtellt ſeinen Stuhl in eine Ecke, und ſagt dann: Es muß ſeyn, Herr Untervogt! ſchuldigen Dank; und trinkt jetzt das letzte.

Vogt. Nun, wenn es ſeyn muß, ſo behüt Gott, Joſeph! Es bleibt bey der Abrede.

Da ging Joſeph, und ſagte im Gehen zu ſich ſelber: das iſt ein ſonderbares Begehren mit den Steinen, und noch ſonderbarer mit der Waare in Kalch. Man probirt ſo etwas nicht am ganzen Kirchthurm. Aber einmal das

Trinkgeld ſoll mir jetzt nicht entwiſchen. Das meyn' ich, ſey richtig, ich mag's denn thun oder nicht.

Das iſt gut gegangen, recht gut, ſagte der Vogt zu ſich ſelber; beſſer als ich geglaubt habe, und noch um den halben Preis. Ich hätte ihm zehn Thaler verſprochen wie fünfe, wenn er den Handel verſtanden hätte. Wie's mich freut, daß der Handel in Ordnung iſt! Nein, nein! man muß den Muth nie fallen laſſen. Wär' nur auch die Mauer ſchon auſſer dem Boden! Geduld! am Montag brechen ſie ſchon Steine dazu. — O du guter Mäurer! Deine Frau hat dir ein böſes Freſſen gekocht, und du meynſt, du ſitzeſt eben auf dem Thron.

## §. 12.

## Haushaltungsfreuden.

Der Mäurer Lienhard, der am Morgen früh ins Schloß gegangen war, war nun auch wieder zurück und bey ſeiner Frau.

Dieſe hatte geeilt, ihre Samſtagsarbeit zu vollenden, ehe ihr Mann wieder zurück käme. Sie hatte die Kinder gekämmt, ihnen die Haare geflochten, ihre Kleider durchgeſehen, die kleine Stube gereiniget, und während der Arbeit ihren Lieben ein Lied gelehrt —

Das müßt ihr dem lieben Vater ſingen, ſagt ſie den Kindern, und die Kinder lernten gern, was den Vater freuen würde, wenn er heim käme.

Mitten in ihrer Arbeit, ohne Müh', ohne Verſäumniß, ohne Buch ſangen ſie es der Mutter nach, bis ſie es konnten.

Und da der Vater jetzt heim kam, grüßt ihn die Mutter, und ſang dann, und alle Kinder ſangen mit ihr:

Der du von dem Himmel biſt,
Kummer, Leid und Schmerzen ſtilleſt;
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt.

Ach! ich bin des Umtriebs müde,*)
Bangen Schmerzens, wilder Luſt?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Bruſt.

Eine Thräne ſchoß Lienhard ins Auge, da die Mutter und die Kinder alle ſo heiter und ruhig ihm entgegen ſangen.

Daß euch Gott ſegne, ihr Lieben! daß dich Gott ſegne, du Liebe! ſagt er mit inniger Bewegung zu ihnen.

Lieber! antwortete Gertrud; die Erde iſt ein Himmel, wenn man Friede ſucht, recht thut und wenig wünſcht.

Lienhard. Wenn ich eine Stunde dieſen Himmel des Lebens, den Frieden im Herzen genießen werde, ſo haſt du mir ihn gegeben. Bis in den Tod will ich dir danken, daß du mich retteteſt, und dieſe Kinder werden's dir dan-

*) Müde von Unruhen und Begierden, von Hoffnung und Sorgen, immer ohne feſte innere Zufriedenheit umher getrieben zu werden.

ken, wenn du einſt geſtorben ſeyn wirſt. O Kinder! thut doch immer recht, und folget eurer Mutter, ſo wird's euch wohl gehn.

Gertrud. Du biſt doch gar zärtlich heute.

Lienhard. Es iſt mir auch gut gegangen bey Arner.

Gertrud. Ach, Gott Lob, mein Lieber!

Lienhard. Das iſt doch auch ein Mann, der ſeines gleichen nicht hat. Frau! daß ich doch ſo ein Kind war, und nicht zu ihm gehen durfte.

Gertrud. Daß wir immer auch ſo hintennach klug werden, mein Lieber! Aber erzähle mir auch, wie es dir bey ihm gegangen iſt.

(Sie ſetzt ſich neben ihn hin, nimmt einen Strumpf zum Stricken in die Hand, und er ſagt hierauf zu ihr:)

## §. 13.

## Beweis, daß Gertrud ihrem Manne lieb war.

Wenn du dich ſo ſetzeſt, wie am Sonntag Abends zu deiner Bibel, ſo werde ich dir wohl viel erzählen müſſen.

Gertrud. Alles, alles, du Lieber! mußt du mir erzählen.

Lienhard. Ja, ich werde jetzt noch alles ſo wiſſen; aber, du Liebe, es iſt Samſtag, du haſt nicht ſo gar lang Zeit.

Gertrud lacht. Thu deine Augen auf.

Lienhard ſieht ſich um. Aha! Biſt du ſchon fertig?

Liſe (zwiſchen ein). Sie hat recht geeilt, Vater! Ich und Ennie, wir halfen ihr aufräumen. Iſt das nicht recht?

Wohl! Es iſt mehr als recht, antwortete der Vater.

Aber fang jetzt einmal an zu erzählen, ſagte Gertrud.

Und Lienhard: Arner frug mich ſogar meines Vaters Namen und die Gaſſe, wo ich wohne, und das Numero meines Hauſes.

Gertrud. O, du erzähleſt nicht recht, Lienhard! ich weiß, er hat nicht ſo angefangen.

Lienhard. Warum das nicht, du Schnabel! wie denn anders?

Gertrud. Du haſt ihn zuerſt gegrüßt, und er hat dann gedankt. Wie habt ihr das gemacht?

Lienhard. Du Herzlj! du haſt doch recht; ich habe nicht von vornen angefangen.

Gertrud. Gelt, Lienj!

Lienhard. Nun, er frug mich, ſobald er mich ſah, ob ich ihn nicht mehr fürchtete? Ich bückte mich ſo tief und ſo gut ich konnte, und ſagte: Verzeih er mir, gnädiger Herr! Er lachte, und ließ mir gleich einen Krug Wein vorſetzen.

Gertrud. Nun, das iſt doch wirklich ein ganz anderer Anfang. Warſt du fein bald fertig mit dem Krug? Ohne Zweifel.

Lienhard. Nein, Frau. Ich that ſo züchtig, wie eine Braut, und ich wollt ihn nicht anrühren; aber er verſtund's anders. Ich weiß wohl, daß du den Wein auch kennſt, ſchenk dir nur ein, ſagt er. Ich that ſachte, und

trank eins auf ſein Wohlſeyn; aber er ſah mich ſo ſteif an, daß mir das Glas am Munde zitterte.

Gertrud. Das gute Gewiſſen, Lienj! das kam dir eben jetzt in die Finger; aber du haſt dich doch wieder vom Schrecken erholt?

Lienhard. Ja, und das recht bald. Er war gar liebreich, und ſagte: Es iſt ganz natürlich, daß ein Mann, der ſtark arbeitet, gerne ein Glas Wein trinkt. Es iſt ihm auch wohl zu gönnen; aber das iſt ein Unglück, wenn einer, anſtatt ſich mit einem Glas Wein zu erquicken, beym Wein ein Narr wird, und nicht mehr an Weib und Kind denkt, und an ſeine alten Tage: Das iſt ein Unglück, Lienhard!

Frau! Es ging mir ein Stich ins Herz, als er das ſagte. Doch faßt ich mich und antwortete:

Ich wäre in ſo unglückliche Umſtände verwickelt geweſen, daß ich mir in Gottes Namen nicht mehr zu helfen gewußt hätte; und ich hätte, weiß Gott, in der Zeit kein Glas Wein mit einem freudigen Herzen getrunken.

Gertrud. Haſt du doch das herausbringen können?

Lienhard. Wenn er nicht ſo liebreich geweſen wäre, ich hätt' es gewiß nicht gekonnt.

Gertrud. Was ſagte er noch weiter?

Lienhard. Es ſey ein Unglück, daß die meiſten Armen in ihrer Noth mit Leuten anbinden, die ſie fliehen ſollten, wie die Peſt. Ich mußte einmal jetzt ſeufzen; ich glaube, er merkte es, denn er fuhr wie mitleidig fort:

Wenn man es den guten Leuten nur auch beybringen könnte, ehe ſie es mit ihrem Schaden lernen. Der Arme

iſt ſchon halb errettet, wenn er nur keinem Blutſauger unter die Klauen fällt. Bald hernach fing er wieder an und ſagte: es geht mir ans Herz, wenn ich denke, wie viel Arme ſich oft im abſcheulichſten Elend aufzehren, und nicht den Verſtand und das Herz haben, ihre Umſtände an einem Ort zu entdecken, wo man ihnen herzlich gerne helfen würde, wenn man nur auch recht wüßte, wie ſich die Sachen verhalten. Es iſt vor Gott nicht zu verantworten, wie du dich Jahr und Tag vom Vogt haſt herumſchleppen laſſen, und wie du Weib und Kind ſo in Unruhe und Gefahr ſetzen konnteſt, ohne auch nur ein einzig Mal mich um Rath und Hülfe zu bitten. Mäurer! denke nur auch, wenn deine Frau nicht mehr Herz und Verſtand gehabt hätte, als du, wo es am Ende mit deinen Sachen hinaus gelaufen wäre.

Gertrud. Das alles hat er geſagt, ehe er dem Hausnumero nachgefragt hat?

Lienhard. Du hörſt es ja wohl.

Gertrud. Du haſt mir's mit Fleiß nicht ſagen wollen; Du!

Lienhard. Es wäre, denk' ich wohl, das geſcheideſte geweſen. Du wirſt mir ſonſt noch gar zu ſtolz, daß du ſo viel Herz gehabt haſt.

Gertrud. Meinſt du's, Hausmeiſter? Ja, ja einmal auf dieſen Streich werd ich mir etwas einbilden, ſo lange ich leben werde, und ſo lang er uns wohl thun wird. Aber was ſagte Arner noch weiter?

Lienhard. Er nahm mich wegen dem Bau ins Examen. Es war gut, daß ich noch nicht alles vergeſſen hatte.

Ich

Ich mußte ihm alles beym Klafter ausrechnen — und die Fuhren von Kalch und Sand und Steinen auf's Pünktgen ausſpitzen.

Gertrud. Biſt du um keine Nulle verirrt im Rechnen.

Lienhard. Nein dasmal nicht, du Liebe.

Gertrud. Gott Lob!

Lienhard. Ja wohl Gott Lob.

Gertrud. Iſt jetzt alles in der Ordnung?

Lienhard. Ja, recht ſchön iſt's in der Ordnung. — Rathe, wie viel hat er mir vorgeſchoſſen? (Er klingelt mit den Thalern im Sack) und ſagt: gelt, es iſt lang, daß ich nicht ſo geklingelt habe?

Gertrud ſeufzt.

Lienhard. Seufze du jetzt nicht, du Liebe! wir wollen hauſen und ſparen, und wir werden jetzt gewiß nicht mehr in die alte Noth kommen.

Gertrud. Ja! Gott im Himmel hat uns geholfen.

Lienhard. Und noch mehr Leuten im Dorf mit uns. Denk! er hat zehn arme Hausväter, die gewiß alle ſehr in der Noth waren, zu Taglöhnern bey dieſem Bau angenommen, und er giebt jedem des Tages 25 Kreuzer. — Du Liebe! du hätteſt ſehen ſollen, mit was für Sorgfalt er die Leute ausgewählt hat.

Gertrud. O, ſag mir doch das recht!

Lienhard. Ja, wenn ich's jetzt noch ſo wüßte.

Gertrud. Beſinne dich ein wenig.

Lienhard. Nun denn: Er fragte allen armen Hausvätern nach, wie viele Kinder ſie hätten, wie groß ſie wären;

was für Verdienst und Hülfe sie hätten. Dann suchte er die Verdienstlosesten und die, welche am meisten unerzogene Kinder hatten, daraus, und sagte zweymal zu mir: Wenn du jemand kennst, der, wie du, im Drucke ist; so sag es mir. Ich nannte vor allen aus den Hübel Rudi, und der hat jetzt für ein Jahr gewiß Verdienst.

Gertrud. Es ist brav, daß du dem Rudi deine Erdäpfel nicht hast entgelten lassen.

Lienhard. Ich könnte keinem Armen nichts nachtragen, Frau! und diese Haushältung ist erschrecklich elend. Ich habe den Rudi erst vor ein paar Tagen wieder bey der Grube angetroffen; und ich that, als ob ich ihn nicht sehe. Es ging mir ans Herz; er sieht aus wie Theurung und Hunger, und wir hatten doch in Gottes Namen zuletzt noch immer zu essen.

Gertrud. Das ist wohl gut, du Lieber! aber stehlen hilft nicht im Elend; und der Arme, der's thut, kömmt dadurch nur gedoppelt in die Noth.

Lienhard. Freylich; aber beym nagenden Hunger Eßwaaren vor sich sehen, und wissen, wie viel davon in den Gruben verfaulen muß, und wie selber alles Vieh davon genug hat, und sie dann doch liegen lassen und sie nicht anrühren: O, Liebe! wie viel brauchts dazu!

Gertrud. Es ist gewiß schwer; aber gewiß muß der Arme es können, oder er ist unausweichlich höchst unglücklich.

Lienhard. O Liebe! wer würde in seinem Fall es thun? Wer will's von ihm fodern?

Gertrud. Gott! der's vom Armen fodert, giebt ihm Kraft es zu thun, und bildet ihn durch den Zwang, durch die Noth, und durch die vielen Leiden seiner Umstände, zu der großen Ueberwindung, zu der er aufgefodert ist. Glaube mir, Lienert! Gott hilft dem Armen so im Verborgenen, und giebt ihm Stärke und Verstand zu tragen, zu leiden und auszuhalten, was fast unglaublich scheint. Wenn's denn durchgestritten, wenn das gute Gewissen bewahrt ist, Lienert! denn ist ihm himmelwohl; viel besser als allen, die nicht Anlaß hatten, so viel zu überwinden.

Lienhard. Ich weiß es, Gertrud! an dir weiß ich's. Ich bin auch nicht blind. Ich sah es oft, wie du in der größesten Noth auf Gott trauteſt und zufrieden warst: aber wenig Menschen sind im Elend wie du, und viele sind, wie ich, bey dem Drang der Noth und des Elends sehr schwach; darum denke ich immer, man sollte mehr thun, um allen Armen Arbeit und Brod zu verschaffen. Ich glaube, sie würden denn alle auch besser seyn, als sie in der Verwirrung ihrer Noth und ihres vielen Jammers jetzo sind.

Gertrud. O Lieber! Das ist bey weitem nicht so; wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen seyn. Aber das ist nicht so; bey Reichen und bey Armen muß das Herz in Ordnung seyn, wenn sie glücklich seyn sollen. Und zu diesem Zweck kommen die weit mehrern Menschen eher durch Noth und Sorgen, als durch Ruhe und Freuden; Gott würde uns sonst wohl gerne lauter

Freude gönnen. Da aber die Menschen Glück und Ruhe und Freuden nur alsdann ertragen können, wenn ihr Herz zu vielen Ueberwindungen gebildet, standhaft, stark, geduldig und weise ist, so ist offenbar nothwendig, daß viel Elend und Noth in der Welt seyn muß; denn ohne das kömmt bey wenigen Menschen das Herz in Ordnung und zur innern Ruhe. Und wo das mangelt, so ists gleichviel, der Mensch mag Arbeit haben oder nicht; er mag Ueberfluß haben oder nicht. Der reiche alte Meyer hat, was er will, und steckt alle Tage im Wirthshause. Dabey aber ist er nicht glücklicher als der arme Wächter, der's nicht hat; und ob er gleich auch alle Tage dürstet, dennoch nur dann und wann ein Glas Wein in seinem Winkel findet. Lienhard seufzte, und Gertrud schwieg auch eine Weile, dann sagte sie: hast du auch nachgesehen, ob die Gesellen arbeiten? Ich muß dir sagen, der Joseph ist heute wieder ins Wirthshaus geschlichen.

Lienhard. Das ist verdrießlich! Gewiß hat ihn der Vogt kommen lassen. Er hat sich eben gar sonderbarlich aufgeführt. Ich bin, ehe ich heim kam, bey ihnen auf der Arbeit gewesen, und wenn er eben aus dem Wirthshaus gekommen ist, so macht mir das, was er gesagt hat, Unruhe; es ist denn nicht aus seinem Hafen.*)

Gertrud. Was ist's denn?

---

*) Das schweizerische Sprüchwort: „das ist nicht in seinem Hafen gekocht," bedeutet, das sind nicht seine eigenen Gedanken, er hat das nicht selbst erfunden, es hat ihm's jemand angegeben.

Lienhard. Er ſagte: der Stein aus dem Schwendibruch wäre ſo vortrefflich zur Kirchmauer, und da ich ihm antwortete, die großen Feldkieſel, die in Menge nahe da herum lägen, wären viel beſſer, ſagte er; ich wollte immer ein Narr bleiben, und meine Sachen nie recht anſtellen. Die Mauer werde von den Schwendiſteinen viel ſchöner und anſehnlicher werden. Ich dachte eben, er ſage das aus guter Meynung. Doch hat er ſo plötzlich von dem Stein angefangen, daß es mich ſchon da ſonderbar dünkte; und wenn er beym Vogt geweſen iſt, ſo ſteckt gewiß etwas dahinter. Der Schwendiſtein iſt mürb und ſandigt, und zu dieſer Arbeit gar nichts nütze. Wenn das eine Fuchsfalle wäre?

Gertrud. Joſeph iſt nicht durch und durch gut. Nimm dich in Acht.

Lienhard. Da fangen ſie mich nicht. Der Junker will keine Sandſteine an der Mauer haben.

Gertrud. Warum das?

Lienhard. Er ſagte, weil unten an der Mauer Miſtſtellen und Abläufe von Ställen wären, ſo würde der Sandſtein faulen, und vom Salpeter angefreſſen werden.

Gertrud. Iſt das wahr?

Lienhard. Ja; ich habe ſelbſt einmal in der Fremde an einem Gebäude gearbeitet, da man ein ganzes Fundament von Sandſteinen wieder hat wegnehmen müſſen.

Gertrud. Daß er das ſo verſteht?

Lienhard. Es verwundert mich ſelber, aber er verſteht's vollkommen. Er fragte mich auch, wo der beſte Sand ſey. Ich ſagte: im Schachen bey der untern Mühle.

Das iſt ſehr weit zu führen und Berg an, antwortete er: man muß Leute und Vieh ſchonen. Weiſſeſt du keinen, der näher wäre? Ich ſagte, es ſey gerad oben an der Kirche ſehr reines Sand im Mattenbühl; aber es ſey eigenthümliches Land, man müßte die Grube zahlen, und könnte nicht anders als durch Matten fahren, wo man die Eigenthümer würde entſchädigen müſſen. Das ſchadet nichts, antwortete er, es iſt beſſer, als Sand aus dem Schachen herauf holen. Ja ich muß dir noch etwas erzählen.

Eben da er vom Sand redete, meldete der Knecht den Junker von Oberhofen. Ich glaubte, ich müßte jetzt ſagen, ich wollte ihn nicht aufhalten und ein andermal kommen. Er lachte und ſagte: Nein, Mäurer! ich mache gern eine Arbeit aus, und erſt wenn ich fertig bin, ſehe ich dann, wer weiters etwas mit mir wolle. Du kommſt mir eben recht mit deinem Abſchied nehmen. Es gehört zu deiner alten Ordnung, die aufhören muß, ſo liederlich bey jedem Anlaß Geſchäfte und Arbeit liegen zu laſſen.

Ich kratzte hinter den Ohren, Frau! hätte ich nur auch mit meinem ein andermal Kommen, geſchwiegen.

Es hat dir auch etwas gehört, ſagte Gertrud, und eben rief jemand vor der Thür: Holaho! Iſt Niemand daheim?

## §. 14.

## Niedriger Eigennutz.

Der Mäurer machte die Thüre auf, und die Schnebergritte, des Siegristen Sohnsfrau, und des Vogts Bruders sel. Tochter, kamen in die Stube. Nachdem sie den Mäurer und die Frau gegrüßt, dabey aber den Mund nur ein klein wenig aufgethan hatte, sagte sie zu ihm:

Du wirst wohl jetzt nicht mehr unsern schlechten Ofen bestreichen wollen? Lienhard!

Lienhard. Warum denn das nicht, Frau Nachbarin? fehlt etwas daran?

Gritte. Nein, jetzt gar nicht; ich wollte nur in der Zeit fragen, damit ich in der Noth wisse, woran ich sey.

Lienhard. Du bist so sorgfältig, Grittli! es hätte aber übel fehlen können.

Gritte. Ja, die Zeiten ändern sich, und mit ihnen die Leute auch.

Lienhard. Das ist wohl wahr; aber Leute zum Ofen bestreichen findet man doch immer.

Gritte. Das ist eben der Vortheil.

Gertrud, die bis jetzt so geschwiegen hatte, nimmt das Brodmesser von der Wand, und schneidet von einem altgebackenen Roggenbrod, ein zur Nachtsuppe. —

Das ist schwarz Brod, sagte Gritte. Es gibt aber jetzt bald bessers, da dein Mann Herr Schloßmäurer geworden ist.

Du biſt närriſch, Gritte! Ich will Gott danken, wenn ich mein Lebtag genug ſolches habe, ſagte Gertrud.

Und Gritte: Weiß Brod iſt doch beſſer, und wie ſollt's fehlen? Du wirſt noch Frau Untervögtin, und dann dein Mann vielleicht Herr Untervogt; aber es würde uns dabey übel gehen.

Lienhard. Was willſt du mit dem Sticheln? Ich habe das nicht gern; gerade heraus iſt Meiſter, wenn man was hat, das man ſagen darf.

Gritte. Ha, Mäurer, das darf ich, wenn's ſeyn muß. Mein Mann iſt doch auch des Siegriſten Tochtermann, und es iſt, ſo lange die Kirche ſteht, nie erhört worden, daß, wenn es Arbeit daran gegeben hat, des Siegriſten ſeine Leute nicht den Vorzug gehabt hätten.

Lienhard. Und jetzt was weiters?

Gritte. Ja, und jetzt, eben jetzt hat der Untervogt einen Zettel im Haus, darinn mehr als ein Dutzend der größten Lumpen aus dem Dorf als Arbeiter bey dem Kirchbau aufgezeichnet ſind, und von des Siegriſten Leuten ſteht kein Wort darin.

Lienhard. Aber Frau Nachbarin, was geht das mich an? Hab' ich den Zettel geſchrieben?

Gritte. Nein, geſchrieben haſt du ihn nicht; aber, ich denk wohl, angegeben.

Lienhard. Das wär wohl viel, wenn ich dem Junker ſeine Zettel angeben müßte.

Gritte. Ha, einmal weiß man, daß du alle Tage im Schloß ſteckſt, und gerad heute wieder dort warſt. Und

wenn du auch berichtet hätteſt, wie es vor dieſem geweſen iſt, ſo wär es beym Alten geblieben.

Lienhard. Du gehſt an den Wänden, Gritte, wenn du das glaubſt. Arner iſt nicht der Mann, der beym Alten bleibt, wenn er glaubt, er könn's mit dem Neuen beſſer machen.

Gritte. Man ſieht's. —

Lienhard. Und zudem wollt er mit dem Verdienſt den Armen und Nothleidenden aufhelfen.

Gritte. Ja eben will er nur Lumpen- und Bettelgeſindel aufhelfen.

Lienhard. Es ſind nicht alle Arme Geſindel, Gritte; man muß nie ſo reden. Es weiß keiner, wie's ihm gehen kann, bis er unter den Boden kömmt.

Gritte. Eben das iſt's. Es muß ein jeder für ſein Stück Brod ſorgen; und darum thut's uns auch weh, daß man unſer ſo gar vergeſſen hat.

Lienhard. Ach Gritte! das iſt jetzt was anders. Du haſt ſchöne Güter, und iſſeſt bey deinem Vater, und dieſer hat den beſten Verdienſt im Dorf und du mußt nicht, wie unſere Armen, für das tägliche Brod ſorgen.

Gritte. Du magſt jetzt ſagen, was du willſt. Es thut einem jeden weh, wenn er glaubt, es gehör ihm etwas, und wenn es ihm dann ein anderer Hund vor dem Maul wegfrißt.

Lienhard. Spare die Hunde, Grittli, wenn du von Menſchen redeſt, ſonſt findeſt du einen, der dich beißt. Und wenn du glaubſt, das Verdienſt gehöre dir, ſo biſt du jung und ſtark, und haſt gute Füße und ein gutes Mundſtück;

du kannſt alſo deine Sache ſelbſt an Ort und Stelle hintragen und anbringen, wo man dir zu deinem Recht verhelfen kann.

Gritte. Großen Dank, Herr Mäurer! für den ſchönen Rath.

Lienhard. Ich kann keinen beſſern geben.

Gritte. Es giebt etwan auch wieder Gelegenheit, den Dienſt zu erwiedern — Leb wohl, Lienert! —

Lienhard. Leb auch wohl, Gritte! Ich kann dir nicht beſſer helfen.

Gritte geht fort, und Lienhard zu ſeinen Geſellen.

## §. 15.

## Der klugen Gans entfällt ein Ey; oder eine Dummheit, die ein Glas Wein koſtet.

Lienhard war heute Morgen nicht ſo bald aus dem Schloſſe weg, ſo ſandte Arner den Zeddel, auf dem er die Taglöhner aufgeſchrieben hatte, durch den Harſchirer Flim dem Vogt, mit dem Befehl, es ihnen anzuzeigen. Der Harſchirer brachte den Befehl dem Vogt noch Vormittag aber bisher waren ſonſt alle Briefe, die aus dem Schloſſ an ihn kamen, überſchrieben: „An den ehrſamen und beſcheidenen, meinen lieben und getreuen Vogt Hummel in Bonnal," und auf dieſem ſtand nur: „An den Vogt Hummel in Bonnal."

Was denkt der verdammte Spritzer, der Schloßschreiber, daß er mir den Titel nicht giebt, wie er mir gehört, sagte der Vogt, sobald er den Brief in die Hände nahm, zu Flink, der ihn überbrachte.

Der Harschirer aber antwortete: Besinn dich, Vogt! was du redest. Der Junker hat den Brief selbst überschrieben.

Vogt. Das ist nicht wahr. Ich kenne die Hand des gepuderten Bettelbuben, des Schreibers.

Flink schüttelte den Kopf und sagte: Das ist herzhaft. Ich sah mit meinen Augen, daß der Junker ihn überschrieb; ich stand neben ihm in der Stube, als er's that.

Vogt. So hab' ich mich denn verdammt geirrt, Flink! Das Wort ist mir so entfahren — Vergiß es, und komm, trink ein Glas Wein, mit mir in der Stube.

Nimm dich ein andermal in Acht, Vogt! Ich mache nicht gern Ungelegenheit, sonst könnte das geben, sagt Flink — geht mit dem Vogt in die Stube, stellt das kurze Gewehr ab in eine Ecke, läßt sich eins belieben, und geht dann wieder fort.

Da machte der Vogt den Brief auf, las ihn und sagte: Das sind ja alles lauter Lumpen und Bettler, vom ersten bis zum letzten. Donner! wie das denn auch geht. Von meinen Leuten kein einziger, als der Schabenmichel! Nicht einmal einen Taglöhner kann ich ihm mehr aufsalzen.*) Und jetzt soll ich es ihnen heute noch ansagen; das

*) Einem etwas aufsalzen, heißt in der Schweiz: einem etwas wider seinen Willen und wider seinen Nutzen mit Erfolg zumuthen und aufladen.

iſt ſchwere Arbeit für mich. Aber ich will's thun. Es iſt noch nicht aller Tage Abend. Gerade jetzt will ich's anſagen, und ihnen rathen, am Montag ins Schloß zu gehen, dem Junker zu danken. Er kennt von den Burſchen nicht einen. Es fehlt nicht, der Mäurer hat ſie ihm alle angerathen. Wenn ſie denn am Montag ins Schloß kommen, und ſo alle miteinander zerriſſen wie Hergeloffene — der eine ohne Schuhe, der andere ohne Hut, vor dem Erbherrn da ſtehen; es nimmt mich Wunder, ob es dann nichts geben wird, das mir in Kram dient. So rathſchlagt er mit ſich ſelber, kleidet ſich an, und nimmt dann den Zeddel zur Hand, um zu ſehen, wie einer dem andern in der Nähe wohne, damit er den Weg nicht zweymal gehen müſſe.

Der Hübelrudi war zwar nicht der nächſte; aber er ging, ſeitdem er ſeinem Vater die Brunnenmatte abgerechniget hatte, nicht mehr gern in ſein Haus; denn es ſtiegen ihm allemal allerhand Gedanken auf, wenn er die armen Leute darinn ſah. Ich will zuerſt geſchwind zu dem Pack, ſagt er, und ging alſobald hin vor das Fenſter.

## §. 16.

## Zieht den Hut ab, Kinder! es folgt ein Sterbbett.

Der Hübelrudi ſaß eben bey ſeinen vier Kindern. Vor drey Monaten war ihm ſeine Frau geſtorben, und jetzt

lag ſeine Mutter ſterbend auf einem Strohſack, und ſagte zu Rudi:

Suche mir doch Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere.

O Mutter! ſobald das Feuer im Ofen verloſchen ſeyn wird, will ich gehen.

Die Mutter. Haſt du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannſt nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi! ach ich bin dir zur Laſt. —

Rudi. O Mutter, Mutter! ſag doch das nicht, du biſt mir nicht zur Laſt. Mein Gott! mein Gott! Könnte ich dir nur auch, was du nöthig haſt, geben. — Du dürſteſt, du hungerſt, und klagſt nicht. Das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen ſind, Gott Lob! nicht groß; und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thuſt.

Rudi. O Mutter! noch nie that mir meine Armuth ſo weh, als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! ſo krank und elend leideſt du, und trägſt meinen Mangel —

Die Mutter. Wenn man ſeinem Ende nahe iſt, ſo braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, giebt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; er ſtärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen). Meynſt du denn, Mutter! du erholeſt dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi! Gewiß nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Ich geh ins b
sere Leben.

Rudi (schluchzend). O Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Du warst
Freude meiner Jugend, und der Trost meines Alters. U
nun danke ich Gott! Deine Hände werden jetzt bald me
Augen schließen. Dann werd ich zu Gott kommen, u
ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ew
lich. Denk an mich, Rudi. Alles Leiden und aller Ja
mer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen
nem nur wohl. Mich tröstet und mir ist wie heilig all
was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freu
des Lebens. Ich danke Gott für diese frohe Erquickung
Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebe
im Herbst reifet, und wenn der Baum sich zum Schl
des Winters entblättert; dann ist das Leiden des Lebe
ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm nur e
Traum. Denk an mich, Rudi! Es wird dir wohl geh
bey all deinem Leiden.

Rudi. O Mutter! Liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was? Mutter.

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Ste
auf dem Herzen. Ich muß dir's sagen.

Rudi. Was ist's denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rud
hinter meinem Bette versteckte, und gebratene Erdäpfel a

ſeinem Sack aß. Er gab auch ſeinen Geſchwiſtern, und auch ſie aßen verſtohlen. Rudi! Dieſe Erdäpfel ſind nicht unſer; ſonſt würde der Junge ſie auf den Tiſch geworfen, und ſeinen Geſchwiſtern laut gerufen haben, ach! er würde auch mir einen gebracht haben, wie ers tauſendmal that. Es ging mir allemal ans Herz, wenn er mit etwas in Händen zu mir ſprang, und ſo herzlich zu mir ſagte: Iß auch, Großmutter! O Rudi! wenn dieſer Herzensjunge ein Dieb werden ſollte: O Rudi! wie mir dieſer Gedanke ſeit geſtern ſo ſchwer macht! Wo iſt er? Bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er läuft geſchwind, ſucht den Knaben und bringt ihn der Mutter an's Bett.)

Die Mutter ſetzt ſich mühſelig zum letztenmal auf, kehrt ſich gegen den Knaben, nimmt ſeine beyden Hände in ihre Arme und ſenkt das ſchwache ſterbende Haupt hinab auf den Knaben.

Der Kleine weint laut — Großmutter! Was willſt du? Du ſtirbſt doch nicht — ach ſtirb doch nicht, Großmutter!

Sie antwortete gebrochen: Ja, Rudeli! ich werde gewiß bald ſterben.

Jeſus! ach mein Gott! ſtirb doch nicht, Großmutter, ſagte der Kleine.

Die Kranke verliert den Athem und muß ſich niederlegen.

Der Knabe und ſein Vater zerfließen in Thränen —

Sie erholt ſich aber bald wieder und ſagt: Es iſt mir ſchon wieder beſſer, da ich jetzt liege —

Und der Rudeli: Du ſtirbſt doch jetzt nicht mehr, Großmutter!

Die Mutter. Thu doch nicht ſo, du Lieber! ich ſterbe ja gern; und werde denn auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßteſt, Rudeli! wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen ſoll, du würdeſt dich nicht ſo betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir ſterben, Großmutter, wenn du ſtirbſt.

Die Mutter. Nein, Rudeli! du wirſt nicht mit mir ſterben, du wirſt, will's Gott, noch lange leben und brav werden; und wenn einſt dein Vater alt und ſchwach ſeyn wird, ſeine Hülfe und ſein Troſt ſeyn. Gelt, Rudeli! du willſt ihm folgen, und brav werden und recht thun. Verſprich mir's, du Lieber!

Rudeli. Ja, Großmutter! ich will gewiß recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli! Der Vater, zu dem ich jetzt bald kommen werde, ſieht und hört alles, was wir thun und was wir verſprechen! Gelt, Rudeli, du weißt das? und du glaubſt es.

Rudeli. Ja, Großmutter! ich weiß es, und glaube es.

Die Mutter. Aber warum haſt du denn doch geſtern hinter meinem Bette verſtohlen Erdäpfel gegeſſen?

Rudeli. Verzeih mir's doch, Großmutter! ich will's nicht mehr thun. Verzeih mir's doch, ich will's gewiß nicht mehr thun, Großmutter!

Die Mutter. Haſt du ſie geſtohlen?

Rudeli (schluchzend). Ja ja, Großmutter!

Die Mutter. Wem haſt du ſie geſtohlen?

Rudeli. Dem Mäu- Mäu- Maurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli! und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter! um Gottes willen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudeli! damit du es ein andermal nicht mehr thuſt. Ohne Widerrede mußt du gehen! und um Gottes willen, mein Lieber! wenn dich ſchon hungert, nimm doch nichts mehr. Gott verläßt niemand; er giebt allemal wieder — O Rudeli! wenn dich ſchon hungert; wenn du ſchon nichts haſt und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott, und ſtehl nicht mehr.

Rudeli. Großmutter, Großmutter! ich will gewiß nicht mehr ſtehlen, wenn mich ſchon hungert; ich will nicht mehr ſtehlen.

Die Mutter. Nun, ſo ſegne dich denn mein Gott! uf den ich hoffe — und er bewahre dich, du Lieber! Sie rückt ihn an ihr Herz, weinet und ſagt dann: Du mußt tzt zum Maurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. udi! gehe doch auch mit ihm — und ſag des Maurers, ß auch ich ſie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid , daß ich ihnen die Erdäpfel nicht wieder zurück geben nne — ſag ihnen, ich wolle Gott für ſie bitten, daß er nen ihr Uebriges ſegne — Es thut mir ſo wehe — Sie ben das Ihrige auch ſo nöthig — und wenn die Frau cht ſo Tag und Nacht arbeitete, ſie könnten bey ihrer gro- en Haushaltung faſt nicht durchkommen. Rudi! du ar-

beiteſt ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte.

Rudi. Ach mein Gott! von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das ſagte, klopfte der Vogt ans Fenſter.

## §. 17.

## Die kranke Frau handelt vortrefflich.

Und die Kranke erkannte ihn an ſeinem Huſten, und ſagte: O Gott! Rudi! Es iſt der Vogt! Gewiß ſind das Brod und der Butter, wovon du mir Suppen kocheſt, noch nicht bezahlt.

Rudi. Um Gottes willen, bekümmere dich nicht, Mutter! Es iſt nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Erndte ſchneiden, was er will.

Ach! er wartet dir nicht, ſagt die Mutter, und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt.

Die Kranke aber ſeufzet bey ſich ſelber, und ſagt — Seit unſerm Handel, Gott verzeih ihn dem armen verblendeten Tropf! iſt mir immer ein Stich in's Herz gegangen, wenn ich ihn ſah — Ach Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenſter kommen und huſten — Es iſt Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe, und den letzten Groll überwinde, und für ſeine Seele bete. Ich will es thun.

Gott, du leiteteſt den Handel! Verzeih ihm. Vater im Himmel! Verzeih ihm. Sie hört jezt den Vogt laut reden, erſchrickt und ſagt:

Ach Gott, er iſt zornig! O du armer Rudi! Du kommſt um meinetwillen unter ſeine Hände. Sie hört ihn noch einmal reden, und ſinkt in Ohnmacht.

Der Rudeli ſpringt aus der Stube zum Vater und ruft ihm: Väter! Komm doch, komm doch! die Großmutter iſt glaub ich todt.

Der Rudi antwortete: Herr Jeſus! Vogt, ich muß in die Stube.

Und der Vogt: Ja es thut Noth; das Unglück wird gar groß ſeyn, wenn die Hexe einmal todt ſeyn wird.

Der Rudi hörte nicht, was er ſagte, und war ſchnell in der Stube.

Die Kranke erholte ſich bald wieder, und wie ſie die Augen öffnete, ſagte ſie: Er war zornig, Rudi? Er will dir gewiß nicht warten.

Rudi. Nein Mutter! es iſt etwas recht Gutes. Aber biſt du dich auch wieder recht erholet?

Ja, ſagt die Mutter, ſieht ihn ernſthaft und wehmüthig an. Was Gutes kann dieſer bringen? Was ſagſt du? willſt du mich tröſten, und allein leiden? Er hat dir gedrohet!

Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter! er hat mir angeſagt, ich ſey Taglöhner beym Kirchbau; und der Junker gebe einem des Tags 25 Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott! iſt das auch wahr?

Rudi. Ja gewiß, Mutter! und es iſt da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun ich ſterbe leichter, Rudi! Du biſt gut, mein lieber Gott. Sey doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und Rudi, glaub's doch ewig feſt:

Je größer Noth,
Je näher Gott.

Sie ſchwieg jetzt eine Weile; dann ſagte ſie wieder:

Ich glaube, es ſey mit mir aus — Mein Athem nimmt alle Augenblicke ab — Wir müſſen ſcheiden, Rudi, ich will Abſchied nehmen.

Der Rudi bebt, zittert, nimmt ſeine Kappe ab, fällt auf ſeine Knie, vor dem Bette ſeiner Mutter, faltet ſeine Hände, hebt ſeine Augen gen Himmel, und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden.

Dann ſagt die Mutter: Faſſe Muth, Rudi! zu hoffen auf's ewige Leben, wo wir uns wieder ſehen werden. Der Tod iſt ein Augenblick, der vorübergeht; ich fürcht ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, und daß er, mein Erretter, wird über meinen Staub ſtehen; und nachdem ſich meine Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben; alsdann werde ich in meinem Fleiſche Gott ſehen. Meine Augen werden ihn ſehen, und nicht eines andern.

Der Rudi hatte ſich jetzt wieder erholt, und ſagte: ſo gieb mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komm ich dir auch bald nach in's ewige Leben.

Und dann die Mutter:

Erhöre mich, Vater im Himmel! und gieb deinen Segen meinem Kinde — meinem Kinde, dem Einigen, ſo

u mir gegeben haſt, und das mir ſo innig lieb iſt — Ru-
i! mein Gott und mein Erlöſer ſey mit dir; und wie er
ſaak und Jakob um ihres Vaters Abrahams willen Gu-
s gethan hat, ach! ſo möge er auch, um meines Segens
illen, dir Gutes thun die Fülle; daß dein Herz ſich wie-
er erfreue und frohlocke, und ſeinen Namen preiſe.

Höre mich jetzt, Rudi! und thue, was ich ſage. Lehre
eine Kinder Ordnung und Fleiß, daß ſie in der Armuth
icht verlegen, unordentlich und liederlich werden. Lehre
ie auf Gott im Himmel trauen und bauen, und Geſchwi-
er an einander bleiben in Freude und Leid; ſo wirds ihnen
uch in ihrer Armuth wohlgehen.

Verzeihe auch dem Vogt, und wenn ich todt und be-
raben ſeyn werde, ſo geh zu ihm hin, und ſage ihm: ich
ey mit einem verſöhnten Herzen gegen ihn geſtorben; und
enn Gott meine Bitte erhört, ſo werde es ihm wohlgehen,
nd er werde noch zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt kommen, ehe
r von hinnen ſcheiden werde.

Nach einer Weile ſagte dann die Mutter wieder: Rudi!
ieb mir meine zwo Bibeln, mein Gebetbuch und eine
Schrift, die unter meinem Halstuche in einem Schächtelchen
iegt.

Und Rudi ſtand von ſeinen Knien auf, und brachte al-
es der Mutter.

Da ſagte ſie: Bring mir jetzt auch die Kinder alle. Er
brachte ſie vom Tiſche, wo ſie ſaßen und weinten, zu ih-
em Bette.

Und auch dieſe fielen auf ihre Knie vor dem Bette der
Mutter.

Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! Euer Vater im Himmel wird euch erhalten, und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuern! und es thut mir weh, daß ich euch so arm und ohne Mutter verlassen muß. — Aber hoffet auf Gott, und trauet auf ihn in allem, was euch begegnen wird; so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben! ich hinterlasse euch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin.

Da meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering, Kinder! Es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort euch euern Trost seyn, Kinder! und euere Freude; und liebet einander, und helfet und rathet einander, so lang ihr leben werdet; und seyd aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wird's euch wohl gehen im Leben.

Und du, Rudi! behalte dem Betheli die größere, und dem Rudeli die kleinere Bibel; und dem Kleinen die zwey Betbücher zum Angedenken von mir.

Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig: du vergissest meiner nicht.

Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gieb mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst doch niemand nichts mehr?

Nein doch auch, Großmutter! glaub mir's doch auch: ich werde gewiß niemand nichts nehmen, sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

Nun ich will dir's glauben, und zu Gott für dich beten, ſagte die Mutter. Sieh Lieber! da geb ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bey dem ich diente. Wenn du älter ſeyn wirſt, ſo lies es, und denk an mich, und ſey fromm und treu.

Es war ein Zeugniß von dem verſtorbenen Pfarrer in Eichſtätten, daß die kranke Catherine zehn Jahre bey ihm gedienet, und ihm ſo zu ſagen geholfen hätte, ſeine Kinder erziehen, nachdem ſeine Frau ihm geſtorben war; daß der Catherine alles anvertraut geweſen ſey, und daß ſie alles wohl ſo ſorgfältig als ſeine Frau ſeel. regiert habe. Der Pfarrer dankt ihr darum, und ſagt: daß ſie wie eine Mutter an ſeinen Kindern gehandelt habe; und daß er in ſeinem Leben nicht vergeſſen werde, was ſie in ſeinem Wittwenſtande an ihm gethan habe. Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in dieſem Dienſte erworben, und ſolches ihrem ſeel. Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abproceſſirt hatte.

Nachdem ſie dem Rudi dieſes Papier gegeben hatte, ſagte ſie ferner — Es ſind noch zwey gute Hemder da. Gieb mir keines von dieſen ins Grab; das, ſo ich trage, iſt recht.

Und meinen Rock und meine zwey Fürtücher laſſe, ſobald ich todt ſeyn werde, den Kindern verſchneiden.

Und dann ſagte ſie bald darauf: Siehe doch ſorgfältig zum Betheli, Rudi! es iſt wieder ſo flüſſig.*) Halte die Kinder doch immer rein mit Waſchen und Strehlen, und

*) Zu Kopfeiterungen geneigt.

ſuche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder,*) ihr Geblüt zu verbeſſern; ſie ſind ſo verderbt. Wenn du's immer kannſt, ſo thue doch ihnen eine Geiß zu den Sommer durch, das Betheli kann ſie jetzt hüten — Du dauerſt mich, daß du ſo alleine biſt; aber faſſe Muth, und thue was du kannſt. Der Verdienſt an dem Kirchbau erleichtert dich jetzt auch wieder — Ich danke Gott auch für dieſes.

Die Mutter ſchwieg jetzt — und der Vater und die Kinder bleiben noch eine Weile auf ihren Knien, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die ſie konnten. Dann ſtunden ſie auf von ihren Knien, und Rudi ſagte zu der Mutter:

Mutter! ich will dir jetzt auch Laub in die Decke holen.

Sie antwortete: Das hat jetzt nicht Eil, Rudi! Es iſt, Gott Lob! jetzt wärmer in der Stube; und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Mäurer.

Und der Rudi winkt dem Betheli aus der Stube, und ſagt: Gieb auf die Großmutter Acht, wenn ihr etwas begegnet, ſo ſchick das Anneli mir nach; ich werde bey des Mäurers ſeyn.

## §. 18.

## Ein armer Knabe bittet ab, daß er Erdäpfel geſtohlen hat, und die Kranke ſtirbt.

Und nahm dann den Kleinen an die Hand, und ging mit ihm.

*) (Holder) Schweizernamen von blutreinigenden Kräutern.

Gertrud war allein bey Hauſe, als ſie kamen, und ſah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

Was willſt du, Nachbar Rudi? Warum weineſt du? warum weint der Kleine? fragte ſie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

Ach, Gertrud! Ich bin im Unglück, antwortete Rudi — Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etliche Mal aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat's geſtern gemerkt, und er hat's ihr bekennt — Verzeih es uns, Gertrud!

Die Großmutter iſt auf dem Todbette. Ach, mein Gott! ſie hat ſo eben Abſchied von uns genommen. Ich weiß vor Angſt und Sorge nicht, was ich ſage. Gertrud! Sie läßt dich auch um Verzeihung bitten.

Es iſt mir leid, ich kann ſie dir jetzt nicht zurück geben; aber ich will gern ein paar Tage kommen dafür zu arbeiten. Verzeih's uns! der Knabe hat's aus dringendem Hunger gethan.

Gertrud. Schweig einmal hievon, Rudi! Und du, lieber Kleiner! komm, verſprich mir, daß du Niemand nichts mehr nehmen willſt. Sie küßt ihn, und ſagt: Du haſt eine brave Großmutter, werde doch auch ſo fromm und brav wie ſie.

Rudeli. Verzeih mir, Frau! ich will, weiß Gott! nicht mehr ſtehlen.

Gertrud. Nein, Kind! thue es nicht mehr; du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu es doch nicht mehr! Und wenn dich hungert,

komm lieber zu mir und ſag' es mir. Wenn ich kann, ich will dir etwas geben.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bey der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun nicht mehr ſo bald zu ſo etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienſt auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach! es freuet mich, daß die Mutter noch den Troſt erlebt hat. Sage doch deinem Mann, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten, und früh und ſpät ſeyn; und ich wolle mir die Erdäpfel doch herzlich gern am Lohn abziehen laſſen.

Gertrud. Von dem iſt keine Rede, Rudi! Mein Mann thut das gewiß nicht. Wir ſind, Gott Lob! durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi! ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es ſo ſchlimm iſt.

Sie füllt dem Rudeli ſeinen Sack mit dürrem Obſt — ſagt ihm noch einmal: Du Lieber! nimm doch Niemand nichts mehr; und geht dann mit dem Rudi zu ſeiner Mutter.

Und als er unter einem Nußbaum Laub zuſammen las, die Decke ihres Betts beſſer zu füllen, half ihm Gertrud Laub aufſammeln, und dann eilten ſie zu ihr hin.

Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand, und weinte.

Du weineſt, Gertrud! ſagte die Großmutter; wir ſollten weinen. Haſt du uns verziehen?

Gertrud. Ach! was verziehen. Cathrine! Eure Noth geht mir zu Herzen, und noch mehr deine Güte und deine Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewiß noch an den Deinen segnen, du Gute!

Cathrine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig doch hievon, Cathrine! Ich wollte, ich könnte dich in etwas in deiner Krankheit erleichtern.

Cathrine. Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen — Rudeli! hast du sie um Verzeihung gebeten? Hat sie dir's verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter! sieh doch, wie gut sie ist, (Er zeigt ihr den Sack voll dürr Obst.)

Wie ich schlummere, sagte die Großmutter. Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli. Ja, Großmutter! Es war mir gewiß Ernst,

Cathrine. Es übernimmt mich ein Schlummer. und es dunkelt vor meinen Augen — Ich muß eilen, Gertrud! sagte sie leise und gebrochen — Ich wollte dich noch etwas bitten; aber darf ich? Dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud — wenn — — ich todt seyn — — — diesen armen — — verlasse = = nen Kindern — — sie sind so verlassen — — Sie streckt die Hand aus — (die Augen sind schon zu) darf ich — — hoffen — — folg ihr — — — Rud — — — Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sey nur entschlafen, und sagte den Kindern: Rede keins kein Wort, sie schläft; wenn sie sich auch wieder erholte!

Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod ſey, u
ſagte es dem Rudi.

Wie jetzt dieſer und wie alle Kleinen die Hände z
ſammen ſchlugen und troſtlos waren, das kann ich nic
beſchreiben — Leſer — Laß mich ſchweigen und weine
denn es geht mir an's Herz — wie die Menſchheit i
Staube der Erden zur Unſterblichkeit reifet, und wie
im Prunk und Tand der Erden unreif verwelket.

Wege doch, Menſchheit! wege doch den Werth d
Lebens auf dem Todbette des Menſchen — und du, d
du den Armen verachteſt, bemitleideſt, und nicht kenn
— ſage mir, ob der alſo ſterben kann, der unglücklich g
lebt hat? Aber ich ſchweige; ich will euch nicht lehre
Menſchen! Ich hätte nur dieß gern, daß ihr ſelber
Augen aufthätet, und ſelbſt umſähet, wo Glück und U
glück, Segen und Unſegen in der Welt iſt.

Gertrud tröſtete den armen Rudi, und ſagte ihm no
den letzten Wunſch der edlen Mutter, den er in ſeine
Jammer nicht gehört hatte.

Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand — Wie mi
die liebe Mutter reuet! wie ſie ſo gut war! Gertrud! ge
du willſt auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben wie Stei
wenn ich's vergeſſen könnte. Ich will an deinen Kinde
thun, was ich kann.

Rudi. Ach! Gott wird dir's vergelten, was du
uns thun wirſt.

Gertrud kehrte ſich gegen das Fenſter, wiſcht ihre Thr
nen vom Angeſicht, hebt ihre Augen gen Himmel, ſeufz

nimmt dann den Rudeli und ſeine Geſchwiſter, eins nach dem andern mit warmen Thränen, beſorgt die Todte zum Grabe, und geht erſt, nachdem ſie alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

## §. 19.

## Guter Muth tröſtet, heitert auf und hilft; Kummerhaftigkeit aber plagt nur.

Der Untervogt, der zuerſt zu Rudi gegangen war, ging von ihm weg zu den übrigen Taglöhnern, und zuerſt zu Jdgli Bär. Dieſer ſpaltete eben Holz, ſang und pfiff beym Scheitſtock*); als er aber den Vogt ſah, machte er große Augen: Wenn du Geld willſt, Vogt, ſo iſt nichts da.

Vogt. Du ſingſt und pfeifſt ja wie die Vögel im Hanfſamen; wie könnt's dir am Geld fehlen?

Bär. Wenn Heulen Brod gäbe, ich würde nicht pfeifen? aber im Ernſt, was willſt du?

Vogt. Nichts, als dir ſagen, du ſeyſt Handlanger beym Kirchbau, und habeſt des Tags fünf und zwanzig Kreuzer.

Bär. Iſt das auch wahr?

*) Scheitſtock iſt ein Klotz, ein Stock, auf dem man Holz ſcheitet.

Vogt. Im Ernſt. Du ſollſt am Montag ins Schloß kommen.

Wenn's Ernſt iſt, ſo ſag ich ſchuldigen Dank, Herr Untervogt! da ſieheſt du jetzt, warum ich heute ſingen und pfeifen mag. Lachend ging der Vogt von ihm weg, und ſagte im Gehen: Keine Stunde in meinem Leben iſt mir ſowohl als dieſem Bettler.

Der Bär aber ging in ſeine Stube zu ſeinem Weib. Ha, nur immer gutes Muths! Unſer lieber Herr Gott meynt's immer noch gut, Frau! ich bin Taglöhner am Kirchbau.

Frau. Ja, es wird lange gehen, bis es an dich kommen wird. Du haſt immer den Sack voll Troſt; aber nie Brod.

Bär. Das Brod ſoll nicht fehlen, wenn ich einſt den Taglohn haben werde.

Frau. Aber der Taglohn kann fehlen.

Bär. Nein, mein Sack nicht. Arner zahlt die Taglöhner brav; das wird nicht fehlen.

Frau. Spaſſeſt du, oder iſt's wahr mit dem Bau?

Bär. Der Vogt kommt ſo eben und ſagte: ich müſſe am Montag mit den Taglöhnern, die an der Kirche arbeiten, ins Schloß; alſo kann's doch nicht wohl fehlen.

Frau. Das wär doch auch. Gott Lob! wenn ich einſt eine ruhige Stunde hoffen könnte.

Bär. Du ſollſt deren noch recht viele haben; ich freue mich wie ein Kind darauf. Du biſt denn auch nicht mehr bös, wenn ich munter und luſtig heim komme; ich will dir den Wochenlohn allemal bis auf den Kreuzer heimbringen, ſobald ich ihn haben werde. Es würde mich nicht mehr

freuen zu leben, wenn ich nicht hoffen dürfte, es werde auch noch eine Zeit kommen, in der du mit Freuden denken werdeſt, du habeſt doch einen braven Mann, wenn ſchon dein Gütlein in meinen armen Händen ſo ſtark abgenommen hat. Verzeih mir's, wills Gott, bring ich noch was rechtes davon wieder ein.

Frau. Dein guter Muth macht mir Freude; aber ich denke und fürchte doch immer, es ſey Liederlichkeit.

Bär. Was verſäume ich denn? oder was verthue ich?

Frau. Ich ſage das eben nicht: aber es iſt dir nie ſchwer, wenn ſchon kein Brod da iſt.

Bär. Aber kommt denn Brod, wenn ich mich gräme?

Frau. Ich kann's in Gottes Namen nicht ändern, mir iſt einmal immer ſchwer.

Bär. Faſſe Muth, Frau! und muntre dich auf, es wird dir wohl auch wieder leichter werden.

Frau. Ja, jetzt haſt du noch keinen ganzen Rock am Montag ins Schloß.

Bär. O, ſo geh ich mit dem Halben. Du haſt immer Sorgen, ſagte er; ging ſodann wieder zu ſeinem Scheitſtock, und ſpaltete Holz, bis es dunkel ward.

Von dieſem weg geht der Vogt zu Läupi, der war nicht bey Hauſe; da ſagte er es dem Hügli, ſeinem Nachbar, und ging dann zu Hans Leemann.

## §. 20.

## Dummer, zeitverderbender Vorwitz hat den Mann zum Müßiggang verführt.

Er ſtund vor ſeiner Hausthüre, gaffte umher, ſah den Vogt von ferne, ſagte zu ſich ſelber: da giebt's was Neues, und rief ihm: Wo hinaus, Herr Untervogt! ſo nahe auf mich zu.

Vogt. Sogar zu dir ſelbst, Leemann.

Leemann. Das wär mir viel Ehre, Vogt! aber ſage doch, was macht des Maurers Frau? Thut ſie ihren Mund noch ſo weit auf, wie vorgeſtern auf dem Kirchhof; das war eine Hexe, Vogt!

Vogt. Du kannſt ſo was ſagen, du! Du biſt jetzt Handlanger bey ihrem Mann.

Leemann. Weiſſeſt ſonſt nichts Neues? daß du ſo mit dem kömmſt.

Vogt. Nein, es iſt mir Ernſt! und ich komme auf Befehl aus dem Schloß, es dir anzuſagen.

Leemann. Wie komm' ich zu dieſer Ehre? Herr Untervogt!

Vogt. Es dünkt mich im Schlaf.

Leemann. Ich werde wohl darob erwachen, wenn's wahr iſt. Um welche Zeit muß man an die Arbeit?

Vogt. Ich denk', am Morgen.

Leemann. Und am Abend denkſt du auch wieder davon. Wie viel ſind unſer, Herr Untervogt?

Vogt.

Vogt. Es ſind zehn.

Leemann. Sag mir doch, es wundert mich, welche?

Der Vogt ſagt ihm einen nach dem andern daher.

Zwiſchenein fragt Leemann mehr als von zwanzigen: der nicht, der auch nicht? Ich verſäume mich, ſagte endlich der Vogt, und geht weiter.

## §. 21.

## Undank und Neid.

Von ihm weg, geht der Vogt zu Jögli Lenk. Dieſer lag auf der Ofenbank, er rauchte ſeine Pfeife; die Frau ſpann, und fünf halb nackende Kinder lagen um den Ofen.

Der Vogt ſagt ihm kurz den Bericht. Lenk nimmt die Pfeife aus dem Munde, und antwortet: Das iſt wohl viel, daß auch einmal etwas Gutes an mich kömmt. Sonſt war ich, ſo lang ich lebe, vor allem Guten ſicher.

Vogt. Lenk! eben noch viel Leute, denk ich, mit ihr.

Lenk. Iſt mein Bruder auch unter den Taglöhnern?

Vogt. Nein.

Lenk. Wer ſind die andern?

Der Vogt nennt ſie.

Lenk. Mein Bruder iſt doch ein viel beſſerer Arbeiter, als der Rudi, der Bär und der Marx; vom Krieger mag ich nicht reden. Es iſt bey Gott außer mir kein

einziger, unter allen zehn, nur ein halb ſo guter Arbeiter, als er. Vogt! könnteſt du nicht machen, daß er auch kommen müßte.

Ich weiß nicht, ſagte der Vögt: bricht das Geſpräch ab, und geht.

Die Frau bey der Kunkel ſchwieg, ſo lange der Vogt da war; aber das Geſpräch that ihr im Herzen weh; und ſobald der Vogt fort war, ſagte ſie dem Mann:

Du biſt undankbar gegen Gott und Menſchen. Da dir Gott in der tiefſten Noth Hülfe und Rath zeigt, verleumdeſt du deine Nachbarn, denen Gott eben das Gute thut, das er dir thun will.

Lenk. Ich werde meinen Batzen verdienen müſſen, und ihn eben nicht umſonſt bekommen.

Frau. Aber bis jetzt hätteſt du gar nichts zu verdienen.

Lenk. Aber auch keine Mühe!

Frau. Und deine Kinder kein Brod.

Lenk. Aber ich, was hatte ich mehr als ihr? ſagte der Lümmel. Die Frau ſchwieg, und weinte bittere Thränen.

## §. 22.

## Die Qualen des Meyneids laſſen ſich nicht mit ſpitzfindigen Künſten erſticken.

Vom Lenk weg, geht der Vogt zum Kriecher, und trifft im Dahingehen unverſehens den Hans Wüſt an.

Wenn er ihn von ferne geſehen hätte, ſo würde er ihm ausgewichen ſeyn; denn ſeit des Rudis Handel klopfte dem Vogt und dem Wüſt beyden das Herz, wo ſie einander trafen; aber unverſehens ſtieß der Vogt an der Ecke der Gaſſenſtraße beym untern Brunnen hart auf dieſen an.

Biſt du's? ſagte der Vogt. Ja, ich bin's, antwortete Wüſt.

Vogt. Warum kömmſt du nicht mehr zu mir? und denkeſt auch gar nicht an das Geld, das ich dir geliehen habe.

Wüſt. Ich habe jetzt kein Geld. Und wenn ich zurück denke, ſo fürchte ich, es ſey nur zu theuer bezahlt, dein Geld.

Vogt. Du redeteſt doch nicht ſo, da ich dir's gab, Wüſt! und ſo iſt doch bös dienen.

Wüſt. Ja, dienen, das iſt etwas; aber dienen, daß einem hernach auf Gottes Erdboden keine Stunde mehr wohl iſt, das iſt etwas anders.

Vogt. Rede nicht ſo, Wüſt! Du haſt nichts ausgeſagt, als was wahr iſt.

Wüſt. Du ſagſt freylich das immer; aber immer iſt mir in meinem Herzen, ich habe falſch geſchworen.

Vogt. Das iſt nicht wahr, Wüſt! es iſt auf meine Seele nicht wahr. Du beſchwureſt nur, was dir vorgeleſen wurde, und das war unverfänglich geſchrieben. Ich habe dir's mehr als hundertmal vorgeleſen, und du ſahſt es ein, wie ich, und ſagteſt mir allemal: ja, dazu kann ich ſchwören! War das nicht ehrlich und geradezu? Was willſt du jetzt mit deinem hinten nach Grämen? Aber es

764954 A

iſt dir nur um die Schuld; du denkeſt, wenn du ſo ri
ich wa dir noch länger.

Wüſt. Nein, Vogt! da irreſt du. Wenn ich das G
hätte, ſo würde ich es dir in dieſem Augenblick hinu
fen, da ich dich nicht wieder ſehe; denn mein H
klopft mir, ſo oft ich dich erblicke.

Du biſt ein Narr, ſagte der Vogt; aber auch i
klopfte das Herz.

Wüſt. Ich ſah es auch lang an; wie du ſagt
aber es gefiel mir doch gerad im Anfange nicht; daß
mich dünkte, der Junker habe ſo geredt, als ob er's
bers verſtanden hätte.

Vogt. Es geht dich ganz und gar nichts an, w
der Junker mündlich geredt hat. Du ſchwurſt nur
den Zettel, den man dir vorlas.

Wüſt. Aber er hat doch darauf geurtheilt, wie er
mündlich verſtanden hat.

Vogt. Wenn der Junker ein Narr war, ſo ſeh
zu, was geht das dich an? Er hatte ja den Zettel
ſich. Und wenn er ihm nicht deutlich geweſen wäre,
hätte er ihn ja anders ſchreiben laſſen können.

Wüſt. Ich weiß wohl, daß du mir es allemal a
der ausreden kannſt. Aber das macht mir nicht wohl
Herzen; und auf die Communion iſt mir immer gar
entſetzlich, daß ich verſinken möchte. Vogt! O, daß
dir nie ſchuldig geweſen wäre! O, daß ich dich nie
kannt hätte, oder daß ich geſtorben wäre am Tage,
ich den Eid that!

Vogt. Aber um Gottes Willen, Wüst! Quäle dich nicht so; es ist Narrheit. Denke doch nur auch allen Umständen nach; wir gingen bedächtlich; in deiner Gegenwart fragte ich den Vicari, deutlich und klar: Muß denn der Wüst etwas anders beschwören, als im Zettel steht? sagt es ihm doch, er versteht es nicht recht. Weissest du noch, was er geantwortet?

Wüst. Ja, aber dann ists — —

Vogt. Ha, er sagte doch mit ausdrücklichen Worten: Der Wüst muß kein Haar mehr beschwören, als im Zettel steht. Sagte er nicht genau diese Worte?

Wüst. Ja, aber dann ist's *), wann er das gesagt hat!

Vogt. Was aber dann ist's? Ist dir das auch nicht genug!

Wüst. Nein, Vogt! ich will nur heraus reden, es muß doch so seyn. Der Vicari war dir schuldig, wie ich; und du weissest, was er für ein Held war, und wie er allen Huren nachzog. Es mag mich also wenig trösten, was so ein leichtsinniger Tropf zu mir sagte.

Vogt. Sein Leben geht dich nichts an; aber die Lehre verstund er doch, das weissest du.

Wüst. Nein, ich weiß das nicht; aber das weiß ich, daß er nichts taugte.

Vogt. Aber das geht dich nichts an.

Wüst. Ha, es ist mit dem so; wenn ich einen Menschen in einem Stück als sehr schlimm und gottlos kenne,

*) Dann ist's, will so viel sagen, als was liegt daran.

ſo darf ich ihm in allem andern eben auch nicht viel zutrauen. Deshalben fürcht ich, der Taugenichts, Herr Vicari, habe mich eingeſchläfert, und das würd denn doch ſo etwas angehen.

Vogt. Laß dieſe Gedanken fahren, Wüſt! Du ſch auf nichts, als was wahr war.

Wüſt. Ich dachte lang auch ſo; aber es iſt au kann mein Herz nicht mehr bethören. Der arme Rud ich gehe und ſtehe, ſehe ich ihn vor mir. Der arme wie er im Elend und Hunger und Mangel gegen m Gott ſeufzet. O! o ſeine Kinder, ſie ſerben,*) ſind krumm und ſchwarz, wie Zigeuner. Sie waren ſchö blühten wie Engel, und mein Eid brachte ſie un Matte.

Vogt. Ich hatte Recht, es war, wie ich ſagte jetzt hat der Rudi Arbeit am Kirchbau, daß er auch zurecht kommt.

Wüſt. Was geht das mich an; hätte ich nicht ge ren, mir würde gleich viel ſeyn, ob der Rudi reich oder ein Bettler.

Vogt. Laß dich doch das nicht anfechten! ich Recht.

Wüſt. Nicht anfechten? — Ja, Vogt! Hätt ic ſein Haus erbrochen, und all ſein Gut geſtohlen, es mir noch beſſer zu Muthe ſeyn. O, Vogt! daß ich t than habe. O, o! Es iſt wieder bald heilige Zeit! O ich doch tauſend Klafter unter dem Boden!

*) Kränkeln, an der Geſundheit abnehmen.

Vogt. Um Gottes willen, Wüſt! thue doch nicht ſo auf der offenen Straße vor den Leuten, wenn's auch jemand hörte! Du plageſt dich mit deiner Dummheit: Alles, was du ſchwurſt, iſt wahr!

Wüſt. Dummheit hin, und Dummheit her. Hätt ich nicht geſchworen, ſo hätte der Rudi noch ſeine Matte.

Vogt. Aber du haſt ſie ihm doch nicht abgeſprochen, und mir haſt du ſie nicht zuerkannt? Was geht's alſo in's Teufels Namen zuletzt dich an, wem die Matte ſey.

Wüſt. Nichts geht's mich an, wem die Matte ſey; aber daß ich falſch geſchworen habe, das geht mich leider, Gott erbarm, an.

Vogt. Aber das iſt nicht wahr, du haſt nicht falſch geſchworen; das, worauf du ſchwurſt, war wahr.

Wüſt. Aber das iſt nur verdreht; ich ſagte dem Junker nicht, wie ich die Schrift verſtund; und er verſtunde ſie anders, du magſt ſagen, was du willſt. Ich weiß! ich empfinde es in mir ſelber. Ich war ein Judas und ein Verräther; und mein Eid, Worte hin und Worte her, war Meineid.

Vogt. Du dauerſt mich, Wüſt! mit deinem Unverſtand; aber du biſt krank; du ſiehſt ja aus, wie wenn du aus dem Grabe kämeſt; und wenn's einem nicht wohl iſt, ſo ſieht man alles anders an, als es iſt. Beruhige dich, Wüſt! Komm mit mir heim, und trink ein Glas Wein mit mir!

Wüſt. Ich mag nicht, Vogt! mich erquickt nichts mehr auf Erden.

Vogt. Beruhige dich, Wüst! Schlag es doch jetzt aus dem Kopf, und vergiß es, bis du wieder gesund seyn wirst. Du wirst dann wohl wieder sehen, daß ich recht habe; und ich will dir deine Handschrift zerreissen, es macht dich vielleicht auch ruhiger.

Wüst. Nein, Vogt! Behalte die Handschrift. Sollte ich vor Hunger mein Fleisch fressen, so werd ich dir die Schuld bezahlen. Ich will kein Blutgeld auf meiner Seele. Hast du mich betrogen, hat mich der Vicari eingeschläfert, so wird vielleicht Gott noch mir verzeihen; ich meynte nicht, daß es so kommen würde.

Vogt. Nimm diese Handschrift, Wüst! sieh, ich zerreisse sie vor deinen Augen, und ich nehme es auf mich, daß ich Recht hatte. Sey doch ruhig!

Wüst. Nimm auf dich, was du willst, Vogt! ich werde dir die Schuld zahlen. Uebermorgen verkauf ich meinen Sonntagsrock, und werde dir die Schuld zahlen.

Vogt. Besinne dich eines Bessern, du irrest dich in Gottes Namen; aber ich muß einmal weiter.

Wüst. Gott Lob! daß du gehst; bleibst du länger, ich würde auffer mir selber kommen, vor deinen Augen.

Vogt. Beruhige dich, Wüst, in Gottes Namen!

Sie gingen jetzt von einander.

Der Vogt aber, der allein war, mußte, so sehr er auch nicht wollte, doch bey sich selber seufzen, und sagte: daß mir jetzt das noch hat begegnen müssen; ich hatte heute sonst genug.

Er verhärtete sich aber bald wieder, und sagte:

Der arme Schelm dauert mich, wie er ſich plagt! Aber er hat nicht Recht, es geht ihn nichts an, wie ihn der Richter verſtanden hat. Der Teufel möchte Eide ſchwören, wenn man den Sinn ſo genau und ſo ſcharf heraus klauben wollte. Ich weiß auch, wie andere Leute, und eben die, ſo das am beſten verſtehen müſſen, den Eid nach ihren Auslegungen nehmen, und ruhig ſind; wo ein jeder anderer armer Schelm, der wie Wüſt denkt, meynen müßte, er ſähe mit ſeinen Augen ſonnenklar, daß ſie ihn verdrehen; und doch wollte ich, ich hätte dieſe Gedanken jetzt aus dem Kopfe, ſie machen mich verdrießlich. Ich will zurück und ein Glas Wein trinken. So ſagte er, und that treulich, was er geſagt hatte.

## §. 23.

## Ein Heuchler und eine leidende Frau.

Er ging ſodann zum Felix Kriecher. Das war ein Kerl, der immer umher ging, wie die Geduld ſelbſt, wenn ſie im tiefſten Leiden ſchmachtet. Vor dem Scheerer, dem Vogt und dem Müller, und vor einem jeden Fremden bückt er ſich ſo tief als vor dem Pfarrer, und dieſem ging er in alle Wochenpredigten und in alle Singſtunden am Sonntag Abends. Dafür erhielt er aber auch dann und wann ein Glas Wein, und durfte zuweilen, wenn er recht ſpät kam, und nahe genug zuſtund, auch zum Nachteſſen bleiben. Mit den Pietiſten im Dorfe kam er nicht zurecht, ob er

gleich ſorgfältig verſuchte; denn er wollte um ihrentwillen es mit den andern auch nicht verderben, und das geht bey den Pietiſten nicht an; ſie leidens nicht an ihren Schülern, daß ſie auf beyden Achſeln tragen; und ſo ward er, trotz allem Anſchein von Demuth und aller ausgelernten Heuchlerkunſt, und trotz ſeines geiſtlichen Hochmuths, welches ſich ſonſt alles den Pietiſten gar wohl empfiehlt, ausgeſchloſſen.

Neben dieſen äußerlichen und öffentlich bekannten Eigenſchaften, hatte er auch noch einige andre, zwar nur zum ſtillen Gebrauch ſeines häuslichen Lebens; aber doch muß ich ſie auch erzählen.

Er war mit ſeiner Frau und mit ſeinen Kindern ein Teufel. In der äußerſten Armuth wünſchte er immer etwas Gutes zu eſſen, und wenn er's dann nicht hatte, ſo lag ihm alles nicht recht; bald waren die Kinder nicht recht gekämmt, bald nicht recht gewaſchen, und ſo tauſenderley; und wenn er nichts fand zum Zanken, ſo ſah ihn etwan das Kleine vierteljährige ſauer an, dann gab er ihm tüchtig auf die kleinen Hände, daß es Reſpect lerne.

Du biſt ein Narr! ſagte ihm einſt bey einem ſolchen Anlaß die Frau, und ſie hatte freylich Recht, und nicht mehr als die reine Wahrheit geredt; aber er ſtieß ſie mit den Füßen; ſie wollte entfliehen, und fiel unter der Thüre zwey Löcher in den Kopf. Ob dieſen Löchern iſt der Nachbar erſchrocken, denn er dachte weislich in ſeinem Sinn: der zerſchlagene Kopf könne ſein Leben ruchtbar machen.

Und wie alle Heuchler im Schrecken ſich biegen und ſchmiegen und krümmen, ſo krümmte und ſchmiegte ſich

damals auch Kriecher; er bat die Frau auf ſeinen Knien, und um tauſend Gottes Willen, zwar nicht, daß ſie es ihm verzeihe, ſondern nur, daß ſie es Niemand ſage.

Sie that es, und litt geduldig die Schmerzen einer ſtarken Verwundung, und ſagte zum Scheerer und zu den Nachbarn, ſie ſey von der Bühne gefallen; dieſe glaubten ihr zwar nicht alle, und ach, die gute Frau! ſie hätt' es vorher denken ſollen. Kein Heuchler war je dankbar, kein Heuchler hält ſein Wort, ſie hätt' ihm alſo nicht glauben ſollen. Doch was ſage ich! ſie hatte das alles wohl gewußt, aber dabey an ihre Kinder gedacht, und empfunden, daß Niemand als Gott ſein Herz ändern könne, und daß alſo alles Gerede unter den Leuten umſonſt ſeyn würde; die brave Frau! Ach! daß ſie nicht glücklich iſt — O daß ihr Herz alle Tage Kränkungen von ihm leiden muß!

Sie ſchweigt und betet zu Gott, und dankt ihm für die Prüfungen der Leiden.

O Ewigkeit! wenn du einſt enthüllest die Wege Gottes und den Segen der Menſchen, die Gott durch Leiden, Elend und Jammer, ſo in ihrem Innern, Stärke, Geduld und Weisheit lehret. O Ewigkeit! wie wirſt du die Geprüfte erhöhen, die du hier ſo erniedriget haſt!

Kriecher hatte das Loch im Kopf vergeſſen, faſt eh als es wieder geheilet war, und er iſt immer der gleiche. Er kränkt und plagt die Frau ohne Urſache und Anlaß, alle Tage, und verbittert ihr das Leben. Eine Viertelſtunde, ehe der Vogt kam, hatte die Katze die Oellampe vom Ofen herunter geworfen, und ein paar Tropfen gingen verloren. Du Laſter! hätteſt du ſie beſſer verſorgt, ſagte er mit

ſeiner gewöhnlichen Wuth zur Frau; du kannſt jetzt im Finſtern ſitzen, und das Feuer mit Kühkoth anzünden, du Hornvieh!

Die Frau antwortete kein Wort; aber häufig floſſen die Thränen von ihren Wangen, und die Kinder in allen Ecken weinten wie die Mutter.

So eben klopfte der Vogt an.

Schweigt doch! um aller Liebe willen, ſchweigt doch! Was will's geben, der Vogt iſt vor der Thüre, ſagt Kriecher; wiſcht den Kindern mit ſeinem Schnupftuch geſchwind die Thränen von den Backen; droht ihnen: wenn eins nur noch muchſet, ſo ſehet zu, wie ich's zerhauen werde; öffnet dann dem Vogt die Thüre, bückt ſich, und fragt ihn: was habt ihr zu befehlen, Herr Untervogt? Der Vogt ſagt ihm kurz den Bericht.

Kriecher aber, der bey der Thüre die Ohren ſpitzt, und Niemand mehr weinen hört, antwortet dem Vogt: kommt doch in die Stube, Herr Untervogt! ich will's doch auch geſchwind meiner lieben Frau ſagen, wie ein großes Glück mir widerfahre. Der Vogt geht mit ihm in die Stube, und Kriecher ſagt ſeiner Frau:

Der Herr Untervogt bringt mir eben die glückliche Botſchaft, daß ich an dem Kirchbau Antheil habe, und das iſt eine große Gnade, für die ich nicht genug danken kann.

Die Frau antwortet: Ich danke Gott! (Ein Seufzer entfährt ihr.)

Vogt. Fehlt deiner Frau etwas?

Kriecher. Es iſt ihr leider die Zeit her nicht gar wohl, Herr Untervogt!

Seitwärts blickt er zornig und drohend gegen die Frau.

Vogt. Ich muß wieder gehen. Gute Besserung, Frau!

Frau. Behüt euch Gott, Herr Untervogt!

Kriecher. Seyd doch auch so gut und danket dem gnädigen Herrn in meinem Namen für diese Gnade, wenn ich beten darf, Herr Untervogt!

Vogt. Du kannst es selber thun.

Kriecher. Ihr habt auch Recht, Herr Untervogt! Es war unverschämt von mir, daß ich euch darum bat. Ich will nächster Tage ins Schloß gehen; es ist meine Schuldigkeit.

Vogt. Am Montag Morgens gehen die andern alle, und ich denke, du werdest wohl mitgehen können.

Kriecher. Natürlich, Herr Untervogt! Ja freylich. Ich wußte es nur nicht, daß sie auch gingen.

Vogt. Behüt euch Gott, Kriecher!

Kriecher. Ich sag euch schuldigen Dank, Herr Untervogt!

Vogt. Du hast mir nichts zu danken. (Er geht.) Und sagt im Gehen zu sich selbst: Wenn der nicht den Teufel im Schilde führt, so trügt mich denn alles. Vielleicht wäre das ein Mann, wie ich einen brauchte gegen den Maurer; aber wer will einem Heuchler trauen. Ich will den Schabenmichel lieber, der ist geradezu ein Schelm.

## §. 24.

## Ein reines, fröhliches und dankbares Herz.

Vom Kriecher weg kommt der Vogt zu Aebi dem jüngern. Als dieſer hörte, was ihm begegnete, jauchzte er vor Freuden, und ſprang auf, wie ein junges Rind am erſten Frühlingstage auf der Weide aufſpringt — Das will ich jetzt auch meiner Frau ſagen, daß ſie ſich recht freue.

Ich wartte bis morgen; es ſind juſt morgen acht Jahre, daß ſie mich nahm. Es war Joſephstag, ich weiß es noch, wie wenn's geſtern wäre. Wir haben ſeitdem manche ſaure, aber auch manche frohe Stunde gehabt. Gott ſey Lob und Dank für alles. Aber ja Morgen, ſobald ſie erwachen wird, will ich's ihr dann ſagen — Wär's doch ſchon Morgen! Es iſt mir, ich ſehe es jetzt ſchon, wie ſie weinen und lachen wird durch einander, und wie ſie ihre Lieben und mich in ihrer Freude an's Herz drücken wird. Ach! wär's doch ſchon Morgen! Ich tödte das eine Huhn ihr zur Freude, und koch es, ohne daß ſie's merkt, in der Suppe; es freut ſie dann doch, wenn ſie es ſchon reuet. Nein, ich mache mir kein Gewiſſen, es iſt für dieſe Freude nicht Sünde — Ich thue es und tödte es. Den ganzen Tag bleib ich daheim, und freue mich mit ihr und den Kindern. — Nein, ich gehe mit ihr zur Kirche und zum Nachtmahl. Jauchzen und freuen wollen wir uns, und dem lieben Gott danken, daß er ſo gut iſt — So redte der jüngere Aebi in der Freude ſeines Herzens über des Vogts gute Botſchaft mit ſich ſel-

ber, und konnte vor Sehnſucht den Morgen faſt nicht erleben, und that dann, was er eben geſagt hatte.

## §. 25.

## Wie Schelmen mit einander reden.

Vom Aebi weg ging der Vogt zum Schabenmichel. Dieſer ſieht ihn von ferne, winkt ihm in eine Ecke hinter das Haus, und fragt ihn: Was Teufel haſt du?

**Vogt.** Etwas Luſtiges.

**Michel.** Ja du biſt der Kerl, den man ſchickt zu Hochzeiten, zum Tanz, und zum Luſtigmachen einzuladen.

**Vogt.** Es iſt einmal nichts Trauriges.

**Michel.** Was denn?

**Vogt.** Du ſeyſt in eine neue Geſellſchaft gekommen.

**Michel.** Mit wem denn einmal, und warum?

**Vogt.** Mit dem Hübelrudi, mit dem Lenk, mit dem Leemann, mit dem Kriecher, und mit dem Marx auf der Reüti.

**Michel.** Du Narr! Was ſoll ich mit dieſen?

**Vogt.** Aufbauen und ausputzen das Haus des Herrn in Bonnal und ſeine Mauern am Kirchhof.

**Michel.** Im Ernſt?

**Vogt.** Bey Gott!

**Michel.** Aber wer hat hiezu die Blinden und die Lahmen auserſehen?

Vogt. Mein Wohledelgeborner, der wohlweiſe und geſtrenge Junker.

Michel. Iſt er ein Narr?

Vogt. Was weiß ich.

Michel. Es hat einmal das Anſehen.

Vogt. Vielleicht iſt es nicht das ſchlimmſte, daß er ſo iſt, leicht Holz iſt gut drehen, aber ich muß fort. Komm dieſen Abend zu mir, ich muß mit dir reden.

Michel. Ich will nicht fehlen. — Zu wem geht jetzt die Reiſe?

Vogt. Auf die Reüti zum Marx.

Michel. Das iſt ein Kerl zur Arbeit. Man muß von Sinnen ſeyn, ſo einen anzuſtellen. Ich glaube nicht, daß der bey Jahr und Tag einen Karſt oder Schaufel in der Hand gehabt habe; und er iſt auf der einen Seite halb lahm.

Vogt. Was macht das? Komme du auf den Abend richtig zu mir. — Jetzt ging der Vogt von ihm weg zu Marx auf der Reüti.

## §. 26.

## Hochmuth in Armuth und Elend führt zu den unnatürlichſten abſcheulichſten Thaten.

Dieſer war vor Zeiten wohlhabend und hatte Handelſchaft getrieben; aber jetzt war er ſchon längſt vergantet, und

und lebte faſt gänzlich vom Almoſen des Pfarrers und einiger bemittelten Verwandten, die er hatte.

In allem ſeinem Elend aber blieb er immer gleich hochmüthig, und verbarg den dringenden Mangel und Hunger ſeines Hauſes, außer da, wo er bettelte, allenthalben, wie er konnte und mochte.

Dieſer, als er den Vogt ſah, erſchrack heftig, aber er ward darum nicht blaß; denn er war ohne das ſchon todtgelb. Er nahm ſchnell die umherliegenden Lumpen, und ſchob ſie unter die Decke des Betts. Befahl den faſt nakkenden Kindern, auf der Stelle ſich in die Kammer zu verbergen — Herr Jeſus! ſagen die Kinder, es ſchneyet und regnet ja hinein — höre doch, wie's ſtürmt, Vater! es iſt ja kein Fenſter mehr in der Kammer.

Geht, ihr gottloſen Kinder! wie ihr mich ſo toll machet. Meynt ihr, es ſey euch nicht nöthig, daß ihr euer Fleiſch kreuzigen lernet. — Es iſt nicht auszuſtehen, Vater! ſagen die Kinder.

Es wird ja nicht lang währen, ihr Ketzer, geht doch, ſagt der Vater — ſtößt ſie hinein, ſchließt die Thüre, und ruft dann dem Vogt in die Stube.

Dieſer ſagte ihm den Bericht. Der Marx aber dankte dem Vogt, und fragt: Bin ich Aufſeher unter dieſen Leuten?

Was denkſt du, Marx? antwortete der Vogt. Nein, Arbeiter biſt du, wie die andern.

Marx. So! Herr Untervogt!

Vogt. Es ſteht dir frey, wenn du etwa allenfalls die Arbeit nicht willſt.

Marx. Ich bin freylich ſonſt ſolcher Arbeit nicht g wohnt. Aber weil's das Schloß und den Herrn Pfarre antrift, ſo darf ich wohl nicht anders, und will ſie an nehmen.

Vogt. Es wird ſie gar freuen, und ich denke faſt der Junker werde mich noch einmal zu dir ſchicken, di zu danken.

Marx. Ha! ich meyn's eben nicht ſo; aber insg mein möchte ich doch nicht bey Jedermann taglöhnen.

Vogt. Du haſt ſonſt Brod!

Marx. Gott Lob! noch immer.

Vogt. Ich weiß wohl; aber wo ſind deine Kinder

Marx. Bey meiner Frau ſeel. Schweſter, ſie eſſe da zu Mittag.

Vogt. Es war mir, ich hörte eben in der Kamme Kinder ſchreyen.

Marx. Es iſt kein einziges bey Hauſe.

Der Vogt hört das Geſchrey noch einmal, öffnet ohn Complimente die Kammerthüre, ſieht die faſt nackende Kinder, von Wind, Regen und Schnee, die in die Kam mer hinein ſtürmen, zitternd und ſchlotternd, daß ſie fa nicht reden konnten, und ſagt dann:

Eſſen deine Kinder da zu Mittag, Marx? — Du bi ein Hund und ein Heuchler, und du haſt das um deine verdammten Hochmuths willen ſchon mehr ſo gemacht.

Marx. Um Gottes willen! ſag es doch Niemand bring mir's doch nicht aus, Vogt! Um Gottes willen unter der Sonne wäre kein unglücklicherer Menſch als ich wenn's mir auskäme.

Vogt. Biſt du denn auch von Sinnen? Auch jetzo ſagſt du nicht einmal, daß ſie aus dem Hundsſtall heraus kommen ſollen. Sieheſt du denn auch nicht, daß ſie braun und blau ſind vor Frieren? So würde ich einmal meinen Pudel nicht einſperren.

Marx. Kommt jetzt nur heraus; aber Vogt! um Gottes willen! ſag's doch Niemand.

Vogt. Und du ſpielſt dennoch beym Pfarrer den Frommen —

Marx. Um Gottes willen! ſag's doch Niemand.

Vogt. Das iſt doch hündiſch — du Heiliger! ja du Ketzer! Hörſt du, das biſt du, ein Ketzer! Denn ſo macht es kein Menſch. Du haſt dem Pfaffen den Schlaghandel die vorige Woche auch erzählt. Kein Menſch als du. Du gingſt eben um zwölf Uhr, da es geſchah, von einer frommen Freſſerey heim, und neben meinem Hauſe vorbey.

Marx. Nein, um Gottes willen! glaub doch das nicht. Gott im Himmel weiß, daß es nicht wahr iſt.

Vogt. Darfſt du auch das ſagen?

Marx. Weiß Gott! es iſt nicht wahr. Vogt! ich wollte, daß ich nicht mehr hier vom Platze käme, wenn's wahr iſt.

Vogt. Marx! darfſt du das, was du jetzt ſagſt, vor meinen Augen dem Pfarrer unter die Naſe ſagen? Ich weiß mehr, als du glaubſt.

Der Marx ſtotterte — ich weiß — ich möchte — ich ha — — habe nicht davon angefangen.

So einen Hund und einen Lügner, wie du bist, hab ich in meinem Leben keinen gesehen. Wir kennen jetzt ein ander, sagte der Vogt, ging und erzählte alles in eben der Stunde des Pfarrers Köchin, die sich denn fast zu Tode lachte ob dem frommen Israeliten ab der Reüti, und heilig versprach, es dem Pfarrer getreulich zu überbringen. Der Vogt aber freute sich in seinem Herzen, daß hoffentlich der Pfarrer dem wüsten Ketzer das Wochenbrod jetzt nicht mehr geben würde, worinn er sich aber gröblich irrte; denn der Pfarrer hatte ihm bis jetzt das Brod wahrlich nicht um seiner Tugend, sondern um seines Hungers willen gegeben.

## §. 27.

## Fleiß und Arbeitsamkeit, ohne ein dankbares und mitleidiges Herz.

Vom Marx weg ging der Vogt nun endlich zum letzten. Dieses war der Kienast, ein kränkelnder Mann. Er ging zwar erst gegen die fünfzig; aber Armuth und Sorgen hatten ihn abgeschwächt, und heute war er besonders in einem erschrecklichen Kummer.

Seine älteste Tochter hatte gestern in der Stadt Dienste genommen, und zeigte dann heute dem Vater den Dingpfenning, worüber der arme Mann gewaltig erschrocken war.

Seine Frau, die noch kindete, war eben jetzt nähig*), und das Suſanneli war unter den Kindern das einzige, das der Haushaltung Hülfe leiſten konnte, jetzt aber ſollte es in vierzehn Tagen den Dienſt antreten.

Der Vater bat es mit weinenden Augen, und um Gottes willen, es ſolle das Haftgeld wieder zurück geben, und bey ihm bleiben, bis nach der Mutter Kindbette.

Ich will nicht, antwortete die Tochter; wo finde ich denn gleich wieder einen andern Dienſt, wenn ich dieſen aufſage?

Der Vater. Ich will nach der Kindbette ſelbſt mit dir in die Stadt gehen, und dir helfen einen andern ſuchen; bleib doch nur ſo lange.

Die Tochter. Es geht ein halbes Jahr, Vater! bis zum andern Ziel, und der Dienſt, den ich jetzt habe, iſt gut. Wer kann wiſſen, wie dann der ſeyn werde, den du mir willſt ſuchen helfen. Und kurzum, ich warte nicht bis auf das andere Ziel.

Der Vater. Du weiſſeſt doch, Suſanneli! daß ich auch alles an dir gethan habe, was ich immer konnte. Denke doch auch an deine jüngern Jahre, und verlaſſe mich jetzt nicht in meiner Noth.

Die Tochter. Willſt du mir denn vor meinem Glück ſeyn? Vater!

Der Vater. Ach! es iſt nicht dein Glück, daß du deine armen Eltern in dieſen Umſtänden verlaſſeſt; thue es doch nicht, Suſanneli! ich bitte dich. Meine Frau hat noch

*) Der Entbindung nahe.

ein schönes Fürtuch, es ist das letzte, und es ist ihr lieb; sie hat es von ihrer seel. Gotten zum Seelengeräth (Todesandenken), aber sie muß es dir nach der Kindbette geben, wenn du nur bleibest.

Die Tochter. Ich mag nichts, weder von euern Lumpen, noch von eurer Hoffart. Ich kann das und bessers selber verdienen. Es ist einmal Zeit, daß ich für mich selber sorge. Wenn ich noch zehn Jahre bey euch bliebe, ich würde nicht zu Bett und Kasten kommen.

Der Vater. Es wird doch auch nicht alles auf dieses halbe Jahr ankommen — Ich will dich nach der Kindbette dann gewiß nicht mehr versäumen. Bleib doch nur noch diese wenigen Wochen.

Nein, ich thue es nicht, Vater! antwortete die Tochter — kehrt sich um, und läuft fort zu einer Nachbarinn.

Der Vater steht jetzt da! niedergeschlagen von Sorgen und Kümmer, und sagt zu sich selber: Wie will ich mir in diesem Unglück helfen — Wie will ich's nur meiner armen Frau anbringen, die Hiobsbotschaft? Ich bin doch ein elender Tropf, daß ich mit diesem Kind so gefehlt habe. Es arbeitet so brav, dacht ich immer, und verzeih ihm dann alles. Meine Frau sagte mir hundertmal: Es ist frech und so grob gegen seine Eltern, und was es seinen Geschwistern thun und zeigen muß, das thut und zeigt es ihnen alles so hässig, unartig, und so ganz ohne Anmuth und Liebe, daß keins nichts von ihm lernt. — — Es arbeitet doch so brav; vielleicht sind die andern auch Schuld, man muß ihm etwas verzeihen, war immer meine Antwort. — Jetzt habe ich dieses Arbeiten; ich hätte es doch denken sol-

len, wenn bey einem Menſchen das Herz einmal hart iſt, ſo iſt's aus, was er auch ſonſt Gutes hat, man kann nicht mehr auf ihn zählen. Aber, wenn ich's nur auch meiner Frau ſchon geſagt hätte; wie wird ſie doch thun?

Da der Mann ſo mit ihm ſelber redte, ſtund der Vogt neben ihm zu, und er ſah ihn nicht einmal.

Was darfſt du denn deiner Frau nicht ſagen, Kienaſt? fragte ihn jetzt dieſer.

Der Kienaſt ſieht auf, erblickt den Vogt, und ſagt: Biſt du da, Vogt? Ich ſah dich nicht — Ha, was darf ich meiner Frau nicht ſagen? Das Suſanneli hat in der Stadt Dienſte genommen, und wir hätten's jetzt auch ſo nöthig! Aber ich hätte faſt vergeſſen zu fragen, was willſt du bey mir?

Vogt. Es kann dir vielleicht ein Troſt ſeyn, was ich bringe, weil's mit dem Suſanneli ſo iſt.

Kienaſt. Das wäre wohl ein Glück in meiner Noth.

Vogt. Du haſt Arbeit an dem Kirchbau, und alle Tage 25 Kreuzer Taglohn; damit kannſt du dir in allweg helfen.

Kienaſt. Herr Gott im Himmel! darf ich dieſe Hülfe hoffen?

Vogt. Ja, ja, Kienaſt! Es iſt gewiß, wie ich ſage.

Kienaſt. Nun ſo ſey Gott gelobt und ihm gedankt. (Es wird ihm blöd, ſeine Glieder zittern.) Ich muß niederſitzen, dieſe Freude hat mich ſo übernommen auf mein Schrecken. Er ſetzt ſich auf einen nahen Holzſtock, und lehnet ſich an die Wand des Hauſes, daß er nicht ſinkt.

Der Vogt ſagte: Du magſt wenig erleiden.

Und der Kienast: Ich bin noch nüchtern.

So spät, erwiederte der Vogt, und ging seines Weges fort.

Die arme Frau in der Stube sah, daß der Vogt bey ihrem Mann war, und jammerte entsetzlich: Das ist ein Unglück! Mein Mann ist heute den ganzen Tag wie verwirrt, und weiß nicht, was er thut; und eben jetzt sah ich das Susanneli bey der Nachbarinn beyde Hände zerwerfen, als wenn es vor Verdruß ausser sich wäre, und jetzt noch der Vogt! Was ist doch für ein Unglück obhanden? Es ist keine geplagtere Frau unter der Sonne. Schon so weit in vierzig, und noch alle Jahr ein Kind, und Sorgen und Mangel und Angst um mich her — So grämte sich die arme Frau in der Stube. — Der Mann hatte sich indessen wieder erholt, und kam mit einem so heitern und freudigen Gesicht hinein zu seiner Lieben, als er seit Jahren nicht hatte.

Du thust fröhlich! Meynst du, ich wisse nicht, daß der Vogt da war? sagte die Frau.

Und er antwortete: wie vom Himmel herab ist er gekommen zu unserm Trost.

Ist das möglich? erwiederte die Frau.

Kienast. Setze dich nieder, Frau! ich muß dir Gutes erzählen — Da sagte er ihr, was eben mit dem Susanneli begegnet, und wie er in einer großen Herzensangst gewesen wäre, und wie ihm, Gott Lob! jetzt gänzlich aus der Noth geholfen sey.

Da aß er die Suppe, die er in der Angst zu Mittag hatte stehen lassen; und er und die Frau weinten heisse

Thränen des Danks und der Freude gegen Gott, der ihnen also geholfen in ihrer Noth.

Und sie liessen das Susanneli noch desselbigen Tags gehen in seinen Stadtdienst, wie es wollte.

## §. 28.

## Der Abend vor einem Festtage in eines Vogts Hause, der wirthet.

Nun eilte der Vogt von seinem Laufen ermüdet und durstig wieder heim; es war schon sehr spät, und der Kienast wohnte beynahe eine Stunde vom Dorf weg auf dem Berg.

Allenthalben hat er heute durch seine Gesellen schon verkündet, daß er über den gestrigen Vorfall gar nicht erschrocken, und bey einem Jahre nie so lustig und munter gewesen wäre wie heute.

Das machte denn, daß auf den Abend etliche wieder Muth faßten, und sich still dem Wirthshause zuschlichen.

Da es dunkelte, kamen immer noch mehrere, und zu Nacht gegen den Sieben waren die Tische alle wieder fast eben so voll, als gewöhnlich.

So geht es, wenn ein Jäger in der Heuernte vom Kirschbaum einen Vogel herunter schießt, die Schaar der Vögel, die Kirschen fraß, fliegt erschrocken und schnell vom Baum weg, und alle Vögel kreischen vor der Gefahr. Aber nach einer Weile setzt sich schon wieder einer, im Anfange nur einer, auf den Baum; und sieht er dann den Jäger nicht

mehr, ſo pfeift er, nicht das Gekreiſch des erſchreckten Vogels; (er pfeift dann den muntern Laut der Freßluſt bey der nahen Speiſe) auf den Ruf des kühnen Freſſers rücken die furchtſamen auch wieder an; und alle freſſen Kirſchen, als ob der Jäger keinen erſchoſſen hätte.

So war es und kam es, daß die Stube jetzt wieder voll war von Nachbarn, die geſtern und heute Vormittags ſich noch nicht getrauten zu kommen.

Bey allem Böſen, und ſelbſt bey Schelmenthaten wird alles munter und muthig, wenn viel Volks bey einander iſt, und wenn die, ſo den Ton geben, herzhaft und frech ſind; und da das in den Wirthshäuſern nie fehlt, ſo iſt unſtreitig, daß ſie das gemeine Volk zu allen Bosheiten und zu allen ſchlimmen Streichen frech und leichtſinnig genug zu bilden und zu ſtimmen weit beſſer eingerichtet ſind, als es die armen einfältigen Schulen ſind, die Menſchen zu einem braven, ſtillen, wirthſchaftlichen Leben zu bilden.

Die Nachbarn im Wirthshauſe waren jetzt alle wieder des Vogts Freunde, denn ſie ſaſſen bey ſeinem Wein. Da ſprach der eine, wie der Vogt ein Mann ſey, und wie ihn bey Gott! noch keiner gemeiſtert habe. Ein anderer, wie Arner ein Kind ſey, und wie der Vogt ſeinen Großvater in Ordnung gehalten habe. Ein andrer, wie es vor Gott im Himmel nicht Recht und am jüngſten und letzten Tage nicht zu verantworten ſey, daß er dem armen Gemeindlein das Wirthsrecht abſtehlen wolle, das es doch ſeit Noahs und Abrahams Zeiten beſeſſen hätte. Dann wieder ein andrer, wie er es beym Donner! doch noch nicht habe, und wie er's vor allen Teufeln erzwingen wolle — daß Morgen ſchon

dawider Gemeind ſeyn müſſe. Dann erzählt wieder ein andrer, wie es mit dem gar nicht ſo Noth thue, und wie der Vogt ſeine Feinde alle immer ſo ſchön in die Grube gebracht habe, und wie er jetzt weder mit dem gnädigen Herrn, noch mit dem Bettler, dem Mäurer, eine neue Mode anfangen werde. — So ſchwatzten die Männer und ſoffen.

Die Vögtin lachte mit unter, trug einen Krug nach dem andern auf den Tiſch, und zeichnete alle richtig an die Tafel in der Nebenſtube mit ihrer Kreide.

Indeſſen kam der Vogt, und es freute ihn in ſeinem Herzen, daß er die Tiſche alle wieder ſo beſetzt fand mit ſeinen Lumpen.

Das iſt brav, ihr Herrn! daß ihr mich nicht verlaſſet, ſagte er zu ihnen.

Du biſt uns noch nicht feil, antworteten die Bauern, und tranken mit Lärmen und Brüllen, auf ſeine Geſundheit.

Der Lärm iſt groß, Nachbarn! Man muß ohne Aergerniß leben, ſagte der Vogt; es iſt heiliger Abend.

Mache die Fenſterläden zu, Frau! und löſche die Lichter gegen der Gaſſe — Es iſt beſſer, wir gehen in die hintere Stube, Nachbarn! Iſt's warm dort, Frau?

Frau. Ja, ich habe daran gedacht, und einheitzen laſſen.

Vogt. Gut. Nehmet alles vom Tiſch in die hintere Stube.

Da nahmen die Frau und die Nachbarn Gläſer, Flaſchen, Brod Käs, Meſſer und Teller und Karten und Würfel, und trugen alles in die hintere Stube, in deren man, geſchähe auch ein Mord, auf der Gaſſe nichts hört.

Da ſind wir jetzt ſicher vor Schelmen, die vor den Feſtern horchen, und vor den heiligen Knechten *) de Schwarzen.

Aber ich bin durſtig wie ein Jagdhund, Wein her!

Die Frau bringt ihn.

Und Chriſten fragt alſobald: Iſt das von dem, Vogt den des Scheerers Hund mitſäuft?

Vogt. Ja, ſo ein Narr bin ich wieder.

Chriſten. Was hatteſt du wohl für eine Teufelsal ſicht dabey?

Vogt. Bey Gott! keine. Es war ein bloßer Narrei einfall. Ich war noch nüchtern, und wollte nicht ſaufe

Chriſten. Pfeif das dem Scheitſtock, vielleicht glaul er's, ich mag nicht.

Vogt. Warum nicht?

Chriſten. Warum nicht? Weil dein Wein, den w ſoſſen, auch nach Schwefel roch wie die Peſt.

Vogt. Wer ſagt das?

Chriſten. Ich, Meiſter Urias! Ich merkte es nic in der Stube; aber da ich den leeren Krug heim trug, ro es mir noch in die Naſe, daß es mich faſt zurück ſchlug – Alles um alles zuſammen genommen, ſo iſt einmal ziemli am Tage, daß du mit Gunſt etwas geſucht haſt.

*) Er meynt Chorrichter, Stillſtänder, Kirchenälteſten, dere Pflicht es iſt, dem Pfarrer ſolche nächtliche Ungebühren anz zeigen; und dieſer iſt's, den der gottloſe Vogt, nach einer wirklich eingeriſſenen Ton, den Schwarzen nennt.

Vogt. Ich weiß ſo wenig, was für Wein die Frau geſchickt hat, als ein Kind in der Wiege. — Mit deinen Einbildungen, du Narr.

Chriſten. Aber du weißſt doch auch noch, daß du eine ſchöne Predigt von den Rechten im Lande gehalten haſt? Du haſt das, denk ich, auch ſo aus unbedachtem Muthe gethan, wie man eine Priſe Tabak nimmt.

Vogt. Schweig jetzt, Chriſten! Das beſte wäre, ich lieſſe dich brav abprügeln, daß du mir den Krug umgeleert haſt. Aber ich muß jetzt wiſſen, wie es heute beym Scheeter gegangen iſt, da ich fort war.

Chriſten. Aber das Verſprechen, Vogt?

Vogt. Was für ein Verſprechen?

Chriſten. Daß ich weinfrey ſeyn ſoll bis am Morgen, wenn ich was Rechts wiſſe.

Vogt. Wenn du denn aber nichts weißſt, willſt du doch ſaufen?

Chriſten. Ja, nichts wiſſen; nur Wein her, und hör dann.

Der Vogt giebt ihm, ſitzt zu ihm hin, und Chriſten erzählt jetzt, was er weiß und was er nicht weiß. Mitunter macht er es ſo bunt, daß es der Vogt merkte. Lüg doch auch ſo, du Hund! daß man's nicht mit Händen greift, ſagte er.

Nein, bey Gott! antwortete Chriſten, ſo wahr ich ein Sünder bin, es fehlt kein Haar und kein Punkt an dem, was ich ſage.

Nun denn, ſagte der Vogt, der jetzt doch genug hatte, der Schabenmichel iſt eben gekommen, ich muß etwas mit

ihm reden, und geht dann an den andern Tisch, wo dieser saß, klopft ihm auf die Achsel und sagt:

## §. 29.

## Fortsetzung, wie Schelmen mit einander reden und handeln.

Bist du auch unter den Sündern? Ich dachte, du seyst, seit deinem Beruf an die Kirchmauer, auf einmal heilig geworden, so wie unser Metzger, als er einst eine Woche für den Siegrist Mittag läuten mußte.

Michel. Nein, Vogt! Meine Bekehrung geht nicht so blitzschnell; aber wenn's einmal angeht, so laß ich dann nicht nach.

Vogt. Ich möchte dann dein Beichtiger seyn, Michel!

Michel. Ich mag dich aber nicht hiezu.

Vogt. Warum das?

Michel. Du würdest mir die Sünden wohl doppelt machen mit deiner heiligen Kreide.

Vogt. Wäre dir das nicht recht?

Michel. Nein, Vogt! Ich will einen Beichtiger haben, der die Sünden verzeiht und nachläßt, und nicht einen, der sie aufkreidet.

Vogt. Ich kann auch Sünden verzeihen und nachlassen.

Michel. Sünden aus deinem Buche?

Vogt. Freylich! oft und viel muß ich's leiden; aber beſſer iſt's, man halte ſich, daß ich's gern thue.

Michel. Kann man das, Herr Untervogt?

Vogt. Wir wollen ſehen. (Er winkt ihm.)

Sie gehen mit einander an's kleine Tiſchlein, am Ecken beym Ofen.

Und der Vogt ſagt: Es iſt gut, daß du da biſt, es kann dein Glück ſeyn.

Michel. Ich habe Glück nöthig.

Vogt. Ich glaub es; aber wenn du dich anſchickſt, ſo fehlt's nicht, du machſt Geld auf deinem Poſten.

Michel. Aber wie muß ich das anſtellen?

Vogt. Du mußt dich bey dem Mäurer einſchmeicheln, und recht hungrig und arm thun.

Michel. Das kann ich ohne Lügen.

Vogt. Du mußt dann viel und oft deinen Kindern dein Abendbrod geben, damit ſie glauben, du habeſt ein Herz ſo weich wie zerlaſſene Butter, und die Kinder müſſen dir baarfuß und zerlumpt nachlaufen.

Michel. Auch das iſt nicht ſchwer.

Vogt. Und dann, wenn du unter allen Zehn der Liebſte ſeyn wirſt, erſt dann wird deine rechte Arbeit anfehen.

Michel. Und was iſt denn die?

Vogt. Alles zu thun, was bey dem Bau Streit und Verdacht anzetteln, was die Arbeit in Unordnung bringen, und was die Taglöhner und den Meiſter dem Junker erleiden kann.

Michel. Das mag jetzt wohl ein bischen ein ſchweres Stücklein ſeyn.

Vogt. Aber es iſt auch ein Stücklein, dabey du Geld verdienen kannſt.

Michel. Ohne dieſe Hoffnung könnte wohl ein Geſcheidter dieſe Wegweiſung geben; aber nur ein Narr könnte ſie annehmen.

Vogt. Das verſteht ſich, daß du Geld dabey verdienen mußt.

Michel. Zween Thaler Handgeld, Herr Untervogt! das muß baar voraus bezahlt ſeyn, ſonſt dinge ich nicht in dieſen Krieg.

Vogt. Du wirſt alle Tage unverſchämter, Michel! Du verdienſt bey der Arbeit, die ich dir zeige, Geld mit Müßiggehen, und du willſt dennoch, ich ſoll dir den Lohn geben, daß du den guten Rath annimmſt.

Michel. Ich mag nichts hören. Du willſt, daß ich in deinem Dienſt den Schelm mache, und ich will's thun, und treu ſeyn und herzhaft; aber Handgeld und Dingpfenning, zween Thaler und keinen Kreuzer minder, das muß heraus, ſonſt ſtehe du ſelber hin, Vogt!

Vogt. Du Hund! du weißt, wo du zwingen kannſt; da ſind die zween Thaler.

Michel. Nun iſt's in der Ordnung, Meiſter! jetzt nur befohlen.

Vogt. Ich denke, ſo etwan in der Nacht, Gerüſtſtangen abbrechen, und mit einem Schlag ein Paar Kirchfenſter von oben herunter ſpalten, das ſey dir ein leichtes; und das Seiler und Kärſte und was Kleines herum liegt, bey einem

nem ſolchen Ehrenanlaß verſchwinden müſſen, das verſteht ſich von ſelbſt.

Michel. Natürlich.

Vogt. Und dann in einer dunkeln Nacht die Gerüſtbreter alle den Hügel hinab in den Fluß tragen, daß ſie weiter nach Holland fahren, das iſt auch nicht ſchwer.

Michel. Nichts weniger; das kann ich vollkommen. Ich hänge ein großes weißes Hemde mitten auf den Kirchhof an eine Stange, daß der Wächter und die Frau Nachbarinn, wenn ſie ein Gepolter hören, das Geſpenſt ſehen, ſich ſegnen, und mir vom Leib bleiben.

Vogt. Du loſer Ketzer du! was für ein Einfall!

Michel. Ich thu es gewiß; es bewahrt vor dem Halseiſen.

Vogt. Ja, aber das muß noch ſeyn; wenn Zeichnungen, Rechnungen und Pläne, die dem Junker gehören, etwan umher liegen, die mußt du ordentlich hintragen, wo ſie kein Hund ſucht, und des Nachts dann abholen zum Einheizen.

Michel. Ganz wohl, Herr Untervogt!

Vogt. Auch mußt du es ſo einfädeln, daß deine ehmde Geſellſchaft im Herrndienſt ſich recht wohl ſeyn laſſe, daß ſie liederlich arbeite, und beſonders, daß, wenn der Junker oder Jemand aus dem Schloß kömmt, die Lumpenordnung am größeſten ſey — und daß du dann auch tiefen winken mußt, wie ſchön es gehe, verſteht ſich.

Michel. Ich will alles probiren, und ich verſteh jetzt ganz wohl, was du eigentlich willſt.

Vogt. Aber vor allem aus iſt's wahrlich nöthig, daß du und ich Feinde werden.

Michel. Auch das verſteht ſich.

Vogt. Wir wollen damit gerade jetzt anfangen. Es könnten Mamelucken da ſeyn, und erzählen, wie wir hier in Eintracht in dieſer Ecke Rath gehalten haben.

Michel. Du haſt Recht.

Vogt. Trink noch ein Paar Gläſer, dann thue ich dergleichen, als ob ich mit dir rechnen wollte, und du läugneſt mir etwas. Ich fange Lärm an; du ſchmälſt auch, und wir ſtoßen dich zur Thüre hinaus.

Michel. Das iſt gut ausgedacht. (Er ſäuft geſchwind den Krug aus, und ſagt dann zum Vogt: Fang jetzt nur an.)

Der Vogt murmelt von der Rechnung, und ſagt etwas vernehmlich: Nun einmal den Gulden hab ich nicht erhalten.

Michel. Beſinn dich, Vogt!

Vogt. Ich weiß in Gottes Namen nichts davon. Er ruft ſeiner Frau: Frau! haſt du die vorige Woche einen Gulden vom Michel erhalten?

Frau. Behüt' uns Gott! Keinen Kreuzer.

Vogt. Das iſt wunderlich — Gieb mir den Rodel. *) (Sie bringt ihn.)

Der Vogt lieſt: Da iſt Montag — nichts von dir — Dienſtag — nichts von dir — Da iſt Mittwoche — — Am Mittwoche, ſagteſt du ja, war es.

Michel. Ja.

---

*) Ein Verzeichniß.

Vogt. Da ist Mittwoche — siehe da, es ist nichts von dir — und auch Donnerstag, Freytag und Samstag, es ist kein Wort da von dem Gulden.

Michel. Das ist vom Teufel; ich hab ihn doch bezahlt.

Vogt. Sachte, sachte, Herr Nachbar! Ich schreibe alles auf.

Michel. Was hab ich von deinem Aufschreiben, Vogt? Ich habe den Gulden bezahlt.

Vogt. Das ist nicht wahr, Michel!

Michel. Ein Schelm sagt, ich hab ihn nicht bezahlt.

Vogt. Was sagst du, ungehängter Spitzbub?

Etliche Bauern stehen auf: Er hat den Vogt gescholten, wir haben's gehört.

Michel. Es ist nicht wahr; aber ich habe den Gulden bezahlt.

Bauern. Was sagst du, Schelm! du habst ihn nicht gescholten? Wir haben's alle gehört.

Vogt. Werft mir den Hund aus der Stube.

Michel (mit dem Messer in der Hand). Wer mich anrührt, der sehe zu —

Vogt. Nehmt ihm das Messer.

Sie nehmen ihm das Messer, stoßen ihn zur Thür hinaus, und kommen dann wieder.

Vogt. Es ist gut, daß er fort ist; er war nur ein Spion vom Mäurer.

Bauern. Bey Gott! das war er. Es ist gut, daß der Schelm fort ist.

## §. 30.

## Fortsetzung, wie Schelmen mit einander reden und handeln, auf eine andre Manier.

Wein her, Frau Vögtin! Vogt! wir saufen auf die Erndte hin; eine Garbe vom Zehnden für die Maaß.

Vogt. Ihr wollt mich bald bezahlen.

Bauern. Nicht so bald, aber desto schwerer.

Der Vogt setzt sich zu ihnen, und säuft auch mit ihnen nach Herzenslust auf den künftigen Zehnden.

Nun sind alle Mäuler offen, ein wildes Gewühl von Fluchen und Schwören, von Zotten und Possen, von Schimpfen und Trotzen, erhebt sich an allen Tischen. Sie erzählen von Hurereyen und Diebstählen, von Schlaghändeln und Scheltworten, von Schulden, die sie listig geläugnet, von Processen, die sie mit feinen Streichen gewonnen hätten, von Bosheiten und Unsinn — davon das meiste erlogen, viel aber, leider Gott erbarm! wahr war; wie sie den alten Arner in Holz und Feld und Zehnden bestohlen hätten; auch wie ihre Weiber jetzt bey den Kindern Trübsal bliesen*), wie die eine das Betbuch nähme — die andere einen Krug Wein in Spreu oder in Strohsack verberge; auch von ihren Buben und Mädchen, wie eines dem Vater helfe die Mutter betrügen, und ein anderes der Mutter helfe den Vater erwischen; und wie sie es als Bu-

*) Trübsal blasen heißt in Trauer und Trübsal auf eine Weise athmen, die mit dem Blasen etwas Aehnliches hat.

ben auch so gemacht hätten und noch viel schlimmer. Dann kamen sie auf den armen Uli, der über solche Narrenpossen ertappt worden, und elendiglich umgekommen wäre am Galgen; wie er aber andächtig gebetet hätte, und gewiß selig gestorben wäre; nachdem er, wie man wohl wisse, nicht das Halbe bekennet habe, aber doch um des unchristlichen Pfarrers willen hätte ins Gras beißen müssen.

Sie waren eben an dieser Geschichte und an des Pfarrers Bosheit, als die Vögtin ihrem Mann winkte, daß er heraus käme.

Wart, bis die Geschichte mit dem Gehängten vorüber ist, war seine Antwort. Sie aber sagt' ihm leise in's Ohr: Der Joseph ist da. Er antwortete: Versteck ihn, ich will bald kommen.

Der Joseph hatte sich in die Küche geschlichen. Es war aber so viel Volk im Hause, daß die Vögtin befürchtete, man sehe ihn da.

Sie löschte das Licht aus, und sagte ihm: Joseph! ziehe deine Schuh ab, und schleich mir nach in die untere Stube, der Mann kommt hinunter.

Der Joseph nahm seine Schuhe in die Hand und folgte ihr nach auf den Zehen in die untere Stube.

Und es ging nicht lange, so kam der Vogt auch, und sagte ihn;

Was willst du noch so spät, Joseph?

Joseph. Nicht viel. Ich will dir nur sagen: Es sey mit den Steinen recht gut in der Ordnung.

Vogt: Das freut mich, Joseph!

Joſeph. Der Meiſter redte heut von der Mauer, und ſchwatzte da, daß die nahen Kieſel und Feldſteine recht gut wären. Ich ſagte ihm aber geradezu, daß er ein Narr ſey und ſeine Sachen nie recht anſtellen wolle. Die Mauer werde vom Schwendiſtein ſo ſchön und glatt werden wie ein Teller. Er ſagte kein Wort dagegen, und ich fuhr fort: Wenn er nicht Schwendiſteine nehme, ſo ſtoße er ſein Glück mit Füßen von ſich.

Vogt. Hat er ſich dazu entſchloſſen?

Joſeph. Ja freylich; das war im Augenblick richtig. Am Montag werden wir den Bruch angreifen.

Vogt. Die Taglöhner müſſen ja am Montag ins Schloß.

Joſeph. Sie werden zu Mittage ſchon wieder zurück und mit der Waare in dem Kalch ſeyn. Das hat ſeine Richtigkeit, wie wenn's ſchon drinnen wäre.

Vogt. Das iſt recht und gut; wenn's doch nur ſchon gemacht wäre. Dein Trinkgeld liegt ſchon parat, Joſeph!

Joſeph. Ich hätt es eben jetzt recht nöthig, Vogt!

Vogt. Komm nur am Montag, wenn ihr den Bruch angefangen haben werdet; es liegt parat.

Joſeph. Meynſt du, ich halte nicht Wort.

Vogt. Wohl, Joſeph! ich traue dir.

Joſeph. So gieb mir doch gerade jetzo drey Thaler — auf unſere Abrede — Ich wollte gern Morgen meine neuen Stiefeln beym Schuſter abholen; es iſt mein Namenstag, und ich mag jetzt dem Meiſter kein Geld fodern.

Vogt. Ich kann jetzt nicht wohl. Komme doch am Montag Abend.

Joſeph. Da ſehe ich, wie du mir traueſt. Man mag wohl etwas verſprechen, aber halten, das iſt was anders! Ich glaubte auf dein Trinkgeld zählen zu dürfen, Herr Untervogt!

Vogt. Meiner Seele! ich geb' es dir.

Joſeph. Ich ſeh's ja —

Vogt. Es iſt am Montag auch noch Zeit.

Joſeph. Vogt! du zeigeſt mir, daß man's mit Händen greifen kann, daß du mir nicht traust. Also darf ich auch ſagen, wie's mir iſt: Wird der Steinbruch einmal angegriffen ſeyn, ſo wirſt du mir kein gut Wort mehr geben.

Vogt. Das iſt doch unverſchämt, Joſeph! ich werde dir gewiß Wort halten.

Joſeph. Ich mag nichts hören, wenn's nicht jetzt ſeyn kann, ſo iſt alles aus.

Vogt. Kannſt du es jetzt nicht mit zween Thalern machen?

Joſeph. Nein, ich muß drey haben; aber dann kannſt du auch auf mich zählen in allem.

Vogt. Ich will's endlich thun, aber du halteſt dann mir doch dein Wort?

Joſeph. Wenn ich dich dann anführe, ſo ſage, wo du willſt, ich ſey der größte Schelm und Dieb auf der Erde.

Der Vogt rief jetzt der Frau, und ſagt' ihr: Gieb dem Joſeph drey Thaler.

Die Frau nimmt ihn beyſeits, und ſagt ihm: thue doch das nicht.

Vogt. Rede mir nichts ein. Thue, was ich ſage.

Frau. Sey doch kein Narr; du biſt beſoffen, es wird dich morgen reuen.

Vogt. Rede mir kein Wort ein. Drey Thaler im Augenblick — hörſt du, was ich ſage?

Die Frau ſeufzt, holt die Thaler, wirft ſie dem Vogt dar. Dieſer giebt ſie dem Joſeph, und ſagt noch einmal: Du wirſt mich doch nicht anführen wollen?

Behüte mich Gott dafür! Was denkſt du auch, Vogt? antwortete Joſeph — geht, zählt außer der Thüre noch einmal ſeine drey Thaler, und ſagt zu ſich ſelbſt:

Nun iſt mein Lohn zwiſchen den Fingern, und da iſt er ſicherer, als in des Vogts Kiſten. Er iſt ein alter Schelm, und ich will nicht ſein Narr ſeyn. Nehm jetzt meinethalben der Meiſter Kieſel- oder Blauſtein.

Die Vögtin heulte vor Zorn auf der Heerdſtätte in der Küche; und ging nicht mehr in die Stube bis nach Mitternacht.

Auch dem Vogt ahndete, ſobald er fort war, daß er ſich übereilt hätte; aber er vergaß es bald wieder bey der Geſellſchaft. Der Gräuel der Saufenden dauerte bis nach Mitternacht.

Endlich kam die Vögtin aus der Küche, und ſagte: es iſt einmal Zeit aufzubrechen; es geht gegen Morgen, und iſt heiliger Abend.

Heiliger Abend! ſagten die Kerls, ſtreckten ſich, gähnten, ſoffen aus, und ſtunden nach und nach auf.

Jetzt taumelten, wankten ſie allenthalben umher, hielten ſich an Tiſchen und Wänden, und kamen mit Mühe zum Hauſe hinaus.

Geh doch ein jeder allein, und macht kein Gewühl, sagte ihnen die Vögtin, sonst kriegen der Pfarrer und sein Chorgericht Strafen.

Nein, es ist besser, wir versaufen das Geld, antworteten die Männer.

Und die Vögtin: Wenn ihr den Wächter antrefft, so sagt ihm, es stehe ein Glas Wein und ein Stück Brod für ihn da.

Und sie waren kaum fort, so erschien der Wächter vor den Fenstern des Wirthshauses, und rief:

Wollt ihr hören, was ich euch will sagen,
Die Glock und die hat Ein Uhr g'schlagen.
Ein Uhr g'schlagen.

Die Vögtin verstund den Ruf, bracht ihm den Wein, und bat, daß er doch dem Pfarrer nicht sage, wie lange sie gewirthet habe.

Und nun half sie noch dem schlummernden Besoffenen aus den Schuhen und Strümpfen — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und sie brummte noch von Josephs Thalern, und von der Dummheit ihres Manns; er aber schlummerte, schnarchte, wußte nicht, was er that. Endlich kamen beyde am heiligen Abend zur Ruhe.

Und nun, Gott Lob! ich habe jetzt eine Weile nichts mehr von ihnen zu erzählen. Ich kehre zurück zu Lienhard und Gertrud — Wie das eine Welt ist! Bald steht neben einem

Hundsſtall ein Garten, und auf einer Wieſe iſt bald ſtinkender Unrath, bald herrliches, milchreiches Futter.

Ja, es iſt wunderlich auf der Welt! Selbſt die ſchönen Wieſen geben ohne den Unrath, den wir darauf ſchütten, kein Futter.

---

## §. 31.

## Der Abend vor einem Feſttage, im Hauſe einer rechtſchaffenen Mutter.

Gertrud war noch allein bey ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der morndrige*) feſtliche Morgen erfüllten ihr Herz. In ſich ſelbſt geſchloſſen und ſtill bereitete ſie das Nachteſſen, nahm ihrem Mann und den Kindern und ſich ſelber ihre Sonntagskleider aus dem Kaſten und bereitete alles auf Morgen, damit denn am heiligen Tage ſie nichts mehr zerſtreue. Und da ſie ihre Geſchäfte vollendet hatte, ſetzte ſie ſich mit ihren Lieben an Tiſch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samſtage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetſtunde ihre Fehler und die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich ſeyn konnten, ans Herz zu legen.

Und heute war ſie beſonders eingedenk der Güte Gottes gegen ſie in dieſer Woche, und wollte dieſen Vorfall, ſo gut

*) Der morndrige Tag iſt ſchweizeriſch: der nächſte Tag auf heute.

ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bliebe.

Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete mit ihnen.

Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder! Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst thun muß — Kinder! wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brod mit weniger Sorgen und Kummer haben werden.

Danket, Kinder! dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist, und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mundvoll Brod mit Angst und Sorgen abtheilen mußte. Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß s besser für euch sey, meine Lieben! daß ihr zur Armuth, ur Geduld, und zur Ueberwindung der Gelüste gezogen ürdet, als daß ihr Ueberfluß hättet. Denn der Mensch, er alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, rgißt seines Gottes, und thut nicht das, was ihm selbst as Nützlichste und Beßte ist. Denkt doch, so lang ihr le:n werdet, Kinder! an diese Armuth, und an alle Noth nd Sorgen, die wir hatten — und wenn es jetzt besser :ht, Kinder! so denkt an die, so Mangel leiden, so wie r Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen n Armen. Und wenn ihr einen Mund voll Ueberflüßiges

habt, es ihm gern gebet — Nicht wahr, Kinder! ihr wollt es gern thun?

O ja, Mutter! gewiß gern — sagten alle Kinder.

## §. 32.

## Die Freuden der Gebetstunde.

Mutter. Niclas! wen kennst du, der am meisten Hunger leiden muß?

Niclas. Mutter! den Rudeli. Du warst gestern bey seinem Vater, der muß schier Hunger sterben; er isset Gras ab dem Boden.

Mutter. Wolltest du ihm gern dann und wann dein Abendbrod geben?

Niclas. O ja, Mutter! darf ich gerad Morgen?

Mutter. Ja, du darfst es.

Niclas. Das freut mich.

Mutter. Und du, Lise! wem wolltest du dann und wann dein Abendbrod geben?

Lise. Ich besinne mich jetzt nicht gerade, wem ich's am liebsten gäbe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in Sinn, das Hunger leiden muß?

Lise. Wohl freylich, Mutter!

Mutter. Warum weißt du denn nicht, wem du's geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Lise!

Liſe. Ich weiß es jetzt auch, Mutter!

Mutter. Wem denn?

Liſe. Des Reütimarxen Beteli — Ich ſah es heute auf des Vogts Miſt verdorbene Erdäpfel herausſuchen.

Niclas. Ja, Mutter! ich ſah es auch, und ſuchte in allen meinen Säcken, aber ich fand keinen Mundvoll Brod mehr — hätte ich's nur auch eine Viertelſtunde länger geſpart.

Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder — und ſie hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß ſie Morgen ihr Abendbrod armen Kindern geben ſollten.

Die Mutter ließ ſie eine Weile dieſe Freude genießen — dann ſagte ſie zu ihnen: Kinder! es iſt jetzt genug hievon — Denket jetzt auch daran, wie unſer gnädiger Herr euch ſo ſchöne Geſchenke gemacht hat.

Ja unſere ſchönen Batzen — willſt du ſie uns doch zeigen, Mutter? ſagten die Kinder.

Hernach, nach dem Beten, ſagte die Mutter.

Die Kinder jauchzeten vor Freuden.

## §. 33.

## Die Ernſthaftigkeit der Gebetſtunde.

Ihr lärmet, Kinder! ſagte die Mutter. Wenn euch etwas Gutes begegnet, ſo denket doch bey allem an Gott, der es alles giebt. Wenn ihr das thut, Kinder! ſo werdet ihr in keiner Freude wild und ungeſtüm ſeyn. Ich bin

gern ſelber mit euch frölich, ihr Lieben! aber wenn man in Freude und Leid ungeſtüm und heftig iſt, ſo verliert man die ſtille Gleichmüthigkeit und Ruhe ſeines Herzens. Und wenn der Menſch kein ſtilles, ruhiges und heiteres Herz hat, ſo iſt ihm nicht wohl. Darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetſtunde des Abends und Morgens iſt dafür, daß ihr das nie vergeſſet. Denn, wenn der Menſch Gott danket oder betet, ſo iſt er in ſeinen Freuden nie ausgelaſſen und in ſeinen Sorgen nie ohne Troſt. Aber darum, Kinder! muß der Menſch beſonders in ſeiner Gebetsſtunde, ſuchen ruhig und heiter zu ſeyn — Sehet, Kinder! wenn ihr dem Vater recht danket für etwas, ſo jauchzet und lärmet ihr nicht — Ihr fallet ihm ſtill und mit wenig Worten um den Hals; und wenn's euch recht zu Herzen gehet, ſo ſteigen euch Thränen in die Augen — Sehet, Kinder! ſo iſt's auch gegen Gott! Wenn's euch recht freuet, was er euch Gutes thut, und wenn es euch recht im Herzen iſt zu danken, ſo machet ihr gewiß nicht viel Geſchreyes und Geredes — aber Thränen kommen euch in die Augen, daß der Vater im Himmel ſo gut iſt — Sehet, Kinder! dafür iſt alles Beten, daß einem das Herz im Leib gegen Gott und Menſchen immer dankbar bleibe; und wenn man recht betet, ſo thut man auch Recht, und wird Gott und Menſchen lieb in ſeinem ganzen Leben.

Niclas. Auch dem gnädigen Herrn werden wir recht lieb, wenn wir Recht thun, ſagteſt du geſtern.

Mutter. Ja, Kinder! es iſt ein recht guter und frommer Herr! Gott lohne ihm alles, was er an uns thut. Wenn du ihm einſt nur recht lieb wirſt, Niclas!

Niclas. Ich will ihm thun, was er will; wie dir und dem Vater will ich ihm thun, was er will, weil er so gut iſt.

Mutter. Das iſt brav, Niclas! denk nur immer ſo, ſo wirſt du ihm gewiß lieb werden.

Niclas. Wenn ich nur auch einmal mit ihm reden dürfte.

Mutter. Was wollteſt du mit ihm reden?

Niclas. Ich wollte ihm danken für den ſchönen Batzen.

Anneli. Dürfteſt du ihm danken?

Niclas. Warum das nicht?

Anneli. Ich dürft's nicht.

Liſe. Ich auch nicht.

Mutter. Warum dürftet ihr das nicht, Kinder?

Liſe. Ich müßte lachen —

Mutter. Was lachen? Liſe! und noch voraus ſagen, daß du nicht anders als läppiſch thun könnteſt. Wenn du nicht viel Thorheiten im Kopf hätteſt, es könnte dir an ſo etwas kein Sinn kommen.

Anneli. Ich müßte nicht lachen, aber ich würde mich fürchten.

Mutter. Er würde dich bey der Hand nehmen, Anneli! und würde auf dich herab lächeln, wie der Vater, wenn er recht gut mit dir iſt. Dann würdeſt du dich doch nicht mehr fürchten, Anneli?

Anneli. Nein — dann nicht.

Jonas. Und ich dann auch nicht.

## §. 54.

## So ein Unterricht wird verſtanden und geht an's Herz, aber es giebt ihn eine Mutter.

Mutter. Aber ihr Lieben! wie iſt's in dieſer Woche mit dem Rechtthun gegangen?

Die Kinder ſehen eines das andere an, und ſchweigen.

Mutter. Anneli! thateſt du Recht in dieſer Woche?

Anneli. Nein Mutter! du weißt es wohl mit dem Brüderlein.

Mutter. Anneli! es hätte dem Kind etwas begegnen können; es ſind ſchon Kinder, die man ſo allein gelaſſen hat, erſtickt. Und über das, denk nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einſperrte, und dich da hungern und dürſten und ſchreyen lieſſe. Die kleinen Kinder werden auch zornig, und ſchreyen, wenn man ſie lang ohne Hülfe läßt, ſo entſetzlich, daß ſie für ihr ganzes Leben elend werden können. — Anneli! ſo dürfte ich, weiß Gott! keinen Augenblick mehr ruhig vom Hauſe weg, wenn ich fürchten müßte, du hätteſt zu dem Kind nicht recht Sorge.

Anneli. Glaube mir's doch, Mutter! ich will gewiß nicht mehr von ihm weggehn.

Mutter. Ich wills zum lieben Gott hoffen, du werdeſt mich nicht mehr ſo in Schrecken ſetzen.

Und, Niclas! wie iſts dir in dieſer Woche gegangen?

Niclas. Ich weiß nichts Böſes.

Mutter. Denkſt du nicht mehr dran, daß du am Montag das Grüteli umgeſtoßen haſt?

Niclas. Ich hab's nicht mit Fleiß gethan, Mutter!

Mutter. Wenn du es noch gar mit Fleiß gethan hätteſt, ſchämeſt du dich nicht, das zu ſagen?

Niclas. Es iſt mir leid! Ich will's nicht mehr thun, Mutter!

Mutter. Wenn du einmal groß ſeyn, und ſo, wie jetzt, nicht Achtung geben wirſt, was um und an dir iſt, ſo wirſt du es mit deinem groſſen Schaden lernen müſſen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtſamen immer in Händel und Streit — und ſo muß ich fürchten, mein lieber Niclas! daß du dir mit deinem unbedachtſamen Weſen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdeſt.

Niclas. Ich will gewiß Acht geben, Mutter!

Mutter. Thue es doch, mein Lieber! und glaub mir, dieſes unbedachtſame Weſen würde dich gewiß unglücklich machen.

Niclas. Liebe, liebe Mutter! ich weiß es und ich glaub es, und ich will gewiß Acht geben.

Mutter. Und du, Liſe! wie haſt du dich in dieſer Woche aufgeführt?

Liſe. Ich weiß einmal nichts anders dieſe Woche, Mutter!

Mutter. Gewiß nicht?

Liſe. Nein einmal, Mutter! ſo viel ich mich beſinne; ich wollte es ſonſt gern ſagen, Mutter!

Mutter. Daß du immer, auch wenn du nichts weißt, mit ſo viel Worten antworteſt, als ein anders, wenn es recht viel zu ſagen hat.

Liſe. Was habe ich jetzt denn auch geſagt, Mutter?

Mutter. Eben nichts, und doch viel geantwortet. Es iſt das, was wir dir tauſendmal ſchon ſagten, du ſeyſt nicht beſcheiden, du beſinneſt dich über nichts, was du reden ſollſt, und müſſeſt doch immer geredt haben — Was hatteſt du gerad vorgeſtern dem Untervogt zu ſagen, du wiſſeſt, daß Amer bald kommen werde?

Liſe. Es iſt mir leid, Mutter!

Mutter. Wir haben's dir ſchon ſo oft geſagt, daß du nicht in alles, was dich nicht angeht, reden ſollſt, inſonderheit vor fremden Leuten; und doch thuſt du es immerfort — Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte ſagen dürfen, daß er es ſchon wiſſe, und wenn er ſo Verdruß von deinem Geſchwätze gehabt hätte?

Liſe. Es würde mir ſehr leid ſeyn; aber weder du noch er haben doch kein Wort geſagt, daß es Niemand wiſſen ſoll.

Mutter. Ja, ich will's dem Vater ſagen, wenn er heim kömmt. Wir müßen ſo zu allen Worten, die wir in der Stube reden, allemal hinzuſetzen: Das darf jetzt die Liſe ſagen bey den Nachbarn, und beym Brunnen erzählen — aber das nicht — und das nicht — und das wieder — ſo weißt du denn recht ordentlich und richtig, wovon du plappern darfſt.

Liſe. Verzeih mir doch, Mutter! Ich meynte es auch nicht ſo.

Mutter. Man hat es dir für ein und allemal geſagt, daß du in nichts, was dich nicht angeht, plaudern ſollſt; aber es iſt vergeblich. Der Fehler iſt dir nicht abzugewöhnen, als mit Ernſt, und das erſtemal, daß ich dich wieder

bey ſo unbeſonnenem Geſchwätz antreffen werde, werde ich dich mit der Ruthe abſtrafen.

Die Thränen ſchoſſen der Liſe in die Augen, da die Mutter von der Ruthe redte. Die Mutter ſah es, und ſagte zu ihr: Liſe! die größten Unglücke entſtehen aus unvorſichtigem Geſchwätze, und dieſer Fehler muß dir abgewöhnt ſeyn.

So redte die Mutter mit allen, ſogar mit dem kleinen Grüttli: Du mußt deine Suppe nicht mehr ſo ungeſtümm fodern, ſonſt laß ich dich ein ander mal noch länger warten, oder ich gebe ſie gar einem andern.

Nach allem dieſem beteten die Kinder ihre gewohnten Abendgebete, und nach denſelben das Samſtagsgebet, das Gertrud ſie gelehrt hatte. Es lautet alſo:

## §. 35.

## Ein Samſtagabendgebet.

Lieber Vater im Himmel! Du biſt immer gut mit den Menſchen auf Erden, und auch mit uns biſt du immer gut, und giebſt uns alles, was wir nöthig haben. Ja, du giebſt uns Gutes zum Ueberfluß. Alles kömmt von dir — das Brod und alles, was uns der liebe Vater und die liebe Mutter geben, alles giebſt du ihnen, und ſie geben es uns gern. Sie freuen ſich über alles, was ſie uns thun und geben können, und ſagen uns, wir ſollen es dir danken, daß ſie ſo gut mit uns ſind; ſie ſagen uns, wenn ſie dich nicht kennten, und du ihnen nicht lieb wäreſt, ſo wären auch wir ihnen nicht

ſo lieb, und ſie würden, wenn ſie dich nicht kennten und liebten, uns gar viel weniger Gutes thun können. Sie ſagen uns ferner, daß wir es dem Heiland der Menſchen danken ſollen, daß ſie dich, himmliſcher Vater! erkennen und lieben, und daß alle Menſchen, welche dieſen lieben Heiland nicht kennen und lieben, und nicht allem guten Rathe folgen, den er den Menſchen auf Erden gegeben hat, auch dich, himmliſcher Vater! nicht ſo lieben, und ihre Kinder nicht ſo fromm und ſorgfältig erziehen, als die, ſo dem Heiland der Welt glauben. Unſer lieber Vater und die liebe Mutter erzählen uns immer viel von dieſem lieben Jeſus, wie er es ſo gut mit den Menſchen auf Erden gemeynt, wie er, damit er alles thue, was er könne, die Menſchen zeitlich und ewig glücklich zu machen, ſein Leben in tauſendfachem Elend zugebracht habe, und wie er endlich am Kreuze geſtorben ſey; wie ihn Gott wieder vom Tode auferweckt habe, und wie er jetzt in der Herrlichkeit des Himmels zur Rechten auf dem Throne Gottes, ſeines Vaters, lebe, und noch jetzt alle Menſchen auf Erden gleich liebe und ſuche glücklich und ſelig zu machen — Es geht uns allemal an's Herz, wenn wir von dieſem lieben Jeſus hören — wenn wir nur auch lernen ſo leben, daß wir ihm lieb werden, und daß wir einſt zu ihm kommen in den Himmel.

Lieber Vater im Himmel! Wir arme Kinder, die wir hier beyſammen ſitzen und beten, ſind Brüder und Schweſtern; darum wollen wir immer recht gut mit einander ſeyn, und einander nie nichts zu Leid thun, ſondern alles Gute, was wir können und mögen. Zu den Kleinen wol-

len wir Sorge tragen mit aller Treue und mit allem Fleiß, daß der liebe Vater und die liebe Mutter ohne Sorgen ihrer Arbeit und ihrem Brodte nachgehen können; das iſt das Einzige, ſo wir ihnen thun können — für alle Mühe und Sorgen und Ausgaben, die ſie für uns haben. Vergilt ihnen, du Vater im Himmel! alles, was ſie an uns thun, und laß uns ihnen in allem, was ſie wollen, folgen, daß wir ihnen lieb bleiben bis an's Ende ihres Lebens, da du ſie von uns nehmen und belohnen wirſt für ihre Treue, die ſie uns werden erwieſen haben.

Lieber himmliſcher Vater! Laß uns den morgenden heiligen Tag deiner Güte und der Liebe Jeſu Chriſti, und auch alles deſſen, was uns unſer Vater und unſere Mutter und alle Menſchen Gutes thun, recht eingedenk ſeyn! damit wir gegen Gott und Menſchen dankbar werden und gehorſam, und damit wir in der Liebe wandeln vor deinen Augen unſer Lebenlang —

Hier mußte Niclas inne halten. Dann ſprach Gertrud allemal, nach den Vorfällen der Woche, das weitere vor.

Heute ſagte ſie ihnen: Wir danken dir, himmliſcher Vater! daß du unſern lieben Eltern in dieſer Woche die ſchweren Sorgen für ihr Brod und für ihre Haushaltung erleichtert, und dem Vater einen guten, einträglichen Verdienſt gezeiget haſt. Wir danken dir, daß unſere Obrigkeit mit wahrem Vaterherzen unſer Schutz, unſer Troſt und unſere Hülfe in allem Elend und in aller Noth iſt. Wir danken dir für die Gutthat unſers gnädigen Herrn. Wir wollen, will's Gott! aufwachſen, wie zu deiner Ehre, alſo

auch zu deinem Dienſt und Wohlgefallen; denn er iſt uns, wie ein treuer Vater.

Hierauf ſprach ſie der Liſe vor: Verzeih mir, o mein Gott! meine alte Unart, und lehre mich, meine Zunge im Zaum halten — ſchweigen, wo ich nicht reden ſoll, und behutſam und bedächtlich antworten, wo man mich fraget.

Sodann ſpricht ſie dem Niclas vor: Bewahre mich, Vater im Himmel! doch in Zukunft vor meinem haſtigen Weſen, und lehre mich, mich auch in Acht nehmen, was ich mache, und wer um und an mich ſey.

Dann dem Anneli: Es iſt mir leid, mein lieber Gott! daß ich mein Brüderlein ſo leichtſinnig verlaſſen, und damit die liebe Mutter ſo in Schrecken geſetzt habe. Ich will es in meinem Leben nicht mehr thun, mein lieber Gott!

Und nachdem die Mutter allen Kindern ſo vorgeſprochen hatte, betete ſie ferner:

Herr! erhöre uns.
Vater! verzeih uns.
Jeſus! erbarm dich unſer.

Dann betete Niclas das heilige Vaterunſer.

Und dann Enne: Behüt mir, Gott! den lieben Vater und die liebe Mutter und die lieben Geſchwiſter, auch unſern lieben gnädigen Herrn von Arnheim, und alle guten lieben Menſchen auf Erden —

Und dann die Liſe:

Das walt Gott,
Der Vater!
Der Sohn!
Und der heilige Geiſt!

Und dann die Mutter:

Nun Gott ſey mit euch!
Gott erhalte euch!

Der Herr laſſe ſein heiliges Angeſicht über euch leuchten, und ſey euch gnädig!

Eine Weile noch ſaßen die Kinder und die Mutter in der ernſten Stille, die ein wahres Gebet allen Menſchen einflößen muß.

## §. 36.

## Noch mehr Mutterlehren. Reine Andacht und Emporhebung der Seele zu Gott.

Liſe unterbrach dieſe Stille — Du zeigeſt uns jetzt die neuen Batzen, ſagte ſie zur Mutter — Ja, ich will ſie euch zeigen, antwortete die Mutter.

Aber, Liſe! du biſt immer das, ſo zuerſt redet.

Niclas juckt jetzt vom Ort auf, wo er ſaß, drängt ſich hinter dem Grütli hervor, daß er näher beym Licht ſey, um die Batzen zu ſehen, und ſtößt denn das Kleine, daß es laut weint.

Da ſagte die Mutter: Niclas! es iſt nicht Recht; in eben der Viertelſtunde verſprachſt du, ſorgfältiger zu ſeyn, und jetzt thuſt du das.

Niclas. Ach Mutter! es iſt mir leid; ich will's in meinem Leben nicht mehr thun.

Mutter. Das ſagteſt du eben jetzt zu deinem lieben Gott, und thatſt es wieder; es iſt dir nicht Ernſt.

Niclas. Ach ja, Mutter! Es iſt mir gewiß Ernſt. Verzeih mir, es iſt mir gewiß Ernſt und recht leid.

Mutter. Mir auch, du Lieber! Aber du denkſt nicht daran, wenn ich dich nicht abſtrafe. Du mußt jetzt ungeſſen in's Bett. Sie ſagts, und führt den Knaben von den andern Kindern weg in ſeine Kammer. Seine Geſchwiſter ſtanden alle traurig in der Stube umher; es that ihnen weh, daß der liebe Niclas nicht zu Nacht eſſen mußte.

Daß ihr euch doch nicht mit Liebe leiten laſſen wollt, Kinder! ſagte ihnen die Mutter.

Laß ihn doch dießmal wieder heraus, ſagten die Kinder.

Nein, meine Lieben! Seine Unvorſichtigkeit muß ihm abgewöhnt werden, antwortete die Mutter.

So wollen wir jetzt die Batzen nicht ſehen bis Morgen; er ſieht ſie denn mit uns, ſagte Enne.

Und die Mutter: Das iſt recht, Enne! Ja, er muß ſie alsdann mit euch ſehen.

Jetzt gab ſie noch den Kindern ihr Nachteſſen, und ging dann mit ihnen in ihre Kammer, wo Niclas noch weinte.

Nimm dich doch ein andermal in Acht, lieber, lieber Niclas! ſagt ihm die Mutter.

Und Niclas! Verzeih mir's doch, meine liebe, liebe Mutter! Verzeih mir's doch, und küſſe mich; ich will gern nicht zu Nacht eſſen.

Da küßte Gertrud ihren Niclas, und eine heiſſe Thräne floß auf ſein Antlitz, als ſie ihm ſagte: O Niclas! Niclas! werde bedachtſam — Niclas mit beyden Händen umſchlingt den Hals der Mutter und ſagt: O Mutter! Mutter! verzeih mir.

Gertrud ſegnete noch ihre Kinder, und ging wieder in ihre Stube.

Jetzt war ſie ganz allein — Eine kleine Lampe leuchtete nur ſchwach in der Stube, und ihr Herz war feyerlich ſtill, und ihre Stille war ein Gebet, das unausſprechlich ohne Worte ihr Innerſtes bewegte. Empfindung von Gott und von ſeiner Güte! Gefühl von der Hoffnung des ewigen Lebens, und von der innern Glückſeligkeit der Menſchen, die auf Gott im Himmel trauen und bauen; alles dieſes bewegte ihr Herz, daß ſie hinſank auf ihre Knie, und ein Strom von Thränen floß ihre Wangen herunter.

Schön iſt die Thräne des Kinds, wenn es, von der Wohlthat des Vaters gerührt, ſchluchzend zurück ſieht, ſeine Wangen trocknet, und ſich erholen muß, ehe es den Dank ſeines Herzens ſtammeln kann.

Schön ſind die Thränen des Niclas, die er in dieſer Stunde weint, daß er die gute Mutter erzürnet hat, die ihm ſo lieb iſt.

Schön ſind die Thränen des Menſchen alle, die er alſo aus gutem Kinderherzen weint. Der Herr im Himmel ſieht herab auf das Schluchzen ſeines Danks — und auf die Thränen ſeiner Augen, wenn er ihn lieb hat.

Der Herr im Himmel ſah die Thränen der Gertrud, und hörte das Schluchzen ihres Herzens, und das Opfer ihres Danks war ein angenehmer Geruch vor ihm.

Gertrud weinte lang vor dem Herrn ihrem Gott, und ihre Augen waren noch naß, als ihr Mann heim kam.

Warum weineſt du, Gertrud? Deine Augen ſind roth und naß. Warum weineſt du heute, Gertrud? fragte ſie Lienhard.

Gertrud antwortete: Mein Lieber! Es ſind keine Thränen des Kummers — fürchte dich nicht — Ich wollte Gott danken für dieſe Woche, da ward mir das Herz zu voll, ich mußte hinſinken auf meine Knie, ich konnte nicht reden — ich mußte nur weinen; aber es war mir, ich habe in meinem Leben Gott nie ſo gedankt.

Du Liebe! antwortete Lienhard; wenn ich nur auch mein Herz, wie du, ſo ſchnell empor heben und zu Thränen bringen könnte! Es iſt mir jetzt auch gewiß Ernſt recht zu thun, und gegen Gott und Menſchen redlich und dankbar zu ſeyn; aber es wird mir nie ſo, daß ich auf meine Knie fallen und Thränen vergieſſen möchte.

Gertrud. Wenn's dir nur Ernſt iſt, recht zu thun, ſo iſt alles andre gleich viel. Der eine hat eine ſchwache Stimme, und der andre eine ſtarke; daran liegt nichts. Nur wozu ſie ein jeder braucht, darauf kömmt's allein an — Mein Lieber! Thränen ſind nichts, und Kniefallen iſt nichts;

aber der Entſchluß, gegen Gott und Menſchen redlich und dankbar zu ſeyn, das iſt alles. Daß der eine Menſch weichmüthig, und daß der andre es weniger iſt, das iſt eben ſo viel, als daß der eine Wurm ſchwerfälliger und der andre leichter in dem Staube daher ſchleicht. Wenn es dir nur Ernſt iſt, mein Lieber! ſo wirſt du ihn finden; ihn, der aller Menſchen Vater iſt.

Lienhard ſenkt mit einer Thräne im Aug ſein Haupt auf ihren Schooß, und ſie hält ihr Angeſicht in ſtiller Wehmuth über das ſeine.

Sie bleiben eine Weile in dieſer Stellung ſtill, ſtaunen — und ſchweigen.

Endlich ſagte Gertrud zu ihm: Willſt du nicht zu Nacht eſſen?

Ich mag nicht, antwortet er. Mein Herz iſt zu voll, ich könnte jetzt nicht eſſen.

Ich mag auch nicht, mein Lieber! erwiederte ſie; aber weißt du, was wir thun wollen — Ich trage das Eſſen zu dem armen Rudi — ſeine Mutter iſt heute geſtorben.

## §. 37.

## Sie bringen einem armen Mann eine Erbsbrühe.

Lienhard. Iſt ſie endlich ihres Elends los?

Gertrud. Ja, Gott Lob! aber du hätteſt ſie ſollen ſterben ſehn, mein Lieber! Denk, ſie entdeckte an ihrem Todestage, daß ihr Rudeli uns Erdäpfel geſtohlen hätte. Der

Vater und der Knabe mußten zu mir kommen, und um Verzeihung bitten. Sie ließ uns auch ausdrücklich in ihrem Namen bitten, wir ſollten es ihr verzeihen, daß ſie die Erdäpfel nicht zurück geben könne, und der gute Rudi verſprach ſo herzlich, daß er es dir abverdienen wolle — Denk, wie mir bey dem allem war, mein Lieber! Ich lief zu der Sterbenden, aber ich kann dir's nicht erzählen; es iſt nicht auszuſprechen, mit welcher Wehmuth, wie innig gekränkt ſie mich noch einmal fragte, ob ich's ihnen verziehen hätte; und da ſie ſah, daß mein Herz gerührt war, empfahl ſie mir ihre Kinder — wie ſie das faſt nicht thun und faſt nicht wagen dürfte — wie ſie es bis auf den letzten Augenblick verſpart, und dann, da ſie empfand, daß ſie eilen müßte, endlich es wagte, und mit einer Demuth und Liebe gegen die Ihrigen that — und wie ſie mitten, indem ſie es that, ausgelöſcht iſt, das iſt nicht auszuſprechen und nicht zu erzählen.

Lienhard. Ich will mit dir zu ihnen gehn.

Gertrud. Ja, komme, wir wollen gehn. Sie nimmt ihre Erbsbrühe und ſie gehen.

Da ſie kamen, ſaß der Rudi neben der Todten auf ihrem Bette, weinte und ſeufzte, und der Kleine rief dem Vater aus ſeiner Kammer und bat ihn um Brod — Nein, nicht um Brod — um rohe Wurzeln nur, oder was es wäre.

Ach! ich habe nichts, gar nichts — um Gottes willen, ſchweig doch bis Morgen; ich habe nichts, ſagt' ihm der Vater.

Und der Kleine: O! wie mich hungert, Vater! ich kann nicht ſchlafen — O! wie mich hungert, Vater!

O wie mich hungert! hören ihn Lienhard und Gertrud rufen, öffnen die Thüre, ſtellen das Eſſen den Hungrigen bar, und ſagen zu ihnen: Eſſet doch geſchwind, ehe es kalt iſt.

O Gott! ſagte der Rudi, was ihr an mir thut. Rudeli, das ſind die Leute, denen du Erdäpfel geſtohlen haſt; und auch ich habe davon gegeſſen.

Gertrud. Schweig doch einmal hievon, Rudi!

Rudi. Ich darf euch nicht anſehn, ſo geht's mir an's Herz, daß wir euch das haben thun dürfen.

Lienhard. Iß doch jetzt, Rudi!

Rudeli. Iß doch, Vater! wir wollen doch eſſen, Vater!

Rudi. So bete eben.

Rudeli. Speis Gott —

Tröſt Gott —
Alle armen Kind
Die auf Erden ſind
An Seel' und Leib, Amen!

So betete der Knabe, nimmt den Löffel, zittert, weint und ißt.

So vergelt's euch Gott zu tauſendmalen — ſagt der Vater, ißt auch, und Thränen fallen über ſeine Wangen in eine Speiſe.

Sie aßen aber das Eſſen nicht auf, ſondern ſtellten ein Blättlein *) voll den Kindern beyſeits, die ſchliefen, dann betete der Rudeli ab Tiſche:

*) Eine kleine Platte.

Wer g'eſſen hat
Gott danken ſoll;
Der uns geſpeißt hat
Abermal.
Ihm ſey Lob, Preis und Dank geſagt,
Von nun an bis in Ewigkeit, Amen!

Als nun der Rudi ihnen noch einmal danken wollte, entfuhr ihm ein Seufzer —

## §. 38.

## Die reine ſtille Größe eines wohlthätigen Herzens.

Fehlt dir etwas, Rudi? Wenn's etwas iſt, da wir dir helfen können, ſo ſag es, ſagten Lienhard und Gertrud zu ihm.

Nein, es fehlt mir jetzt nichts; ich dank euch, antwortete der Rudi.

Aber ſichtbar erſtickt' er das tiefe Seufzen des Herzens, das immer empor dringen wollte.

Mitleidig und traurig ſahen ihn Lienhard und Gertrud an, und ſprachen: Du ſeufzeſt doch, und man ſieht's, dein Herz iſt über etwas beklemmt.

Sag's doch, ach ſag's doch, Vater! ſie ſind ja ſo gut, bittet ihn der Kleine.

Thu es doch, und ſag es, wenn wir helfen können, bitten ihn Lienhard und Gertrud.

Darf ich's? erwiederte der Arme; ich habe weder Schuh noch Strümpfe, und ſollte Morgen mit der Mutter zum Grabe, und übermorgen in's Schloß gehen.

Lienhard. Daß du dich auch ſo grämen magſt über dieſes! Warum ſagteſt du doch das nicht auch geradezu? Ich kann und will dir ja das gern geben.

Rudi. Wirſt du mir, ach mein Gott! nach allem, was vorgefallen iſt, auch glauben, daß ich dir es unverſehrt und mit Dank wieder zurück geben werde?

Lienhard. Schweig doch hievon, Rudi! Ich glaub dir noch mehr als das; aber dein Elend und deine Noth haben dich zu ängſtlich gemacht.

Gertrud. Ja, Rudi! Trau auf Gott und Menſchen, ſo wird dir durchaus leichter ums Herz werden, und du wirſt dir in allen Umſtänden beſſer helfen können.

Rudi. Ja, Gertrud! Ich ſollte wohl meinem Vater im Himmel mehr trauen, und euch kann ich nicht genug danken.

Lienhard. Rede nicht hievon, Rudi!

Gertrud. Ich möchte deine Mutter noch ſehen.

Sie gehen mit einer ſchwachen Lampe an ihr Bette — und Gertrud und Lienhard und der Rudi und der Kleine; alle mit Thränen in den Augen — ſtaunen in tiefſtem ſtillen Schweigen eine Weile ſie an, decken ſie dann wieder zu, und nehmen dann faſt ohne Worte herzlich Abſchied von einander.

Und im Heimgehen ſagte Lienhard zu Gertrud: Es geht mir an's Herz, welche Tiefe des Elends! Nicht mehr in die Kirche gehen können, nicht mehr um Arbeit bitten, nicht

mehr dafür danken können, weil man keine Kleider, nicht einmal Schuh und Strümpfe dazu hat.

Gertrud. Wenn der Mann nicht unschuldig an seinem Elend wäre, er müßte verzweifeln.

Lienhard. Ja, Gertrud! er müßte verzweifeln; gewiß, er müßte verzweifeln, Gertrud! Wenn ich meine Kinder so um Brod schreyen hörte, und keines hätte, und Schuld daran wäre, Gertrud! ich müßte verzweifeln; und ich war auf dem Wege zu diesem Elend.

Gertrud. Ja, wir sind aus großen Gefahren errettet.

Indem sie so redten, kamen sie neben dem Wirthshause vorbey, und das dumpfe Gewühl der Säufer und Prasser ertönte in ihren Ohren. Dem Lienhard klopfte das Herz schon von ferne; aber ein Schauer durchfuhr ihn und ein banges Entsetzen, als er sich ihm näherte. Sanft und wehmüthig sah ihn Gertrud jetzt an, und beschämt erwiederte Lienhard den wehmüthigen Anblick seiner Gertrud, und sagte:

O des herrlichen Abends an deiner Seite! und wenn ich jetzt auch hier gewesen wäre! So sagt er.

Die Wehmuth der Gertrud wächst jetzt zu Thränen, und sie hebt ihre Augen gen Himmel. Er siehts — Thränen steigen auch ihm in die Augen, und gleiche Wehmuth in das Antlitz, wie seiner Geliebten. Auch er hebt seine Augen gen Himmel, und beyde heften eine Weile ihr Antlitz auf den schönen Himmel. Sie sahen mit wonnevollen Thränen den hellleuchtenden Mond an, und noch wonnevollere innere Zufriedenheit versicherte sie, daß Gott im Himmel die reinen und unschuldigen Gefühle ihrer Herzen gut hieße.

Nach dieſer kleinen Verweilung gingen ſie in ihre Hütte.

Alſobald ſuchte Gertrud Schuhe und Strümpfe für den Rudi, und Lienhard brachte ſie ihm noch am gleichen Abend.

Da er wieder zurück war, bezete ſie noch ein Vorbereitungsgebet zum heiligen Nachtmahl, und entſchliefen in gottſeligen Gedanken.

Am Morgen ſtunden ſie früh auf, und freuten ſich des Herrn, laſen die Leidensgeſchichte des Heilands und die Einſetzung des heiligen Abendmahls, und lobten Gott in der frühen Stunde vor dem Aufgange der Sonne am heiligen Tage.

Dann weckten ſie ihre Kinder, warteten noch ihr Morgengebet ab, und gingen in die Kirche.

Eine Viertelſtunde vor dem Zuſammenläuten ſtund auch der Vogt auf. Er konnte den Schlüſſel zum Kleiderkaſten nicht finden, fluchte Entſetzen und Gräuel, ſtieß den Kaſten auf mit dem Schuh, kleidete ſich an, ging zur Kirche, ſetzte ſich in den erſten Stuhl des Chors, nahm den Hut vor den Mund, blickte mit den Augen in alle Ecken der Kirche, und betete zugleich unter dem Hute.

Bald darauf kam auch der Pfarrer.

Da ſang die Gemeinde zwey Stücke von dem Paſſionslied: O Menſch! bewein' dein' Sünden groß, und wie's weiter lautet.

Dann trat der Pfarrer auf die Kanzel, und predigte und lehrte an dieſem Tage ſeine Gemeinde alſo.

## §. 39.

## Eine Predigt.

Meine Kinder!

Wer den Herrn fürchtet, und fromm und aufrichtig vor ſeinen Augen wandelt, der wandelt im Licht.

Aber wer des Herrn ſeines Gottes in ſeinem Thun vergißt, der wandelt in der Finſterniß.

Darum laſſet euch nicht verführen, es iſt nur einer gut, und der iſt euer Vater.

Warum laufet ihr in der Irre umher, und tappet in der Finſterniß? Es iſt Niemand euer Vater, als nur Gott.

Hütet euch vor den Menſchen, daß ihr von ihnen nicht Dinge lernt, die euerm Vater mißfallen.

Selig iſt der Menſch, deſſen Vater Gott iſt.

Selig iſt der Menſch, der ſich vor dem Böſen fürchtet, und der das Arge haſſet; denn es geht denen nicht wohl, die Böſes thun, und der Arge verſtrickt ſich in ſeiner Argliſt.

Es geht denen nicht wohl, die ihren Nächſten drücken und drängen. Nein, es geht dem Menſchen nicht wohl, über den der Arme zu Gott ſchreyt.

Weh dem Elenden, der im Winter den Armen ſpeiſet, und in der Erndte das Doppelte von ihm wieder abnimmt.

Weh dem Gottloſen, der dem Armen im Sommer Wein aufdringt, und im Herbſt ihm zweymal ſo viel wieder fodert.

Weh ihm, wenn er dem Armen ſein Stroh und ſein Futter abdrückt, daß er ſein Land nicht mehr bauen kann.

Weh ihm, wenn die Kinder der Armen um ſeiner Hartherzigkeit willen Brod mangeln.

Weh dem Gottloſen, der den Armen Geld leiht, daß ſie ſeine Knechte werden, ihm zu Gebote ſtehen, ohne Lohn arbeiten, und doch zinſen müſſen.

Weh ihm, wenn ſie vor Gericht und Recht für ihn ausſagen, falſches Zeugniß geben, und Meyneide ſchwören, daß er Recht hat.

Weh ihm, wenn er Böſewichter in ſeinem Hauſe verſammelt, und mit ihnen dem Gerechten auflauert, ihn zu verführen, daß er auch werde wie ſie, und daß er ſeines Gottes, und ſeines Weibs, und ſeiner Kinder vergeſſe, und verſchwende bey ihnen den Lohn ſeiner Arbeit, auf den die Mutter ſammt den Kindern hofft.

Und weh auch dem Elenden, der ſich alſo von dem Gottloſen verführen läßt, und in ſeinem Unſinn verſchwendet das Geld, das in ſeiner Haushaltung nöthig iſt.

Weh ihm, wenn ſein Weib über ihn zu Gott ſeufzt, daß ſie nicht Milch hat, den Säugling zu nähren.

Weh ihm, wenn der Säugling um ſeines Saufens willen ſterbet.

Weh ihm, wenn die Mutter über ſeiner Kinder Brodmangel und über unvernünftig aufgebürdete Arbeit weint.

Weh dem Elenden, der das Lehrgeld ſeiner Söhne verſpielt; wenn ſein Alter kommen wird, werden ſie zu ihm ſagen: Du warſt nicht unſer Vater, du lehrteſt uns nicht Brod verdienen, womit können wir dir helfen?

Weh denen, die mit Lügen umgehen, und das Krumme gerad und das Gerade krumm machen, denn sie werden zu Schanden werden.

Weh euch, wenn ihr der Wittwe Aecker und des Waisen Haus zu wohlfeil gekauft habt, weh euch! denn der Wittwe und des Waisen Vater ist euer Herr, und die Armen und die Wittwen und die Waisen sind ihm lieb, und ihr seyd ihm ein Gräuel und ein Abscheu, darum, daß ihr bös seyd und hart mit den Armen.

Weh euch, die ihr euer Haus voll habt von dem, was nicht euer ist.

Ob ihr gleich jauchzet beym Saufen des Weins, der in den Reben der Armen gewachsen ist.

Ob ihr gleich lachet, wenn elende hungernde Menschen ihr Korn mit Seufzen in eure Säcke ausschütten.

Ob ihr gleich spöttelt und scherzet, wenn euer Unterdrückter sich vor euch wie ein Wurm windet, und den zehnten Theil euers Raubs von euch wieder um Gottes willen auf Borg bittet; ob ihr euch gleich gegen alles das verhärtet, so ist es euch doch keine Stunde wohl in euern Herzen.

Nein, es ist dem Menschen nicht wohl auf Gottes Erdboden, der den Armen aussaugt.

Mög er seyn, wer er will, mög er über alle Gefahr, über alle Verantwortung und über alle Strafe auf der Erde hinaus seyn.

Mög er sogar Richter im Land seyn, und Elende, die besser als er sind, mit seiner Hand gefangen nehmen und mit seinem Munde anklagen.

Mög er ſogar ſitzen und richten ſelber über ſie, auf Leben und Tod, und ſprechen das Urtheil auf Schwerd und Rad.

Er iſt ſchlimmer als ſie.

Wer den Armen aus Uebermuth drückt, und elenden Leuten Fallſtricke legt, und die Häuſer der Wittwen ausſaugt — der iſt ſchlimmer als Diebe und Mörder, deren Lohn der Tod iſt.

Darum iſt dem Menſchen auf Erden, der das thut, auch keine Stunde wohl in ſeinem Herzen.

Er irret auf Gottes Erdboden herum, belaſtet mit dem Fluche des Brudermörders, der ſeinem Herzen keine Ruhe läßt.

Er irret umher, und will und ſucht immer die Schrecken ſeines Inwendigen vor ſich ſelber zu verbergen.

Mit Saufen und Praſſen,
Mit Muthwillen und Bosheiten,
Mit Hader und Streit,
Mit Lug und Betrug,
Mit Zotten und Poſſen,
Mit Schmähen und Schimpfen,
Mit Aufhetzen und Hinterreden,

will er ſich ſelbſt die Zeit, die ihm zur Laſt iſt, vertreiben.

Aber er wird die Stimme ſeines Gewiſſens nicht immer erſticken, er wird dem Schrecken des Herrn nicht immer entgehen können; es wird ihn überfallen, wie ein Gewaffneter, und ihr werdet ihn ſehen zittern und zagen, wie einen Gefangenen, dem der Tod droht.

Aber selig ist der Mensch, der keinen Theil hat an seinem Thun.

Selig ist der Mensch, der nicht Schuld ist an der Armuth eines seiner Nebenmenschen.

Selig ist der Mensch, der von keinem Armen Gaben oder Gewinn in seiner Hand hat.

Selig seyd ihr, wenn euer Mund rein ist von harten Worten, und euer Aug von harten Blicken.

Selig seyd ihr, wenn der Arme euch segnet, und wenn Wittwen und Waisen Thränen des Danks über euch zu Gott weinen.

Selig ist der Mensch, der in der Liebe wandelt vor dem Herrn seinem Gott, und vor allem seinem Volk.

Selig seyd ihr, ihr Frommen! Kommet und freut euch beym Mahl des Herrn der Liebe.

Der Herr, euer Gott, ist euer Vater. Die Pfänder der Liebe aus seiner Hand werden euch erquicken, und das Heil eures Herzens wird wachsen, weil eure Liebe gegen Gott, euern Vater, und gegen die Menschen, eure Brüder, wachsen und stark werden wird.

Aber ihr, die ihr ohne Liebe wandelt, und in euerm Thun nicht achtet, daß Gott euer Vater ist, daß eure Nebenmenschen Kinder eures Gottes sind, und daß der Arme euer Bruder ist, ihr Gottlosen! was thut ihr hier? Ihr, die ihr morgen wieder wie gestern den Armen drücken und drängen werdet! was thut ihr? Wollet ihr das Brod des Herrn essen, und seinen Kelch trinken, und sagen: daß ihr ein Leib und ein Herz, ein Geist und eine Seele mit euern Brüdern seyd?

Verlaſſet doch dieſe Vorhöfe, und meidet das Mahl der Liebe! Bleibet, bleibet von hinnen — daß der Arme nicht beim Mahl des Herrn über euerm Anblick erblaſſe, und daß er in der Stunde ſeiner Erquickung nicht denken müſſe, ihr werdet ihn Morgen erwürgen. Gönnet! ach! gönnet ihm doch dieſe Stunde des Friedens, daß er Ruhe habe vor euch, und euch nicht ſehe.

Denn der Arme zittert vor euch, und dem Waiſen klopfet das Herz, wo ihr um den Weg ſeyd.

Aber warum rede ich mit euch? Ich verſchwende umſonſt meine Worte. Ihr geht nicht von da weg, wo ihr Menſchen kränken könnet; wo ihr ſie vor euch zittern und ängſtlich ſehet, da iſt euch wohl, und ihr meinet, es müſſe, wie ihr, Niemand Ruhe haben in ſeinem Herzen.

Aber ihr irret euch; ſiehe, ich wende mich von euch weg, als ob ihr nicht da wäret.

Und ihr Arme und Gedrückte in meiner Gemeinde, wendet euch von ihnen weg, als ob ihr ſie nicht ſähet, als ob ſie nicht da wären.

Der Herr iſt da!
Auf den ihr hoffet —
Der Herr iſt da!

Glaubet und trauet auf ihn; und die Frucht eurer Trübſal und eurer Leiden wird euch zum Segen werden.

Glaubet und trauet dem Herrn euerm Gott, und fürchtet euch nicht vor den Gottloſen; aber hütet euch vor ihnen, duldet euch lieber, traget lieber allen Mangel, leidet lieber Schaden, als daß ihr Hülfe bey dem Hartherzigen ſuchet; denn die Worte eines harten Mannes ſind

Lügen, und ſeine Hülfe iſt eine Lockſpeiſe, womit er den Armen fange, daß er ihn tödte. Darum fliehet den Gottloſen, wenn er euch lächelnd grüßet, wenn er ſeine Hand euch bietet und die eure ſchüttelt und drückt. Wenn er euch alle ſeine Hülfe anträgt, ſo fliehet, denn der Gottloſe verſtrickt den Armen. Fliehet vor ihm, und bindet nicht mit ihm an; aber fürchtet ihn nicht, wenn ihr ihn ſehet ſtehen feſt und groß — wie die hohe Eiche feſt und groß! fürchtet ihn nicht.

Gehet hin, ihr Lieben! in euern Wald, an den Ort, wo die hohen alten Eichen ſtanden, und ſehet, wie die kleinen Bäume, die unter ihrem Schatten ſerbten, jetzt zugenommen haben, wie ſie grünen und blühen. Die Sonne ſcheint jetzt wieder auf die jungen Bäume, und der Thau des Himmels fällt auf ſie in ſeiner Kraft, und die groſſen weiten Wurzeln der Eiche, die alle Nahrung aus der Erde ſogen, faulen jetzt und geben den jungen Bäumen Nahrung, die im Schatten der Eiche ſerbten.

Darum hoffet auf den Herrn, denn ſeine Hülfe mangelt denen nie, die auf ihn hoffen.

Der Tag des Herrn wird über den Gottloſen kommen, und an demſelben Tage wird er, wenn er den Unterdrückten und Elenden anſehen wird, heulen und ſprechen: Wär ich wie dieſer einer!

Darum trauet auf den Herrn, ihr Betrübten und Unterdrückten! und freuet euch, daß ihr den Herrn erkennet, der das Mahl der Liebe eingeſetzt hat.

Denn durch die Liebe tragt ihr der Erde Leiden, wie einen Schatz von dem Herrn, und unter euern Laſten wachſen eure Kräfte und euer Segen.

Darum freuet euch, daß ihr den Herrn der Liebe erkennet, denn ohne Liebe würdet ihr erliegen, und werden wie die Gottloſen, die euch plagen und betrügen.

Lobpreiſet den Herrn der Liebe, daß er das Abendmahl eingeſetzt, und unter ſeinen Millionen auch euch zu ſeinem heiligen Geheimniß berufen hat!

Lobpreiſet den Herrn!

Die Offenbarung der Liebe iſt die Erlöſung der Welt!

Liebe iſt das Band, das den Erdkreis verbindet.

Liebe iſt das Band, das Gott und Menſchen verbindet.

Ohne Liebe iſt der Menſch ohne Gott; und ohne Gott und ohne Liebe was iſt der Menſch?

Dürft ihr's ſagen? Dürft ihr's ausſprechen oder denken?

Was der Menſch iſt ohne Gott und ohne Liebe.

Ich darf's nicht ſagen; ich kann's nicht ausſprechen. Nicht Menſch, — Unmenſch iſt der Menſch ohne Gott und ohne Liebe.

Darum freuet euch, daß ihr den Herrn der Liebe erkennet, der den Erdkreis von der Unmenſchlichkeit zur Liebe, von der Finſterniß zum Licht, und vom Tod zum ewigen Leben berufen hat. Freuet euch, daß ihr Jeſum Chriſtum erkennet, und durch den Glauben an ihn zur Kindſchaft Gottes und zum ewigen Leben berufen ſeyd.

Hier hielt er einen Augenblick ſtille, ſah die Gemeinde mit einem Blick voll Wehmuth an und ſagte dann: Faſt redte ich heute zu viel von der Noth und dem Drang frommer Arme. Ich bedachte nicht, wie wenig ſolcher frommer Arme in unſrer Mitte ſind, und wie viel Arme unter uns noch das Unrecht, das ihnen hartherzige und gewaltthätige Menſchen unter uns gethan haben, noch ſelber verurſachet und veranlaſſet. Wahrlich, wahrlich, wir ſind alle, Reiche und Arme, von dem Herrn gewichen. Ja, ihr Arme! die ich ſo ſehr bedauerte, auch ihr ſeyd von dem Herrn gewichen und gabet euch dadurch ſelber in die Hand derer, die euch unterdrückten und euch leiden machten. Ja, ihr Arme! mit denen ich ſo viel Mitleid hatte, ich muß euch doch ſagen, ſelber die hartherzigen Menſchen, die euch leiden machten, hätten nicht zu dem Grad der Verhärtung gegen euch verſinken können, wenn ihr beſſere Menſchen geweſen wäret. Nein, nein, ſie hätten nicht alles Unrecht, das ſie euch gethan, nicht thun können, wenn nicht wenigſtens viele von euch in eurem Innerſten eben ſo ſchlecht geweſen wären, als ſie ſelber. Geht doch in euch ſelber, ihr Arme! Ergreifet Jeſum Chriſtum im wahren Glauben, und alles Böſe wird von euch weichen, und das Unrecht ſelber, das euch begegnet, wird euch zum Beſten dienen. Freunde! Brüder! Alle! Reiche und Arme! Glückliche und Unglückliche! Geht doch in euch ſelber, und keiner, keiner von uns allen nahe ſich doch jetzt zum Nachtmahl des Herrn, ohne daß ihn ein wahrer, innerer Glauben an Jeſum Chriſtum zu ſeinem heiligen Tiſch hinführe. Nahe ſich doch keiner zum Tiſch des Herrn, ohne eine innere lebendige Freude,

daß er ein Christ und zur Kindschaft Gottes und zum Erbtheil des ewigen Lebens berufen ist. Noch einmal sage ich euch, freuet euch, daß ihr den Herrn erkennet, und betet für alle die, so ihn nicht erkennen, daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit und zum Glauben an ihn gelangen.

Nachdem der Pfarrer eine ganze Stunde also mit ihnen geredet, und seine Predigt geendet, betete er noch mit ihnen. Dann nahm die ganze Gemeinde das Nachtmahl des Herrn, und der Vogt Hummel diente dabey zu*); und nachdem alles Volk dem Herrn gedankt hatte, sangen sie wieder ein Lied, und der Pfarrer segnete die Gemeinde; und ein jeder ging in seine Hütte.

## §. 40.

## Ein Beweis, daß die Predigt gut war. Item, vom Wissen und Irrthum; und von dem, was heisse, den Armen drücken.

Der Vogt Hummel aber ergrimmte über die Rede des Pfarrers, die er über den Gottlosen gehalten hatte, in seinem Herzen; und am Tage des Herrn, den die ganze Gemeinde in stiller Feyer heiligte, tobte und wüthete er, schimpfte und redte er gräuliche Dinge über den Pfarrer.

Sobald er vom Tisch des Herrn heim ging, sandte er sogleich zu den gottlosen Gesellen seines Lebens, daß sie geschwind zu ihm kämen. Diese waren bald da, und führten

*) „Zudienen" heißt in der Schweiz, dem Pfarrer helfen das Nachtmahl austheilen.

mit dem Vogt lasterhafte, leichtfertige Reden über den Pfarrer und über seine christliche Predigt.

Der Vogt fing zuerst an: Ich kann das verdammte Schimpfen und Sticheln des Pfarrers nicht leiden. Es gehört sich auch nicht auf die Kanzel.

Es ist auch nicht Recht, es ist Sünde, besonders an einem heiligen Tag ist es Sünde, daß er's thut, sagte Aebi.

Und der Vogt: Er weiß es, der Bösewicht, daß ich es nicht leiden kann; aber desto mehr thut er's. Es muß ihm ein rechtes Wohlleben seyn, wenn er die Leute mit seinem Predigen, und mit seinem Verdrehen alles dessen, was er nicht versteht, und was ihn nichts angeht, recht in Zorn und Wuth bringen kann.

Aebi. Einmal der liebe Heiland und die Evangelisten und die Apostel im neuen Testament haben Niemand geschimpft.

Christen. Das mußt du nicht sagen; sie haben auch geschimpft, und noch mehr als der Pfarrer.

Aebi. Das ist nicht wahr, Christen!

Christen. Du bist ein Narr, Aebi! Ihr blinden Führer, ihr Schlangen, ihr Ottergezüchte, und so tausenderley. Du verstehst die Bibel, Aebi!

Bauern. Ja, Aebi! es ist wahr, sie haben auch geschimpft.

Christen. Ja, aber Rechtshändel, die sie nicht verstanden, und Rechnungssachen, die vor der Obrigkeit ausgemacht und in der Ordnung sind, ahndeten sie doch nicht; und zudem, es waren andere Leute, die das wohl durften.

Bauern. Es verſteht ſich, es wären andre Leute.

Chriſten. Ja, es mußten wohl andre Leute ſeyn, denn ſonſt hätten ſie es nicht dürfen; denket, wie ſie es machten — Einſt einem Annas — ja Annas hieß er — und hinten nach auch ſeiner Frau; nur daß ſie eine Lüge ſagten, ſind ſie zu Boden gefallen, und waren todt.

Bauern. Iſt das auch wahr, um einer Lüge willen?

Chriſten. Ja, ſo wahr ich lebe, und da vor euch ſtehe.

Aebi. Es iſt doch ſchön, wenn man die Bibel verſteht.

Chriſten. Ich dank's meinem Vater unter dem Boden; er war leider, Gott erbarm! eben nichts Sonderbares. Er hat uns unſer ganzes Muttergut durchgebracht, bis auf den letzten Heller; und das könnt' ich noch wohl verſchmerzen, hätt' er ſich nur nicht mit dem gehängten Uli ſo eingelaſſen! ſo etwas trägt man Kind und Kindeskindern nach; aber leſen konnte er in der Bibel, trotz einem Pfarrer, und das mußten wir auch können; er ließ es keinem nach.

Aebi. Es hat mich tauſendmal gewundert, wie er auch ſo ein Schlimmling hat ſeyn können, da er doch ſo viel wußte.

Bauern. Ja, es iſt freylich wunderlich, ſo viel er wußte.

Joſt (ein Fremder, der eben im Wirthshaus iſt). Ich muß nur lachen, Nachbarn! daß ihr euch hierüber verwundert. Wenn vieles Wiſſen die Leute brav machen würde,

ſo wären ja eure Anwälde und eure Trdler*), und eure Vögte und eure Richter, mit Reſpect zu melden, immer die Brävſten.

Bauern. Ja, es iſt ſo, Nachbar! es iſt ſo.

Joſt. Glaubt es nur, Nachbarn! Es iſt zwiſchen Wiſſen und Thun ein himmelweiter Unterſchied. Wer aus dem Wiſſen allein ſein Handwerk macht, der hat wahrlich groß Acht zu geben, daß er das Thun nicht verlerne.

Bauern. Ja, Nachbar! es iſt ſo, was einer nicht treibt, das verlernt er.

Joſt. Natürlich, und wenn einer den Müßiggang treibt, ſo wird er nichts nütze. Und ſo geht's denen, die ſich aus Müßiggang und langer Zeit aufs Frägeln und Schwatzen legen, ſie werden nichts nütze. Gebt nur Acht, die meiſten dieſer Purſche alle, die immer bald Kalender und bald Bibelhiſtorien, und bald die alten und bald die neuen Mandate in der Hand oder im Mund haben, ſind Tagdieben. — Wenn man mit ihnen etwas, das Hausordnung, Kinderzucht, Gewinn und Gewerb antrifft, reden will, wenn ſie Rath geben ſollen, wie dieſes, oder jenes, das jetzt nothwendig iſt, anzugreifen wäre; ſo ſtehen ſie da, wie Tropfen, und wiſſen nichts, und können nichts. Nur da, wo man müßig iſt, in Wirthshäuſern, auf Tanzplätzen, bey den Sonn- und Feyertagsgeſchwatzen — da wollen ſie ſich dann zeigen; ſie bringen aber Quackſalbereyen, Dummheiten und Geſchichten an, an denen hinten und vornen nichts wahr iſt. Und doch iſt's weit und breit eingeriſſen, daß ganze Stuben voll braver

*) Advokaten, Rechtsanwälde.

Bauern bey Stunden ſo einem Großmaul, das ihnen eine Lüge nach der andern aufbindet, zuhören können.

Aebi. Es iſt bey meiner Seel ſo, wie der Nachbar da ſagt; und, Chriſten! er hat deinen Vater durch und durch abgemahlt. Vollkommen ſo hatten wir's mit ihm. Dumm war er in allem, was Holz und Feld, Vieh und Futter, Dreſchen und Pflügen, und alles dergleichen antraf, wie ein Ochs, und zu allem, was er angreifen ſollte, träg wie ein Hammel — Aber im Wirthshaus und bey den Kirchſtänden*), bey Lichtſtubeten**) und auf den Gemeindplätzen redte, wie ein Weiſer aus Morgenland — bald vom Doctor Fauſt, bald vom Herrn Chriſtus, bald von der Hexe von Endor, oder deren von Hirzau, und bald von den Stiergefechten in Maſtricht und den Pferderennen in London — So toll und dumm er alles machte, und ſo handgreiflich er Lügen aufband, ſo hörte man ihm dennoch immer gern zu, bis er faſt gehenkt wurde, da hat endlich ſein Credit mit dem Erzählen abgenommen.

Joſt. Das iſt ziemlich ſpät.

Aebi. Ja, wir waren lang Narren, und zahlten ihm manchen guten Krug Wein für lautre Lügen.

---

*) Die Plätze, wo die Bauern am Sonntag zwiſchen den Predigten und des Abends, leider Gott erbarm! vor langer Zeit, Mann und Weib, jung und alt, zuſammen ſtehen und ſchwatzen.

**) Nächtliche Zuſammenkünfte der Knaben bey den Mädchen.

Joſt. Ich denke, es wäre ihm beſſer geweſen hättet ihm keinen bezahlt.

Aebi. Bey Gott! ich glaube ſelbſt, wenn wi keinen bezahlt hätten, ſo wäre er nicht unter den ( gekommen; er hätte alsdann arbeiten müſſen.

Joſt. So iſt ihm eure Gutherzigkeit eben ü kommen.

Bauern. Ja wohl, in Gottes Namen.

Joſt. Es iſt ein verflucht verführeriſches Di das müßiggängeriſche Hiſtörlein-Aufſuchen und Hiſt Erzählen, und gar heillos, die Bibel in dieſen Narr vertreib hineinzuziehen.

Leupi. Mein Vater hat mich einſt tüchtig gelt, da ich ſo über einem Hiſtörlein, ich glaube, e auch aus der Bibel, vergeſſen, das Vieh ab der S zu holen.

Joſt. Er hatte auch Recht. Thun, was in d bel ſteht, iſt unſer Einem ſeine Sache, und davon len des Pfarrers. — Die Bibel iſt ein Mandat, e fehl, und was würde der Commandant zu dir ſagen, er einen Befehl ins Dorf ſchickte, man ſollte Fuhr die Feſtung, und du dann, anſtatt in den Wald z ren, und zu laden, dich ins Wirthshaus ſetzteſt, de fehl zur Hand nähmeſt, ihn abläſeſt, und den Nac bey deinem Glas bis auf den Abend erklärteſt, w ausweiſe und wolle.

Aebi. Ha! was würd' er mir ſagen? Alle S und Spott würd' er mir ſagen, und mich ins Loch n laſſen, daß ich ihn für einen Narren gehalten habe.

Joſt. Und juſt das ſind die Leute auch werth, die aus lauter Müßiggang, und damit ſie im Wirthshaus Hiſtörlein erzählen können, in der Bibel leſen.

Chriſten. Ja; aber man muß doch darin leſen, damit man den rechten Weg nicht verfehle.

Joſt. Das verſteht ſich; aber die, ſo bey allen Stauden ſtill ſtehen, und vor den Brunnen und Markſteinen und Kreuzen, die ſie auf dem Weg antreffen, Geſchwätz treiben, ſind nicht die, welche auf dem Weg fort wandeln wollen.*)

Uebi. Aber wie iſt denn das, Nachbar? Man ſagt ſonſt, man trage an nichts zu ſchwer, das man wiſſe; aber es dünkt mich, man könne am Vielwiſſen auch zu ſchwer tragen.

Joſt. Ja freylich, Nachbar! Man trägt an allem zu ſchwer, was einen an etwas beſſerm und nothwendigerm

*) Man verwundert ſich wahrſcheinlich über die Ernſthaftigkeit des Geſprächs, an welchem ausgezeichnete Lumpen und Säufer Theil nehmen — Aber es gibt Geſichtspunkte von Sachen, welche dieſe Leute intereſſiren, wie unſer Einen, und Augenblicke, wo ſie ſehr ernſthaft, und, nach ihrer Art, ſehr naiv und ſehr richtig von allen Dingen reden und urtheilen; und man iſt ſehr irrig, wenn man den liederlichen Bauer und Säufer ſich immer als einen beſoffenen Trunkenbold, ohne Verſtand und ohne Theilnehmung an ernſten Sachen vorſtellt — Er iſt nur alsdann ſo beſchaffen, wenn er wirklich zu viel getrunken hat, und das war jetzt noch nicht der Fall.

verſäumt. Man muß alles nur wiſſen um des Thuns willen. Und wenn man ſich darauf legt, um des Schwätzens willen viel wiſſen zu wollen, ſo wird man gewiß nichts nütze.

Es iſt mit dem Wiſſen und Thun, wie mit einem Handwerk. Ein Schuhmacher z. E. muß arbeiten, das iſt ſeine Hauptſache; er muß aber auch das Leder kennen und ſeinen Einkauf verſtehen, das iſt das Mittel, durch welches er in ſeinem Handwerk wohl fährt, und ſo iſt's in allem. Ausüben und Thun iſt für alle Menſchen immer die Hauptſache. Wiſſen und Verſtehen iſt das Mittel, durch welches ſie in ihrer Hauptſache wohl fahren.

Aber darum muß ſich auch alles Wiſſen des Menſchen bey einem jeden nach dem richten, was er auszuüben und zu thun hat, oder was für ihn die Hauptſache iſt.

Aebi. Jetzt fang ich's bald an zu merken — Wenn man den Kopf mit zu vielem und fremdem voll hat, ſo hat man ihn nicht bey ſeiner Arbeit und bey dem, was allemal am nöthigſten iſt.

Joſt. Eben das iſt's. Gedanken und Kopf ſollten einem jeden bey dem ſeyn, was ihn am nächſten angeht. Einmal ich mach's ſo. — Ich habe keine Waſſermatten, darum liegt es mir nicht ſchwer im Kopf, wie man wäſſern muß, und bis ich eigenes Gehölze habe, ſtaune ich gewiß nicht mit Mühe nach, wie man es am beſten beſorge. Aber meine Gillenbehälter*) ſind mir wohl im Kopf, weil ſie meine magern Matten fett machen — So würde es in al-

*) Behälter der Jauche, des flüſſigen Düngers.

len Ecken gut gehen, wenn ein jeder das Seine recht im Kopf hätte. Man kömmt immer früh genug zum Vielwissen, wenn man lernt recht wissen, und recht wissen lernt man nie, wenn man nicht in der Nähe bey dem Seinigen und bey dem Thun anfängt. Auf den Fuß kömmt das Wissen in seiner Ordnung in den Kopf. Und man kömmt gewiß weit im Leben, wenn man so anfängt; aber beym müßigen Schwatzen und von Kalenderhistorien oder andern Träumen aus den Wolken und aus dem Mond, lernt man nichts als liederlich werden.

Aebi. Man fängt das in der Schul an.

Während dem ganzen Gespräch stund der Vogt am Ofen, staunte, wärmte sich, hörte kaum, was sie sagten, und sprach nur wenig und ganz verwirrt in das, so sie redten. Er vergaß sogar den Wein bey seinem Staunen, darum währte auch das Gespräch mit dem Aebi und dem Fremden so lange. Vielleicht aber hat er seinen Kram nicht gerne ausgeleert, bis der Fremde ausgetrunken hatte, und fort war; — denn er fing da endlich auf einmal damit an, und sagte ihnen, als ob er's bey seinem langen Staunen auswendig gelernt hätte, herunter.

Der Pfarrer kömmt immer mit dem, daß man die Armen drücke. Wenn das, was er die Armen drücken heißt, Niemand thäte, so wären, mich soll der Teufel holen, wenn es nicht so ist, gar keine Arme in der Welt; aber wo ich mich umsehe, vom Fürsten an bis zum Nachtwächter, von der ersten Landeskammer bis zur letzten Dorfgemeinde, sucht Alles seinen Vortheil, und drückt jedes gegen das, das ihm im Weg steht. Der alte Pfarrer hat selbst Wein ausge-

ſchenkt, wie ich, und Heu und Korn und Haber ſo wohlfe
an Zahlung genommen, als ich's immer bekomme. E
drückt in der Welt Alles den Niedern, ich muß mich auch
drücken laſſen. Wer etwas hat, oder zu etwas kommen
will, der muß drücken, oder er muß das Seine wegſchen-
ken und betteln. Wenn der Pfarrer die Armen kennte wie
ich, er würde nicht ſo viel Kummer für ſie haben; aber es
iſt ihm nicht um die Armen. Er will nur ſchimpfen, und
die Leute hinter einander richten und irre machen. Ja, die
Armen ſind Purſche, wenn ich zehn Schelmen nöthig habe,
ſo finde ich eilfe unter den Armen*). Ich wollte wohl
gerne, man brächte mir mein Einkommen auch alle Fron-
faſten richtig ins Haus; ich würde zuletzt wohl auch ler-
nen, es fromm und andächtig abnehmen. Aber in meinem
Gewerb, auf einem Wirthshaus und auf Bauerhöfen, wo
alles bis auf den Heller muß ausgeſpitzt**) ſeyn, und wo
man einen auch in allen Ecken rupft — da hat's eine andre
Bewandtniß. Ich wette, wer da gegen Taglöhner und Ar-
me nachſichtig und weichmüthig handeln wollte, der würde
um Hab und Gut kommen — Das ſind allenthalben Schel-
men. — So redte der Vogt, und verdrehte ſich ſelber in
ſeinem Herzen die Stimme ſeines Gewiſſens, die ihn un-
ruhig machte, und ihm laut ſagte, daß der Pfarrer Recht
habe, und daß er der Mann ſey, der allen Armen im Dorf
den Schweiß und das Blut unter den Nägeln hervor drücke.

*) Der Erzſchelm vergißt, daß die reichen Schelmen für ſich ſelbſt ſchaffen, und ſich darum nicht brauchen laſſen.

**) Ausrechnen, abtheilen.

Aber wie er auch mit sich selber künstelte, so war ihm doch nicht wohl. Angst und Sorgen quälten ihn sichtbar. Er ging in seiner Unruhe beklemmt die Stube hinauf und hinunter.

Alsdann sagt er wieder: Ich bin so erbittert über des Pfarrers Predigt, daß ich nicht weiß, was ich thue; und es ist mir sonst nicht wohl. Ist's auch so kalt, Nachbarn? Es friert mich immer, seitdem ich daheim bin.

Nein, sagten die Nachbarn, es ist nicht kalt; aber man sah dir's in der Kirche schon an, daß dir nicht wohl ist; du sahst todtblaß aus.

Vogt. Sahe man mir's an; ja es war mir schon da wunderlich — ich kriege das Fieber — es ist mir sch bldd — ich muß saufen — wir wollen in die hintere Stube gehen während der Predigt.

## §. 41.

## Der Ehegaumer zeigt dem Pfarrer Unfug an.

Aber der Ehegaumer*), der an's Vogts Gasse wohnte, und den Aebi, den Christen und die andern Lumpen zwischen der Predigt ins Wirthshaus gehen sah, ärgerte sich in

*) Ehegaumer (Verwahrer der ehelichen Treue) sind in der Schweiz Kirchenälteste, die nebst den Pfarrern auf die Handhabung von Religion, Sitten und Ordnung zu wachen haben.

ſeinem Herzen, und gedachte in dieſer Stunde an ſeinen Eid, den er geſchworen hatte, Acht zu geben auf allen Unfug und auf alles gottloſe Weſen, und ſolches dem Pfarrer anzuzeigen. Und der Ehegaumer beſtellte einen ehrbarn Mann, daß er Acht geben ſollte auf dieſe Burſche, ob ſie vor der Predigt wieder aus dem Wirthshaus heim gingen oder nicht? Und da es bald zuſammen läuten wollte, und noch Niemand wieder heraus kam, ging er zum Pfarrer, und ſagt' ihm, was er geſehen, und wie er den Samuel Treu beſtellt hätte, Acht zu geben.

Der Pfarrer aber erſchrack über dieſen Bericht; ſeufzte ſtill bey ſich ſelber, und redte nicht viel.

Da dachte der Ehegaumer, der Herr Pfarrer ſtudiere noch an ſeiner Predigt, und redte bey ſeinem Glas Wein auch minder, als er ſonſt gewöhnt war.

Endlich als der Pfarrer eben in die Kirche gehen wollte, kam der Samuel, und der Ehegaumer ſagte zu ihm:

Du kannſt jetzt dem wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer alles ſelber erzählen.

Da ſagte der Samuel: Gott grüß euch, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Der Pfarrer dankt' ihm, und ſagte: Sind denn die Leute noch nicht wieder heim?

Samuel. Nein, Herr Pfarrer! ich ging von dem Augenblick an, da mich der Ehegaumer beſtellte, immer um das Wirthshaus herum, und es iſt kein Menſch, auſſer die Vögtin, die in der Kirche iſt, zum Haus heraus gegangen.

Pfarrer. Sie ſind alſo noch alle ganz gewiß im Wirthshauſe?

Samuel. Ja, Herr Pfarrer! ganz gewiß.

Ehegaumer. Da ſeht ihr jetzt, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! daß ich mich nicht geirrt habe, und daß ich es habe anzeigen müſſen.

Pfarrer. Es iſt ein Unglück, daß an einem heiligen Tage ſolche Sachen einem Zeit und Ruhe rauben müſſen.

Ehegaumer. Was wir thaten, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! war unſre theure Pflicht.

Pfarrer. Ich weiß es, und ich danke euch für eure Sorgfalt; aber Nachbarn! vergeßt doch ob einer kleinen leichten Pflicht die ſchwerern und gröſſern nicht. Acht auf uns ſelber zu haben, und über unſre eigenen Herzen zu wachen, iſt immer die erſte und wichtigſte Pflicht des Menſchen. Darum iſt es allemal ein Unglück, wenn ſolche böſe Sachen einem Menſchen Zerſtreuungen veranlaſſen.

Nach einer Weile ſagte er dann wieder:

Nein, es iſt doch nicht länger auszuſtehen, dieſes gränzenloſe Unweſen — und mit aller Nachſicht wird es immer nur ärger.

Und darauf ging er mit dieſen Männern zur Kirche.

## §. 42.

## Zugabe zur Morgenpredigt.

Es folgten ihm aber in der Leidensgeſchichte die Worte: Und da Judas den Biſſen genommen hatte, fuhr der Satan in ſein Herz, u. ſ. w.

Und er redte mit ſeiner Gemeinde über die ganze Geſchichte des Verräthers — Und er kam in einen groſſen Eifer, alſo daß er mit den Händen ſtark auf das Kanzelbrett ſchlug, welches er ſonſt bey Jahren nicht gethan hatte.

Und er ſagte: daß alle die, ſo vom Nachtmahl des Herrn zum Spiel und Saufen weglaufen, nicht um ein Haar beſſer wären als Judas; und daß ihr Ende ſeyn würde, wie das Ende des Verräthers.

Und die Leute in der Kirche fingen an zu ſtaunen und nachzuſinnen, was doch der groſſe Eifer des Pfarrers bedeute?

Da und dort ſtieß man die Köpfe zuſammen, und murmelte umher: der Vogt habe ſein Haus voll von ſeinen Lumpen.

Und bald warf alles links und rechts die Augen auf ſeinen leeren Kirchſtuhl und auf die Vögtin.

Dieſe merkte es — zitterte — ſchlug die Augen nieder — durfte keinen Menſchen mehr anſehen — und lief im Anfang des Singens zur Kirche hinaus.

Da ſie aber das that, ward das Gerede erſt noch gröſſer, daß man auch mit den Fingern auf ſie zeigte; und

es ſtunden in den hinterſten Weiberſtühlen einige ſogar auf die Bänke, ſie zu ſehen, und das Geſang ſelbſt mißtönte ob dem Gemurmel.

## §. 43.

## Die Bauern im Wirthshauſe werden beunruhigt.

Sie aber lief, ſo ſchnell ſie vermochte, heim.

Und als ſie in die Stube kam, warf ſie das Kirchenbuch im Zorn mitten unter die Flaſchen und Gläſer, und fing an überlaut zu heulen.

Der Vogt und die Nachbarn fragten: Was iſt das?

Vögtin. Ihr ſolltet's wohl wiſſen — Es iſt nicht Recht, daß ihr an einem heiligen Tage hier ſaufet.

Vogt. Iſt's nur das? ſo iſt's wenig.

Bauern. Und das erſtemal, daß du darüber heulſt!

Vogt. Ich glaubte auf's wenigſte, du habeſt den Geldſeckel verloren.

Vögtin. Treib jetzt noch den Narrn; wenn du in der Kirche geweſen wärſt, du würdeſt nicht narren.

Vogt. Was iſt's denn? Heul doch nicht ſo, und rede! Was iſt's denn?

Vögtin. Der Pfarrer muß vernommen haben, daß deine Herrn da ſaufen während der Predigt.

Vogt. Das wäre verflucht!

Vögtin. Er weiß es gewiß.

Vogt. Welcher Satan kann es ihm jetzt ſchon geſagt haben?

Vögtin. Welcher Satan, du Narr! Sie kommen ja mit ihren Tabakspfeifen über die Straße und nicht zum Camin hinab ins Haus; und dann noch ordentlich neben des Ehegaumers Haus vorbey. Jetzt hat der Pfarrer gethan, daß es nicht auszuſprechen iſt; und alle Leute haben mit den Fingern auf mich gezeigt.

Vogt. Das iſt abermal ein verdammtes Stück, das mir ſo ein Satan angerichtet hat!

Vögtin. Warum mußtet ihr eben heut kommen — ihr Saufhunde — Ihr wußtet wohl, daß es nicht Recht iſt.

Bauern. Wir ſind nicht Schuld; er hat uns einen Boten geſchickt.

Vögtin. Iſt das wahr?

Bauern. Ja, ja!

Vogt. Es war mir ſo wunderlich, als es mir ſeyn konnte; und unausſtehlich allein zu ſeyn.

Vögtin. Das iſt gleich viel. Aber Nachbarn! geht doch ſo ſchnell ihr könnet durch die hintere Thür heim, und machet, daß das Volk, wenn es aus der Kirche kommt, einen jeden vor ſeinem Hauſe antreffe; ſo könnt ihr die Sache noch bemänteln. Man hat noch nicht vollends ausgeſungen; aber gehet, es iſt doch Zeit.

Vogt. Ja, gehet — gehet — das iſt ein Abigailsrath.

Die Bauern gingen.

Da erzählte die Frau ihm erſt recht, daß der Pfarrer vom Judas gepredigt hätte; wie der Teufel ihm in ſei-

Herz gefahren wäre — wie er ſich erhängt hätte, und wie die, ſo vom Nachtmahl weggingen, zu ſaufen und zu ſpielen, ein gleiches Ende nehmen würden. Er war ſo eifrig, ſagte die Frau, daß er mit den Fäuſten auf's Kanzelbrett ſchlug, und mir iſt ſchier geſchwunden und ohnmächtig worden.

Der Vogt aber erſchrack über das, ſo die Frau erzählte, ſo ſehr, daß er war wie ein Stummer, und kein Wort antwortete. Aber ſchwere tiefe Seufzer tönten jetzt aus dem ſtolzen Munde, den man Jahre lang nie ſo ſeufzen gehört hatte.

Seine Frau fragte ihn oft und viel: Warum er ſo ſeufze?

Er antwortete ihr kein Wort. Aber mehr als einmal ſagte er mit bangem Seufzen zu ſich ſelber: Wohin kommt's noch weiter? Wohin kommt's noch mit mir?

So ging er jetzt lang ſeufzend die Stube hinauf und hinunter.

Endlich ſagt' er zur Frau: Bring mir ein Faſtpulver*) vom Scheerer, mein Geblüt wallet in mir, und macht mich unruhig; ich will morgen zu Ader laſſen, wenn's auf das Pulver nicht beſſer wird.

Die Frau bracht' ihm das Pulver; er nahm's, und eine Weile darauf ward ihm wirklich leichter.

*) Ein Pulver gegen die Hitze, gegen das Fieber.

## §. 44.

## Geſchichte eines Menſchenherzens, während dem Nachtmahle.

Da erzählt er der Frau, wie er heute mit gutem verſöhntem Herzen zur Kirche gegangen wäre, wie er auch in ſeinem Stuhl Gott um Verzeihung ſeiner Sünden gebeten hätte, aber da über die Predigt des Pfarrers toll geworden wäre, und ſeither keinen guten Gedanken mehr hätte haben können; auch wie ihm erſchreckliche und gräuliche Dinge während dem Nachtmahl zu Sinn gekommen wären. Ich konnte, ſo ſagte er zur Frau; ich konnte während dem Nachtmahl nicht beten und nicht ſeufzen. Mein Herz war mir wie ein Stein — und da mir der Pfarrer das Brod gab, ſo ſah er mich an, daß es nicht auszuſprechen war; nein! ich kann's nicht ausſprechen; aber auch nicht vergeſſen, wie er mich anſah — Wenn ein Richter einen armen Sünder dem Rad und dem Scheiterhaufen übergiebt, und eben über ihn den Stab bricht; er kann ihn nicht ſo anſehen. Vergeſſen kann ich's nicht, wie er mich anſah. Ein kalter Schweiß floß über meine Stirne, und meine Hand zitterte, da ich von ihm das Brod nahm.

Und da ich's gegeſſen hatte, übernahm mich ein wüthender ſchrecklicher Zorn über den Pfarrer, daß ich mit meinen Zähnen knirſchte, und ihn nicht mehr anſehen durfte.

Frau! ein Abſcheulichers ſtieg mir dann nach dem andern in's Herz.

Ich erſchrack über dieſen Gedanken, wie ich ob groſſen Donnerſtrahlen erſchrecke; aber ich konnte ihrer nicht los werden.

Ich zitterte vor dem Taufſtein*), daß ich den Kelch vor Schauer und Entſetzen nicht feſt hielt.

Da kam Joſeph in zerriſſenen Stiefeln, und ſchlug ſeine Schelmenaugen vor mir zu Boden — und meine drey Thaler! Wie's mir durch Leib und Seel ſchauerte, der Gedanke an meine drey Thaler.

Dann kam Gertrud, hub ihre Augen gen Himmel, und dann auf den Kelch, als ob ſie mich nicht ſähe, als ob ich nicht da wäre. Sie haſſet und verflucht mich, und richtet mich zu Grunde; und ſie konnte thun, als ob ſie mich nicht ſähe, als ob ich nicht da wäre.

Dann kam der Mäurer, ſah mich ſo wehmüthig an, als ob er aus tiefem Herzensgrunde zu mir ſagen wollte: Verzeih mir, Vogt! Er, der mich, wenn er könnte, an Galgen bringen würde.

Dann kam auch Schabenmichel, blaß und erſchrocken wie ich, und zitterte wie ich. Denk, Frau! wie mir bey dem allem zu Muthe war. Ich fürchtete immer, auch Hans Wüſt komme nach; dann hätte ich's nicht ausgehalten, der Kelch würde mir aus der Hand gefallen; ich ſelbſt, ich würde gewiß zu Boden geſunken ſeyn; ich konnte mich faſt nicht mehr auf den Füßen halten. Und als ich in den Stuhl zu-

*) In Bonnal gehen die Communicanten zum Taufſtein, und empfangen da vom Pfarrer das Brod, und von den Dorfvorgeſetzten den Kelch.

rück kam, überfiel mich ein Zittern in meinen Gliedern, daß ich beym Singen das Buch nicht in den Händen halten konnte.

Und bey allem kam mir immer in Sinn: Arner! Arner! ist an allem diesem Schuld; und Zorn und Wuth und Rache tobten in meinem Herzen während der Stunde meines Dienstes. Woran ich in meinem Leben nie dachte, das kam mir während dem Nachtmahl in Sinn. Ich darf's fast nicht sagen, es schauert mich, es nur zu denken.

Es kam mir in Sinn: ich soll ihm den grossen Marchstein auf dem Berg über den Felsen hinunter stürzen; es weiß den Marchstein Niemand als ich.

## §. 45.

## Die Frau sagt ihrem Manne grosse Wahrheiten; aber viele Jahre zu spät.

Die Vögtin erschrack über die Reden ihres Mannes heftig; sie wußte aber nicht, was sie sagen wollte, und schwieg, so lang er redte, ganz still. Auch eine Weile hernach schwiegen beyde. Endlich aber fing die Vögtin wieder an und sagte zu ihm: Es ist mir angst und bang wegen allem, was du gesagt hast. Du mußt diesen Gesellen entsagen, das Ding geht nicht gut, und wir werden älter.

Vogt. Du hast durchaus Recht; aber es ist gar nicht leicht.

Vögtin. Es mag ſchwer ſeyn oder nicht, es muß ſeyn; ie müſſen dir vom Hals.

Vogt. Du weiſſeſt wohl, wie viel mich an ſie bindet, nd was ſie wiſſen.

Vögtin. Du weiſſeſt noch viel mehr von ihnen: ſie nd Schelmen, und dürfen nichts ſagen; du mußt dich von nen losmachen.

Der Vogt ſeufzet; die Frau aber fährt fort: Sie freſſen nd ſaufen immer bey dir, und zahlen dich nicht. Und enn du beſoffen biſt, ſo läſſeſt du dich noch von ihnen anihren, wie ein Tropf — Denk doch, um Gottes willen! ur wie es geſtern mit Joſeph gegangen iſt. Ich habe dir, ch mein Gott! wie gut hab ich's gemeynt, rathen wollen, ber wie biſt du mit mir umgegangen? Und ohne das ſind uch geſtern zween Thaler aus deinem Camiſolſack weiter aziert, und ſind nicht einmal aufgeſchrieben — Wie lang mm das noch gehen? Wenn du bey deinen ſchlimmen Hänen nachrechneſt, was nebenhin gegangen iſt, ſo haſt du ey allem verloren; und doch fährſt du noch immer fort mit ieſen Leuten, und oft und viel nur um deines gottloſen ochmuths willen. Bald muß dir ſo ein Hund reden, was u willſt, und bald ein anderer ſchweigen, wo du willſt; afür dann freſſen und ſaufen ſie bey dir, und zum ſchönen Dank, wenn dich einer kann in eine Grube bringen und errathen, ſo thut er's.

Ja vor Alters, da dich alles fürchtete wie ein Schwerdt, a konnteſt du die Burſche in Ordnung halten; aber jetzt iſt du ihrer nicht mehr Meiſter, und zähl darauf, du biſt in verlorner Mann in deinen alten Tagen, wenn du ihrer

nicht müßig geheſt. Es ſteht ſo ſchlüpfrig um uns, als es nur kann; ſobald du weg biſt, lachen und narrn die Knechte, arbeiten nicht, und wollen nur ſaufen — So ſagte die Frau.

Der Vogt aber antwortet auf alles kein Wort, ſondern ſaß ſtillſchweigend und ſtaunend vor ihr, da ſie ſo redete. Endlich ſtand er auf und ging in den Garten, aus dem Garten in ſeine Brunnenmatten, aus dieſer in Pferdſtall. Angſt und Sorgen trieben ihn ſo umher; doch blieb er eine Weile im Pferdeſtall und redte da mit ſich ſelber.

## §. 46.

## Selbſtgeſpräch eines Mannes, der mit ſeinem Nachdenken unglücklich weit kömmt.

Mehr als recht hat die Frau; aber was will ich machen? Ich kann nicht helfen; unmöglich kann ich mir aus allem, worin ich ſtecke, heraus helfen. So ſagt er; flucht dann wieder auf Arner, als ob dieſer ihm alles auf den Hals gezogen; und dann auf den Pfarrer, daß er ihn auch noch in der Kirche raſend gemacht hätte; dann kam er wieder auf den Marchſtein, und ſprach: Ich verſetze ihn nicht den verwünſchten Stein; aber wenn's jemand thäte, ſo würde der Junker um den dritten Theil ſeiner Waldung kommen.

Sodann wieder: Das iſt ganz richtig, der achte und neunte obrigkeitliche Marchſtein würde ihm das Stück in ge-

rader

aber Linie wegſchneiden; aber behüte mich Gott dafür, ich verſetze keinen Marchſtein.

Dann wieder: Wenn's auch kein rechter Marchſtein wäre? er liegt da, wie ſeit der Sündfluth; er hat keine Nummer und kein Zeichen.

Dann ging er in die Stube, nahm ſein Hausbuch — rechnete — ſchrieb — blätterte — that Papiere von einander — legte ſie wieder zuſammen — vergaß, was er geleſen — ſuchte wieder, was er eben geſchrieben hatte — legte dann das Buch wieder in den Kaſten — ging die Stube hinauf und hinunter — und dachte und redte immer mit ſich ſelber vom Marchſtein ganz ohne Schloßzeichen und Numero. Sonſt iſt kein einziger Marchſtein ohne Zeichen. Was mir in Sinn kömmt: ein alter Arner ſoll die obrigkeitliche Waldung ſo hart beſchnitten haben; wenn es auch hier wäre. Bey Gott! es iſt hier! es iſt die unnatürlichſte Krümmung in die obrigkeitlichen Grenzen hinein; bey zwo Stunden geht ſie ſonſt in geräderer Linie als hier; und der Stein hat kein Zeichen und die Scheidung einen Graben.

Wenn die Waldung der Obrigkeit gehörte, ich thäte ihm nicht Unrecht, ich wäre treu am Landesherrn. Aber wenn ich mich irrte — Nein, ich verſetze den Stein nicht. Ich müßt ihn umgraben, in der finſtern Nacht müßt ich mit einen ſtarken Steinwurf weit auf der Ebene fortrükken bis an den Felſen, und er iſt ſchwer. Er läßt ſich nicht verſenken, wie eine Brunnquell. Am Tage würde man jeden Karſtſtreich hören, ſo nahe iſt er an der Landſtraße; und zu Nacht — ich darf nicht; ich würde vor

jedem Geräuſch erſchrecken. Wenn ein Dachs däh che, oder ein Reh aufſpränge, es würde mir ohn bey der Arbeit werden. Und wer weiß, ob nicht i ein Geſpenſt mich über der Arbeit ergreifen könn iſt wahrlich unſicher des Nachts um die Marchſtei es iſt beſſer, ich laß es bleiben.

Dann wieder nach einer Weile:

Daß auch ſo viele Leute weder Hölle noch Ge glauben! Der alte Schreiber glaubte von allem kein und der Vicari — es iſt bey Gott! nicht möglich, etwas geglaubt hat; aber der Schreiber, der ſagte e laut und wohl hundertmal zu mir, wie mit meinem wie mit meinem Roß, ſey es mit mir aus, wenn i ſeyn werde. Er glaubte das, fürchtete ſich vor nicht that, was er wollte. Wenn er auch Recht gehabt wenn ich's glauben könnte, wenn ich's hoffen dürfte, ich's in mein Herz hinein bringen könnte, daß es wäre, bey der erſten Jagd würd' ich hinter den Geb Ärnern auflauern und ihn todtſchieſſen — ich würd Pfaffen ſein Haus abbrennen; aber es iſt vergeben kann's nicht glauben, ich darf's nicht hoffen — Es iſ wahr! Narren ſind's, verirrte Narren, die es glauben ſie thun nur dergleichen.

O! o! es iſt ein Gott! Es iſt ein Gott!

Marchſtein! Marchſtein! ich verſetze dich nicht. redte der Mann, und zitterte, und konnte dieſer Ged nicht los werden.

Entſetzen durchfuhr ſein Innerſtes. Er wollte ſich entfliehen, ging auf die Straße, ſtund zum erſten

Nachbar, fragte ihn vom Wetter und vom Wind, und von den Schnecken, die im Herbſt vor drey Jahren den Roggen verdünnert hatten. Dann kam er nach einer Weile mit ein paar Durſtigen wieder in ſein Wirthshaus, gab ihnen zu trinken, daß ſie blieben — nahm noch ein Faſtpulver vom Scheerer, und brachte ſo endlich den Tag des Herrn zu Ende.

## §. 47.

## Häusliche Sonntagsfreuden.

Und nun verlaß ich dich eine Weile, Haus des Entſetzens — Mein Herz war mir ſchwer, mein Auge war trüber, meine Stirne umwölkt, und bang war's mir im Buſen, über deinen Gräueln.

Nun verlaß ich dich eine Weile, Haus des Entſetzens! Mein Auge erheitert ſich wieder, meine Stirne entwölkt ſich, und mein Buſen athmet wieder unbeklommen und frey.

Ich nähere mich wieder einer Hütte, in welcher Menſchheit wohnt.

Da heut am Morgen Lienhard und ſeine Frau zur Kirche gegangen waren, ſaſſen ihre Kinder fromm und ſtill in der Wohnſtube beyſammen, beteten, ſangen und wiederholten, was ſie in der Woche gelernt hatten; denn ſie thaten ſolches alle Sonntag Abend der Gertrud wieder-

Liſe, das älteſte, mußte allemal während der
das kleine Grüteli beſorgen, es aufnehmen, es tr
ihm ſeinen Brey geben; und das iſt immer der Liſe
Sonntagsfreude, wenn ſie allemal das Kleine ſo auf
und ſpeist, ſo meynt dann Liſe, ſie ſey auch ſchon
Wie ſie dann die Mutter ſpielt, ihr nachäffet, das
tauſendmal herzt, ihm nickt und lächelt — Wie das
ihr wieder entgegen lächelt, ſeine Hände zerwirft
mit den Füßen zappelt auf ihrem Schooße; wie e
Liſe bald bey der Haube nimmt, bald bey den klei
pfen, bald bey der Naſe; dann wie es über dem
Sonntagshalstuch J — å — J — å macht — da
Niclas und Enne ihm J — å antworten; wie das
Kleine Kopf und Augen herum dreht, den Ton ſuch
Niclas erblickt, und auch gegen ihn lacht — wie
dann zuſpringt und das lachende Schweſterlein her
wie dann Liſe den Vorzug will, und allem aufbiet
das Liebe gegen ſie lache; auch wie ſie Sorge trägt
ſie ſeinem Weinen vorkömmt, wie ſie ihm Freude
es bald in die Höhe hebt bis an die Bühne, bald
gleich luſtig und ſorgfältig hinunter läßt bis an de
den — wie dann das Grüteli bey dieſem Spiele ja
auch wie ſie Hände und Kopf dem Kind in Spieg
ein drückt, und dann endlich, wie es beym Anbl
Mutter weit hinunter in die Gaſſe jauchzet — wi
entgegen nickt und lächelt — wie's ſeine beyden Hä
nach ihr ausſtreckt, und nach ihr hängend faſt über
auf des Schweſterleins Arm — das alles iſt wahrlich
es iſt die Morgenfreude der Kinder Lienhards an den

agen und an den heiligen Feſten — und dieſe Freuden rommer Kinder ſind wahrlich ſchön vor dem Herrn ihrem Gott. Er ſieht mit Wohlgefallen auf die Unſchuld der Kinder, wenn ſie ſich alſo ihres Lebens freuen, und er egnet ſie, daß es ihnen wohl gehe ihr Lebenlang, wenn ie folgen und recht thun.

Gertrud war heute mit ihren Kindern zufrieden; ſie atten alles in der Ordnung gethan, was ihnen befohlen ar.

Es iſt die größte Freude frommer Kinder auf Erden, enn Vater und Mutter mit ihnen zufrieden ſind.

Die Kinder der Gertrud hatten jetzt dieſe Freude, ſie rängten ſich an den Schooß ihrer Eltern, riefen bald Va- er, bald Mutter, ſuchten ihre Hände, hielten ſich an ih- en Armen, und ſprangen am Arme des Vaters und am rme der Mutter an ihren Hals.

Das war dem Lienhard und der Gertrud ein Labſal m Feſttage des Herrn.

So lang ſie Mutter iſt, iſt es die Sonntagsfreude der ertrud, die Freude über ihre Kinder, und über ihre kind- che Sehnſucht nach Vater und Mutter — darum ſind re Kinder auch fromm und ſanft.

Lienhard weinte heute, daß er oft dieſe Freuden des Le- ens ſich ſelber entriß.

Die häuslichen Freuden des Menſchen ſind die ſchön- en der Erde.

Und die Freude der Eltern über ihre Kinder iſt die eiligſte Freude der Menſchheit. Sie macht das Herz der ltern fromm und gut; ſie hebt die Menſchheit empor zu

ihrem Vater im Himmel. Darum ſegnet der Herr die
nen ſolcher Freuden, und lohnet den Menſchen jede
treue und jede Mutterſorge an ihren Kindern.

Aber der Gottloſe, der ſeine Kinder für nichts ac
der Gottloſe, dem ſie eine Laſt ſind, und eine Bür
der Gottloſe, der in der Woche vor ihnen fliehet un
Sonntage ſich vor ihnen verbirget — der Gottloſe
Ruhe ſuchet vor ihrer Unſchuld und vor ihrer Freude,
der ſie nicht leiden kann, bis ihre Unſchuld und ihre
dahin iſt, bis ſie wie er gezogen ſind —

Der Gottloſe, der das thut, ſtoßt den beſten Seg
Erde weg von ſich mit Füßen. Er wird auch keine
erleben an ſeinen Kindern, und keine Ruhe finden v
nen. — In der Freude ihres Herzens redeten Lienhar
Gertrud mit ihren Kindern am heiligen Feſttage von
guten Vater im Himmel und von dem Leiden ihres
ſers. Die Kinder hörten ſtill und aufmerkſam zu, u
Mittagsſtunde ging ſchnell und froh vorüber, wie die
eines Hochzeitfeſtes.

Da läuteten die Glocken zuſammen, und Lienhar
Gertrud gingen nochmals zur Kirche.

Der Weg führte ſie wieder bey des Vogts Hauſe v
und Lienhard ſagte zu Gertrud: Der Vogt ſah dieſen
gen in der Kirche erſchrecklich aus; in meinem Leb
ich ihn nie ſo. Der Schweiß tropfte von ſeiner
da er zudiente; haſt du es nicht bemerkt, Gertrud? J
daß er zitterte, da er mir den Kelch gab. Ich hab es
bemerkt, ſagte Gertrud.

Lienhard. Es ging mir an's Herz, wie der Mann ausſah. Hätt' ich's dürfen, Frau! ich hätt' ihm überlaut zugerufen: Verzeih mir, Vogt! Und wenn ich ihm mit etwas zeigen könnte, daß ich's nicht bös meyne, ich würd' es gerne thun.

Gertrud. Lohn dir Gott dein Herz, Lieber! es iſt recht, wann du Anlaß haſt; aber des Rudis hungernde Kinder und noch mehr ſchreyen Rache über den Mann, und er wird dieſer Rache gewiß nicht entrinnen.

Lienhard. Es geht mir an's Herz, der Mann iſt höchſt unglücklich. Ich ſah es ſchon lang mitten im Lärm ſeines Hauſes, daß ihn nagende Unruhe plagte.

Gertrud. Mein Lieber! wer von einem ſtillen eingezogenen frommen Leben abläßt, dem kann's niemals wohl ſeyn in ſeinem Herzen.

Lienhard. Wenn ich je etwas in meinem Leben deutlich erfahren und geſehen habe, ſo iſt es dieſes. Alles was immer die gewaltthätigen Anhänger des Vogts in ſeinem Haus rathſchlagten, vornahmen, erſchlichen oder erzwangen, alles machte ſie nie eine Stunde zufrieden und ruhig.

Unter dieſen Geſprächen kamen ſie zur Kirche, und wurden da ſehr von dem Eifer gerührt, mit welchem der Pfarrer über die Geſchichte des Verräthers redete.

## §. 48.

## Etwas von der Sünde.

Gertrud hatte das Gemurmel, das in den Weiberſtühlen allgemein war, des Vogts Haus ſey ſchon wieder voll

von ſeinen Lumpen, auch gehört, und ſagt es nach Kirche dem Lienhard. Dieſer antwortete: Ich kann's faſt nicht glauben — während der Kirche an einem he Tage.

Gertrud. Es iſt freylich erſchrecklich; aber die wicklungen eines gottloſen Lebens führen zu allem, a dem abſcheulichſten.

Lienhard ſeufzt. Gertrud fährt fort: Ich erinnere ſo lang ich lebe, an das Bild, das unſer Pfarrer seli von der Sünde machte, da er uns das letztemal zum gen Nachtmahl vorbereitete.

Er verglich ſie mit einem See, der bey anhalte Regen nach und nach aufſchwellt. Das Steigen des ſagte er, iſt immer unmerklich; aber es nimmt do Tage und alle Stunden zu. Der See wird immer und höher, und die Gefahr wird gleich groß, als w plötzlich und mit Sturm ſo aufſchwellte.

Darum geht der Vernünftige und Erfahrne im An zu den Wehren und Dämmen, ſie zu beſichtigen, dem Ausbruch zu ſteuern in Ordnung ſind. Der fahrne und der Unweiſe aber achten das Steigen des nicht, bis die Dämme zerreiſſen, bis Felder und A verwüſtet ſind, und bis die Sturmglocke dem Land bietet, der Verheerung zu wehren. So, ſagte er, mit der Sünde und dem Verderben, das ſie anrichte

Ich bin noch nicht alt, aber ich habe es doch ſchon dertmal erfahren, daß der redliche Seelſorger Recht und daß ein jeder, der in irgend einer Sünde anh fortwandelt, ſein Herz ſo verhärtet, daß er das E

ihrer Gräuel nicht mehr achtet, bis Verheerung und Entsetzen ihn aus dem Schlafe wecken.

## §. 49.
## Kindercharakter und Kinderlehren.

Unter dieſen Geſprächen kamen ſie aus der Kirche wieder in ihre Hütte.

Und die Kinder alle liefen Vater und Mutter die Stiege hinunter entgegen; riefen und baten: wir wollen doch geſchwind wiederholen, was wir dieſe Woche gelernt haben; komm doch geſchwind, Mutter! daß wir bald fertig werden.

Gertrud. Warum ſo eifrig heut, ihr Lieben? warum thut es ſo noth?

Kinder. Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir's können, mit dem Abendbrod, gelt, Mutter! wir dürfen? Du haſt's uns geſtern verſprochen.

Mutter. Ich will gern ſehen, wie ihr das könnt, was ihr gelernt habt.

Kinder. Aber wir dürfen alsdann, Mutter?

Mutter. Ja, wenn ihr fertig ſeyn werdet.

Die Kinder freuten ſich herzlich, und wiederholten, was ſie in der Woche gelernt hatten, geſchwind und gut.

Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrod und zwo Schüſſeln Milch, von der ſie den Rahm nicht abgenommen hatte, weil es Feſttag war.

Sie nahm jetzt auch das Grüteli an ihre Bruſt, und hörte mit Herzensfreude zu, wie die Kinder während dem Eſſen eins dem andern erzählte, wem ſie ihr Abendbrod geben wollten. Keines aß einen Mundvoll von ſeinem Brod — Keines that ein Bröcklein davon in die Milch, und jedes freute ſich über ſein Brod, zeigte es dem andern, und jedes wollte, das ſeine ſey das größte.

Jetzt waren ſie fertig mit ihrer Milch — das Brod lag noch neben der Mutter.

Niclas ſchlich zu ihr hin, nahm ihr die Hand und ſagte: Du giebſt mir doch auch noch einen Mundvoll Brod für mich, Mutter!

Mutter. Du haſt ja ſchon, Niclas!

Niclas. Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter. Ich habe dir's nicht befohlen; du darfſt es eſſen, wenn du willſt.

Niclas. Nein, ich will's nicht eſſen; aber du giebſt mir doch noch einen Mundvoll?

Mutter. Nein, gewiß nicht.

Niclas. Ae — warum nicht?

Mutter. Damit du nicht meynſt, man müſſe erſt, wenn man den Bauch voll hat, und nichts mehr mag, an die Armen denken.

Niclas. Iſt's darum, Mutter?

Mutter. Aber giebſt du es ihm jetzt doch ganz?

Niclas. Ja, Mutter! gewiß, gewiß. Ich weiß, er hungert entſetzlich — und wir eſſen um ſechs Uhr zu Nacht.

Mutter. Und, Niclas! ich denke, er bekomme dann auch nichts.

Niclas. Ja, weiß Gott! Mutter! er bekömmt gewiß nichts zu Nacht.

Mutter. Ja, das Elend der Armen iſt groß, und man muß grauſam und hart ſeyn, wenn man nicht gern, was man kann, an ſich ſelbſt und an ſeinem eignen Maul erſpart, ihnen ihre große Noth zu erleichtern.

Thränen ſtehen dem Niclas in den Augen. Die Mutter frägt ſodann auch noch die andern Kinder: Liſe! giebſt du deines auch ganz weg?

Liſe. Ja gewiß, Mutter!

Mutter. Und du, Enne! du auch?

Enne. Ja freylich, Mutter!

Mutter. Und du auch, Jonas?

Jonas. Das denk ich, Mutter!

Mutter. Nun das iſt brav, Kinder! Aber wie wollt ihr es jetzt auch anſtellen? — Es hat alles ſo ſeine Ordnung; und wenn man's noch ſo gut meynt, ſo kann man etwas doch unrecht anſtellen — Niclas! wie willſt du's machen mit dem Brod?

Niclas. Ich will laufen, was ich vermag, und ihm rufen, dem Rudeli; ich ſteck es nur nicht in Sack, daß er's geſchwind kriegt. Laß mich doch jetzt gehen, Mutter!

Mutter. Wart noch ein wenig, Niclas! Und du, Liſe! wie willſt du es machen?

Liſe. Ich will's nicht ſo machen, wie der Niclas. Ich winke dem Betheli in eine Ecke; ich verſtecke das Brod unter meine Schürze, und ich geb ihm's, daß es Niemand ſiehet, nicht einmal ſein Vater.

Mutter. Und du, Enne! wie willſt du's machen?

Enne. Weiß ich's, wie ich den Heireli antre werde? Ich werde es ihm geben, wie's mir kom wird.

Mutter. Und du, Jonas! du kleiner Schelm, haſt Tücke im Sinn, wie willſt du's machen?

Jonas. In's Maul ſteck' ich's ihm, mein Bi Mutter! wie du mir's machſt, wenn du luſtig biſt Das Maul und die Augen zu, ſag ich ihm; dann leg i ihm zwiſchen die Zähne. Es wird lachen, gelt, Mut es wird lachen.

Mutter. Das iſt alles recht, Kinder! aber ich n euch doch etwas ſagen: Ihr müßt das Brod den Kind ſtill und allein geben, daß es Niemand ſehe, damit n nicht meyne, ihr wollet groß thun.

Niclas. Potz tauſend, Mutter! ſo muß ich m Brod auch in Sack thun?

Mutter. Das verſteht ſich, Niclas!

Liſe. Ich habe mir das wohl eingebildet, Mut und ſagte es vorher, ich woll' es nicht ſo machen.

Mutter. Du biſt immer das allerwitzigſte, Liſe! habe nur vergeſſen, dich dafür zu rühmen; du thuſt recht wohl, daß du mich ſelbſt daran erinnerſt.

Liſe erröthete und ſchwieg; und die Mutter ſagte zu Kindern: Ihr könnet jetzt gehen; aber denket an das, ich euch geſagt habe — Die Kinder gehen.

Niclas läuft und ſpringt, was er vermag, zu des di's Hütte hinunter; aber dieſer iſt nicht auf der Ga Niclas huſtet ihm, räuſpert ſich, ruft, aber vergeben er kömmt nicht hinunter und nicht ans Fenſter.

Niclas zu ſich ſelber: Was ſoll ich jetzt machen? Geh ich zu ihm in die Stube? Ja, ich muß es ihm allein geben. Ich will doch hineingehen, und ihm nur ſagen, er ſoll herauskommen auf die Gaſſe.

Der Rudeli ſaß eben mit ſeinem Vater und mit ſeinen Geſchwiſtern bey dem offenen Sarge der lieben geſtorbenen Großmutter, die man in ein paar Stunden begraben ſollte — und der Vater und die Kinder redeten alle mit Thränen von der großen Treue und Liebe, die die Verſtorbene ihnen im Leben erzeigt hatte; ſie weinten über ihren letzten Kummer wegen den Erdäpfeln, und verſprachen vor dem offenen Sarg dem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn ſie noch ſo ſehr hungern würden, keinem Menſchen mehr etwas zu ſtehlen.

Eben jetzt öffnet Niclas die Thüre — ſieht die Geſtorbene — erſchrickt — und läuft wieder aus der Stube.

Der Rudi aber, der ihn ſieht, denkt, der Lienhard wolle ihm etwas ſagen laſſen, läuft dem Knaben nach, und frägt ihn, was er wolle? Nichts, nichts, antwortete Niclas! nur zu dem Rudeli hab ich wollen; aber er betet jetzt.

Rudi. Das macht nichts, wenn du zu ihm willſt.

Niclas. Laß ihn doch nur ein wenig zu mir auf die Gaſſe.

Rudi. Es iſt ja ſo kalt, und er geht nicht gern von der Großmutter weg. Komm doch zu ihm in die Stube.

Niclas. Ich mag nicht hinein, Rudi! laß ihn doch nur einen Augenblick zu mir herauskommen.

Ich mag's wohl leiden, antwortete der Rudi, und geht zurück nach der Stube.

Niclas geht ihm nach bis an die Thüre, und ruft d Rudeli: Komm doch einen Augenblick zu mir heraus.

Rudeli. Ich mag jetzt nicht auf die Gasse, Nicla Ich bin jetzt lieber bey der Großmutter; man nimmt mir bald weg.

Niclas. Komm doch nur einen Augenblick.

Rudi. Geh doch und sieh, was er will.

Der Rudeli geht hinaus. Der Niclas nimmt ihn b dem Arm und sagt: Komm, ich muß dir etwas sagen - führt ihn in eine Ecke, steckt ihm sein Brod geschwind den Sack, und läuft davon.

Der Rudeli dankt und ruft ihm nach: Dank doch au deinem Vater und deiner Mutter.

Niclas kehrt sich um, deutet ihm mit den Händen, d er doch schweige, und sagt: Es muß es Niemand wissen und läuft wie ein Pfeil davon.

## §. 50.

**Unarten und böse Gewohnheiten verderben den Menschen auch die angenehmen Stunden, i denen er etwas Gutes thut.**

Lise geht indessen allgemach in ihrem Schritt ins obe Dorf zu des Reutimarxen Bethli. Dieses stund eben a Fenster. Lise winkt ihm, und das Bethli schleicht aus d Stube zu ihm heraus — Der Vater aber, der es merkt

chleicht ihm nach, und verſteckt ſich hinter das Tennhor.

Die Kinder vor dem Tennthor denken an keinen Vater, und ſchwatzen nach Herzensluſt.

Liſe. Du, Betheli! ich habe dir da Brod.

Betheli (das zitternd die Hand darnach ſtreckt). Du biſt gut, Liſe! Es hungert mich; aber warum bringſt du mir jetzt Brod?

Liſe. Weil du mir lieb biſt, Betheli! Wir haben jetzt genug Brod; mein Vater muß die Kirche bauen.

Betheli. Meiner auch.

Liſe. Ja, aber deiner iſt nur Handlanger.

Betheli. Das iſt gleich viel, wenn's nur Brod giebt.

Liſe. Habt ihr großen Hunger leiden müſſen?

Betheli. Ach! wenn's nur jetzt beſſer wird.

Liſe. Was habt ihr zu Mittag gehabt?

Betheli. Ich darf dir's nicht ſagen.

Liſe. Warum nicht?

Betheli. Wenn es der Vater vernähme, er würde mir —

Liſe. Ich würd' es ihm gewiß gleich ſagen?

Das Betheli nimmt ein Stück ungekochte weiſſe Rüben aus dem Sack, und ſagt: Da ſieh — —

Liſe. Herr Jeſus! ſonſt nichts?

Betheli. Nein, weiß Gott! jetzt ſchon zween Tage.

Liſe. Und du darfſt es Niemand ſagen, und Niemand nichts fodern?

Betheli. Ja, wenn er nur wüßte, was ich dir gebeichtet habe, es würde mir gehen! —

Liſe. Iß doch das Brod, ehe du wieder hinein mußt.

Betheli. Ja, ich will; ich muß bald wieder hinein, ſonſt fehlts — Es fängt an zu eſſen, und eben öffnet der fromme Marx ab der Reüti die kleinere Thüre der Scheune, und ſagt: Was iſſeſt du da, mein Kind?

Sein Kind worget und ſchlucket ganz erſchrocken über dem lieben Vater den ungekauten Mundvoll herunter, und ſagt: Nichts, nichts, Vater!

Marx. Ja — nichts — wart nur — Und du, Liſe — es iſt mir kein Gefallen, wenn man meinen Kindern hinterrucks Brod giebt, damit ſie erzählen, was man im Hauſe eſſe oder trinke, und dabey ſo gottlos lügen. Du gottloſes Betheli! aßen wir nicht einen Eyerkuchen zu Mittag?

Liſe zieht jetzt ſo geſchwind wieder ab, als es allgemach daher gekommen war.

Das Betheli aber nimmt der liebe Vater mit wildem zornigem Blick am Arm in die Stube.

Und Liſe höret es weit, weit vom Haus weg noch ſchreyen —

Enne trift den Heireli unter ſeiner Hausthüre an, und ſagt ihm: Willſt du Brod?

Heireli. Ja, wenn du haſt. Enne giebt's ihm; er dankt und ißt, und Enne geht wieder fort.

Der Jonas ſchlich um des Schabenmichels Haus herum, bis Bäbeli ihn ſah, und herab kam. Was machſt du da, Jonas? ſagte Bäbeli.

Jonas. Ich möchte gern etwas Luſtiges machen.

Bäbeli

Bäbeli. Ich will mich mit dir luſtig machen, Jonas!

Jonas. Willſt du thun, was ich will, Bäbeli? es geht dann gewiß luſtig.

Bäbeli. Was willſt du denn machen?

Jonas. Du mußt's Maul aufthun und die Augen zu.

Bäbeli. Ja, du thuſt mir etwas Garſtiges ins Maul.

Jonas. Nein, das thue ich dir nicht, Bäbeli! meiner Treu! nicht.

Bäbeli. Nun —— aber ſieh zu, wenn du mich anführſt. (Er thut das Maul auf und die Augen nur halb zu.)

Jonas. Recht zu mit den Augen, ſonſt gilt's nicht.

Bäbeli. Ja; aber wenn du ein Schelm biſt? (Es thut jetzt die Augen ganz zu.)

Flugs ſchiebt ihm Jonas das Brod in's Maul, und läuft fort.

Das Bäbeli nimmt das Brod aus dem Maul, und ißt: das iſt luſtig; ſitzt nieder und ißt.

---

## §. 51.

### Es kann keinem Menſchen in Sinn kommen, was für gute Folgen auch die kleinſte gute Handlung haben kann.

Sein Vater Michel ſieht das Spiel der Kinder vom Fenſter, und erkennt den Jonas des Lienhards; und es geht ihm ein Stich ins Herz.

Was ich für ein Satan bin! sagt er zu sich selber. Ich verkaufe mich dem Vogt zum Verräther wider den Mäurer, der mir Brod zeigt und Verdienst — und jetzt muß ich noch sehen, daß auch dieser Kleine ein Herz hat, wie ein Engel — Ich thue diesen Leuten nichts Böses; der Vogt ist mir seit gestern ein Gräuel. Ich kann's nicht vergessen, wie er aussah, da er mir den Kelch gab — So sagte der Mann, und blieb den ganzen Abend in ernsten Betrachtungen über sein Leben bey Hause.

Die Kinder Lienhards waren jetzt auch wieder zurück, erzählten dem Vater und der Mutter, wie's ihnen gegangen war, und waren sehr munter. Lise allein war es nicht, zwang sich aber frölich zu scheinen, und erzählte mit viel Worten, wie sie das Betheli so herzlich erfreut habe.

Es ist dir gewiß etwas begegnet, sagte Gertrud.

Nein, es ist mir gewiß nichts begegnet, und es hat ihm gewiß Freude gemacht; antwortete Lise.

Die Mutter fragte jetzt nicht weiter, sondern betete mit ihren Kindern, gab ihnen ihr Nachtessen und begleitete sie zur Ruhe.

Gertrud und Lienhard lasen noch eine Stunde in ihrer Bibel, und redeten mit einander von dem, was sie lasen, und es war ihnen herzinniglich wohl am Abend des heiligen Fests.

## §. 52.

## Am Morgen sehr früh ist viel zu spät, für das, was man am Abend vorher hätte thun sollen.

Am Morgen aber sehr früh, sobald der Mäurer erwachte, hörte er jemand ihm vor dem Fenster rufen.

Er stund alsobald auf, und öffnete die Thüre.

Es war Flink, der Harschirer aus dem Schloß. Er grüßte den Mäurer und sagte:

Mäurer! ich habe dir schon gestern den Befehl bringen lassen, daß man ungesäumt heute mit dem Steinbrechen anfangen soll.

Mäurer. So viel ich gehört habe, hat der Vogt die Arbeiter heute in's Schloß gehen heissen; doch es ist noch früh; ich denk, sie werden noch nicht fort seyn; ich will ihnen sagen.

Da rief er dem Lenk, der in der Nähe wohnte, vor dem Fenster; aber es antwortete Niemand.

Nach einer Weile kam Killer, der mit ihm unter einem Dache wohnte, hervor, und sagte: Der Lenk ist bey einer halben Stunde schon fort mit den andern in's Schloß. Der Vogt hat ihnen gestern nach dem Nachtessen noch sagen lassen, daß sie unfehlbar vor den Vieren fort sollen, weil er auf den Mittag wieder daheim seyn müsse.

Der Harschirer war ernstlich betroffen über diesen Bericht, und sagte: Das ist verflucht; aber was ist zu machen? erwiederte der Mäurer.

Flink. Kann ich sie vielleicht noch einholen?

Mäurer. Auf des Martis Hügel ſieheſt du ihnen auf eine halbe Stunde nach; da kannſt du ſie, nachdem der Wind geht, zurückrufen, ſo weit du ſie ſieheſt.

Dieſer ſäumt ſich jetzt nicht, läuft ſchnell auf den Hügel, ruft, pfeift und ſchreyt da, was er aus dem Hals vermag; aber vergebens — Sie hören ihn nicht, gehen ihres Weges fort, und ſind ihm bald aus den Augen.

Der Vogt aber, der noch nicht ſo weit entfernt war, hörte das Rufen vom Hügel, kehrte ſich um, das Gewehr des Harſchiers glänzte im Morgenſtrahle der Sonne; da der Vogt ihn erkannte; und es wunderte ihn, was der Harſchier wolle; er ging zurück und der Harſchier ihm entgegen.

Dieſer erzählte ihm jetzt, wie er geſtern bis zum Tode den Kopfweh gehabt und verſäumt habe, dem Mäurer zuſagen, daß man ſchon heute mit dem Steinbrechen anfangen müſſe.

## §. 53.

### Je mehr der Menſch fehlerhaft iſt, je unverſchämter begegnet er denen, die auch fehlen.

Du vermaledeyter Schlingel! was du für Streiche gemacht haſt, antwortete der Vogt.

Flink. Es wird ſo gar übel nicht ſeyn. Wie hat er vom Teufel wiſſen können, daß die Kerl alle vor Tag aus dem Dorf hinaus fliegen werden — Haſt du es ihnen befohlen,

Vogt. Ja eben, du Hund! Ich muß jetzt vielleicht einen Fehler ausfreſſen.

Flink. Ich werde auch kaum leer draus kommen.

Vogt. Es iſt verflucht —

Flink. Das war genau auch mein Wort, da ich hörte, daß ſie fort wären.

Vogt. Ich mag jetzt nicht ſpaßen, Schlingel!

Flink. Ich eben auch nicht; aber was machen?

Vogt. Du Narr! nachdenken.

Flink. Es iſt eine halbe Stunde zu ſpät für meinen Kopf.

Vogt. Wart, man muß nur nie verzagt ſeyn. Es fällt mir etwas ein. Sag du nur keck und mit Ernſt, du habeſt den Befehl am Abend der Frau oder einem Kinde des Mäurers geſagt. Sie richten wider dich nichts aus, wenn du mit Ernſt daran ſetzeſt.

Flink. Mit dem hab ich nichts zu thun; es könnte fehlen.

Vogt. Nein, es könnte nicht fehlen, wenn du darſetzteſt; aber bey mehrerm Nachdenken fällt mir etwas ein, das noch beſſer iſt.

Flink. Was denn?

Vogt. Du mußt zurücklaufen zum Mäurer, dich grämen und jammern und ſagen: Es könnte dir übel gehen, daß du den Befehl verſäumt habeſt; aber er könne dir mit einem einzigen guten Worte aus allem helfen, wenn er nur dem einmal dem Junker ſage, er habe den Zettel am Montage empfangen, und aus Mißverſtand, da es heiliger Abend geweſen wäre, es ihnen erſt heute anſagen wol-

len — Das ſchadet dem Mäurer kein Haar, und thut er's, ſo iſt vollkommen geholfen.

Flink. Du haſt Recht; ich glaube, das würde angehen.

Vogt. Es fehlt gewiß nicht.

Flink. Ich muß gehen, ich habe noch Briefe; aber ich will doch noch dieſen Morgen zum Mäurer hin. Behüt dich Gott, Vogt! (Er geht.)

Der Vogt allein: Ich erzähle es einmal jetzt ſo, wie abgeredt, im Schloß. Fehlt's dann, ſo ſage ich, der Hauſchier hat mir's ſo erzählt.

## §. 54.

## Armer Leute unnöthige Arbeit.

Indeſſen kamen die Taglöhner zum Schloß, ſetzten ſich auf die Bänke bey der Scheune, und warteten da, bis jemand ſie rufen, oder bis der Vogt kommen würde, der ihnen verſprochen hatte, alſobald nachzukommen. Aber als der Hausknecht im Schloſſe ſie bey der Scheune ſah, gieng er zu ihnen hinunter und ſagte: Warum ſeyd ihr da, Nachbarn? Unſer Herr glaubt, ihr ſeyd an der Arbeit beym Kirchbau.

Die Männer antworteten: Der Untervogt hab ihnen befohlen, hieher zu kommen, dem Junker für die Arbeit zu danken.

Das war nicht nöthig, erwiederte Klaus. Er wird euch auch nicht viel darauf halten; aber ich will euch melden.

Der Hausknecht meldete die Männer. Der Junker ließ sie sogleich vor sich, und fragte sie freundlich, was sie wollten?

Nachdem sie es gesagt, und mit Mühe und Arbeit etwas vom Danken wollen gestammelt hatten — sagte der Junker: Wer hat euch befohlen, um deswillen hieher zu kommen?

Der Untervogt! antworteten die Männer, und wollten noch einmal danken.

Das ist wider meinen Willen geschehen, sagte Arner. Gehet jetzt in Gottes Namen, und seyd fleißig und treu, so freut's mich, wenn der Verdienst dieſem oder jenem unter euch aufhelfen kann; aber sagt dem Meister: daß man noch heute mit dem Steinbrechen anfangen müsse.

Da gingen die Männer wieder heim.

## §. 55.

## Ein Heuchler macht sich einen Schelmen zum Freunde.

Und im Heimgehen sagt einer zum andern: Das ist doch ein herzguter Herr — der junge Junker.

Der alte wäre es auch gewesen, wenn er nicht auf hunderterley Arten betrogen und hintergangen worden wäre, sagten die ältern Männer alle aus einem Munde.

Mein Vater hat's mir tauſendmal geſagt, wie er in der Jugend ſo geweſen, und es geblieben ſey, bis er endlich ganz am Vogt den Narren gefreſſen hatte, ſagt Aebi.

Da war's aus mit des Herrn Güte; ſie triefte nur in's Vogts Kiſten, und der führte ihn wie einen polniſchen Bären am Seil, wohin er wollte, ſagte Leemann.

Was er für ein Hund iſt, daß er uns jetzt ſo ohne Befehl im Feld herum ſprengt, und noch dazu allein läßt! ſagt Lenk.

Das iſt ſo ſein Brauch, ſagte der Kienaſt; aber ein Hundsbrauch, erwiederte der Lenk.

Ja, der Herr Untervogt iſt doch ein braver Mann. Unſer einer kann eben nicht alles wiſſen, was vorfällt, antwortete der Kriecher faſt ſo laut, als er konnte; denn er ſah, daß der Untervogt im Hohlweg ſtill daher ſchlich, und nahe bey ihnen war.

Der Teufel! du magſt ihn wohl rühmen; ich einmal rühm jetzt den Junker, ſagte Lenk auch ganz laut, denn er ſah den Vogt nicht im Hohlwege.

Dieſer aber tritt eben, indem er's ſagte, außer die Hecke, grüßt die Nachbarn, und fragt dann den Lenk: Warum rühmſt du den Junker ſo mächtig?

Der Lenk antwortete betroffen: Ha, wir redeten da mit einander, wie er ſo liebreich und freundlich war.

Das war aber doch nicht alles, erwiederte der Vogt.

Ich weiß einmal nichts anders, ſagt Lenk.

Das iſt nicht ſchön, Lenk! wenn man ſo ſeiner Worte zurück geht, ſagt Kriecher, und fährt fort: Er war aber nicht allein, Herr Untervogt! es murrten da etliche, daß

ihr ſie ſo allein gelaſſen hättet; ich ſagte aber: unſer einer könne ja nicht wiſſen, was ſo einem Herrn allemal vorfällt. Auf dieſes hin ſagt einmal der Lenk: Ich mög wohl den Vogt rühmen; er einmal rühme jetzt den Junker.

Aha! es war alſo mit mir, daß du den Junker verglichen haſt, ſagte der Vogt, und lachte laut.

Er hat's aber eben auch nicht ſo gemeynt, wie man es ihm jetzt aufnimmt, ſagen etliche Männer, ſchüttelten die Köpfe, und murrten über den Kriecher.

Es hat gar nichts zu bedeuten, und iſt nichts Böſes; es iſt ein altes Sprüchwort: Deß Brod ich eß, deß Lied ich ſing, ſagt der Vogt; drückt dem Kriecher die Hand, redet aber niemals weiter hiervon, ſondern fragt die Männer: ob Arner zornig geweſen wäre?

Nein, antworteten die Männer, gar nicht; er ſagte nur: wir ſollten heim eilen, und ungeſäumt noch heute an die Arbeit gehen.

Sagt das dem Mäurer, und es habe mit dem Mißverſtand nichts zu bedeuten; ich laſſe ihn grüßen, ſagte ihnen der Vogt, ging ſeines Wegs, und auch die Männer gingen den ihrigen.

Der Harſchier aber war ſchon längſt bey dem Mäurer, und bat ihn und flehte, er ſollte doch ſagen: er habe den Befehl am Sonntag erhalten.

Der Mäurer wollte dem Vogt und dem Harſchier gern gefällig ſeyn, und redte mit ſeiner Frau.

Ich fürchte alles, was krumm iſt, antwortete die Frau; und ich wette, der Vogt hat ſich jetzt ſchon damit entſchuldiget. Mich dünkt, wenn der Junker dich frägt, ſo mäſ-

ſeſt du ihm die Wahrheit ſagen; wenn aber, wie es ſeyn kann, der Sache Niemand mehr nachfrägt, ſo kannſt du es gelten laſſen, wie ſie es machen, indem das Niemand weiters nicht ſchadt.

Lienhard ſagte darauf dem Harſchier ſeine Meynung auf dieſen Fuß.

Indeſſen kamen die Männer von Arnburg zurück.

Ihr ſeyd geſchwind wieder da, ſagte ihnen der Mäurer. Sie antworteten: Wir hätten den Gang überall erſparen können.

Lienhard. War er erzürnt über dieſem Verſehen?

Die Männer. Nein, gar nicht. Er war gar freundlich und liebreich, und ſagte uns, daß wir heim eilen und noch heut an die Arbeit gehen ſollen.

Flink. Da ſiehſt du jetzt ſelbſt, daß es für dich nichts zu bedeuten hat. Für mich iſt es etwas ganz anders; und auch für den Vogt.

Ja, bey Anlaß des Vogts, unterbricht ſie der ehrliche Hübelrudi, wir hätten's faſt vergeſſen: er läßt dich grüßen, und es habe mit dem Mißverſtändniß gar nichts zu bedeuten.

Lienhard. War er ſchon beym Junker geweſen, da ihr ihn antrafet?

Die Männer. Nein, wir trafen ihn auf dem Wege zu ihm an.

Lienhard. Er weiß alſo nichts, als was ihr ihm ſaget; und was ich jetzt auch weiß.

Die Männer. Es kann nicht wohl anders ſeyn.

Flink. Du bleibſt doch bey deinem Verſprechen?

Der Mäurer. Ja, aber ganz wie ich's gesagt habe.

Jetzt befahl der Mäurer den Männern, bey Zeiten bey der Arbeit zu seyn, und rüstete noch einige Werkzeuge; und, nachdem er gegessen hatte, ging er mit den Männern das erstemal an seine Arbeit. Wolle sie dir Gott segnen, sagte ihm Gertrud, da er ging — Wolle sie ihm Gott segnen, muß ich einmal auch sagen, da er geht.

## §. 56.

## Es wird Ernst, der Vogt muß nicht mehr Wirth seyn.

Da der Vogt ins Schloß kam, ließ ihn Arner lang warten; endlich kam er heraus auf die Laube*), und fragte ihn mit Unwillen — Was ist das? warum machtest du heut die Leute alle ins Schloß kommen, ohne Befehl?

Ich glaubte, es wäre meine Pflicht, den Männern zu rathen, Euer Gnaden für die Arbeit zu danken, antwortete der Vogt.

Und Arner erwiederte: deine Pflicht ist zu thun, was mir und meinen Herrschaftsleuten nützlich ist, und was ich dir befehle; aber gar nicht arme Leute im Feld herum zu sprengen, und sie Complimente zu lehren, die nichts nützen, und die ich nicht suche. Das aber, warum ich dich

*) Gang, Platz vor einem Zimmer.

habe kommen laſſen, iſt dir zu ſagen: daß ich die Vogtſtelle nicht länger in einem Wirthshauſe laſſe.

Der Vogt erblaßte, zitterte, und wußte nicht, was er antworten wollte; denn er erwartete nichts weniger als einen ſo plötzlichen Entſchluß.

Arner redte fort: Ich will dir die Wahl laſſen, welches von beyden du lieber bleiben willſt; aber in vierzehn Tagen will ich deinen Entſchluß wiſſen.

Der Vogt hatte ſich in etwas wieder erholt, und dankte ſtammelnd für die Bedenkzeit.

Arner erwiederte: Ich übereile Niemand gern, und ich ſuche dich nicht zu unterdrücken, alter Mann! aber dieſe zween Berufe ſchicken ſich nicht zuſammen.

Dieſe Güte Arners machte dem Vogt Muth. Er antwortete; Es haben doch bisher alle Vögte Ihrer Herrſchaft gewirthet, und in allen Landen unſers Fürſten iſt das ein gemeines.

Arner aber war kurz, und ſagt: Du haſt jetzt meine Meynung gehört — nimmt dann den Sackkalender — und ſagt ferner: Heute iſt der 20ſte März, und in vierzehn Tagen wird der 3te April ſeyn; alſo auf den 3ten April erwart ich deine Antwort, weiter hab ich dermalen nichts zu ſagen — Arner zeichnete noch den Tag in ſeinen Kalender, und ging in ſeine Stube.

## §. 57.

## Wie er ſich gebehrdet.

Bang und beklemmt in ſeinem Herzen ging der Vogt auch fort. Dieſer Schlag hatt' ihn ſo verwirrt, daß er die Leute, neben denen er durch die Laube und die Stiege hinunter vorbey ging, nicht ſah und nicht kannte. So, faſt ſeiner ſelber nicht bewußt, kam er bis unten an die Schloßhalde*), zum alten dichtſtämmigen Nußbaum, da ſteht er wieder ſtill, und ſagt zu ſich ſelber: Ich muß Athem holen — wie mir das Herz klopft — ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht — ohne einzutreten in eine Klage — ohne etwas auf mich zu beweiſen — bloß weil's ihm ſo beliebt — — — ſoll ich nicht Vogt ſeyn oder nicht Wirth — — — das iſt über alle Grenzen — — — kann er mich dazu zwingen — ich glaub's nicht — — — Den Mantel kann er mir ohne Klage nicht nehmen — und das Wirthsrecht iſt gekauft — aber wenn er ſucht — wenn er öffentlich Klage ſucht, er findet, was er will — Von allen den verdammten Buben, denen ich diente, iſt mir keiner, kein einziger treu**). Was ſoll ich jetzt machen — vierzehn Tage iſt endlich immer etwas — — Oft hab ich viel in ſo viel Zeit in Ordnung gebracht — wenn mir nur der Muth nicht fällt — alles kommt nur von dem Mäurer — kann ich den verderben, ſo fehlt's nicht, ich finde Auswege aus allem —

*) Schloßhalde iſt der ſteile Weg vom Schloß herunter.

**) Warum doch? Rathet, Kinder!

Aber wie mir ſo ſchwach und blöde iſt. Er nimmt eine Brandtweinflaſche aus dem Sack, kehrt ſich gegen den Schatten des Baums, braucht ſein Hausmittel, und trinkt einen Schoppen auf einmal herunter. Einen Dieben oder einen Mörder, dem Steckbriefe nachjagen, erquickt der erſte Trunk Waſſer, den er auf dem erlaufenen Boden der Freyheit trinkt, nicht ſtärker, als die Brandtweinflaſche den Vogt bey ſeinen Ränken erquickt. Er fühlt ſich jetzt wieder beſſer, und mit ſeinen Kräften wächſt auch wieder der Muth des Verbrechers. Das hat mich mächtig erfriſcht, ſagt er zu ſich ſelber, und ſtellt ſich wieder wie ein Mann, der Herz hat, und den Kopf hoch trägt. Vor einer Weile, ſagt er, glaubt ich eben noch, ſie werden mich vor dem Abendbrod freſſen, jetzt iſt mir wieder, als ob ich das Mäuterlein, und ſelber den Arner da, den gnädigen Buben, mit dem kleinen Finger zuſammen drücke, daß ſie jauchzen wie ſolche, die man bey den Ohren in die Höhe zieht.

Gut war's, daß ich meine Flaſche nicht vergeſſen habe; aber was ich auch für ein Kerl wäre, ohne ſie.

So redte der Vogt mit ſich ſelber. Der Schrecken war nun völlig ſeinem Zorn, ſeinem Stolz, und ſeiner Brandtweinflaſche gewichen.

Er ging wieder ſo hochmüthig und ſo feindſelig einher, als er je that.

Er nickte den Leuten auf dem Feld, die ihn grüßten, vogtrichterlich ſtolz, nur ſo ein klein wenig zu. Er trug ſeinen knorrichten Stock gebieteriſch hoch in der Hand, als ob er im Land mehr zu befehlen habe, als zehn Arner; er hing ſein Maul, wie eine alte Stutte, und machte Augen ſo

groß und ſo rund, man ſagt bey uns, wie ein Pflugsrädli.

So ging der Tropf einher, zu einer Zeit, da er ſo wenig Urſach hatte.

## §. 58.
## Wer bey ihm war.

Neben ihm ging ſein großer Türk, ein Hund, der auf einen Wink des Vogts die großen weißen Zähne gegen Jedermann zeigte; auf einen andern aber ſeinen Mann auf Leib und Leben packte. Dieſer große Türk, der weit und breit der Schrecken des armen lumpigten Mannes ſo gut war, als ſein Meiſter der Schrecken aller armen gedrückten Müdlinge *) und Schuldner in der ganzen Herrſchaft iſt. Dieſer gewaltige Türk ging neben dem Vogt gleich gravitätiſch daher; aber ich darf nicht ſagen, was mir in dem Maul iſt. — Doch iſt ganz gewiß, daß der Vogt, der entſetzlich wüthend war, einmal jetzt in ſeinem Angeſicht mit dem Hund etwas gleiches hatte.

## §. 59.
## Auflöſung eines Zweifels. **)

Aber daß der Vogt nach dem geſtrigen Jammer und nach dem heutigen Schrecken jetzt dennoch ſo ſtolz thut, das

*) Müdlinge ſind gedrückte, ermüdete Menſchen.

**) In einem andern Buch würde ich den Abſchnitt überſchreiben: Die Sorgfalt des Autors gegen kunſtrichterliches Bedenken.

wundert vielleicht einen einfältigen Frägler; ein geſcheidter Landmann merkt's von ſelbſt. Der Hochmuth plagt einen nie ſtärker, als wenn man im Koth ſteckt. So lang alles gut geht, und Niemand in Zweifel zieht, daß man oben am Bret iſt, ſo thut Niemand ſo gar dick; aber dann, wenn links und rechts der Schadenfroh ausſtreut, es ſtehe nicht wie vor altem — dann regt ſich das Blut, ſchäumt und wallt auf, wie heiſſe Butter im Keſſel — und das war eben der Fall des Vogts. Alſo iſt es ganz natürlich und auch dem Einfältigſten begreiflich, daß er, da er ſich unten an der Schloßhalden vom Schrecken wieder erholt hatte, ſo ſtolz habe thun können, als ich geſagt habe. Zudem hatt' er dieſe Nacht auf ſeine zwey Pulver, und da er wenig getrunken hatte, auſſerordentlich gut geſchlafen, und heut am Morgen den Kopf von dem Schrecken und Sorgen des vorigen Tages ziemlich leer gehabt.

Ich erzähle die Sachen, wie ſie geſchehen, und wie ſie mir zu Ohren gekommen ſind; aber ich könnte und möchte bey weitem nicht allemal auf unnütze Fragen ſo Antwort geben, wie jetzt.

## §. 60.

## Eine Ausſchweifung.

Freylich wär es beſſer geweſen, er hätte ſeine Brandtweinflaſche am Nußbaum, unter dem er ſtund, zerſchlagen,

gen, und wäre zurückgegangen zu ſeinem Herrn, ihm ſeine Umſtände zu entdecken; ihm zu ſagen, daß er nicht rich ſey, ſondern den Vogtsdienſt und das Wirthsrecht n der Schulden willen, darinn er ſtecke, nothwendig habe, nd ihn um Gnad und Barmherzigkeit zu bitten, ich weiß, rner hätte den alten Mann in dieſen Umſtänden nicht rſtoßen.

Aber eben das iſt das Unglück der Gottloſen, ihre La- r bringen ſie um allen Verſtand, daß ſie in ihren wich- ſten Angelegenheiten wie blind werden, und daß ſie wie ſinnig zu ihrem Verderben handeln; da hingegen die ten redlichen Menſchen, die ein einfältiges und unſchul- es Herz haben, im Unglück ihren Verſtand gar viel beſ- behalten, und ſich daher auch gemeiniglich in den Zu- llen des Lebens weit leichter helfen und rathen können, die Gottloſen.

Sie demüthigen ſich im Unglück, ſie beten ihre Fehler — ſie richten in der Noth ihre Augen nach der Hand, allenthalben gegen das Elend der Menſchen, welche t reinem Herzen Hülfe ſuchen, ſich ausſtreckt.

Der Friede Gottes, der alle Vernunft übertrifft, iſt en Schutz und Leitſtern durch ihr Leben, und ſie kom- n immer ſo durch die Welt, daß ſie am Ende Gott n Herzen danken.

Aber den Gottloſen führt ſeine Gottloſigkeit aus einer fe in die andere.

Er braucht ſeinen Verſtand nie auf den geraden We- der frommen Einfalt, Ruh und Gerechtigkeit und Frie- zu ſuchen. — Er braucht ihn nur zu den krummen

Wegen der Bosheit, Jammer anzurichten, und Unruh stiften. Darum kömmt er immer in Unglück; in sei Noth trotzt er dann. Er läugnet im Fehler; er ist ho müthig im Elend. Hülf und Rettung will er entwe erheucheln und erlügen, oder erzwingen und erstehlen. traut auf seinen verwirrten wilden Sinn. Er stößt Hand des Vaters, die sich gegen ihn ausstreckt, von si und wenn dieser ihm zuruft: Beug dich, mein Kind! ich, dein Vater, ich bin, der da züchtigt, und bin, der hilft, ich dein Vater — so verspottet er die Stimme Retters und sagt: Da mit meiner Hand und mit mein Kopf will ich mir helfen, wie ich will.

Darum ist des Gottlosen Ende immer so tiefer Jamm und so tiefes Elend.

## §. 61.

## Der alte Mann leert sein Herz aus.

Ich bin jung gewesen und alt worden, und ich h mich viel und oft umgesehen, wie es dem Frommen u dem Gottlosen auch gehe. — Ich habe die Knaben u nes Dorfs mit mir aufwachsen gesehen — Ich sah Männer werden — Kinder und Kindskinder zeugen; nun hab ich die von meinem Alter alle bis auf sieben Grabe begleitet — Gott! du weißt meine Stunde, w ich meinen Brüdern folgen soll — Meine Kräfte neh ab; aber mein Auge harret deiner, o Herr! Unser Le

ist wie eine Blume des Felds, die am Morgen blühet, am Abend aber verwelket. O Herr, unser Herrscher! du bist gnädig und gut den Menschen, die auf dich trauen — darum hoffet meine Seele auf dich; aber der Weg des Sünders führt zum Verderben. — Kinder meines Dorfs! o ihr Lieben! laßt euch lehren, wie es dem Gottlosen geht, damit ihr fromm werdet. Ich habe Kinder gesehen, die ihren Eltern trotzten, und ihre Liebe für nichts achteten — allen, allen ist's übel gegangen am Ende. Ich kannte des unglücklichen Ulis Vater — ich habe mit ihm unter einem Dache gewohnt, und mit meinen Augen gesehen, wie der ruchlose Sohn den armen Vater kränkte und schimpfte — und in meinem Leben werde ich's nicht vergessen, wie der alte arme Mann eine Stunde vor seinem Tode über ihn weinte — Ich sah den bösen Buben an seiner Begräbniß stehen. — Kann ihn Gott leben lassen, dacht ich, den Bösewicht? Was geschah? Er nahm ein Weib, das hatte ein Gut; und er war jetzt im Dorf einer der Reichsten, und ging in seinem Stolz und in seiner Bosheit einher, als ob Niemand im Himmel und Niemand auf Erden über ihm wäre.

Ein Jahr ging vorüber, da sah ich den stolzen Uli an der Frau Begräbniß heulen und weinen; ihr Gut mußt' ihren Verwandten bis auf den letzten Heller zurückgeben. Er war plötzlich wieder arm wie ein Bettler. In der Armuth stahl er, und ihr wisset, welch ein Ende er nehmen hat. Kinder! so sah ich immer, daß das Ende der Gottlosen Jammer und Schrecken ist.

Ich ſah aber auch den tauſendfachen Segen und Fr
in den ſtillen Hütten der Frommen — Es iſt ihnen
bey dem, ſo ſie haben — Bey wenigem iſt ihnen wohl,
bey vielem ſind ſie genügſam. Arbeit in ihren Händen
Ruhe in ihren Herzen, das iſt der Theil ihres Lebens
Sie genieſſen froh das ihrige, und begehren das nicht,
ihrem Nächſten iſt. Der Hochmuth plagt ſie nicht,
der Neid verbittert ihnen ihr Leben nicht; darum ſind
immer froher und zufriedner, und mehrentheils auch ge
der als die Gottloſen. Sie haben auch des Lebens N
wendigkeiten ſicherer und ruhiger; denn ſie haben i
Kopf und ihr Herz nicht bey Bosheiten, ſondern bey
Arbeit und bey den Geliebten ihrer ſtillen Hütten. —
iſt ihnen wohl im Leben. Gott im Himmel ſieht herab
ihre Sorge und auf ihren Kummer, und hilft ihnen.

Kinder meines Dorfs; o ihr Lieben! Ich ſah viele fr
me Arme auf ihrem Todbette, und ich habe nicht gefun
daß Einer, ein Einziger von allen, in dieſer Stunde
über ſeine Armuth und über die Noth ſeines Lebens kl
hätte. Alle, alle dankten Gott für die tauſend Proben
ner Vätergüte, die ſie in ihrem Leben genoſſen hatten.

O Kinder meines Dorfs! werdet doch fromm, und
bet einfältig und unſchuldig — Ich habe geſehen, wie
ſchlaue und argliſtige Weſen einen Ausgang nimmt.
Hummel und ſeine Geſellen waren weit ſchlauer als alle
dern; ſie wußten immer tauſend Dinge, wovon uns and
nichts träumte — Das machte ſie ſtolz, und ſie glaubt
der Einfältigere ſey nur darum in der Welt, daß er
Narr wäre. Sie fraßen einige Zeit das Brod der Witt

und der Waisen, und tobten und wüthten gegen die, so nicht ihre Knie bogen vor ihnen. — Ihres ihr Ende hat sich genähert. Der Herr im Himmel hörte der Wittwen und der Waisen Seufzen — Er sah die Thränen der Mütter, die sie mit ihren Kindern weinten über die gottlosen Buben, die ihre Männer und Väter verführten und drängten; und der Herr im Himmel half dem Unterdrückten und dem Waisen, der keine Hoffnung mehr hatte, zu seinem Rechte zu gelangen.

## §. 62.

## Das Entsetzen der Gewissensunruhe.

Als am Sonntag Abends Hans Wüst vom Vogt heim kam, quälten ihn die Sorgen des Meyneids noch tiefer, daß er auf dem Boden sich wälzte und heulte, wie ein Hund, den ein erschreckliches Grimmen die Eingeweide zerreißt; brachte er die Nacht über und den ganzen folgenden heiligen Tag — raufte seine Haare sich aus — schlug sich mit Fäusten bis aufs Blut — aß nichts und trank nichts, lief rasend umher, und sagte: O, o! des Rudis Hausmatte! o, o seine Hausmatte, seine Hausmatte! Es brennt auf meiner Seele! — — Der Satan, o, o! der leidige Satan ist meiner mächtig — O weh mir! O weh meiner armen Seele!

So ging er wüthend umher, geplagt und gequält von den Sorgen des Meyneids, und heulte das Jammergeheul der entsetzlichen gräulichen Schrecken.

Abgemattet von den Qualen dieſer Sorgen, ko endlich am Sonntag Nachts wieder einſchlafen.

Am Morgen darauf war ihm wieder etwas leichti er nahm den Entſchluß, ſeine Qualen nicht mehr l zu behalten, ſondern alles dem Pfarrer zu ſagen.

Er nahm auch ſeinen Sonntagsrock, und was fand, und band alles in einen Bündel zuſammen, d das Geld, das er dem Vogt ſchuldig war, darauf nen könne.

Er nimmt jetzt den Bündel, zittert, geht in den hof, ſteht da, will wieder fortlaufen, ſteht wied wirft den Bündel in den Hausgang, und macht Ge wie ein Menſch, der nicht bey Sinnen iſt.

## §. 65.

### Daß man mit Liebe und mit Theilnehmun gänzlichen Kopfverwirrung angſtvoller M vorkommen könne.

Der Pfarrer ſieht ihn in dieſem Zuſtande, geht hinunter, und ſagt ihm: Was iſt dir, Wüſt? wo dir? Komm mit mir hinauf in die Stube, wenn du mit mir reden willſt.

Da ging der Wüſt mit dem Pfarrer hinauf i Stube.

Und der Pfarrer war mit dem Wüſt ſo freundlich und herzlich, als er nur konnte. Denn er ſah ſeine Verwirrung und ſeine Angſt, und er hatte das Gemurmel, daß er wegen ſeines Eids faſt verzweifeln wollte, geſtern auch ſchon gehört.

Der Wüſt aber, da er ſah, wie liebreich und freundlich der Pfarrer gegen ihn war, erholte ſich nach und nach wieder, und ſagte:

Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! Ich glaube, ich habe einen falſchen Eid gethan, und verzweifle faſt darüber. Ich kann es nicht mehr ertragen; ich will gern alle Strafe, die ich verdient habe, leiden, wenn ich nur auch noch Gnade und Barmherzigkeit von Gott hoffen darf.

## §. 64.

## Ein Pfarrer, der eine Gewiſſensſache behandelt.

Der Pfarrer antwortete: Wenn dir von Herzen leid iſt über deinen Fehler, ſo zweifle nicht an Gottes Erbarmen.

Wüſt. Darf ich, Herr Pfarrer! darf ich auch bey diesem meinem Fehler noch auf Gottes Erbarmung hoffen, und der Verzeihung der Sünden mich getröſten?

Pfarrer. Wenn Gott einen Menſchen dahin gebracht hat, daß er aufrichtige Buße thut, und im Ernſt nach der Verzeihung ſeiner Sünden ſeufzt: ſo hat er ihm den Weg zur Verzeihung und zur Erhaltung aller geiſtlichen Gna-

den ſchon gezeigt; glaube das, Wüſt! Und wenn dei Buße dir aufrichtig von Herzen geht, ſo zweifle nicht, wird Gott wohlgefällig ſeyn.

Wüſt. Aber kann ich es auch wiſſen, daß ſie ih wohlgefällig iſt?

Pfarrer. Du kannſt bey dir ſelber wahrlich we wiſſen, wenn du mit Ernſt auf dich Achtung giebſt, ſie aufrichtig iſt, und ganz von Herzen geht, und we ſie aufrichtig iſt, ſo iſt ſie Gott gefällig; das iſt das E zige, was ich ſagen kann.

Sieh, Wüſt! wenn einer dem Nachbar den Gru vom Acker weggepflügt hat — und es reuet ihn: er ge ohne daß der Nachbar es weiß, ohne daß er es ſode für ſich ſelber und im Stillen, pflügt den Grund d Nachbar wieder an ſeinen Acker, und thut eher ein Uet ges, als zu wenig — ſo muß ich denken, es ſey ihm Er mit der Reue.

Giebt er ihm aber das Seinige nicht, oder nicht ge zurück; braucht er im Zurückgeben Vortheil; ſorgt er n daß ihm der Diebſtahl nicht auskomme; iſt ihm nur u ſich ſelbſt, und nicht um ſeinen Nachbar zu thun, dem Unrecht gethan hat: ſo ſind ſeine Reue und ſein Zurü pflügen ein Land, mit welchem der Tropf ſich ſelber betrü Wüſt! wenn du in deinem Herzen nichts ſucheſt, und nich wünſcheſt, als daß aller Schade, den deine böſe That u urſacht, und alles Aergerniß, das ſie angerichtet hat, au höre und wieder gut werde, und daß dir Gott und Me ſchen verzeihen; wenn du nichts anders wünſcheſt, wen du von Herzen gern alles leideſt und thuſt, um dein

Fehler ſo viel möglich wieder gut zu machen: ſo iſt deine Buße gewiß aufrichtig! und dann zweifle nicht, daß ſie nicht Gott gefällig ſey.

Wüſt. Herr Pfarrer! Ich will gern leiden und thun, was ich auf Gottes Boden thun kann, wenn mir nur dieſer Stein ab dem Herzen kömmt. Wie er mich drückt, Herr Pfarrer! Wo ich geh und ſteh, zittr' ich über dieſe Sünde.

Pfarrer. Fürchte dich nicht! Geh nur einfältig, gerad und redlich in deinem Unglück zu Werk, ſo wird's dir gewiß leichter werden.

Wüſt. O, wenn ich nur das hoffen darf, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Fürchte dich nicht! Trau auf Gott! Er iſt der Gott des Sünders, der ihn ſucht. Thue du nur, was du kannſt, gewiſſenhaft und redlich. Das größte Unglück, das aus deinem Eid entſtanden, ſind die Umſtände des armen Rudis, der dadurch in ein entſetzliches Elend gerathen iſt; aber ich hoffe, der Junker werde, wenn du ihm die Sache bekennen wirſt, dann ſelber helfen, daß der Mann in ſeinem Elend getröſtet werden könne.

Wüſt. Eben der arme Rudi, eben der iſt's, der mir immer auf dem Herzen liegt. Herr Pfarrer! meynt ihr, der Junker könne ihm auch wieder zu ſeiner Matten helfen?

Pfarrer. Gewiß weiß ich's nicht. Der Vogt wird freylich alles thun, dein jetziges Zeugniß verdächtig zu machen; aber der Junker hingegen wird auch alles verſuchen, dem unglücklichen Mann zu dem Seinigen zu helfen.

Wüſt. Wenn es ihm nur auch geräth.

Pfarrer. Ich wünſch' es von Herzen, und hoff' wirklich; aber es mag auch dem Rudi gehen, wie es w ſo iſt es um deiner ſelbſt und um der Ruhe deines H zens willen gleich nothwendig, daß du alles dem Fun offenbareſt.

Wüſt. Ich will es ja gern thun, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Es iſt der gerade Weg, und es freut mi daß du ihn ſo willig gehen willſt; er wird dir Ruhe u Friede in dein Herz bringen — Aber freylich wird dir d Bekenntniß Schimpf und Schande und Gefängniß u ſchweres Elend zuziehen.

Wüſt. O Herr Pfarrer! das iſt alles nichts geg den Schrecken der Verzweiflung und gegen der Furch daß einem Gott in der Ewigkeit nicht mehr gnädig ſe werde.

Pfarrer. Du ſiehſt die Sache in deinem Unglück redlich und vernünftig an, daß ich wahre Freude dara habe. Bitte den lieben Gott, der dir ſo viele gute G danken und ſo viel Stärke zu guten und rechtſchaffene Entſchlüſſen gegeben hat, daß er dieſe Gnade dir ferne ſchenken wolle; ſo biſt du auf einem recht guten Weg und wirſt, will's Gott! alles, was auf dich wartet, m Demuth und mit Geduld leicht ertragen können. Und wa dir immer begegnen wird, ſo zeige mir dein Zutrauen fe ner; ich will dich gewiß nie verlaſſen.

Wüſt. Ach Gott! Herr Pfarrer! wie ihr auch ſo g und liebreich ſeyd mit einem ſo ſchweren Sünder!

Pfarrer. Gott selber ist in seinem Thun gegen uns arme Menschen nur Schonung und Liebe; und ich würde wohl ein unglücklicher Knecht meines guten Gottes und Herrn seyn, wenn ich, in welchem Fall es immer wäre, mit einem meiner fehlenden Mitknechte zankte, haderte und schmälte.

So väterlich redte der Pfarrer mit dem Wüst, der vor ihm in Thränen zerfloß, und jetzt lange nichts sagte.

Der Pfarrer schwieg auch eine Weile.

Der Wüst aber fing wieder an, und sagte: Herr Pfarrer! ich habe noch etwas anzubringen.

Pfarrer. Was denn?

Wüst. Ich bin seit dem Handel dem Vogt noch acht Gulden schuldig. Er sagte zwar vorgestern, er wolle die Handschrift zerreissen; aber ich will nicht, daß er mir etwas schenke, ich will ihn bezahlen.

Pfarrer. Du hast Recht; das muß unumgänglich seyn, und noch ehe du Arnern die Sache entdeckest.

Wüst. Ich habe unten im Haus einen Bündel; es ist mein Sonntagsrock und noch etwas darinnen, das zusammen wohl die acht Gulden werth ist. Ich muß in Gottes Namen die acht Gulden entlehnen, und ich habe gedacht, ihr zürnet es nicht, wenn ich euch bitte, daß ihr sie mir gegen dieses Pfand vorstrecket.

Pfarrer. Ich nehme nie keine Sicherheit von Jemand, und oft muß ich so etwas abschlagen, so weh es mir auch thut; aber in deinem Fall schlage ich es nicht ab. Sogleich giebt er ihm das Geld, und sagt: Trag es

alſobald zum Vogt hin, und deinen Bündel nimm nur wieder mit dir heim.

## §. 65.

### Daß es auch beym niedrigſten Volk eine Delicateſſe gebe, ſelbſt bey der Annahme von Wohlthaten, um die ſie bitten.

Wüſt zitterte, da er dem Pfarrer das Geld abnahm; dankte und ſagte: Aber den Bündel nehme ich gewiß nicht heim, Herr Pfarrer!

Nun ſo laß ich dir denſelben nachtragen, wenn du ihn nicht gern ſelber nimmſt, erwiederte lächelnd der Pfarrer.

Wüſt. Um Gottes willen, Herr Pfarrer! behaltet den Bündel, damit ihr für eure Sache ſicher ſeyd.

Pfarrer. Das wird ſich ſchon geben, Wüſt! Bekümmere dich jetzt nicht hierüber, und denke vielmehr an das weit Wichtigere, das dir vorſteht. Ich will heute noch dem Junker ſchreiben, und du bringſt ihm dann Morgen den Brief.

Wüſt. Ich dank euch, Herr Pfarrer! aber um Gottes willen! behaltet den Bündel, ich darf ſonſt das Geld nicht nehmen; weiß Gott! ich darf nicht.

Pfarrer. Schweig jetzt hievon; geh alſobald mit dem Gelde zum Vogt, und komme Morgen etwan um neun Uhr wieder zu mir; aber rede mir kein Wort weiter vom Bündel.

Da ging Wüſt erleichtert und in ſeinem Gewiſſen getröſtet, vom Pfarrer fort gerade in's Vogts Haus, und ab das Geld, da der Mann nicht zu Hauſe war, der frau.

Dieſe fragte ihn: Woher ſo viel Geld auf einmal, Wüſt?

Niedergeſchlagen und kurz antwortete Wüſt: Ich habe s ſo gemacht, wie ich's gekonnt habe; Gott Lob! daß du s haſt.

Die Vögtin erwiederte: Wir haben dich doch noch nie arum genöthigt.

Wüſt. Ich weiß es wohl, aber es iſt vielleicht eben arum nichts deſto beſſer.

Vögtin. Das iſt wunderlich geredt, Wüſt! wo fehlt's ir? Du biſt die Zeit her gar nicht recht.

Wüſt. Ach Gott! du wirſt's wohl erfahren; aber zähl och das Geld; ich muß gehen.

Die Vögtin zählt das Geld, und ſagt: Es iſt richtig.

Wüſt. Nun, gieb es deinem Mann ordentlich. Behüt Gott, Frau Vögtin!

Vögtin. Muß es ſeyn — ſo behüt euch Gott, Wüſt!

## §. 66.

## Ein Förſter, der keine Geſpenſter glaubt.

Der Vogt hatte auf dem Rückwege von Arnheim im irzauer Wirthshaus eingekehrt; da trank und prahlte er

unter den Bauern. Er erzählte ihnen von seinen gewonnenen Händeln; von seiner Gewalt unter dem verstorbenen Arner; wie er unter ihm, und zwar er allein, alles Volk in Ordnung gehalten habe; und wie es jetzt allenthalben eine Lumpenordnung sey. Dann gab er seinem Hund das Ordinari, was ein wohlhabender Handwerksbursch, ohne den Wein, zu Mittag hat; spöttelte über einen armen Mann, dem ein Seufzer entfuhr, als er die gute Suppe und das liebe Brod dem Hund darstellen sah. Gelt, du würdest auch so vorlieb nehmen, spricht er zum Armen — streichelt den Hund, und prahlt und säuft und pocht so unter den Bauern bis auf den Abend.

Da kam der alte Förster vom Schloß, und nahm im Vorbeygehen auch ein Glas Wein; und der Vogt, der keinen Augenblick gern allein ist, sagt zu ihm: Wir gehen mit einander heim.

Wenn du gleich kommst, antwortete der Förster; ich muß einer Spur nach.

Den Augenblick, antwortet der Vogt; trinkt aus, fragt zuerst nach der Zeche des Hunds, dann nach der seinen, zahlt beyde, giebt noch ein Trinkgeld und geht dann mit dem Förster weiters.

Da sie jetzt allein auf der Straße waren, fragte der Vogt den Förster: ob es auch sicher sey zu Nacht im Wald vor den Gespenstern?

Förster. Warum fragst du mich das?

Vogt. Ha! weil's mich wundert.

Förſter. Du biſt ein alter Narr! ſchon dreyßig Jahr Vogt, und ſolche Dummheiten fragen! du ſollteſt dich ſchämen.

Vogt. Nein, bey Gott! mit den Geſpenſtern weiß ich nie recht, wie ich daran bin; ob ich ſie glauben ſoll oder nicht? und doch hab ich auch noch keines geſehen.

Förſter. Nun, weil du mich ſo treuherzig fragſt, ſo will ich dir aus dem Wunder helfen — Du zahlſt mir einſt eine Bouteille für meine Erklärung.

Vogt. Gern zwey, wenn du ſie recht machſt.

Förſter. Ich bin nun vierzig Jahre auf meinem Poſten, und als ein Junge ſchon vom vierten Jahr an von meinem Vater im Wald erzogen worden. Dieſer erzählte den Bauern in den Wirthshäuſern und in den Schenken immer von den vielen Geſpenſtern und Schreckniſſen des Waldes; aber er trieb nur mit ihnen den Narrn; mit mir verſtund er's ganz anders. Ich ſollte Förſter werden, und alſo ſolcherley Zeugs weder glauben noch fürchten; deshalben nahm er mich zu Nacht, wenn weder Mond noch Sterne ſchienen, wenn die Stürme brausten, auf Fronfaſten und Weihnacht in den Wald; wenn er dann ein Feuer oder einen Schein ſah, oder ein Geräuſch hörte, ſo mußte ich mit ihm drauf los über Stauden und Stöcke, über Gräben und Sümpfe, und über alle Kreuzwege mußt ich mit ihm dem Geräuſch nach; und es waren immer Zigeuner, Diebe und Bettler — ſodann rief er ihnen mit ſeiner erſchrecklichen Stimme zu: Vom Platze, ihr Schelmen!

Und wenn's ihrer zehn und zwanzig waren, ſie ſtrichen ſich immer fort, und ſie ließen oft noch Häfen und Pfan-

nen und Braten zurück, daß es eine Luſt war. Oft war das Geräuſch auch nur Hochgewild, das manchmal gar wunderbare Töne von ſich giebt; und die faulen, alten Holzſtämme geben einen Schein, und machen in der Nacht Geſtalten, die Jedermann, der nicht hinzu darf, in Schrecken ſetzen können. Und das iſt alles, was ich in meinem Leben im Wald Unrichtiges gefunden habe; aber immer wird's mein Amtsvortheil ſeyn und bleiben, daß meine Nachbarn ordentlich glauben, er ſey wohl geſpickt mit Geſpenſtern und mit Teufeln; denn ſiehe, unſer einer ältet, und iſt froh, bey dunkeln Nächten den Frevlern nicht nachlaufen zu müſſen.

## §. 67.

### Ein Mann, den es gelüſtet, einen Marchſtein zu verſetzen, möchte auch gern die Geſpenſter nicht glauben, und er darf nicht.

So redte der Mann — Und ſie kamen indeſſen an den Seitenweg, durch welchen der Förſter in Wald ging; und der Vogt, der nunmehr allein war, redte da mit ſich ſelber:

Er iſt vierzig Jahr lang Förſter, und hat noch kein Geſpenſt geſehen, und glaubt keines; und ich bin ein Narr und glaubsſie, und darf nicht einmal dran denken, eine Viertelſtunde im Wald einen Stein auszugraben. Wie ein Schelm und ein Dieb nimmt er mir das Wirthsrecht, und

der

er Hundsſtein da auf dem Felſen iſt keine rechte March; h glaub's nicht — Und wenn er es wäre, hätt' er ein ſſeres Recht, als mein Wirthshaus?

So gewaltthätig einem Mann ſein Eigenthum rauben! Ber, als der Satan, hat ihm das eingeben können? Und t er meinem Haus nicht ſchont, ſo habe ich keinen Grund, inem verdammten Kieſelſtein zu ſchonen; aber ich darf icht. Zu Nacht darf ich nicht auf den Platz, und am age kann's wegen der Landſtraße nicht ſeyn — So redet mit ſich ſelber; kam bald auf des Meyers Hügel, der he am Dorfe liegt.

Er ſah die Mäurer an den groſſen Feldſteinen, die in r Ebene da herum liegen, arbeiten; denn es war noch icht vollends ſechs Uhr. Und er ergrimmte darüber bey ch ſelber.

Alles, alles, was ich anſtelle und vornehme — alles, les fehlt mir — alles — — alles wird an mir zum chelmen — — Muß ich jetzt noch neben dem verdamm- n Joſeph vorbeygehen — und ſchweigen — Nein, ich ann's nicht — neben ihm vorbeygehen und ſchweigen kann ch nicht — Ich will lieber hier warten, bis ſie heim ge- en —

Er ſetzt ſich nieder; nach einer Weile ſteht er wieder uf, und ſagt: Ich will, ich kann ihnen auch hier nicht ehen — ich will auf die andere Seite des Hügels ge- en — O du verdammter Joſeph —

Er ſteht auf, geht einige Schritte zurück, hinter den ügel, und ſetzt ſich wieder.

## §. 68.

## Die untergehende Sonne und ein verlorner Tropf.

Die Sonne ging jetzt eben unter, und ſchien noch i
ihren letzten Strahlen auf die Seite der Anhöhe, auf
er eben ſaß. Um ihn her war das tiefere Feld; und i
ten am Hügel alles ſchon im Schatten.

Sie ging aber herrlich und ſchön unter, ohne Wi
und ohne Gewölke, Gottes Sonne; und der Vogt, i
in ihre letzten herrlichen Strahlen, die auf ihn fielen, h
einſah, ſagte zu ſich ſelber: Sie geht doch ſchön unt
und ſtaunte gegen ſie hin, bis ſie hinter dem Berg wa

Jetzt iſt alles im Schatten, und bald iſt's Nacht.
mein Herz! Schatten, Nacht und Grauſen iſt um dich h
dir ſcheint keine Sonne. So mußt er zu ſich ſelber
gen, und wollte, oder er wollte nicht; denn der Gedan
ſchauerte ihm durch ſeine Seele, und er kirrte mit den Zä
nen — anſtatt hinzufallen, und anzubeten den Herrn d
Himmels, der die Sonne aus der Nacht wieder herv
ruft — anſtatt auf den Herrn zu hoffen, der aus de
Staub errettet und aus den Tiefen erlöst, knirſchte er m
den Zähnen. Da ſchlug die Glocke in Bonnal ſechs Uh
und die Mäurer gingen vom Feld heim, und der Vo
folgte ihnen nach.

## §. 69.

## Wie man seyn muß, wenn man mit den Leuten etwas ausrichten will.

Die meisten Arbeiter des Mäurers hatten ihn schon an ſem ersten Abend, an dem sie bey ihm schaften, lieb ge- nnen. Er arbeitete die ganze Zeit mit ihnen, wie e, ff die schwersten Steine selber an, stund in Koth und Wasser, wo es nöthig war, hinein, wie ein anderer, d noch vor ihnen. Er zeigte ihnen, da sie ganz unge- t in dieser Arbeit waren, mit Liebe und Geduld, ihre rt und Weise und ihre Vortheile, und ließ auch gegen e Ungeschicktesten keine Ungeduld blicken; kein du Narr, Ochs entfuhr ihm gegen einen Einziger, ob er gleich ndertmal Anlaß und Gelegenheit dazu gehabt hätte.

Diese Geduld und diese bescheidene Sorgfalt des Mei- rs und sein Eifer, selber zu arbeiten, machten, daß alles r wohl von statten ging.

## §. 70.

## Ein Mann, der ein Schelm ist und ein Dieb, handelt edelmüthig, und des Mäurers Frau ist weise.

Michel, als einer der Stärksten und Verständigsten, r den ganzen Abend an der Seite des Meisters, und

ſah alle die herzliche Liebe und Güte, mit deren dieſe
gegen die Ungeſchickteſten handelte, und Michel, d
Schelm iſt und ein Dieb, gewann den Lienhard lieb
ſes geraden, redlichen Weſens wegen, und es ging
an's Herz; gegen dieſen braven, rechtſchaffenen Mann
er kein Schelm ſeyn.

Aber dem Kriecher und dem frommen Mann
Rüti gefiel es ſchon nicht ſo wohl, daß er keinen
ſchied macht unter den Leuten, und ſogar auch mit
Böſewicht, dem Michel, recht freundlich wäre. Auch
ſchüttelte den Kopf wohl hundertmal, und ſprach be
ſelbſt: Er iſt ein Narr; nähm er Leute, die arbeiten
nen, wie ich und mein Bruder, er würde nicht halb
Mühe haben — Aber die mehrern, die er mit Liebe
Geduld zur Arbeit anführte, dankten ihm von Her
grunde, und hie und da ſtiegen ſtille Seufzer zum
der Menſchen empor, der alle Geduld und alle Liebe,
ein Menſch ſeinem ſchwächern Bruder erweist, lohnt
ſegnet.

Michel konnte die böſe Botſchaft, die er am Samſtag
dem Vogt gemacht hatte, nicht länger auf ſeinem H
tragen, und ſagte im Heimgehen zu ſeinem Meiſter:
habe dir etwas zu ſagen; ich will mit dir heimgehen
komm denn, antwortete Lienhard.

Da ging er mit dem Meiſter in ſeine Hütte, un
zählte ihm, wie der Vogt ihn am Samſtag zu Schel
ſtreichen gedungen, und wie er ihm auf den ſchönen
del zween Thaler gegeben hätte. Lienhard erſchrack;

ſchwarz und grün war's der Gertrud vor den Augen über
er Erzählung.

Das iſt erſchrecklich, ſagte Lienhard. Ja, das iſt wohl
ſchrecklich, erwiederte Gertrud.

Laß dich jetzt das nicht kümmern, ich bitte dich, Ger-
ud!

Laß dir das jetzt keine Mühe machen, ich bitte dich, Mei-
er! ſagte Michel — Seht, gegen euch verſündige ich mich
wiß nicht; darauf könnt ihr zählen.

Lienhard. Ich danke dir, Michel! aber ich hab es
och an dem Vogt auch nicht verdient.

Michel. Er iſt ein eingefleiſchter Teufel; die Hölle
findet nicht, was er, wenn er auf Rache denkt und raſet.

Lienhard. Es zittert alles an mir.

Gertrud. Beynahe ward mir ohnmächtig.

Michel. Seyd doch nicht Kinder, alles hat ja ein
nde.

Gertrud und Lienhard (Beyde auf einmal). Gott
ob! Gott Lob!

Michel. Seht, ihr habt jetzt das Ding, wie ihr nur
ollt. Wenn ihr wollt, ſo will ich den Vogt auf dem
Rauben laſſen, daß ich ihm treu ſey, und gerad mor-
en oder übermorgen vom Bau Geſchirr wegnehmen und
s Vogts Haus tragen. Dann gehſt du in aller Stille zu
rner, nimmſt einen Gewaltsſchein, alle Häuſer durchſu-
en zu dürfen; fängſt bey des Vogts ſeinem an — dringſt
ötzlich in die Nebenkammer hinein, wo du es gewiß fin-
n wirſt; aber nimm das in Acht: Du mußt plötzlich in
m Augenblick, in dem du den Gewaltſchein zeigeſt, hin-

eindringen, ſonſt iſt es gefehlt. Sie ſind im Stande, ſie nehmen es dir unter den Augen weg, ſteigen zum Fenſter hinein, oder legen es unter die Decke des Betts. Wenn du dann höflich biſt, und da nicht nachſuchſt, ſo werden wir in einem ſchönen Handel ſeyn. —

Ich denke aber faſt, es iſt beſſer für dich, du ſchickſt Jemand anders; es iſt kein Stück Arbeit für dich.

Lienhard. Nein, Michel! das Stück Arbeit würde mir gewiß nicht gerathen.

Michel. Das iſt gleich viel; ich will dir ſchon Jemand finden, der dieſe Arbeit recht mache.

Gertrud. Michel! ich denke, wir ſollten Gott danken, daß wir von der Gefahr, die über uns ſchwebte, jetzt befreyt ſind, und nicht aus Rache dafür dem Vogt eine Falle legen.

Michel. Er verdient ſeinen Lohn; mache dir darüber kein Bedenken.

Gertrud. Was er verdiene oder nicht verdiene, das iſt nicht unſere Sache zu urtheilen; aber keine Rache auszuüben, das iſt unſere Sache, und der einzige gerade Weg, den wir in dieſem Falle gehen können.

Michel. Ich muß bekennen, du haſt Recht, Gertrud! und es iſt viel, daß du dich ſo überwinden kannſt; aber ja, du haſt Recht, er wird ſeinen Lohn ſchon finden; und überall los ſeyn, und nichts mit ihm zu thun haben, iſt das beſte. Ich will auch geradezu mit ihm brechen, und ihm ſeine zween Thaler zurückgeben; jetzt hab ich aber nur noch anderthalben. Er nimmt ſie aus dem Sack, legt ſie auf den Tiſch, zählt ſie, und ſagt dann weiter: Ich weiß

jetzt nicht, ob ich ihm die anderthalben allein bringen, oder ob ich auf den Wochenlohn warten will, bis am Samstag, da ich dann alles bey einander haben werde?

Lienhard. Es macht mir gar nichts, dir den halben Thaler jetzt voraus zu bezahlen.

Michel. Ich bin herzlich froh, wenn es seyn kann, daß ich dieses Mannes noch heute los komme. Ich trag es ihm noch in dieser Stunde ins Haus, wenn ich's habe. Meister! seit gestern beym H. Nachtmahl lag es mir schon schwer auf dem Herzen, daß ich ihm so böse Sachen versprochen hatte; auf den Abend kam noch dein Jonas, und gab meinem Kinde sein Abendbrod — und auch das machte, daß es mir an's Herz ging, daß ich gegen dich ein Schelm seyn wollte.

Ich habe dich nie recht gekannt, und nie viel Umgang mit dir gehabt, Lienhard! aber heute habe ich gesehen, daß du mit Geduld und mit Liebe Jedermann helfen und rathen wolltest; und ich meynte, ich würde nicht selig sterben können, wenn ich einem so braven, treuen Menschen das Gute mit Bösem vergülte. (Er hat Thränen in den Augen.) Da seht ihr's, ob's mir nicht Ernst ist.

Lienhard. Thue doch überall Niemand nichts Böses mehr.

Michel. Will's Gott! will ich dir folgen.

Gertrud. Es wird dir dann gewiß auch überall wieder besser gehen.

Lienhard. Willst du noch diesen Abend zum Vogt gehen?

Michel. Ja, wenn ich kann.

Der Maurer giebt ihm den halben Thaler und ſagt: Bring ihn doch nicht in Zorn.

Gertrud. Sag ihm doch nicht, daß wir etwas davon wiſſen.

Michel. Ich will ſo kurz ſeyn, als ich kann; aber den Augenblick geh ich, ſo iſt's bald vorüber. Behüt Gott, Gertrud! Ich danke dir, Lienhard! ſchlaft wohl.

Lienhard. Thu ihm auch alſo; behüt Gott, Michel! (Er geht ab.)

## §. 71.

## Die Hauptauftritte nähern ſich.

Als der Vogt heim kam, traf er ſeine Frau allein in der Stube an. Er konnte alſo die Wuth und den Zorn, den er den Tag über geſammelt hatte, nun ausleeren. Auf dem Feld, im Schloß und in Hirzau, da war's etwas anders. Unter den Leuten zeigt ſo einer nicht leicht, wie's ihm um's Herz iſt.

Ungeſchickt, wie ein Schäferbub, würde man ſagen, würde ein Vogt ſeyn, der das nicht könnte; und das hat man dem Hummel nie nachgeredt. Er konnte ganze Tage hinunter ſchlucken, Zorn und Neid, und Haß und Gram, und immer lächeln, und ſchwatzen und trinken; aber wenn er heim kam, und zum Glück oder Unglück die Wohnſtube leer fand, alsdann ſtieß er die Wuth fürchterlich aus, die er unter den Leuten geſammelt hatte.

Seine Frau weinte in einer Ecke, und ſagte: Um Got-
s willen! thue doch nicht ſo; mit dieſem Raſen bringſt
Arnern nur immer mehr auf. Er ruht nicht, bis du
h zum Ziel legſt.

Er wird nicht ruhen, ich mag thun, was ich will; er
rd nicht ruhen, bis er mich zu Grunde gerichtet haben
rd. Ein Schelm, ein Dieb, ein Hund iſt er; der Ver-
chteſte unter allen Verfluchten, ſagte der Mann.

Und die Frau: Herr Jeſus! Um Gottes willen! wie
redeſt, du biſt von Sinnen.

Vogt. Hab ich nicht Urſache? Weißt du es nicht?
nimmt mir das Wirthsrecht oder den Mantel inner
erzehn Tagen.

Vögtin. Ich weiß es; aber um Gottes willen! thue
ch jetzt nicht ſo. Das ganze Dorf weiß es ſchon. Der
chloßſchreiber hat's dem Weibel geſagt, und dieſer hat's
er Orten ausgekramt. Ich wußte nichts bis auf den
bend, da ich tränkte; da lachten die Leute auf beyden
eiten der Gaſſe vor allen Häuſern, und die Margreth,
e auch tränkte, nahm mich beyſeits, und ſagte mir das
nglück. Und noch etwas: Hans Wüſt hat die acht Gul-
n zurückgebracht. Woher kömmt jetzt dieſer zu acht
ulden? Auch dahinter ſteckt Arner. Ach Gott! ach
ott! allenthalben droht ein Ungewitter — ſo ſagte die
rau.

Wie ein Donnerſchlag erſchreckte das Wort, Hans Wüſt
t die acht Gulden zurückgebracht, den Vogt. Er ſtund
e Weile, ſtarrte mit halbgeöffnetem Mund die Frau
n, und ſagte dann: Wo iſt das Geld? Wo ſind die

acht Gulden? Die Frau ſtellt's in einem zerbro
Trinkglas auf den Tiſch. Der Vogt ſtarrt eine
das Geld an, zählt's nicht, und ſagt dann: Es iſt
aus dem Schloß; der Junker giebt keine ungeſön
Sorten.

Vögtin. Ich bin froh, daß es nicht aus
Schloſſe iſt.

Vogt. Es ſteckt doch etwas dahinter; du hätt
ihm nicht abnehmen ſollen.

Vögtin. Warum das?

Vogt. Ich hätte ihn ausforſchen mögen, wohe
habe.

Vögtin. Ich habe wohl daran gedacht; aber er
nicht warten, und ich glaube nicht, daß du etwas h
gebracht hätteſt. Er war ſo kurz und abgebrochen, al
nur ſeyn kann.

Vogt. Es ſtürmt alles auf mich los; ich weiß
wo mir der Kopf ſteht — Gieb mir zu trinken (ſe
ihm den Krug dar) — und er geht mit wilder Wut
Stube hinauf und hinunter, ſchnauft, trinkt, und re
ſich ſelber: Ich will den Mäurer verderben, das iſt
erſte, ſo ſeyn muß. Wenn's mich hundert Thaler
— Der Michel muß ihn verderben; und dann wi
auch hinter den Marchſtein — ſo ſagt er, und eben k
Michel an. Wie im Schrecken juckt der Vogt zuſam
ſagt: Wer iſt da ſo ſpät in der Nacht? und eilt an's
ſter zu ſehen.

Mach auf, Vogt! ruft Michel.

§. 72.

## Die letzte Hoffnung verläßt den Vogt.

mir der ſo eben recht kömmt, ſagt der Vogt, eilt,
e Thüre, grüßt Michein, und ſagt: Willkommen,
Was bringſt du guts Neues?
chel. Nicht viel; ich will dir nur ſagen —
gt. Du wirſt nicht unter der Thüre reden wol-
ich gehe noch lange nicht ſchlafen. Komm in die

chel. Ich muß wieder heim, Vogt! Ich will
ſagen, daß mich der Handel vom Samſtag gereut

gt. Ja, bey Gott! das wäre ſo eben recht. Nein,
dich nicht gereuen — Wenn's nicht genug iſt,
eher ein mehrers. Komm nur in die Stube. Es
ht, wir werden des Handels gewiß eins.

chel. Um keinen Preis, Vogt! Da ſind deine
Thaler.

gt. Ich nehme ſie dir jetzt nicht ab, Michel! Treib
n Narrn. Der Handel muß dir nicht ſchaden, und
ir die zween Thaler zu wenig ſind, ſo komm in
ibe.

chel. Ich will weiter nichts hören, Vogt! da iſt
eld.

gt. Bey Gott! ich nehme dir's jetzt nicht ab. Ich
bt geſchworen; du mußt mit mir in die Stube.

Michel. Das kann zuletzt wohl seyn. (Er geht mit ihm.) Da bin ich nun in der Stube, und da ist dein Geld. (Er legt es auf den Tisch.) Und jetzt behüt Gott, Vogt! und hiemit kehrte er sich um, und ging fort.

## §. 73.

## Er macht sich an den Marchstein.

Der Vogt stund eine Weile stumm und sprachlos da, sollte seine Augen umher, schäumte zum Munde aus, zitterte, stampfte, und rief dann: Frau! gieb mir Brennts; es muß seyn, ich gehe.

Frau. Wohin, wohin willst du in der stockfinstern Nacht?

Vogt. Ich geh — ich geh, und grabe den Stein aus; gieb mir die Flasche.

Frau. Um Gottes willen! thue doch das nicht.

Vogt. Es muß seyn, es muß seyn; ich gehe.

Frau. Es ist stockfinster; es geht nach den Zwölfen, und in der Charwoche hat der Teufel sonst viel Gewalt.

Vogt. Hat er das Roß, so nehm er den Zaum auch. Gieb mir die Flasche; ich gehe.

Schnell nimmt er Pickel und Schaufel und Karst auf die Achsel, und eilt im tiefen Dunkel der Nacht auf den Berg, seinem Herrn den Marchstein zu versetzen.

Rausch und Rache und Wuth machten ihn kühn; doch wo er ein Scheinholz erblickt, oder einen Haasen rauschen

hört, zittert er, ſtand einen Augenblick ſtill, und eilte dann wüthend weiter, bis er endlich zum Marchſtein kam. Er griff jetzt ſchnell zur Arbeit, hackte und ſchaufelte umher.

## §. 74.

## Die Nacht betrügt Beſoffene und Schelmen, die in der Angſt ſind, am ſtärkſten.

Aber plötzlich erſchreckt ihn ein Geräuſch. Ein ſchwarzer Mann hinter dem Geräuſche kömmt auf ihn zu. Um den Mann iſt's hell in der finſtern Nacht, und Feuer brennt auf des Mannes Kopfe. Das iſt der Teufel leibhaftig, ſagt der Vogt, flieht, heult entſetzlich, und läßt Karſt und Pickel und Schaufel, den Hut und die leere Brandtweinflaſche dahinten.

Es war Chriſtoph, der Hünerträger von Arnheim, der Eyer in Oberhofen, Lunkofen, Hirzau und andern Orten aufgekauft hatte, und nun auf ſeinem Heimweg begriffen war. Er trug auf ſeinem Korb das Fell von einer ſchwarzen Ziege, und hatte eine Laterne daran hängen, um den Weg im Finſtern zu finden. Dieſer Eyerträger erkannte die Stimme des fliehenden Vogts; und da er dachte, daß er gewiß etwas Böſes im Sinn hätte, ergrimmt er bey ſich ſelber, und ſprach: Dem verfluchten Buben will ich's jetzt machen! er meint, ich ſey der Teufel.

Schnell ſtellt er ſeinen Korb ab, nimmt Karſt und Pickel und Schaufel und ſeinen mit Eiſen beſchlagenen Bo-

tenſtock, bindet alles zuſammen, ſchleppt es hinter ſich her über den Felsweg hinunter, daß es fürchterlich raſſelt, läuft ſo dem Vogt nach, und ruft mit hohler heulender Stimme: Oh — Ah — Uh — Hummel — Oh — Ah — Uh — Du biſt mein — Wa — art — Hu — Hummel — —

Der arme Vogt läuft, was er vermag, und ſchreyt in ſeinem Laufen erbärmlich: Mordio — und helfio — Wächter! der Teufel nimmt mich.

Und der Hünerträger immer hinten nach: Oh — Ah — Uh — Vo — ogt — — Wa — art — Vo — ogt! du biſt mein — Vo — o — ogt —

## §. 75.

## Das Dorf kömmt in Bewegung.

Der Wächter im Dorf hörte das Laufen und Rufen vom Berge, und verſtund alle Worte; aber er fürchtete ſich, und klopfte einigen Nachbarn am Fenſter an.

Steht doch auf, Nachbarn! ſagt er zu ihnen, und hört, wie es am Berge geht. Es iſt, als wenn der Teufel den Vogt nehmen wollte — hört doch, wie er Mordio und Helfio ruft! und er iſt doch, weiß Gott! bey ſeiner Frau daheim; es iſt keine zwo Stunden, ich hab ihn unter ſeinem Fenſter geſehen.

Als ihrer etwan zehn beyſammen waren, riefen ſie, ſie wollten alle mit einander mit dem Windlicht und mit

sehr wohl versehen dem Geräusch entgegen gehen; aber risch Brod, den Psalter und das Testament mit in Sack ehmen, daß ihnen der Teufel nichts anhaben könne.

Die Männer gingen, hielten aber noch zuerst bey des Vogts Haus still, um zu sehen, ob er daheim wäre.

Die Vögtin wartete in Todesangst, wie's ihm auf dem Berg gehen möchte; und da sie den nächtlichen Lärm hörte, nd da die Männer mit den Windlichtern an ihrem Hause opfen, erschrack sie entsetzlich, und rief ihnen: Herr Jesus! was wollt ihr?

Dein Mann soll herunter kommen, sagten die Männer.

Er ist nicht bey Hause; aber, Herr Jesus! was ist's och, warum seyd ihr da? sagte die Frau.

Und die Männer: Das ist eben schlimm, wenn er nicht aheim ist — Horch, wie er Mordio und Helfio schreyt, ls wenn der Teufel ihm nachliefe.

Die Frau läuft jetzt mit den Männern, wie unsinnig, ort. Der Wächter fragte sie unterwegs:

Was Teufels thut doch dein Mann jetzt noch auf dem Berg? Er war ja noch vor ein Paar Stunden bey Haus.

Sie antwortete kein Wort, sondern heulte entsetzlich.

Auch des Vogts Hund heulte an seiner Kette.

Als aber der Hünerträger das Volk dem Vogt zu Hülfe ahen sah, und des Vogts Hund so fürchterlich heulen hörte, ehrte er um, und ging so still und so geschwind, als er onnte, wieder den Berg hinauf zu seinem Korb, packte ine Beute auf, und setzte dann seinen Weg fort.

Kunz aber, der mit des Vogts Frau einige Schritte aus war, merkte, daß es eben nicht der Teufel seyn

möchte; faßt den heulenden Vogt ziemlich unsanft beym Arm, und sagt ihm:

Was ist das? Warum thust du auch so, du Narr? O — — O — — laß mich — — O — — Teufel laß mich — — sagte der Vogt, der im Schrecken nichts sah und nichts hörte.

Du Narr! ich bin Kunz, dein Nachbar; und das ist deine Frau, sagte ihm dieser.

Die andern Männer sahen zuerst ziemlich behutsam umher, wo etwan der Teufel doch stecken möchte; und der mit dem Windlicht zündete sorgfältig in die Höhe und auf den Boden, und auf alle vier Seiten; es steckte auch ein jeder seine rechte Hand in den linken Sack, zum neugebackenen Brod, zum Testament und zum Psalter — Da sich aber lange nichts zeigte, faßten sie nach und nach Muth, und einige wurden sogar munter, und fingen an den Vogt zu fragen: Hat der Teufel dich mit den Klauen gekräuelt? oder mit den Füßen getreten, daß du so bluteſt?

Andre aber sprachen: Es ist jetzt nicht Zeit zu spotten; wir haben ja alle die erschreckliche Stimme gehört.

Kunz aber sagte: Und mir ahndet, ein Wilddieb, oder ein Harzer*), habe den Vogt und uns alle geäffet. Als ich ihm nahe kam, hörte das Geheul auf, und ein Mensch lief den Berg hinauf, was er konnte. Es hat mich tausendmal gereut, daß ich ihm nicht nachgelaufen bin; und wir waren Narren, daß wir des Vogts Hund nicht mitgenommen haben.

*) Harzsammler.

Du bist ein Narr, Kunz! das war in Ewigkeit keine Menschenstimme. Es ging durch Leib und Seel; es drang durch Mark und Bein; und ein mit Eisen beladener Wagen rasselt nicht so auf der Bergstraße, wie das gerasselt hat.

Ich will euch nicht widersprechen, Nachbarn! Es schauerte mir auch, da ich es hörte. Aber doch lasse ich mir nicht ausreden, daß ich Jemand wieder den Berg hinauf laufen gehört habe.

Meynst du, der Teufel könne nicht auch laufen, daß man ihn höre? sagten die Männer.

Der Vogt aber hörte von allem Gerede kein Wort. Und da er daheim war, bat er die Männer, daß sie doch diese Nacht bey ihm blieben; und sie blieben gar gern im Wirthshause.

## §. 76.

## Der Pfarrer kömmt ins Wirthshaus.

Indessen hatte der nächtliche Lärm alles im Dorfe aufgeweckt. Auch im Pfarrhause stund alles auf, denn man muthete Unglück.

Und da der Pfarrer nachfragen ließ, was für ein Lärm sey? bekam er erschreckliche Berichte über den gräulichen Vorfall.

Und der Pfarrer dachte: er wolle dieſen Schrecken Vogts, ſo dumm auch ſeine Urſache ſey, benutzen, ging in der Nacht ins Wirthshaus.

Blitzſchnell verſchwanden die Weinkrüge von allen ſchen, da er kam.

Die Bauern ſtunden auf, und ſagten: Willkomm wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Der Pfarrer dankte, und ſagte den Nachbarn: Es brav, daß ihr, wenn ein Unglück begegnet, ſo bereit dienſtfertig ſeyd.

Aber wollt ihr mich jetzt eine Weile bey dem V allein laſſen?

Bauern. Es iſt unſere Schuldigkeit, wohlehrw diger Herr Pfarrer! Wir wünſchen euch eine glückſel Nacht.

Pfarrer. Ein gleiches, ihr Nachbarn! Aber ich m euch noch bitten, daß ihr euch in Acht nehmet, was über dieſen Vorfall erzählet. Es iſt allemal unangeneh wenn man groß Geſchrey von einer Sache macht, u wenn darnach heraus kömmt, daß nichts an der Sache ſ oder etwas ganz anders. Für jetzt weiß einmal noch K mand, was eigentlich begegnet iſt, und ihr wiſſet do Nachbarn! die Nacht treugt.

Es iſt ſo — wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! ſagten d Bauern inner der Thüre.

Und er iſt immer ſo ein Narr, und will nichts gl ben, ſagten ſie drauſſen.

## §. 77.

## Seelsorgerarbeit.

Der Pfarrer aber redte mit dem Vogt herzlich: Unter-
zt! ich habe vernommen, daß dir etwas begegnet iſt, und
bin da, dir mit Troſt, ſo gut ich kann, an die Hand
gehen. Sage mir aufrichtig, was iſt dir eigentlich be-
net?

Vogt. Ich bin ein armer unglücklicher Tropf, der
ige Satan hat mich nehmen wollen.

Pfarrer. Wie ſo, Vogt! wo iſt dir das begegnet?

Vogt. Oben auf dem Berge.

Pfarrer. Haſt du denn wirklich Jemand geſehen?
t dich Jemand angegriffen?

Vogt. Ich ſah ihn — ich ſah ihn, wie er auf mich
lief. — Es war ein großer ſchwarzer Mann, und er
te Feuer auf ſeinem Kopfe — er iſt mir nachgelaufen
unten an den Berg.

Pfarrer. Warum bluteſt du am Kopf?

Vogt. Ich bin im Herunterlaufen gefallen.

Pfarrer. Es hat dich alſo Niemand mit keiner Hand
gerührt?

Vogt. Nein, aber geſehen hab ich ihn mit meinen
gen.

Pfarrer. Nun Vogt! wir wollen uns nicht dabey
halten. Ich kann nicht begreifen, was es eigentlich
. Es mag aber geweſen ſeyn, was es will, ſo iſt es
ch viel; denn Untervogt! es iſt eine Ewigkeit, wo ohne

einigen Zweifel die Gottloſen in ſeine Klauen fallen werden; und dieſe Ewigkeit und die Gefahr, nach deinem Tode in ſeine Klauen zu fallen, ſollte dich bey deinem Alter und bey deinem Leben freylich unruhig und ſorgenvoll machen.

Vogt. O Herr Pfarrer! ich weiß der Sorgen und Unruhe nicht, was ich thue. Um Gottes willen! was kann, was ſoll ich machen, daß ich vom Teufel wieder los werde — bin ich nicht jetzt ſchon ganz in ſeiner Gewalt?

Pfarrer. Vogt! plage dich nicht mit Geſchwätze und mit närriſchen Worten. Du biſt bey Sinn und Verſtand, und alſo ganz in deiner eigenen Gewalt; thue, was recht iſt, und was dir dein Gewiſſen ſagt, daß du es Gott und Menſchen ſchuldig ſeyſt. Du wirſt alsdann bald merken, daß der Teufel keine Gewalt über dich hat.

Vogt. O Herr Pfarrer! was kann, was muß ich denn thun, daß ich bey Gott wieder zu Gnaden komme?

Pfarrer. Im Ernſt deine Fehler bereuen, dich beſſern, und dein ungerechtes Gut wieder zurück geben.

Vogt. Man glaubt, ich ſey reich, Herr Pfarrer! aber ich bin's weiß Gott nicht!

Pfarrer. Das iſt gleich viel, du haſt des Rudi Matten mit Unrecht; und Wöſt und Keibacher haben einen falſchen Eid gethan; ich weiß es, und ich werde nicht ruhen, bis der Rudi wieder zu dem Seinigen gelangt ſeyn wird.

Vogt. O Herr Pfarrer! um Gottes willen! habt Mitleiden mit mir.

arrer. Das beſte Mitleiden, das man mit dir ha-
n, iſt dieſes: wenn man dich dahin bringen kann,
Gott und Menſchen zu thun, was du ſchuldig biſt.

gt. Ich will ja thun, was ihr wollt, Herr Pfar-

arrer. Willſt du dem Rudi ſeine Matte wieder
geben?

gt. Um Gottes willen! ja, Herr Pfarrer!

arrer. Erkenneſt du alſo, daß du ſie mit Unrecht
?

gt. In Gottes Namen! ja, Herr Pfarrer! ich muß
nen; aber ich komme an den Bettelſtab, wenn ich
iere.

arrer. Vogt! es iſt beſſer betteln, als armer Leute
rechtmäßig vorenthalten.

: Vogt ſeufzt.

arrer. Aber was thateſt du auch mitten in der
uf dem Berg?

gt. Um Gottes willen! fragt mich doch das nicht,
ſarrer! ich kann's, ich darf's nicht ſagen; habt Mit-
nit mir, ich bin ſonſt verloren.

arrer. Ich will dir nicht zumuthen, mir etwas
varen, das du nicht willſt. Thuſt du es gern, ſo
dir rathen wie ein Vater! willſt du es nicht thun,
tes Namen! ſo iſt es dann deine Schuld, wenn ich
wo du es vielleicht am nöthigſten hätteſt, nicht ra-
nn. Aber da ich ohne deinen Willen von allem,
mir ſagen wirſt, nichts offenbaren werde, ſo kann

ich doch nicht ſehen, was du dabey gewinneſt, wenn du mir etwas verſchweigſt.

Vogt. Aber werdet ihr gewiß nichts wider meinen Willen offenbar machen, es mag ſeyn, was es will?

Pfarrer. Nein, gewiß nicht, Vogt!

Vogt. So will ich's euch in Gottes Namen ſagen; Ich wollte dem Junker einen Marchſtein verſetzen.

Pfarrer. Lieber Gott und mein Heiland! warum auch dem guten lieben Junker?

Vogt. Ach! er wollte mir das Wirthshaus oder den Vogtsdienſt nehmen; das brachte mich in Wuth.

Pfarrer. Du biſt doch ein unglücklicher Tropf, Vogt! er meynte es ſo wenig böſe. Er hat dir noch einen Erſatz geben wollen, wenn du die Vogtsſtelle freywillig aufgeben würdeſt.

Vogt. Iſt das auch wahr, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ja, Vogt! ich kann dir es für gewiß ſagen, denn ich habe es aus ſeinem Munde; er hat am Samstag Abend in ſeinem Berg gejagt, und ich hab ihn auf dem Weg vom Reütihof, wo ich bey der alten Frau war, angetroffen; da hat er mir ausdrücklich geſagt; Der junge Mayer, den er zum Vogt machen wolle, müſſe dir, damit du dich nicht zu beklagen habeſt, hundert Gulden jährlichen Erſatzes geben.

Vogt. Ach Gott! Herr Pfarrer! hätt' ich auch das gewußt, ich würde nicht in dieſes Unglück gefallen ſeyn.

Pfarrer. Man muß Gott vertrauen; auch wenn man noch nicht ſieht, wo ſeine Vatergüte eigentlich hervorblicken will; und von einem guten Herrn muß man Gu-

hoffen, auch wenn man noch nicht ſieht, wie und worin er ein gutes Herz offenbaren will. Das macht, daß man ihm getreu und gewärtig bleibt, und dadurch denn ſein Herz in allen Fällen zum Mitleiden und zu aller Vatergüte offen findet.

Vogt. Ach Gott! wie ein unglücklicher Mann ich bin! Hätt' ich nur auch die Hälfte von dieſem gewußt.

Pfarrer. Das Geſchehene iſt jetzt nicht mehr zu ändern; aber was willſt du jetzt thun, Vogt?

Vogt. Ich weiß es in Gottes Namen nicht; das Bekenntniß bringt mich um's Leben. Was meynt ihr, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ich wiederhole, was ich dir eben geſagt habe. Ich will dir kein Bekenntniß zumuthen; das, was ich ſage, iſt ein bloßer Rath — aber meine Meynung iſt, der gerade Weg habe noch Niemanden übel ausgeſchlagen. Arner iſt barmherzig, und du biſt ſchuldig, thu jetzt, was du willſt; aber ich würde es auf ſeine Barmherzigkeit ankommen laſſen. Ich ſehe wohl, daß der Schritt ſchwer iſt; aber es iſt auch ſchwer, ihm den Fehler zu verſchweigen, wenn du wahre Ruhe und Zufriedenheit für dein Herz ſuchteſt.

Der Vogt ſeufzt, und redet nichts.

Der Pfarrer fährt fort, und ſagt wieder: Thue jetzt in Gottes Namen, was du willſt, Vogt! ich will dir nichts zumuthen; aber je mehr ich es überlege, deſto mehr dünkt mich, du fahreſt am beſten, wenn du es auf Arners Barmherzigkeit ankommen laſſeſt; denn ich muß dir doch auch ſagen, es könne nicht anders ſeyn, der Junker werde nach-

forſchen, warum du in dieſer ſpäten Nachtzeit auf der Straße geweſen ſeyſt?

Vogt. Herr Jeſus, Herr Pfarrer! was mir in Sinn kommt. Ich habe Pickel und Schaufel und Karſt, und was weiß ich noch, beym Marchſtein gelaſſen, und er iſt ſchon halb umgegraben; das kann alles ausbringen. Es übernimmt mich eine Angſt und ein Schrecken von wegen des Pickels und des Karſts, daß es entſetzlich iſt, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Wenn dich wegen dem armſeligen Pickel und Karſt, die man ja leicht heut noch vor Tag wegtragen und verbergen kann, eine ſolche Angſt übernimmt, Vogt! ſo denke doch, wie tauſend ſolche Umſtände und Vorfälle begegnen werden und begegnen müſſen, wenn du ſchweigſt, die dir deine übrigen Tage noch alle zu Tagen der größten Unruhe und der bitterſten fortdauernden Beſorgniſſe machen werden. — Ruhe für dein Herz wirſt du nicht finden, Vogt! wenn du nicht bekenneſt.

Vogt. Und ich kann auch nicht bey Gott wieder zu Gnaden kommen, wenn ich ſchweige?

Pfarrer. Vogt! wenn du das ſelber denkeſt, und ſelber ſorgeſt und fürchteſt, und doch wider die Stimme deines Gewiſſens, wider deine eigne Ueberzeugung ſchweigeſt, wie könnte es möglich ſeyn, daß dieſes Thun Gott gefallen, und dir ſeine Gnade wieder bringen könnte?

Vogt. So muß ich's denn bekennen?

Pfarrer. Gott wolle mit ſeiner Gnade bey dir ſeyn, wenn du thuſt, was dein Gewiſſen dich heiſſet.

Vogt. Ich will es bekennen.

Und da er dieſes geſagt hatte, betete der Pfarrer vor
n alſo:

Preis und Dank und Anbetung, Vater im Himmel!
ı haſt deine Hand gegen ihn ausgeſtreckt, und ſie hat
ı Zorn und Entſetzen geſchienen, die Hand deiner Er-
mung und Liebe! Aber ſie hat ſein Herz bewegt, daß
ſich nicht mehr gegen die Stimme der Wahrheit ver-
tet, wie er ſich lange, lange vor ihr verhärtet hat.

Du, der du Schonung und Mitleiden und Gnade biſt!
nm das Opfer ſeines Bekenntniſſes gnädig an, und
ch deine Hand nicht ab von ihm. Vollende das Werk
ner Erbarmung, und laß ihn wieder deinen Sohn, dei-
ı Begnadigten werden. O Vater im Himmel! der Men-
:n Leben auf Erden iſt Irrthum und Sünde! darum
: du gnädig den armen Kindern der Menſchen, und
zeiheſt ihnen Uebertretung und Sünde, wenn ſie ſich
ſern.

Preis und Anbetung, Vater im Himmel! Du haſt
ne Hand gegen ihn ausgeſtreckt, daß er dich ſuche. Du
rſt das Werk deiner Erbarmung vollenden, und er wird
h finden, lobpreiſen deinen Namen, und verkündigen
ne Gnade unter ſeinen Brüdern.

Jetzt war der Vogt durch und durch bewegt; Thränen
ſen von ſeinen Wangen.

O Gott! Herr Pfarrer! ich will es bekennen, und thun,
s man will. Ich will Ruhe ſuchen für mein Herz,
) Gottes Erbarmen.

Der Pfarrer redete noch eine Weile mit ihm, tröſtete
, und ging dann wieder heim.

Es ging aber ſchon gegen fünf Uhr, da er heim kam. Und er ſchrieb alsbald an Arner. Der Brief, den er geſtern geſchrieben, und der heutige, lauten alſo:

## §. 78.

## Zween Briefe vom Pfarrer, an Arner.

### Erſter Brief.

Hochedelgeborner, gnädiger Herr!

Der Ueberbringer dieſes, Hans Wüſt, hat mir heut eine Sache geoffenbart, welche von einer Natur iſt, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu rathen, ſie Euer Gnaden als ſeinem Richter zu entdecken — Er hält nämlich in ſeinem Gewiſſen dafür, der Eid, den er und Keibacher vor zehn Jahren in der Sache zwiſchen dem Hübelrudi und dem Vogt geſchworen haben, ſey falſch. Es iſt eine traurige Geſchichte, und es kommen dabey ſehr bedenkliche Umſtände von dem verſtorbenen Schloßſchreiber und von dem unglücklichen Vicari meines in Gott ruhenden Vorfahren ins Licht; und mir ſchauert vor aller Aergerniß, ſo dieſes Bekenntniß hervor bringen kann. Ich danke aber wieder Gott, daß der Aermſte unter meinen vielen Armen, der gedrückte leidende Rudi, mit ſeiner ſchweren Haushaltung durch dieſes Bekenntniß wieder zu dem Seinigen kommen könnte. Die täglich ſteigende Bosheit des Vogts, und ſein Muthwillen, der jetzt auch ſogar die Feſte nicht mehr ſchonet, [illegible]

hen mich glauben, die Zeit ſeiner Demüthigung ſey nahe. — Für den unglücklichen armen Wüſt bitte ich demüthig und dringend um alle Barmherzigkeit und um alle Gnade, welche die Pflichten der Gerechtigkeit dem menſchenliebenden Herzen Euer Gnaden erlauben können.

Meine liebe Frau empfiehlt ſich ihrer edelmüthigen Gemahlin, und meine Kinder ihren guten Fräuleins. Sie ſagen tauſendfachen Dank für die Blumenzwiebeln, mit denen Sie unſern Krautgarten verzieren wollen. Gewiß werden ihnen meine Kinder mit Fleiß abwarten; denn ihre Blumenfreude iſt unbeſchreiblich.

Erlauben Sie, Hochedelgeborner, gnädiger Herr! daß ich mit pflichtſchuldiger Ergebenheit mich nenne

Euer Wohledelgeboren Gnaden

Bonnal, den 20. März 1780.

gehorſamſter Diener,
Joachim Ernſt, Pfr.

## Zweyter Brief.

Hochedelgeborner, gnädiger Herr!

Seit geſtern Abends, da ich Euer Gnaden in beyliegend ſchon verſiegeltem Schreiben den Vorfall mit dem Hans Wüſt pflichtmäßig zu wiſſen thun wollte, hat die alles leitende weiſe Vorſehung meine Hoffnungen und meine Wünſche für den Rudi, und meine Vermuthungen gegen den Vogt, auf eine mir jetzt noch unbegreifliche und unaufklärbare Weiſe beſtätigt.

Es entſtund in der Nacht ein allgemeiner Lärm im Dorfe, der ſo groß war, daß ich Unglück vermuthete. Ich ließ nachfragen, was es ſey, und ich erhielt den Bericht: Der Teufel wolle den Vogt nehmen; er ſchreye erbärmlich droben am Berge um Hülfe, und alles Volk habe das erſchreckliche Geraſſel des ihm nachlaufenden Teufels gehört — Ich mußte ob dieſem Berichte, Gott verzeih es mir, herzlich lachen. Es kamen aber immer mehr Leute, die alle den gräulichen Vorfall beſtätigten und zuletzt berichteten: Der Vogt ſey wirklich mit den Männern, die ihm zu Hülfe geeilt wären, wieder heim; aber ſo erbärmlich vom leidigen Satan herumgeſchleppt und zugerichtet worden, daß er wahrſcheinlicher Weiſe ſterben werde.

Das alles war freylich keine Waare in meinen Kram; aber was machen? Man muß die Welt brauchen, wie ſie iſt, weil man ſie nicht ändern kann.

Ich dachte, es mag nun geweſen ſeyn, was es will, ſo iſt der Vogt vielleicht jetzt weich; ich muß alſo die gelegene Zeit nicht verſäumen, und ging deshalb ſogleich zu ihm.

Ich fand ihn in einem erbärmlichen Zuſtande. Er glaubt ſteif und feſt, der Teufel hab ihn nehmen wollen. Ich fragte zwar hin und her, um etwan auf eine Spur zu kommen; aber ich begreife noch nichts von allem. Nur ſo viel iſt gewiß, daß ihn Niemand angerührt hat, und daß ſeine Verwundung am Kopfe, die aber leicht iſt, von einem Falle herrührt. — Auch hat der Teufel, ſobald die Mannſchaft anrückte, mit ſeinem Raſſeln und Heulen nachgelaſſen — Aber es iſt Zeit zur Hauptſache zu kommen.

Der Vogt war gedemüthigt, und bekannte mir zwo abscheuliche Thaten, die er mir freywillig erlaubt, Euer Gnaden zu offenbaren.

Erstlich: Es sey wahr, was mir der Hans Wüst gestern geklagt hätte; nämlich:

Er habe Ihren in Gott ruhenden Großvater in dem Handel mit dem Rudi irre geführt, und die Matte sey mit Unrecht in seiner Hand.

Zweytens: Er habe diese Nacht Euer Gnaden einen Marchstein versetzen wollen, und sey wirklich an dieser Arbeit gewesen, als ihm der schreckliche Zufall begegnet sey.

Ich bitte Euer Gnaden demüthig um Schonung und Barmherzigkeit auch für diesen unglücklichen Mann, der Gottlob auch zur Demuth und zur Reue zurückzukommen scheint.

Da sich die Umstände also seit gestern geändert haben, schick ich den Hans Wüst nicht mit seinem Briefe, sondern ich sende beyde durch Wilhelm Aebi, und ich erwarte, was Euer Gnaden hierin für fernere Befehle an mich werden gelangen lassen. Womit ich mit der vorzüglichsten Hochachtung verharre

Euer Hochedelgeboren Gnaden

Bonnal, den 21. März 1780.

gehorsamster Diener,
Joachim Ernst, Pfr.

## §. 79.

## Des Hünerträgers Bericht.

Wilhelm Aebi eilte nun mit den Briefen auf Arnburg; aber Chriſtoph, der Hünerträger, war früher im Schloß, und erzählte dem Junker alles, was begegnet war, der Länge und der Breite nach.

Der Junker aber mußte auf ſeinem Lehnſtuhl über die Geſchichte, über den Schrecken des Vogts und über das Oh — Ah — Uh — des Hünerträgers lachen, daß er den Bauch mit beyden Händen halten mußte.

Thereſe, ſeine Gemahlin, die im Nebengemach noch in der Ruhe war, hörte das laute Gelächter und das Oh — Ah — Uh — des Hünerträgers, und rief:

Karl! was iſt das? Komm doch herein, und ſage mir, was es iſt.

Da ſagte der Junker zum Hünerträger: Meine Frau will auch hören, wie du den Teufel vorſtellen könneſt; komm herein.

Und er ging mit dem Hünerträger ins Schlafzimmer ſeiner Gemahlin.

Da erzählte dieſer wieder: wie er den Vogt bis unten ins Feld verfolgt hätte — wie ſeine Nachbarn bey Duzenden mit Spießen und Prügeln und Windlichtern dem armen Vogt zu Hülfe gekommen wären, und wie er dann wieder ſtill den Berg hinauf geſchlichen ſey.

Thereſe und Karl lachten auf ihrem Bette wie Kinder, und ließen den Hühnerträger, ſo viel er wollte, von dem

köſtlichen Wein des Junkers, der ſeit geſtern noch da ſtund, trinken.*) Hingegen verbot ihm Arner, noch Niemand kein Wort von der Sache zu erzählen.

Indeſſen langte Wilhelm Aebi mit des Pfarrers Briefen an.

Arner las ſie, und die Geſchichte des Hans Wüſt rührte ihn am meiſten. Die Unvorſichtigkeit ſeines Großvaters, und das Unglück des Rudis gingen ihm zu Herzen; aber die weiſe Handlungsart des Pfarrers freute ihn in der Seele.

Er gab die Briefe ſogleich ſeiner Therese, und ſagte: Das iſt doch ein herrlicher Mann, mein Pfarrer in Bonnal; menſchenfreundlicher und ſorgfältiger hätte er nicht handeln können.

Thereſe las die Briefe und ſagte: Das iſt eine erſchreckliche Sache mit dem Wüſt! Du mußt dem Rudi wieder zu dem Seinigen helfen. Säume doch nicht — und wenn der Vogt ſich ſträubt, die Matte zurückzugeben, ſo wirf ihn in alle Löcher. Er iſt ein Satan, den du nicht ſchonen mußt.

---

*) Herr Jeſus! was denkſt du auch, Junker? Margrithe! gieb doch Dienſtenwein — würde freylich manche Gräfin gerufen haben. A. d. V.

Alles zu ſeiner Zeit; wenn der Hünerträger nur Hüner bringt, warum ſollte man ihm vom beſten Wein geben? Wer ſoll dann den ſchlechtern trinken? Aber in gewiſſen Fällen kann auch der Bürger thun und ſoll er thun, was der Graf mit Rechte ſeinen Mägden verbietet.

A. d. H.

Ich will ihn aufknüpfen laſſen, antwortete Arner.

Ach nein! du tödteſt Niemand, erwiederte Thereſe.

Meynſt du, Thereſe? ſagte Karl, und lächelte.

Ja, ich meyn's, ſagte Thereſe, und küßte ihren Karl.

Du würdeſt mich nicht mehr küſſen, glaub ich, wenn ich's thäte, Thereſe! ſagte Karl.

Und Thereſe lächelnd: Das denk ich.

Arner aber ging in ſein Cabinet, und antwortete dem Pfarrer.

## §. 80.

## Des Junkers Antwortſchreiben an den Pfarrer.

Wohlehrwürdiger, lieber Herr Pfarrer!

Der Vorfall mit dem Vogt iſt mir eine Stunde vor Ihrem Schreiben durch den Teufel ſelbſt, der den Vogt den Berg hinabjagte, geoffenbart worden; und der iſt mein Hünerträger, Chriſtoph, den Sie wohl kennen. Ich erzähle Ihnen die ganze Geſchichte, die recht luſtig iſt, noch heute; denn ich komme zu Ihnen, und will wegen dem Marchſtein Gemeind halten laſſen, und zugleich will ich mit meinen Bauern wegen ihrem Geſpenſterglauben jetzt eine Comödie ſpielen — und Sie, mein lieber Herr Pfarrer! müſſen auch mit mir in dieſe Comödie — Ich denke, Sie ſind noch nicht in vielen geweſen, ſonſt würden Sie gewiß nicht

cht so schüchtern, aber vielleicht auch nicht so herzgut und zufrieden seyn.

Ich sende Ihnen hier von meinem besten Wein zum rzlichen Gruß und Dank, daß Sie mir so redlich und av geholfen haben, meines lieben Großvaters Fehler wie r gut zu machen.

Wir wollen diesen Abend zu seinem Andenken eins da n mit einander trinken. Mein lieber Herr Pfarrer! er ar doch ein braver Mann, wenn die Schelmen schon oft sein gutes Herz und sein Zutrauen gemißbraucht ben.

Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Pfarrer! für Ihre ühe und für Ihre Sorgfalt wegen dem Hübelrudi — reylich will ich ihm helfen. Noch heute muß er mit mei m lieben Großvater wieder zufrieden werden, und, will's ott! in seinem Leben bey seinem Andenken nicht mehr trauern. s thut mir in der Seele leid, daß er so unglücklich ge sen ist; und ich will, auf was Weise ich kann, dafür gen, daß der Mann für sein Leiden und für seinen ummer mit Freude und Ruhe wieder erquickt werde. ir sind gewiß schuldig, die Fehler unsrer Eltern wieder t zu machen, so viel wir können und mögen. O es ist cht recht, Herr Pfarrer! daß man behauptet, ein Rich r sey nie in keiner Gefahr, und sey nie keinen Ersatz uldig. Ach Gott! Herr Pfarrer! wie wenig kennt man n Menschen, wenn man nicht einsieht, daß alle Richter m durch Gefahr ihres Vermögens nicht nur zur Ehr heit, sondern zur Sorgfalt und zur Anstrengung aller

Aufmerkſamkeit ſollten bewogen und angehalten werden. Aber was ich da vergebens ſchwatze.

Meine Frau und meine Kinder grüßen Ihre Gelieb alle herzlich, und ſenden Ihren Töchtern noch eine Sch tel Blumenzeugs. Leben Sie wohl, mein lieber H Pfarrer! und ſtürmen Sie jetzt nicht ſo in allen Stu herum alles aufzuräumen, und Würſte und Schinken ſieden, als ob ich vor lauter Hunger bey Ihnen einkeh wolle; ſonſt werde ich nicht wieder zu Ihnen kommen, lieb Sie mir ſind.

Ich danke Ihnen noch einmal, mein lieber Herr Pf rer; und bin mit wahrer Zuneigung

Ihr

aufrichtiger Freund,

Arnburg, den 21. März 1780.

Karl Arne von Arnheim.

N. S. So eben ſagt mir meine Frau, ſie wolle Comödie mit dem Hünerträger auch ſehen. Wir kom Ihnen alſo alle mit den Kindern und mit dem großen gen auf den Hals.

## §. 81.

## Ein guter Küher.

Da Arner den Wilhelm fortgeſchickt hatte, ging er ſeinen Stall, wählte unter ſeinen fünfzig Kühen für Hübelrudi eine aus, und ſagte zu ſeinem Küher:

Futtere mir dieſe Kuh wohl, und ſag dem Buben, daß er ſie nach Bonnal führe, und in den Pfrundſtall*) ſtelle, bis ich kommen werde.

Der Küher aber antwortete ſeinem Herrn: Herr! ich muß thun, was ihr mich heißt; aber es iſt unter dieſen hundſzigen allen keine, die mich ſo reut. Sie iſt noch ſo jung, ſo wohlgeſtalt und ſo ſchön; ſie kömmt mit der Milch in die beſte Zeit.

Du biſt brav, Küher! daß dich die ſchöne Kuh reut. Mich aber freut es, daß ich's getroffen habe — Ich ſuchte eben die Schönſte — Sie kömmt in eines armen Mannes Stall, Küher! laß ſie dich nicht reuen; ſie wird ihn auch freuen.

Küher. Ach Herr! es iſt ewig Schade um die Kuh — bey einem armen Mann wird ſie abfallen; ſie wird mager und häßlich werden. O Herr! wenn ich's vernehme, daß ſie Mangel hat, ich lauf alle Tage auf Bonnal, und bring ihr Salz und Brod alle Säcke voll.

Junker. Du guter Küher! der Mann bekömmt eine ſchöne Matte und Futter genug für die Kuh.

Küher. Nun, wenn es ihr nur auch wohl geht, wenn ſie doch fort muß.

Junker. Sey nur zufrieden, Küher! Es ſoll ihr nicht fehlen.

Der Küher futterte die Kuh, und ſeufzte bey ſich ſelber, daß ſein Herr die ſchönſte im Stall wegſchenkte. Er

*) Stall, der zum Pfarrhaus, zur Pfrund gehört.

nahm auch ſein Morgenbrod und Salz, gab alles Fleck, und ſagte dann zum Jungen:

Nimm deinen Sonntagsrock und ein ſauberes H ſtrehle dich, und putze dir deine Schuhe, du mußt den nach Bonnal führen.

Und der Junge that, was der Küher ihm ſagte, führte die Kuh ab.

Arner ſann jetzt eine Weile ſtill und ernſthaft den theil nach, welches er über den Vogt fällen wollte. ein Vater, wenn er ſeinen wilden, ausartenden Kn einſperrt und züchtigt — nichts ſucht, als das Wohl ſ Kindes — wie es dem Vater an's Herz geht, daß er ſen muß — wie er lieber verſchonen und belohnen wö wie er ſeine Wehmuth in ſeinen Strafen ſo väterlich ſert, und durch ſeine Liebe mitten im Strafen ſeinen dern noch mehr, als durch die Strafe ſelber, an's greift.

So, dacht Arner, muß ich ſtrafen, wenn ich will, meine Gerechtigkeitspflege Vaterhandlung gegen meine gehörigen ſey.

Und in dieſen Geſinnungen faßte er ſein Urtheil g den Vogt ab.

Indeſſen hatten ſeine Gemahlin und ſeine Fräulein eilt, daß man früher, als ſonſt, zu Mittag äße.

## N. 82.

## Ein Kutſcher, dem ſeines Junkers Sohn lieb iſt.

Und der kleine Karl, der ſchon mehr als zehnmal den Kutſcher gebeten hatte, daß er den Wagen ſchnell fertig haben ſollte, lief noch vom Eſſen in Stall, und rief: Wir haben gegeſſen, Franz! ſpann an, und fahr geſchwind an's Schloßthor.

Du lügſt, Junge! ſie haben noch nicht gegeſſen; man klingelt ja eben zum Tiſche, ſagte Franz.

Karl. Was ſagſt du, ich lüge? Das leid ich nicht, du alter Schnurrbart!

Franz. Wart, Bübchen! ich will dich Schnurrbarten ehren; dafür flechte ich den Pferden die Schwänze und das Halshaar, und bind ihnen die Bänder und die Roſen in's Haar — dann geht es noch eine Stunde; und redſt du ein Wort, ſo ſag ich zum Papa: Der Herodes hat das Brimmen! ſieh, wie er den Kopf ſchüttelt — dann läßt er die Rappen im Stall, nimmt den kleinern Wagen, und du mußt nicht mit.

Karl. Nein, Franz! Hör doch auf, und flechte die Schwänze nicht; nimm doch keine Bänder — Du biſt mir lieb, Franz! und ich will dir nicht mehr Schnurrbart ſagen.

Franz. Du mußt mich küſſen, Karl! an meinen Bart mußt du mich küſſen, ſonſt nehm ich die Bänder und flechte.

Karl. Nein, nur doch das nicht, Franz!

Franz. Warum ſagſt du mir Schnurrbart? Du mußt mich küſſen, ſonſt nehm ich die Bänder, und fahre nicht mit den Rappen.

Karl. Nun, wenn ich muß; aber du machſt dann den Wagen doch geſchwind fertig?

Da legte Franz den Roßſtrigel ab, hub den jungen Herrn in die Höhe, und dieſer küßte ihn.

Franz drückt ihn herzlich und ſagt: Auch recht, Bübli! eilte mit dem Wagen, und fuhr bald vor das Schloßthor.

Da ſaß Arner mit ſeiner Gemahlin und mit ſeinen Kindern ein.

Und Karl bat den Papa: Darf ich doch zu Franz auf den Bock ſitzen? es iſt ſo eng und ſo warm im Wagen.

Meinethalben, ſagt Arner, und ruft dem Franz: Hab gut Sorg zu ihm.

## §. 83.

## Ein Edelmann bey ſeinen Arbeitsleuten.

Und Franz fuhr mit ſeinen muthigen Rappen raſch fort, und war bald auf der Ebene bey Bonnal, wo die Männer Steine brachen.

Da ſtieg Arner aus dem Wagen, nach ihrer Arbeit zu ſehen; und er traf die Arbeiter alle einen Jeden an ſeinem ſchicklichen Platz an.

Und der Steine waren für die Zeit, in welcher ſie gearbeitet hatten, ſchon viele beyſammen.

Und Arner lobte die gute Ordnung und die gute Anſtalt bey ihrer Arbeit, alſo daß auch die Einfältigſten merkten, daß es ihm nicht würde entgangen ſeyn, wenn das geringſte nicht in Ordnung oder nur zum Schein dargeſtellt worden wäre.

Das freute den Lienhard, denn er dachte: Es ſieht jetzt in Jeder ſelbſt, daß es nicht an mir ſteht, Unordnung und Liederlichkeit zu dulden.

Arner fragte auch den Meiſter, welches der Hühelrudi ey; und in eben dem Augenblick, da ihm der Mäurer ihn zeigte, wälzte der todtblaſſe und ſichtbarlich ſchwache Rudi einen ſehr großen Stein mit dem Hebeiſen aus ſeinem Neſt. Schnell rief Arner: Ueberlüpft*) euch nicht, Nachbarn! und ſorget, daß keiner unglücklich werde. Darauf befahl er noch dem Meiſter, ihnen einen Abendtrunk zu geben, und ging weiter gegen Bonnal.

## §. 84.

## Ein Junker und ein Pfarrer, die beyde ein gleich gutes Herz haben, kommen zuſammen.

Er ſah bald den guten Pfarrer von Ferne gegen ihn kommen.

Der Junker lief ſtark gegen den Pfarrer, und rief ihm zu: Sie hätten ſich doch in dieſem Wetter nicht bemühen

*) Sich überlüpfen heißt ſchwerer emporheben, als man kann.

ſollen; es iſt nicht recht bey Ihren Beſchwerden; und eilt dann heim mit ihm in ſeine Stube.

Und erzählte ihm die ganze Geſchichte mit dem Hünerträger; dann ſagte er: Ich habe ziemlich Geſchäfte, Herr Pfarrer! ich will ſchnell daran, damit wir noch ein paar Stunden ruhig Freude mit einander haben können.

Jetzt ſandte er auch zu dem jungen Meyer, und ließ ihm ſagen, daß er zu ihm komme, und ſagte zum Pfarrer: Ich will vor allem des Vogts Rechnungen und Bücher verſiegeln laſſen; denn ich will wiſſen, mit wem er in Rechnung ſtehe; und er muß ſie mit Jedermann vor mir in Ordnung bringen.

Pfarrer. Dadurch werden Sie einen guten Theil Ihrer Angehörigen ſehr nahe kennen lernen, gnädiger Herr!

Junker. Und wie ich hoffe, auch Wege finden, vieler häuslicher Verwirrung in dieſem Dorfe ein Ende zu machen; wenn ich bey dieſem Anlaſſe Jedermann deutlich und einleuchtend machen kann, wie ſich die Leute unwiederbringlich verderben, wenn ſie mit ſolchen Wucherern, wie der Vogt iſt, nur um einen Kreuzer anbinden. Es dünkt mich, Herr Pfarrer! die Landesgeſetze thun zu wenig, dieſem Landesverderben zu ſteuern.

Pfarrer. Keine Geſetzgebung kann das, gnädiger Herr! aber das Vaterherz eines Herrn.

## §. 85.

## des Junkers Herz gegen ſeinen fehlenden Vogt.

Indeſſen kam der jüngere Meyer, und der Junker ſagte
ihm: Meyer! ich bin im Fall, meinen Vogt zu ent-
hen; aber ſo ſehr er ſich verfehlt hat, bewegen mich doch
nige Umſtände, daß ich wünſche, ihm, ſo lange er lebt,
och etwas vom Einkommen ſeines Dienſtes zukommen zu
ſſen. Du biſt ein wohlhabender Mann, Meyer! und
h denke, wenn ich dich zum Vogt mache, du laſſeſt dem
ten Mann gern noch jährlich hundert Gulden vom Dienſte
uſließen.

Meyer. Wenn Sie mich zu dieſem Dienſte tüchtig
finden, gnädiger Herr! ſo will ich mich hierin, wie in al-
em andern, nach Ihren Befehlen richten.

Junker. Nun, Meyer! ſo komme morgen zu mir
uf Arnburg, ich will dann dieſes Geſchäft in Ordnung
bringen. Jetzt will ich dir nur ſagen: du müſſeſt mit mei-
nem Schreiber und mit dem Richter Aebi dem Hummel
alle ſeine Schriften und ſeine Rechnungen beſiegeln. Ihr
habt genau nachzuſehen, daß von allen Papieren und Rech-
nungen nichts unterſchlagen werde.

Da gingen der Meyer und der Herrſchaftsſchreiber, nah-
men noch den Richter Aebi mit ſich, und beſiegelten des
Vogts Schriften.

Die Vögtin aber ging mit einem naſſen Schwamm ge-
gen die gekreidete Wandtafel; aber der Meyer ſah es, hin-

berte ſie etwas durchzuſtreichen, und ließ die gekreidete Ta
fel ſchnell abſchreiben.

Und der Meyer, der Schreiber und der Richter Aebi verwunderten ſich, als ſie auf der Tafel fanden: Samstags den 18ten dieſes dem Joſeph des Lienhards drey Thaler an Geld — Wofür das? fragten der Meyer, der Schreiber und Aebi, den Vogt und die Vögtin; aber ſie wollens nicht ſagen. Und da die Männer mit der Abſchrift der Wandtafel ins Pfarrhaus kamen, verwunderte ſich der Junker ebenfalls über dieſe drey Thaler, und fragte die Männer: Wiſſet ihr, für was das war?

Es wollte Niemand mit einer Antwort herausrücken, da wir fragten, antworteten die Männer.

Ich will es bald herausbringen, ſagte der Junker. Wenn Flink und der Gefängnißwächter da ſeyn werden, ſo ſag ihnen: ſie ſollen den Vogt und den Hans Wüſt hieher bringen.

## §. 86.

## Der Pfarrer zeigt abermal ſein gutes Herz.

Der gute Pfarrer hatte das kaum gehört, ſo ſchlich er ſich alſobald von der Geſellſchaft weg ins Wirthshaus, und ſagte dem Vogt: Um Gottes willen! was iſt das mit den drey Thalern an Joſeph? du machſt dich doppelt unglücklich, wenn du's nicht ſagſt; der Junker iſt zornig.

Da bekannte der Vogt dem Pfarrer mit Thränen all Umſtände mit Joſeph und mit dem Gelde.

Und der Pfarrer eilte ſchnell wieder zu Arner, und ſagte ihm alles, und wie wehmüthig der Vogt es ihm geſtanden hätte. Er bat auch den Junker noch einmal um Gnad und Barmherzigkeit für den armen Mann.

Sorgen Sie nicht, Herr Pfarrer! Sie werden mich gewiß menſchlich und mitleidend finden, ſagt Arner.

Er ließ hierauf den Joſeph gebunden und gefangen von der Arbeit wegnehmen, und ihn mit dem Wüſt und dem Vogt herbringen.

Der Vogt zitterte wie ein Laub der großblätterigen Eſpe. Der Wüſt ſchien in ſtiller Wehmuth in ſich ſelbſt gekehrt, und von Herzen geduldig.

Der Joſeph aber knirſchte mit den Zähnen, und ſagte zum Vogt: Du Donnersbub, du biſt an allem ſchuldig!

Arner ließ die Gefangenen einen nach dem andern in die untere Stube des Pfarrhauſes führen, wo er ſie in Gegenwart des Meyers, des Aebis und des Weibels verhörte.

Und nachdem der Schreiber alle ihre Ausſagen von Wort zu Wort niedergeſchrieben, und ſie den Gefangenen wieder vorgeleſen, dieſe ſie auch von neuem wiederholt und beſtätigt hatten, ließ er ſie alle unter die Linde des Gemeindplatzes bringen, und befahl, jetzt an die Gemeinde zu läuten.

## §. 87.

## Vom guten Muth und von Geſpenſtern.

Vorher ging der Junker noch ein paar Augenblicke in die obere Stube zum Pfarrer, und ſagte: Ich trinke noch eins, Herr Pfarrer! denn ich will gutes Muths ſeyn an der Gemeind; das muß man ſeyn, wenn man den Leuten etwas beybringen will.

Nichts iſt gewiſſer, ſagte der Pfarrer.

Und der Junker nöthigt ihn, auch eins zu trinken, und ſagte: Wenn nur auch einmal die Geiſtlichen lernten ſo ganz ohne Umſchweif und Ceremonie mit den Leuten umgehen, Herr Pfarrer! Sobald die Leute einen freudigen Muth, ein ungezwungenes offenes Weſen an einem ſehen, ſo ſind ſie ſchon halb gewonnen.

Ach, Junker! ſagte der Pfarrer, eben das ſo gerade hin, mit gutem Muth, mit freudigem ungezwungenem Weſen mit den Leuten umgehen, daran werden wir auf tauſenderley Arten gehindert.

Junker. Das iſt ein Unglück für Ihren Stand, Herr Pfarrer! das ſehr weit langt.

Pfarrer. Sie haben ganz Recht, Junker! Ungezwungener, treuherziger und offener ſollte Niemand mit den Leuten umgehen können, als die Geiſtlichen. Sie ſollten Volksmänner ſeyn, und dazu gebildet werden; ſie ſollten den Leuten in den Augen anſehen, was und wo ſie reden und ſchweigen ſollen. Ihre Worte ſollten ſie ſparen, wie Gold, und ſie hergeben wie nichts; ſo leicht, ſo

treffend und ſo menſchenfreundlich, wie ihr Meiſter! Aber ach, ſie bilden ſich in andern Schulen, und man muß Geduld haben, Junker! es ſind in allen Ständen noch gleich viel Hinderniſſe für die liebe Einfalt und für die Natur.

Junker. Es iſt ſo; man kömmt in allen Ständen immer mehr von dem weg, was man eigentlich darin ſeyn ſollte; man muß oft und viele Zeit, in der man wichtige Pflichten ſeines Standes erfüllen ſollte, mit Ceremonien und Comödien zubringen; und es ſind wenige Menſchen, die unter der Laſt der Etikettenformulare und Pedantereyen das Gefühl ihrer Pflichten und das innere Weſen ihrer Beſtimmung ſo rein erhalten, wie es Ihnen gelungen iſt, mein lieber Herr Pfarrer! Aber an Ihrer Seite iſt's mir Freude und Luſt, die ſelige Beſtimmung meiner Vaterwürde zu fühlen; auch will ich trachten, dieſe Beſtimmung mit reinem Herzen zu erfüllen, und wie Sie, von allen Ceremonien und Gaukeleyen, die man mit den Menſchen ſpielt, nur das mitmachen, was ich muß.

Pfarrer. Sie beſchämen mich, gnädiger Herr!

Junker. Ich fühle, was ich ſage; aber es wird bald ändern. Ich ſehne mich recht auf die Comödie an der Gemeind; dießmal, glaube ich, wolle ich ihnen etwas von ihrem Aberglauben austreiben.

Pfarrer. Gott gebe, daß es ihnen gelinge. Dieſer Aberglaube iſt allem Guten, das man den Leuten beybringen will, immer ſo viel und ſo ſtark im Weg.

Junker. Ich fühle es auch an meinem Orte, wie oft und viel er ſie in ihren Angelegenheiten dumm, furchtſam und verwirrt macht.

Pfarrer. Er giebt dem Kopf des Menſchen einen krummen Schnitt, der alles, was er thut, redt und urtheilt, verrückt; und was noch weit wichtiger iſt, er verdirbt das Herz des Menſchen, und flößt ihm eine ſtolze und rohe Härte ein.

Junker. Ja, Herr Pfarrer! man kann die reine Einfalt der Natur und die blinde Dummheit des Aberglaubens nie genug unterſcheiden.

Pfarrer. Sie haben ganz Recht, Junker! die unverdorbene Einfalt der Natur iſt empfänglich für jeden Eindruck der Wahrheit und der Tugend; ſie iſt wie eine weiche Schreibtafel. Die Dummheit des Aberglaubens aber iſt wie gegoſſenes Erz, keines Eindrucks fähig, als durch Feuer und Flammen. Und ich will jetzt nur, Junker! da Sie von dieſem Unterſchiede, der mir in meinem Berufe ſo wichtig iſt, angefangen haben, einen Augenblick davon fortſchwatzen.

Junker. Ich bitte Sie darum, Herr Pfarrer! die Sache iſt mir eben ſo wichtig.

Pfarrer. Der Menſch, in der unverdorbenen Einfalt ſeiner Natur, weiß wenig; aber ſein Wiſſen iſt in Ordnung; ſeine Aufmerkſamkeit iſt feſt und ſtark auf das gerichtet, was ihm verſtändlich und brauchbar iſt; er bildet ſich nichts darauf ein, etwas zu wiſſen, das er nicht verſteht und nicht braucht. Die Dummheit des Aberglaubens aber hat keine Ordnung in ihrem Wiſſen; ſie prahlt, das zu wiſſen, was ſie nicht weiß und nicht verſteht; ſie maßet ſich an, die Unordnung ihres Wiſſens, ſey göttliche Ord-

nung, und der vergängliche Glanz ihrer Schaumblaſe ſey göttliche Weisheit und göttliches Licht.

Die Einfalt und die Unſchuld der Natur brauchen alle Sinnen, urtheilen nicht unüberlegt, ſehen alles ruhig und bedächtlich an, dulden Widerſpruch, ſorgen und eifern für Bedürfniß und nicht für Meynung, und wandeln ſanft und ſtill und voll Liebe einher — Der Aberglaube aber ſetzt ſeine Meynung gegen ſeine Sinnen und gegen aller Menſchen Sinnen; er findet nur Ruhe im Triumph ſeines Eigendünkels, und er ſtürmt damit unſanft und wild und hart durch ſein ganzes Leben.

Den Menſchen in ſeiner reinen Einfalt leiten ſein unverdorbenes Herz, auf das er ſich immer getroſt verlaſſen kann, und ſeine Sinnen, die er mit Ruhe braucht. Den Abergläubigen aber leitet ſeine Meynung, welcher er ſein Herz, ſeine Sinnen, und oft Gott, Vaterland, ſeinen Nächſten und ſich ſelbſt aufopfert.

Junker. Das zeigt die Geſchichte auf allen Blättern; und auch ein kleines Maaß von Erfahrung und von Weltkenntniß überzeugt einen jeden, daß Hartherzigkeit und Aberglaube immer gepaart gehen, und daß ſie nichts als ſchädliche und bittere Folgen mit ſich führen.

Pfarrer. Aus dieſem weſentlichen Unterſchied der Einfalt des guten unentwickelten Menſchen, und der Dummheit des Aberglaubens, erhellet, Junker, daß das beſte Mittel, gegen den Aberglauben zu wirken, dieſes iſt:

„Den Wahrheitsunterricht in der Auferziehung des Volks „auf das reine Gefühl der ſanften und guten Unſchuld und „Liebe zu bauen, und die Kraft ihrer Aufmerkſamkeit auf

„nahe Gegenstände zu lenken, die sie in ihren persönlichen „Lagen interessiren.“

Junker. Ich begreife Sie, Herr Pfarrer! und ich finde, wie Sie, daß dadurch Aberglauben und Vorurtheil ihren Stachel, ihre innere Schädlichkeit, ihre Uebereinstimmung mit den Leidenschaften und Begierden eines bösen Herzens, und mit den grundlosen Grillen der armseligen Einbildung eines müßigen spintisirenden Wissens verlieren würden.

Und so wäre der Rest der Vorurtheile und des Aberglaubens nur noch todtes Wort und Schatten der Sache ohne inneres Gift, und er würde dann von selbst fallen.

Pfarrer. So seh ich es einmal an, Junker! Ordnung, nahe Gegenstände, und die sanfte Entwicklung der Menschlichkeitstriebe müssen die Grundlagen des Volksunterrichts seyn, weil sie unzweifelbar die Grundlagen der wahren menschlichen Weisheit sind.

Starke Aufmerksamkeit auf Meynungen und auf entfernte Gegenstände, und schwache, auf Pflicht und That und auf nahe Verhältnisse, ist Unordnung im Wesen des menschlichen Geistes.

Sie pflanzet Unwissenheit in unsern wichtigsten Angelegenheiten, und dumme Vorliebe für Wissen und Kenntniß, die uns nicht angehen.

Und Rohheit und Härte des Herzens sind die natürlichen Folgen alles Stolzes und aller Präsumptionen; daher denn offenbar die Quelle des innern Gifts des Aberglaubens und der Vorurtheile darin zu suchen ist, daß beym Unterricht des Volks seine Aufmerksamkeit nicht fest und

stark

ark auf Gegenſtände gelenkt wird, die ſeine Perſonal-Lage nahe und wichtig intereſſiren, und ſein Herz zu reiner ſanfter Menſchlichkeit in allen Umſtänden ſtimmen.

Thäte man das mit Ernſt und Eifer, wie man mit Ernſt und Eifer Meynungen einprägt, ſo würde man den Aberglauben an ſeinen Würzeln untergraben, und ihm alle ſeine Macht rauben — Aber ich fühle täglich mehr, wie weit wir in dieſer Arbeit noch zurück ſind.

Junker. Es iſt in der Welt alles vergleichungsweis wahr oder nicht wahr. Es waren weit rohere Zeiten; Zeiten, wo man Geſpenſter glauben oder ein Ketzer ſeyn mußte; Zeiten, wo man alte Frauen auf Verdacht und boshafte Klagen hin an der Folter fragen mußte, was ſie mit dem Teufel gehabt, oder Gefahr lief, ſeine Rechte und ſeinen Gerichtſtuhl zu verlieren.

Pfarrer. Das iſt Gott Lob vorbey; aber es iſt noch viel des alten Sauerteigs übrig.

Junker. Nur Muth gefaßt, Herr Pfarrer! es fällt ein Stein nach dem andern vom Tempel des Aberglaubens, wenn man nur auch ſo eifrig an Gottes Tempel aufbaute, als man an dem Tempel des Aberglaubens hinunter reißt.

Pfarrer. Eben da fehlts, und eben das ſchwächt oder zernichtet meine Freude darüber, daß man gegen den Aberglauben arbeitet; weil ich ſehe, daß alle dieſe Leute gar nicht bekümmert ſind, das Heiligthum Gottes, die Religion in ihrer Kraft und in ihrer Stärke auf der Erde zu erhalten.

Junker. Es iſt ſo; aber bey allen Revolutionen
man im Anfang das Kind mit dem Bad ausſchütten. J
hatte Recht, den Tempel des Herrn zu reinigen;
man fühlet jetzo ſchon, daß man im Eifer ſeine Ma
zerſtoßen hat, und man wird zurück kommen, und
Mauern wieder aufbauen.

Pfarret. Ich hoffe es zu Gott, und ſehe es
meinen Augen, daß man anfängt zu fühlen, daß die
geriſſene Irreligioſität die menſchliche Glückſeligkeit un
lich untergräbt.

Junker. Indeſſen müſſen wir gehen, und ich
einmal auch heute gegen den Aberglauben ſtürmen,
eure Geſpenſtercapelle zu Bonnal angreifen.

Pfarrer. Möge es Ihnen gelingen. Ich hab
mit meinem Angreifen und mit meinem Predigen dage
noch nicht weit gebracht.

Junker. Ich will's nicht mit Worten verſuchen, H
Pfarrer! Mein Hünerträger muß mit ſeinem Korb
mit ſeiner Laterne, mit ſeinem Karſt und ſeinem Pickel
überflüßige Worte ſparen.

Pfarrer. Ich glaube im Ernſt, dieſer werde es
trefflich gut machen; denn es iſt gewiß, wenn man ſo
Vorfälle wohl zu benutzen weiß, ſo richtet man dad
in einem Augenblick mehr aus, als mit allen Redner
ſten in einem halben Jahrhundert.

## §. 88.

## Von Geſpenſtern, in einem andern Ton.

Indeſſen waren die Bauern bald alle auf dem Gemeindplatz — Der geſtrige Vorfall und das Gerücht von den Gefangenen war die Urſache, daß ſie haufenweiſe herzueilten. Die erſchreckliche Erſcheinung des Teufels hatte ſie innigſt bewegt — und ſie hatten von Morgens früh an ſchon gerathſchlagt, was unter dieſen Umſtänden zu thun ſey, und ſich entſchloſſen, es nicht mehr zu dulden, daß der Pfarrer ſo ungläubig lehre und predige, und alle Geſpenſter verlache. Sie riethen, ſie wollen den Ehegaumer Hartknopf angehen, daß er dafür einen Vortrag mache an der Gemeinde; der junge Meyer aber widerſetzte ſich und ſprach: Ich mag nicht, daß der alte Geizhund, der ſeine Kinder verhungern läßt, und der allen ſchmutzigen Suppen nachläuft, für uns und für unſern Glauben reden ſoll; es iſt uns eine ewige Schande, wenn wir den Heuchler anreden.

Die Bauern antworteten: Wir wiſſen wohl, daß er ein Heuchler und ein Geizhund iſt; wir wiſſen auch, daß ſeine Dienſtmagd ein Laſter iſt, wie er, und wie ſie mit einander leben. Es iſt wahr, es lügt keiner von uns allen ſo frech, und keiner pflügt dem andern, wie er, über die March; und keiner putzt in der Erndte beyde Seiten der Furchen aus, wie er; aber dann kann von uns auch keiner, wie er, mit einem Pfarrer reden, oder eine geiſtliche Sache behaupten. Wenn du einen weißt, der's nur halb

kann, wie er, und es thun will, ſo iſt's gut; aber de Meyer wußte Niemand.

Alſo redten die Männer den Ehegaumer an, und ſpra chen: Du, Hartknopf! du biſt der Mann, der einen Geiſtlichen Antwort geben kann, wie keiner von uns al len; du mußt, wenn der Junker heute Gemeind halte wird, den Pfarrer verklagen wegen ſeines Unglaubens und einen Bettag begehren wegen der Erſcheinung des lei digen Satans. Sie redten es aber dennoch noch nicht öf fentlich mit ihm ab, ſondern nur die Vornehmſten betra ben den Handel; denn der Pfarrer hatte unter den Ar men viele Freunde, aber den größern Bauern war er deſt verhaßter, beſonders ſeitdem er ſich in einer Morgenpre digt erklärt, es ſey nicht recht, daß ſie ſich der Vertheil lung eines elenden Weidgangs*), welche der Junker zum Vortheil der Armen betreibe, widerſetzten.

Der Ehegaumer Hartknopf nahm den Ruf an, und ſprach: Ihr berichtet mich zwar ſpät, doch will ich au den Vortrag ſtudieren; und er ging von den Bauern we in ſein Haus, und ſtudierte den Vortrag vom Morge bis an den Abend, da es zur Gemeind läutete. Da abe jetzt die Verſchwornen faſt alle bey einander waren, wun derten ſie ſich, warum der Hartknopf nicht käme, und wußten nicht, wo es fehlte. Da ſagte ihnen Nickel Spitz Es fehlt wahrlich nirgends, als daß er wartet, bis ihr ihn abholet.

*) Weidrecht.

Was ist zu machen, sagten die Bauern, wir müssen dem Narrn uns wohl unterziehen, sonst kömmt er nicht.

Und sie sandten drey Richter, ihn abzuholen; diese kamen dann bald wieder mit ihm zurück.

Und der Ehegaumer grüßte die Bauern so gravitätisch, wie ein Pfarrer, und versicherte die Vorgesetzten und Verschwornen, die um ihn herum stunden, leis und bedenklich, er habe nun den Vortrag studiert.

Indessen gab Arner dem Hünerträger zum Zeichen, wenn er ein großes, weißes Schnupftuch zum Sack herausziehe, so soll er dann kommen, und ordentlich alles vortragen, und thun, wie abgeredt sey.

Dann ging er mit dem Pfarrer und mit dem Schreiber an die Gemeinde.

Alles Volk stund auf, und grüßte den gnädigen Herrn und den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer.

Arner dankte ihnen mit väterlicher Güte, und sagte den Nachbarn, sie sollten sich auf ihre Bänke setzen, damit alles in der Ordnung gehe.

Thereſe aber und die Frau Pfarrer, auch alle Kinder und Dienste aus dem Schloß und aus dem Pfarrhause stunden auf dem Kirchhofe, von dem man geradehin auf den Gemeindplatz sehen konnte.

Arner ließ jetzt die Gefangenen einen nach dem andern vorführen, und ihnen alles, was sie ausgesagt und bekannt hatten, öffentlich vorlesen.

Und nachdem ſie vor der Gemeinde das Vorgeleſene beſtätigt hatten, befahl er dem Vogt, ſein Urtheil auf den Knien anzuhören.

Und redte ihn dann alſo an:

## §. 89.

## Ein Urtheil.

Unglücklicher Mann!

Es thut mir von Herzen weh, dir in deinen alten Tagen die Strafen anzuthun, die auf Verbrechen, wie die Deinigen ſind, folgen müſſen. Du haſt den Tod verdient, nicht weil des Hübelrudis Matte oder mein Marchſtein eines Menſchen Leben werth ſind; ſondern weil meyneidige Thaten und ein freches Räuberleben über ein Land gränzenloſe Gefahren und Unglück bringen können.

Der meyneidige Mann und der Räuber werden Mörder beym Anlaß, und ſind Mörder im vielfachen Sinn durch die Folgen der Verwirrung, des Verdachts, des Jammers und des Elends, das ſie anrichten.

Darum haſt du den Tod verdient. Ich ſchenke zwar wegen deinem Alter, und weil du einen Theil deiner Verbrechen gegen mich perſönlich ausgeübt haſt, dir das Leben. — Deine Strafe aber iſt dieſe:

Du ſollſt noch heute, in Begleitung aller Vorgeſetzten, und wer ſonſt mitgehen will, zu meinem Marchſtein ge-

racht werden, um daſelbſt in Ketten alles wieder in den
origen Stand zu ſtellen.

Hierauf ſollſt du in das Dorfgefängniß hier in Bonnal
eführt werden; daſelbſt wird dein Herr Pfarrer ganzer
ierzehn Tage deinen Lebenslauf von dir abfodern, damit
an deutlich und klar finden könne, woher eigentlich dieſe
roße Ruchloſigkeit und dieſe Härte deines Herzens ent-
rungen ſind. Und ich ſelbſt werde alles Nöthige vorkeh-
n, den Umſtänden nachzuſpüren, welche dich zu deinen
erbrechen verführt haben, und welche auch andere von
einen Angehörigen in gleiches Unglück bringen könnten.

Am Sonntage über vierzehn Tage wird ſodann der
err Pfarrer öffentlich vor der ganzen Gemeinde die Ge-
hichte deines Lebenswandels, deiner häuslichen Unordnung,
iner Hartherzigkeit, deiner Verdrehung aller Eide und
flichten, und deiner ſchönen Rechnungsart gegen Arme
nd Reiche umſtändlich, mit deinen eigenen Ausſagen be-
äftigt, vorlegen.

Und ich will ſelbſt gegenwärtig ſeyn, und mit dem
errn Pfarrer alles vorkehren, was nur möglich iſt, meine
ngehörigen in Zukunft vor ſolchen Gefahren ſicher zu
ellen, und ihnen gegen die Quellen und Grundurſachen
s vielen häuslichen Elends, das im Dorf iſt, Hülfe und
ath zu ſchaffen.

Und hiemit wollte ich dich denn gern entlaſſen; und
enn meine Angehörigen ſanft und wohlgezogen genug wä-
en, der Wahrheit und dem, was ihr zeitliches und ewi-
es Heil betrifft, um ihrer ſelbſt willen, und nicht um der
lenden Furcht vor rohen, grauſamen un eckelhaften Stra-

fen, zu folgen; ſo würde ich dich hiemit wirklich entlaſſen; aber bey ſo vielen rohen, unbändigen und ungeſitteten Leuten, die noch unter uns wohnen, iſt's nöthig, daß ich um dieſer willen noch beyfüge:

Der Scharfrichter werde dich morgen unter den Galgen von Bonnal führen, dir daſelbſt deine rechte Hand an einen Pfahl in die Höhe binden, und deine drey erſten Finger mit unauslöſchlicher, ſchwarzer Farbe anſtreichen.

Wobey aber mein ernſter Wille iſt, daß Niemand mit Geſpött oder mit Gelächter oder irgend einiger Beſchimpfung dir dieſe Stunde deines Leidens wider meinen Willen verbittere, ſondern alles Volk ohne Geräuſch und ohne Gerede ſtill und mit entblößtem Haupt zuſehen ſoll.

Den Hans Wüſt verurtheilte der Junker zu achttägiger Gefängnißſtrafe.

Und den Joſeph, als einen Fremden, ließ er ſogleich aus ſeinem Gebiet fortführen, und ihm alle Arbeit und das fernere Betreten ſeines Bodens bey Zuchthausſtrafe verbieten.

Indeſſen hatte des Pfarrers Gevatter, Hans Renold, ihm ganz in der Stille berichtet, was die Bauern mit dem Ehegaumer vorhätten, und wie ſie gewiß und unfehlbar ihn wegen ſeinem Unglauben angreifen würden.

Der Pfarrer dankte dem Renold, und ſagte ihm mit Lächeln: Er ſoll ohne Sorgen ſeyn, es werde ſo übel nicht ablaufen.

Das iſt vortrefflich, ſagte der Junker, dem es der Pfarrer geſagt hatte, daß ſie das Spiel ſelber anfangen wollen;

indem er's ſagte, ſtund der Ehegaumer auf, und
ch:

## §. 90.

## Vortrag Hartknopfs, des Ehegaumers.

Gnädiger Herr!

Iſt es auch erlaubt, im Namen der Bauern Eurer ge-
en Gemeinde Bonnal etwas anzubringen, das eine Ge-
ensſache iſt?

Arner antwortete: Ich will hören. Wer biſt du? Was
t du?

Der Ehegaumer antwortete: Ich bin Jakob Chriſtoph
edrich Hartknopf, der Ehegaumer und Stillſtänder*)
Bonnal, meines Alters ſechs und fünfzig Jahre.

Und die Vorgeſetzten des Dorfs haben mich im Namen
Gemeind erbeten und erwählt, daß ich für ſie, da ſie
nal in geiſtlichen Sachen nicht erfahren und nicht beredt
, etwas vorbringe.

Arner. Nun dann, Ehegaumer Hartknopf! zur Sache.

Da fing der Ehegaumer abermal an: Gnädiger Herr!
ir haben von unſern Alten einen Glauben, daß der Teu-
und ſeine Geſpenſter dem Menſchen oft und viel erſchei-
; und da einmal jetzt auf heute offenbar worden iſt, daß

*) Kirchenvorgeſetzte, die nach der Kirche beym Pfarrer ge-
wöhnlich noch eine Weile ſtill ſtehen.

unſer alter Glaube an die Geſpenſter wahr iſt, wie wir denn alle keinen Augenblick daran zweifelten, ſo haben wir in Gottes Namen die Freyheit nehmen müſſen, unſerm gnädigen Herrn anzuzeigen, daß einmal unſer Herr Pfarrer, Gott verzeih's ihm, nicht dieſes Glaubens iſt. — Wir wiſſen auch wohl, daß ſelbſt Euer Gnaden, wegen den Geſpenſtern, es mit dem Herrn Pfarrer halten — Da man aber in Sachen des Glaubens Gott mehr gehorſamen muß, als den Menſchen; ſo hoffen wir, Euer Gnaden werden es uns in Unterthänigkeit verzeihen, wann wir bitten, daß der Herr Pfarrer in Zukunft, wegen dem Teufel, unſere Kinder auf unſern alten Glauben lehre, und nichts mehr gegen die Geſpenſter rede, die wir glauben und glauben wollen. Auch wünſchten wir, daß auf einen nahen Sonntag ein Faſt-, Bet- und Bußtag gehalten werden möchte, damit wir alle die überhand nehmende Sünde des Unglaubens gegen die Geſpenſter, im Staub und in der Aſche, gnädiglich und auf einen beſonders dazu angeſetzten Tag abbeten können.

Der Junker und der Pfarrer konnten freylich das Lachen ſchier gar nicht verbeißen, bis er fertig war; doch hörten ſie ihm mit aller Geduld zu.

Die Bauern aber freuten ſich in ihrem Herzen dieſer Rede; und ſie beſchloſſen, den theuren Mann zu Hunderten heim zu begleiten, da ſie ihn nur zu Dreyen abgeholt hatten. Auch ſtunden ſie zu Dutzenden auf, und ſagten:

Gnädiger Herr! das wäre in Gottes Namen unſer aller Meynung, was der Ehegaumer da ſagt.

Den Armen aber, und allen denen, welchen der Pfar-
r lieb war, war es recht angſt und bang für ihn; und
r und dort ſagte noch einer zum andern:

Wär er doch nur auch nicht ſo unglücklich, und glaubte
ich was andere Leute — er iſt doch ſonſt auch ſo brav;
ver dieſe durften nicht reden, ſo weh es ihnen that, daß
ine Feinde jetzt triumphirten.

## §. 91.

## Des Junkers Antwort.

Aber der Junker ſetzte den Hut auf, ſah etwas ernſt-
aft umher, und ſagte: Nachbarn! Ihr brauchtet eben
einen Redner für dieſe Thorheit — Die Sache ſelber und
ie Erſcheinung des Teufels iſt Irrthum; und Euer Herr
Pfarrer iſt einer der verſtändigſten Geiſtlichen. Ihr ſol-
tet euch ſchämen, ihn ſo durch einen armen Tropf, wie
uer Ehegaumer da iſt, beſchimpfen zu wollen. Hättet
hr gebührende Achtung für ſeine vernünftigen Lehren, ſo
würdet ihr verſtändiger werden, euern alten Weiberglau-
en ablegen, und nicht allen vernünftigen Leuten zum Trotze
Meynungen beybehalten wollen, die weder Hände noch
Füße haben.

Die Bauern redten zu Dutzenden: Offenbar iſt doch
dieſe Nacht der Teufel dem Vogt erſchienen, und hat ihn
nehmen wollen.

Junker. Ihr seyd im Irrthum, Nachbarn! und ihr werdet euch noch vor dem Nachtessen eurer Dummheit schämen müssen; aber ich hoffe, ihr seyd doch auch nicht alle gleich verhärtet in eurer Thorheit — Meyer! bist du auch der Meynung, man dürfe es gar nicht mehr in Zweifel ziehen, daß es wirklich der leidige Satan gewesen sey, der den Vogt auf dem Berge so erschreckt hat?

Der junge Meyer antwortete: Was weiß ich, gnädiger Herr!

Der Ehegaumer und viele Bauern ergrimmten über den Meyer, daß er also antwortete.

Und der Ehegaumer murrte hinter sich über die Bänke zu: Wie du auch wider Wissen und Gewissen redst, Meyer! — Viele Bauern aber sagten: Wir haben doch alle die erschreckliche Stimme des leidigen Satans gehört.

Junker. Ich weiß wohl, daß ihr ein Geschrey, ein Gebrüll und ein Gerassel gehört habt; aber wie könnt ihr sagen, daß das der Teufel gewesen sey? Kann es nicht seyn, daß ein Mensch oder mehrere den Vogt, der ziemlich zur Unzeit an diesem Orte war, habe erschrecken wollen? Der Wald ist nie leer von Leuten, und die Straße ist nahe, also daß es eben so leicht Menschen können gethan haben, als der Teufel.

Bauern. Zehn und zwanzig Menschen könnten zusammen nicht so ein Geschrey machen; und wenn Sie da gewesen wären, gnädiger Herr! und es gehört hätten, es käme Ihnen nicht in Sinn, daß Menschen so brüllen könnten.

Junker. Die Nacht trügt, Nachbarn! und wenn an einmal im Schrecken iſt, ſo ſieht und hört man alles ppelt.

Bauern. Es iſt nicht von dem zu reden, daß wir s irren; es iſt nicht möglich.

Junker. Ich aber ſage euch: Es iſt ganz gewiß, daß r euch irrt.

Bauern. Nein, gnädiger Herr! es iſt ganz gewiß, ß wir uns nicht irrten.

Junker. Ich meynte faſt, ich könnte euch beweiſen, ß ihr euch irrt.

Bauern. Das möchten wir ſehen, gnädiger Herr!

Junker. Es könnte leicht etwas ſchwerer ſeyn, als eſes.

Bauern. Euer Gnaden ſcherzen.

Junker. Nein, ich ſcherze nicht. Wenn ihr glaubt, ) könne es nicht, ſo will ich es verſuchen; und wenn ihr le Gemeindwaide theilen wollet, Wort halten, und euch weiſen, daß ein einziger Menſch das Gebrüll und das Zeraſſel alles gemacht habe.

Bauern. Das iſt nicht möglich.

Junker. Wollt ihr es verſuchen?

Bauern. Ja, Junker! wir wollen es. Wir dürften wo Gemeindwaiden an das ſetzen, nicht nur bloß eine, aß Sie das nicht können.

Hierauf entſtund ein Gemurmel. Einige Bauern ſag- n unter ſich: Man muß ſich doch in Acht nehmen, was nan verſpricht.

Andere Bauern auch unter ſich: Er kann das ſo wenig beweiſen, als daß der Teufel in Himmel kömmt.

Wieder andere Bauern auch unter ſich: Wir haben nichts zu fürchten; er muß hinten abziehen. Wir wollen daran ſetzen; er kann's nicht beweiſen.

Bauern (laut). Ja, Junker! wenn Ihr wollt Wort halten, ſo redet; wir ſind's zufrieden, wenn Ihr das, was Ihr geſagt habt, daß ein Menſch das Gebrüll, ſo wir geſtern gehört haben, gemacht habe; wenn Ihr das beweiſen könnt, daß es bewieſen iſt, und bewieſen heißt, ſo wollen wir die Gemeindwaide theilen; aber ſonſt gewiß nicht.

Der Junker nimmt ein großes weißes Schnupftuch, giebt dem Hünerträger das Zeichen, und ſagt zu den Bauern: Nur eine Viertelſtunde Bedenkzeit.

Dieſe lachten in allen Ecken, und etliche riefen: Bis morgen, Junker! wenn Ihr wollt.

Der Junker antwortete auf dieſe Grobheit kein Wort; aber die auf dem Kirchhofe, als ſie den Hünerträger gegen den Gemeindplatz anrücken ſahen, lachten, was ſie aus dem Halſe vermochten.

Es träumte aber den Bauern vom Böſen, als ſie das laute Gelächter hörten, und den fremden Mann mit dem ſchwarzen Korb und mit der Laterne anrücken ſahen.

Was iſt das für ein Narr, am hellen Tag mit dem brennenden Lichte? ſagten die Bauern.

Arner antwortete: Es iſt mein Hünerträger von Arnheim, und rief ihm: Chriſtoph! was willſt du hier?

Ich habe etwas anzubringen, gnädiger Herr! antwortete Chriſtoph.

Das magſt du meinethalben, erwiederte Arner. Da ſtellte der Hünerträger ſeinen Korb ab, und ſagte:

## §. 92.

## Rede des Hünerträgers an die Gemeinde.

Gnädiger Herr! Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! und ihr Nachbarn!

Hier ſind der Pickel, der Karſt, die Schaufel, die Brenn'sflaſche, die Tabakspfeife, und der große Wollhut meines Herrn Untervogts, das er alles in ſeinem Schrecken am Marchſtein gelaſſen hat, als ich ihn heute von ſeiner ſchönen Arbeit weg den Berg hinunter jagte.

Bauern. Wir ſollen jetzt glauben, du habeſt das Geſchrey gemacht? Das glauben wir heut und morgen nicht. Junker! der Beweis iſt nicht gut; wir bitten um einen andern.

Junker. Wartet nur ein wenig; er hat ja eine Larve bey ſich, er kann euch vielleicht heiterer zünden — Und nun ſehr laut und ſehr ernſthaft: Still — wenn's euch lieb iſt, bis er ausgeredt hat.

Die Bauern ſchweigen gehorſamſt.

Der Hünerträger aber fährt fort: Ihr ſeyd unhöflicher, als es im Land ſonſt der Gebrauch iſt; warum laßt ihr mich nicht ausreden? Denkt an den Hünerträger von Arnheim. Wenn ihr mich nicht ganz hört, ſo fehlts nicht, der künf-

sige Kalender wird von euch voll ſeyn; denn es iſt kein Punkt und kein Däpflein davon wahr, daß der Teufel dem Vogt erſchienen iſt. Ich hab' ihn erſchreckt, ich, der Hünerträger, ſo wie ich da ſteh, mit dieſem Korb und mit dieſem neuen, ſchwarzen Geißfell, das ich über meinen Korb hatte, weil's geſtern am Morgen noch regnete, und dieſe Laterne hatte, ich vornen am Korb, juſt ſo, wie ihr mich kommen ſahet. Ich füllte ſie in Hirzau wohl mit Oel, damit ſie gut zünde; denn es war ſehr dunkel, und der Weg iſt bös, wie ihr wohl wißt, auf der Hirzauer Seite. Um 11 Uhr war ich noch im Hirzauer Wirthshaus, das kann ich mit dem Wirth und wohl mit zehn Männern beweiſen, die auch da waren. Als ich auf die Höhe vom Berg kam, ſchlug es eben zwölf Uhr in Bonnal, und da hörte ich, wie der Vogt keinen halben Steinwurf weit von der Landſtraße fluchte und arbeitete, und da ich ihn an ſeiner Stimme und an ſeinem Hüſten richtig erkannte, wunderte es mich, was er da ſchaffe in der Mitternachtsſtunde. Ich dachte faſt, er grabe Schätzen nach, und wenn ich eben recht komme, ſo werde er mit mir theilen — Ich ging alſo dem Geräuſch nach — Aber es ſcheint, der Herr Untervogt habe geſtern gegen ſeine Gewohnheit etwas mehr, als nöthig iſt, getrunken gehabt; denn er hielt mich armen ſündigen Menſchen, ſobald er mich ſah, für den leibhaftigen Teufel. Und da ich ſah, daß er einen Marchſtein in unſers Herrn Wald verſetzen wollte, dachte ich, nu er fürchtet doch, was er verdient, ich will ihm jetzt d Hölle warm machen. Ich band ſchnell Karſt, Pickel u Schaufel und meinen Botenſtock zuſammen, ſchleppte d alle

lles hinter mir her den Felsweg hinunter, und rief dann, as ich aus dem Hals vermochte: Oh — Ah — Uh — o — ogt — Du bist mein, Hu — ummel — — und ich ar nicht mehr einen Steinwurf weit von euch weg, als r mit euerm Windlicht langsam und still, dem Herrn Unter- gt zu helfen, daher schlichet. Aber ich wollte die un- uldigen Männer nicht so, wie den Vogt, mit meinem ebrüll gar in der Nähe erschrecken, hörte damit auf, und eg wieder mit meiner Beute Berg an zu meinem Korb, id ging den geraden Weg heim. Es war eine Viertel- unde nach zwey Uhr, da mich unser Wächter antraf, und ich fragte: Was trägst du Bauerngeschirr auf deinem erkorb? Ich weiß nicht mehr, was ich ihm geantwor- t habe, einmal die Wahrheit nicht; denn ich wollte schwei- n, bis ich sie dem Junker erzählt hätte, welches ich heut on vor sechs Uhr gethan habe.

Und nun, Nachbarn! wie könnt ihr jetzt finden, daß h zu dieser Historie und zu diesem Geschirr am Morgen r Tage gekommen sey, wenn das, was ich euch sage, icht wahr ist?

Einige Bauern kratzten hinter den Ohren, einige lach- n.

Der Hünerträger fuhr fort: Wenn euch das wieder egegnet, Nachbarn! so will ich dem Wächter, den Vor- setzten und einer ganzen ehrsamen Gemeind in Bonnal reundnachbarlich rathen, thut ihm dann also: Laßt den bsten Hund in euerm Dorf ab der Kette, so werdet ihr n Teufel bald finden.

Der Hämerträger ſchweigt.

Es erhebt ſich ein allgemeines Gemurmel.

---

## §. 93.

## Daß die Armen bey dieſem Luſtſpiel gewinnen.

---

Einige Bauern. Es iſt bey Gott! wie er geſagt hat; es treffen alle Umſtände ein.

Andere Bauern. Was wir auch für Narren waren!

Kunz. Nun, ich hab dem Schurken doch nachlaufen wollen.

Einige Vorgeſetzten. Wenn wir nur die Gemeindwaid nicht hinein gezogen hätten.

Einige der Gemeinden. Hat er euch jetzt mit der Allment?

Die Reichen. Das iſt verflucht!

Die Armen. Das iſt Gott Lob!

Thereſe. Das Meiſterſtück iſt die Gemeindwaid.

Pfarrerin. Alles iſt wahrlich ein Meiſterſtück.

Der Ehegaumer. Möchten die Steine Blut weinen; unſer Glaube iſt verloren. Elias! Elias! Feuer vom Himmel.

Die Kinder auf dem Kirchhof. Oh — Ah — Uh — du biſt mein, Vogt!

Der Pfarrer. So ſah ich noch nie in's Volk wirken

Der Vogt. Träum' ich, oder wach' ich? Alles war Irrthum, und ich muß unter den Galgen — und ich kann nicht zürnen; es tobet keine Rache in mir, und ich muß unter den Galgen.

So redte ein jedes im allgemeinen Gemurmel seine Sprache nach seiner Empfindung.

Nach einer Weile stand Arner auf, lächelte gegen die Nachbarn, und sagte: Wie ist's jetzt mit dem heiligen Betag gegen die fürchterliche Erscheinung des Teufels auf dem Berg?

Recht thun, Gott lieben, und sich durch Gottesfurcht über alle Menschenfurcht und über alle Teufelsfurcht emporfühlen, das ist der einige alte Glauben, und eure Erscheinungen und Gespenstergeschichten sind Dummheiten, die euch Kopf und Herz verderben.

Nun ist doch endlich die Vertheilung eures elenden Waidgangs zu Stande gekommen, und ihr werdet in kurzen Jahren sehen, wie das euch für Kinder und Kindskinder so nützlich und so gut ausschlagen wird, und wie ich Ursache hatte, diese Sache so eifrig zu wünschen.

Ich habe befohlen, daß man euch einen Trunk auf das Gemeindhaus bringen soll. Trinkt ihn auf mein Wohlseyn und auf das Wohlseyn eurer vielen Armen, die bey eurer Waidtheilung nichts mehr bekommen, als ihr andern; aber für die es darum ein Glück ist, weil sie sonst nichts haben. Weiß doch keiner von euch, wie es seinen Kindern und Kindskindern noch gehen wird.

Da entließ Arner die Gemeinde, und rief dann dem Hübelrudi, daß er nach einer Viertelſtunde zu ihm in's Pfarrhaus kommen ſoll.

Und dann gingen der Junker und der Pfarrer zu den Frauen auf den Kirchhof, und von da mit ihnen in's Pfarrhaus.

Der Pfarrer aber lobte Arnern für die Weisheit und die Menſchlichkeit, mit welcher er an ſeinen lieben Pfarrkindern gehandelt habe; und ſagte zu ihm: Ich werde Sie nie weiter weder um Schonung noch um Mitleiden gegen Jemand bitten, denn Ihr Vaterherz iſt wahrlich über meine Bitten und über meine Lehren erhaben.

## §. 94.

## Der Junker dankt dem Pfarrer.

Der Junker aber antwortete dem Pfarrer: Ich bitte Euch, beſchämt mich nicht. Ich gehe ſo in Einfalt meine Wege, und bin noch jung; will's Gott! werde ich's noch beſſer lernen. Mich freut es herzlich, wenn Ihr mit meinem Urtheil zufrieden ſeyd; aber Ihr müßt nicht glauben, daß ich nicht wiſſe, daß Ihr weit mehr gethan habt, als ich, und daß Eure Sorgfalt und Eure Güte alles ſo in Ordnung gebracht haben, daß mir nichts übrig geblieben iſt, als das Urtheil zu fällen.

Pfarrer. Gnädiger Herr! Sie gehen zu weit mit Ihrer Güte.

Junker. Nein, Freund! es iſt nichts, als was wahr
t; und ich wäre undankbar und unbillig, wenn ich's nicht
kennete. Ihr habt mit vieler Mühe und mit vieler Klug-
it euch beſtrebt, meines lieben Großvaters unvorſichtiges Ur-
eil aufzudecken, und ſeinen Folgen ein Ende zu machen.
s wird den ehrlichen guten Mann im Himmel freuen,
as Ihr gethan habt, und daß das ſchlimme Ding endlich
ieder gut worden iſt; und gewiß würde er es mir nicht
rzeihen, Herr Pfarrer! wenn ich dieſe Eure Handlung
nbelohnt ließe. Nehmt den kleinen Zehnden, den ich in
uerm Dorfe verpachtet habe, zum Zeichen meines Dan-
s an.

Und hiemit gab er ihm die geſiegelte Urkunde, die in
n dankvollſten Ausdrücken abgefaßt war, in die Hand.

Thereſe ſtund an der Seite Arners, und ſteckte dem Pfar-
r den ſchönſten Blumenſtrauß, der je in einem Pfarrhaus
ſehen worden war, in ſeine Hand.

Das iſt zum Angedenken des beſten Großvaters, Herr
farrer! ſagte ſie. Und erſt am Morgen darauf fand die
rau Pfarrerin, daß der Strauß mit einer Schnur Perlen
ngebunden war.

Der gute Pfarrer war übernommen, hatte Thränen in
en Augen, konnte aber nicht reden — Machen Sie keine
orte, ſagte der Junker.

Ihr Herz wäre eines Fürſtenthums würdig, ſagte end-
ch der Pfarrer.

Beſchämt mich nicht, lieber Herr Pfarrer! antwortete
r Junker — Seyd mein Freund! Hand in Hand wollen
ir ſchlagen, unſere Leute ſo glücklich zu machen, als wir

können. Ich will Sie in Zukunft mehr ſehen, Herr Pfarrer! Und, nicht wahr, Sie kommen auch mehr zu mir — mein Wagen ſteht Ihnen zu Dienſten. Nehmet ihn doch auch ohne Complimente an, wenn Ihr zu mir kommen wollt.

## §. 95.

## Der Junker bittet einen armen Mann, dem ſein Großvater Unrecht gethan hatte, um Verzeihung.

Indeſſen kam der Hübelrudi, und der Junker ſtreckt dem armen Mann die Hand dar, und ſagte: Rudi! mein Großvater hat dir Unrecht gethan, und dir deine Matte abgeſprochen. Das war ein Unglück; der gute Herr iſt betrogen worden. Du mußt ihm das verzeihen und nicht nachtragen.

Der Rudi aber antwortete: Ach Gott, Junker! ich wußte wohl, daß er nicht Schuld war.

Warſt du nicht böſe auf ihn? ſagte der Junker.

Und der Rudi: Es that mir freylich bey meiner Armuth, und inſonderheit im Anfange, oft ſchmerzlich weh, daß ich die Matte nicht mehr hätte; aber gegen meinen gnädigen Herrn habe ich gewiß nie gezürnt.

Junker. Iſt das auch aufrichtig wahr, Rudi?

Rudi. Ja gewiß, gnädiger Herr! Gott weiß es, daß es wahr iſt, und daß ich nie gegen ihn hätte zürnen können; ich wußte in meiner Seele wohl, daß er nicht Schuld

war. Was wollte er machen, da der Vogt falſche Zeugen fand, die einen Eid gegen mich thaten? Der gute alte gnädige Herr hat mir hernach, wo er mich ſah, Allmoſen gegeben; und auf alle Feſte ſandte er mir in meinem Elend allemal Fleiſch, Wein und Brod — daß ihm's Gott lohne, dem alten lieben gnädigen Herrn! wie oft er meine arme Haushaltung erquickt hat.

Der Rudi hatte Thränen in den Augen, und ſagte dann weiters: Ach Gott, Junker! wenn er nur auch ſo allein mit uns geredt hätte, wie ihr, es wäre vieles, vieles nicht begegnet; aber die Blutſauger waren immer, immer, wo man ihn ſah, um ihn her, und verdrehten alles.

Junker. Du mußt jetzt das vergeſſen, Rudi! die Matte iſt wieder dein; ich habe den Vogt in dem Protokoll durchſtreichen laſſen, und ich wünſche dir von Herzen Glück dazu, Rudi!

Der Rudi zittert — ſtammelt — Ich kann euch nicht danken, gnädiger Herr!

Der Junker antwortet: Du haſt mir nichts zu danken, Rudi! die Matte iſt von Gott und Rechtswegen dein.

Jetzt ſchlägt der Rudi die Hände zuſammen, weint laut, und ſagt dann: O! meiner Mutter Segen iſt über mir! Schluchzet dann wieder, und ſagt: Gnädiger Herr! ſie iſt am Freytag geſtorben, und hat, ehe ſie ſtarb, zu mir geſagt: Es wird dir wohl gehen, Rudi! denk an mich, Rudi! — O wie ſie mich reut, Junker! meine liebe Mutter!

Der Junker und der Pfarrer hatten Thränen in den Augen, und der Junker ſagte: Du guter frommer Rudi! Gottes Segen iſt wohl bey dir, da du ſo fromm biſt.

Es iſt der Mutter Segen — Ach! der beſten, frömmſten, geduldigſten Mutter Segen iſt es, Junker! ſagte der Rudi, und weinte fort.

Wie mich der Mann dauert, Herr Pfarrer! daß er ſo lange das Seinige hat entbehren müſſen, ſagte der Junker zum Pfarrer.

Es iſt jetzt überſtanden, Junker! ſagte der Rudi, und Leiden und Elend ſind Gottes Segen, wenn ſie überſtanden ſind. Aber ich kann euch nicht genug danken für alles, für die Arbeit an der Kirche, die meine Mutter an ihrem Todestage noch erquickt und getröſtet hat, und dann für die Matte; ich weiß nicht, was ich ſagen, noch was ich thun ſoll, Junker! Ach, wenn nur auch ſie, wenn nur auch ſie das noch erlebt hätte!

Junker. Frommer Mann! ſie wird ſich deines Wohlſtands auch noch in der Ewigkeit freuen; deine Wehmuth und deine fromme Liebe iſt mir ſo zu Herzen gegangen, daß ich faſt vergeſſen hätte, daß der Vogt dir auch noch die Nützung deines Guts und deine Koſten zu vergüten ſchuldig ſey.

Pfarrer. Hierüber muß ich doch, gnädiger Herr! dem Rudi etwas vorſtellen — der Vogt iſt in ſehr klemmen Umſtänden. — Er iſt dir freylich die Nützung und die Koſten ſchuldig, Rudi! aber ich weiß, du haſt ſo viel Mitleiden, daß du mit ihm nicht genau rechnen, und ihn in ſeinen alten Tagen nicht ganz an Bettelſtab bringen wirſt. Ich habe ihm in ſeinen traurigen Umſtänden verſprochen, ſo viel ich könne, für ihn um Barmherzigkeit und um Mit-

ideal zu bitten, und ich muß es alſo auch gegen dich thun, Rudi! Erbarme dich ſeiner in ſeinem Elend.

---

## §. 96.

## Reine Herzensgüte eines armen Mannes gegen ſeinen Feind.

Rudi. Von der Nützung iſt gar nicht zu reden, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! Und wenn der Vogt arm wird, ich will mich nicht rühmen, aber ich will gewiß auch thun, das recht iſt.

Seht, Herr Pfarrer! die Matte trägt wohl mehr als für drey Kühe Futter; und wenn ich zwo halten kann, ſo habe ich weiß Gott genug, mehr als ich hätte wünſchen dürfen, und ich will von Herzen gern den Vogt, ſo lang er lebt, alle Jahre für eine Kuh Heu darab nehmen laſſen.

Pfarrer. Das iſt ſehr chriſtlich und brav, Rudi! der liebe Gott wird dir das Uebrige ſegnen.

Arner. Das iſt wohl recht und ſchön, Herr Pfarrer; aber man muß den guten Mann jetzt bey Leibe nicht beym Wort nehmen; er iſt von ſeiner Freude übernommen. Rudi! ich lobe dein Anerbieten; aber du muſt das Ding ein paar Tage ruhig überlegen; es iſt dann noch Zeit ſo etwas zu verſprechen, wenn du ſicher biſt, daß es dich nicht mehr gereuen werde.

Rudi. Ich bin ein armer Mann, gnädiger Herr! aber gewiß nicht ſo, daß mich etwas ehrliches gereuen ſollte, wenn ich's verſprochen habe.

Pfarrer. Der Junker hat Recht, Rudi! es iſt fl
mal genug, wenn du dir eben nicht viel für die Ri
verſprichſt. Wenn ſodann der Vogt doch in Mangel
men ſollte, und du die Sache bei dir ſelber genugſam
legt haben wirſt, ſo kannſt du ja immer noch thun, w
willſt.

Rudi. Ja gewiß, Herr Pfarrer! will ich thun,
ich geſagt habe, wenn der Vogt arm wird.

Junker. Nun, Rudi! ich möchte gern, daß du
recht freudig und wohl zu Muthe wäreſt. Willſt du
hier bei uns ein Glas Wein trinken, oder gehſt du
heim zu deinen Kindern? Ich habe dafür geſorgt, d
ein gutes Abendeſſen daheim findeſt.

Rudi. Ihr ſeyd auch gar zu gütig, gnädiger H
aber ich ſollte heim zu meinen Kindern gehen, ich habe
mand bey ihnen. Ach! meine Frau liegt im Grabe —
jetzt meine Mutter auch!

Junker. Nun, ſo gehe in Gottes Namen hei
deinen Kindern — Unten im Pfrundſtall iſt eine Kuh
ich dir ſchenke, damit du wieder mit meinem lieben
vater, der dir Unrecht gethan hat, zufrieden werdeſt,
damit du dich heute mit deinen Kindern ſeines Ande
freueſt — Ich habe auch befohlen, daß man ein groß
der Heu ab des Vogts Bühne lade, denn es iſt dein
wirſt das Fuder gerade jetzt bey deinem Haus finden;
wenn dein Stall oder dein Haus baufällig ſind, ſo kann
das nöthige Holz in meinem Wald fällen laſſen.

## §. 97.

## Seine Dankbarkeit gegen ſeinen edeln Herrn.

Der Rudi wußte nicht, was er ſagen wollte, ſo hatte
n dieſes alles übernommen.

Und dieſe Verwirrung des Mannes, der kein Wort
ervorbringen konnte, freute Arnern mehr, als keine Dank-
gung ihn hätte freuen können.

Der Rudi ſtammelte zuletzt einige Worte von Dank.
Irner unterbrach ihn, und ſagte lächelnd: Ich ſehe wohl,
aß du dankeſt, Rudi! bietet ihm ſodann noch einmal ſeine
Hand, und ſagt weiter: Geh jetzt, Rudi! fahre mit deiner
Kuh heim, und zähle darauf, wenn ich dir oder deiner
Haushaltung euer Leben verſüßen kann, ſo wird es mich
mmer freuen, es zu thun.

Da ging der Rudi von Arnern weg, und führte die
Kuh heim.

## §. 98.

## Auftritte, die an's Herz gehen ſollen.

Der Pfarrer, die Frauen und die Töchter, gerührt
von dieſem Auftritte, hatten Thränen in den Augen, und
alles ſchwieg eine Weile ſtill, da der Mann fort war.

Hierauf ſagt Thereſe: Was das für ein Abend war,
Junker! Gottes Erdboden iſt ſchön, und die ganze Natur

bietet uns allenthalben Wonne und Luſt an — Aber das Entzücken der Menſchlichkeit iſt gröſſer als alle Schönheit der Erde. — Ja wahrlich, Geliebte! ſie iſt gröſſer als alle Schönheit der Erde, ſagte der Junker.

Und der Pfarrer: Meine Thränen danken Ihnen, Junker! für alle herrlichen Auftritte, die Sie uns vor Augen gebracht haben. In meinem Leben, Junker! empfand ich die innere Gröſſe des menſchlichen Herzens nie reiner und edler, als bey dem Thun dieſes Mannes — Aber, Junker! man muß, man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menſchlichen Herzens beym armen Verlaſſenen und Elenden ſuchen.

Die Frau Pfarrer aber drückte die Kinder, die alle Thränen in den Augen hatten, an ihre Bruſt, redete nichts, lehnte ihr Angeſicht hinab auf die Kinder, und weinte wie ſie.

Nach einer Weile ſagten die Kinder zu ihr: Wir wollen doch heute noch zu ſeinen armen Kindern gehen, ſchicket doch unſer Abendeſſen dahin.

Und die Frau Pfarrer ſagte zu Arners Gemahlin: Gefällt's Ihnen, ſo gehen wir mit unſern Kindern.

Sehr gerne, antwortete Thereſe. Und auch der Junker und der Pfarrer ſagten: Sie wollten mitgehen.

Arner hatte ein gebratenes Kalbsviertel in ſeinem Wagen mitgebracht für die arme Haushaltung — und die Frau Pfarrer hatte eine gute, dicke, fette Suppe dazu kochen laſſen, und ſie hatte eben alles abſchicken wollen — jetzt aber ſtellte ſie noch das Abendeſſen für ſie und die Kinder dazu, und Claus trug alles in die Hütte des armen Man-

es. Alles Volk aus dem Dorf, Jung und Alt, Weib nd Mann, und alle Kinder aus der Schul, ſtunden bey es Rudis Hütte, und bey dem Heuwagen, und bey der hönen Kuh.

Einen Augenblick nur hinter dem Claus kamen der unker und ſeine Gemahlin, die Frau Pfarrer und alle inder auch in die Stube, und fanden — und ſahen — n ganzen Hauſe nichts, als halbnackende Kinder — ſerende — Hunger und Mangel athmende Geſchöpfe.

Das ging Arner von neuem an's Herz, was die Unorſichtigkeit und die Schwäche eines Richters für Elend rzeugen.

Alles, alles war vom Elend des Hauſes bewegt. Da agte Arner zu den Frauen: Dieſer Rudi will jetzt dem Vogt, der ihn zehn Jahre lang in dieſes Elend, das ihr a ſeht, geſtürzt hat, lebenslänglich noch den dritten Theil heu ab ſeiner Matte verſichern.

Man muß das nicht leiden, ſagte Thereſe ſchnell und n Eifer über dieſes tiefe Elend. Nein, das iſt nicht aus. uſtehen, daß der Mann bey ſeinen vielen Kindern einen heller des Seinigen dem gottloſen Buben verſchenke.

Aber wollteſt du, Geliebte! wollteſt du dem Lauf der Tugend und der Großmuth Schranken ſetzen, die Gott urch Leiden und Elend auf dieſe reine Höhe gebracht hat — uf eine Höhe, die ſo eben dein Herz ſo ſehr bewegt, und n Thränen gebracht hat? ſagte Arner.

Nein, nein! das will ich nicht, verſetzte Thereſe, das will ich nicht. Verſchenk er alle ſeine Habe, wenn er's kann; einen ſolchen Menſchen verläßt Gott nicht.

Arner ſagte jetzt zu dem Rudi: Gieb doch deinen Kindern zu eſſen.

Der Rudeli aber nimmt ſeinen Vater beym Arm, und ſagt ihm in's Ohr: Vater! ich bring doch der Gertrud auch etwas — Ja, ſagt der Rudi; aber wart nur.

Arner hatte das Wort Gertrud gehört, und fragte den Rudi: Was ſagt der Kleine von Gertrud?

Da erzählte der Rudi dem Arner von den geſtohlenen Erdäpfeln — von dem Todbett ſeiner Mutter — von der Güte des Lienhards und der Gertrud; und wie ſelbſt die Schuhe und Strümpfe, die er trage, von ihnen ſeyen.

Dann ſetzte er hinzu: Gnädiger Herr! der Tag iſt mir ſo geſegnet; aber ich könnte mit Freuden keinen Mund voll eſſen, wenn ich dieſe Leute nicht einladen dürfte.

Wie das Arner gelobt — wie dann die Frauen die ſtillen Thaten einer armen Mäurerin — wie ſie das erhabene Todbett der Cathrine mit Thränen bewunderten — wie dann der Rudeli mit klopfendem Herzen zu Lienhard und Gertrud gelaufen, ſie einzuladen — und wie dieſe mit ihren Kindern beſchämt mit niedergeſchlagenen Augen nicht auf des Rudelis Bericht, ſondern auf Arners Befehl der ſeinen Claus nachgeſchickt hatte, endlich kamen — auch wie Karl für den Rudeli vom Papa, und Emilie für Gritte und Liſe von der Mama Schuh und Strümpfe und abgelegte Kleider erbaten — auch wie ſie den armen Kindern von ihrem beſſern Eſſen immer zulegten — auch wie Thereſe und die Frau Pfarrer mit ihnen ſo liebreich waren; wie aber dieſe erſt, da Gertrud kam, recht freudig wurden — ihr alle zuliefen — ihre Hände ſuchten — ihr

lächelten, und ſich an ihren Schooß drängten — alles das ill ich mich hüten, mit viel Worten zu erzählen.

Arner und Thereſe ſtunden, ſo lang ſie konnten, bey ſem Schauſpiel der innigſten Rührung, beym Anblick s erquickten und ganz geretteten Elends. Endlich nahmen mit Thränen in den Augen ſtillen Abſchied.

Und der Junker ſagte zum Kutſcher: Fahre eine Weile ht ſtark.

Die Frau Pfarrer aber ſuchte noch alles übergebliebene ſen zuſammen, und gab es den Kindern.

Und Lienhard und Gertrud blieben noch beym Rudi bis n acht Uhr, und waren von Herzen frölich.

## V. 99.

## Eine angenehme Ausſicht.

Und nun iſt ſeit der vorigen Woche eine allgemeine Rede unſerm Dorf, Gertrud ſuche dem Rudi des jungen Meyers chweſter, die ihre beſte Freundin iſt, zur Frau.

Und da die Matte, die der Rudi nun wieder hat, un- r Brüdern zweytauſend Gulden werth iſt, und auch der mker, wie es heißt, ihrem Bruder geſagt hat, es würde freuen; ſo meynt einmal Jedermann, es werde nicht len, ſie nehme ihn.

Und dem Mäurer geht es bey ſeinem Bau auch gar gut; iſt dem Junker täglich lieber.

## §. 100.

## Des Hünerträgers Lohn.

Auch der Hünerträger hatte noch ein Glück. Thereſe ſah ihn im Heimfahren aus dem Wagen, und ſagte zu Arnern: Dieſer muß auch noch etwas haben; eigentlich iſt's doch er, der mit ſeiner Nachtreiſe alles in Ordnung gebracht hat.

Da rief Arner dem Hünerträger, und ſagte: Chriſtoph! meine Frau will nicht, daß du deine Teufelsarbeit umſonſt gehabt habeſt; und gab ihm ein paar Thaler.

Der Hünerträger bückte ſich tief, und ſagte: Gnädiger Herr! Alſo wünſchte ich mir alle die Tage meines Lebens nur Teufelsarbeit.

Ja, ſagte Arner, wenn du verſichert biſt, daß die Hunde allemal an den Ketten bleiben.

Das iſt auch wahr, gnädiger Herr! ſagte der Hünerträger; und der Wagen fuhr fort.

# Pestalozzi's

# sämmtliche Schriften.

Zweiter Band.

it den allergnädigsten Privilegien Ihrer Majestäten des Kaisers
er Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen,
s Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner
Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hoch-
löblichen Cantonsregierungen der Eidgenossenschaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1819.

## §. 100.

## Des Hünerträgers Lohn.

Auch der Hünerträger hatte noch ein Glück. Thereſe ſah ihn im Heimfahren aus dem Wagen, und ſagte zu Arnern: Dieſer muß auch noch etwas haben; eigentlich iſt's doch er, der mit ſeiner Nachtreiſe alles in Ordnung gebracht hat.

Da rief Arner dem Hünerträger, und ſagte: Chriſtoph! meine Frau will nicht, daß du deine Teufelsarbeit umſonſt gehabt habeſt; und gab ihm ein paar Thaler.

Der Hünerträger bückte ſich tief, und ſagte: Gnädiger Herr! Alſo wünſchte ich mir alle die Tage meines Lebens nur Teufelsarbeit.

Ja, ſagte Arner, wenn du verſichert biſt, daß die Hunde allemal an den Ketten bleiben.

Das iſt auch wahr, gnädiger Herr! ſagte der Hünerträger; und der Wagen fuhr fort.

# Pestalozzi's

# sämmtliche Schriften.

## Zweiter Band.

Mit den allergnädigsten Privilegien Ihrer Majestäten des Kaisers
ller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen,
s Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner
Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hoch-
löblichen Cantonsregierungen der Eidgenossenschaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1819.

# ienhard und Gertrud.

Ein Buch für das Volk.

Zweiter Theil.

Dritte Auflage.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1819.

Teschner Bibliothek

# Gertrud und Lienhard.

## Zweiter Theil.

Hand in Hand geſchlungen hinter den Zäunen, auf den Anhöhen an der Seite des Wegs und lachten ob ſeinem Spaziergang. Nicht alle lachten. Emillens Grithe ſtand am Arm ihrer Mutter unter ihrer Thüre und trocknete ihre Augen. Er ſah ſie und ihr Jammerblick traf ſein Auge — er erblaßte. — Das Mädchen wandte ſein Angeſicht gegen ſeine Mutter und weinte laut. — Er hatte vor kurzem ihren Geliebten den Werbern verhandelt, wie man ein Stück Vieh den Metzgern verhandelt. Faſt an allen Fenſtern, faſt unter allen Thüren ſtieß jemand einen Fluch aus, wo er vorbeyging. Hie und da brauchten einige böſe Weiber nicht nur das Maul ganz, einige hielten auch Miſtgabeln und Beſen mit der Hand in die Höhe, wie wenn ſie ihn damit auf der Stelle erſchlagen möchten.

So gings ihm den ganzen Weg hindurch. Nur vor Lienhards Haus ſah man keinen Menſchen; keine Thür und kein Fenſter waren offen.

## §. 2.

### Der Pfarrer hemmt den, wenn auch noch ſo gerechten, Volksunfug.

Aber der Pfarrer, der den Unfug vernahm, und hörte, daß er Morgens noch größer werden ſollte, ſchrieb noch in gleicher Nacht an Ammer folgenden Brief:

Hochedelgeborner, hochgeachter Herr!

„Es iſt dieſen Abend, da der Vogt auf den Berg geführt worden, ſo viel Muthwillen mituntergelaufen, daß

„ich nicht umhin kann, Ew. Wohledelgeb. davon Nach-
„richt zu geben und meine Beſorgniß zu äußern, daß die-
„ſer Muthwillen auf den morgigen Tag noch viel grö-
„ßer werden möchte. Es verlautet allgemein, daß von 3
„bis 4 Stunden her alles müßige Volk nach Bonnal lau-
„fen, und dieſen unglücklichen Anlaß zur Nahrung ſeines
„böſen Muthwillens zu benutzen im Sinn habe, und ich
„muß geſtehen, es thut mir weh, vorauszuſehen, daß bey
„einem ſo verwirrten Gewühl die Strafe des unglücklichen
„Mannes niemand beſſern und hingegen ein ſolcher lauter
„Muthwille bey einem ſo traurigen Anlaſſe das Volk noch
„mehr verhärten und verwildern werde. Ich hätte desna-
„hen gewünſcht, meine L. Gemeinde am Morgen ganz al-
„lein ohne jemand Fremder in der Kirche anzutreffen, um
„allda mich mit meinem Volke ernſthaft über den traurigen
„Umſtand zu unterreden und zu trachten, daß der Lei-
„dende und die Zuſchauer in eine Gemüthsſtimmung kom-
„men, welche beyden zum Segen gereichen möchte. Aber
„ſo, wie die Sachen kommen wollen, ſehe ich voraus, daß
„ich ohne Ihre Hülfe im Gewühl eines von allen Seiten
„her zulaufenden Geſindels vergeblich trachten werde, meine
„Pflicht zu erfüllen. Desnahen bitte ich Sie, auf morgen
„ſolche Maßregeln zu nehmen, daß alles fremde Volk vom
„Zulauf nach unſerm Dorf abgehalten und auch bey uns
„allem Muthwillen und aller Ausgelaſſenheit vorgebogen
„werde."

„Joachim Ernſt, Pfarrer."

Der Junker antwortete auf der Stelle dem Pfarrer alſo:

„Wohlehrwürdiger, lieber Herr Pfarrer!

„Ich empfinde, daß ich an alles, was Sie mir geſchrie„ben, ſelber hätte denken ſollen, und danke Ihnen, daß „Sie mich auch diesmal aus dem Schlafe aufgeweckt.“

„Hier iſt meine Ordre auf morgen. Ich hoffe, dieſelbe „entſpreche Ihren Wünſchen.“

„Es ſoll den Vogt niemand zur Richtſtätte begleiten, „als wer am Morgen ſich in der Kirche verſammelt und „dem Gottesdienſt beygewohnt. Alles ſoll in einem voll„kommen in Ordnung gebrachten ſtillen Zug aus der Kirche „mit ihm zur Richtſtätte gehen, und es ſollen Wachen aus„geſtellt werden, welche allen Fremden den Zugang nach „Bonnal verſperren, damit Sie, völlig vor allem Zulauf „geſichert, Ihre Gemeindsgenoſſen allein in der Kirche an„treffen.“

„Jedermann, der ſich in der Kirche oder auf dem Weg „einer Beleidigung oder Unanſtändigkeit gegen den Vogt „ſchuldig machen, oder auch ſonſt Unordnung und Geräuſch „veranlaſſen würde, ſoll auf der Stelle vom Platz genom„men, und in Bonnal bis auf weitere Ordre mit Arreſt „belegt werden.“

„Hiefür, mein lieber Herr Pfarrer! ſind alle Befehle „mit Beſtimmtheit gegeben, und ich hoffe, die gemachten „Verfügungen werden die genaue Erfüllung dieſer Befehle „verſichern. Ich habe indeſſen die Ehre zu ſeyn u. ſ. w.

von Arnheim.

„In Eile, faſt um Mitternacht.“

## §. 3.

## Adam und Eva.

Es war recht gut, daß der Junker das befohlen hatte. Marndes am Morgen früh waren von vielen Stunden her alle alten Müßiggänger, alles junge Jubenvolk und alle neugierigen Weiber auf dem Weg nach dem Galgen von Bonnal. Diese alle sperrten Maul und Augen auf, als sie allenthalben Wachen fanden, die sie wieder zurückwiesen.

„Es scheint, die Herren von Bonnal wollen ihren Gal„gen für sich allein haben, daß niemand dazu darf," sagte der eine, und ein anderer: „es darf doch eine Katze „einen Altar anschauen, aber es scheint, es sey nicht so „mit ihrem Galgen." — So drückten ihrer viele den Unwillen, bey diesem Anlaß nicht nach Bonnal laufen zu können, ein jeder auf seine Art aus. Etliche sagten: „hin„ter dem steckt gewiß etwas; denn seitdem die Welt steht, „ist es bis jetzt noch niemand verboten gewesen, so etwas „auch mit anzusehen." Einer sagte sogar: „es ist ge„wiß mit dem weggeläugneten Teufelszeug nicht so rich„tig, und man will jetzt, daß nicht zu viel Leute dieser „Sache nachfragen, damit man nicht hinter die Wahr„heit komme." So sagte ein jeder in seiner Art seine Meinung. Einige verbissen das Maul; andere lachten ob der langen Nase, die sie jetzt mit sich heim tragen. Wer am wenigsten verdrüßlich zurückging, waren die jüngern Leute und einige Arme; wer aber das Maul am meisten

darob hängte, waren die dicken Bauern mit den großen Stecken und ihre Weiber. Einige von ihnen gelüsteten um so mehr dahin zu kommen, wo man sie nicht haben wollte, je strenger und sorgfältiger die Befehle, sie daran zu hindern, gegeben waren. „Wenn wir jetzt eben doch „nicht so gerade wieder heim gingen, wie man uns da „angeben will," sagte die Vögtin von Eubach zur Geschwornin von Kilchthal. — „Was anders machen?" antwortete die Geschwornin.

Vögtin. Du Narr, durch Abwege ins Dorf schleichen.

Geschw. Und denn?

Vögtin. Und denn uns unter dem Volk verstecken und mit andern laufen, wo es hingeht.

Geschw. Wenn denn aber auch bey der Kirche Wächter sind?

Vögtin. Zeit bringt Rath, und ich hab' allenfalls Geld im Sack.

Geschw. Ich will gerne mit dir im halben zahlen, was es kostet, wenn's nur angeht.

Vögtin. Probieren ist Meister. Aber wollen wir unsere Männer mitnehmen oder heimlassen, und dann heute Abends, wenn wir auch heimkommen, sie brav drob auslachen?

Geschw. Ja, wir wollen sie heimlassen und dann auslachen, das ist meine Meinung.

Vögtin. Aber es ist das, wir kommen eher durch, wenn meiner mitkommt. Die Wächter müssen ihn fürchten, weil er Vogt ist.

Geſchw. So muß ich denn meinem auch rufen.

„He, Vogt! He, Geſchwornen! Ich hab mein Nas„tuch verloren, hat's keiner von euch gefunden?" rief jetzt die Vögtin, damit niemand merke, was ſie wolle. — „Du Narr, hätteſt Sorg gehabt" — antwortete der Vogt und ging, ohne zurückzuſehen, mit dem Geſchwornen weiter. — „Steh nur einen Augenblick ſtill, du mußt mir „deins geben" — rief die Vögtin noch einmal und lachte laut dazu. — Schnurrend ſah der Vogt zurück: „was iſt's, „was haſt du immer z' ganzen auf der Straße?" Sie aber winkte ihm, daß er merkte, ſie wolle etwas anders, als das Nastuch, und er ſtand ſtill.

Ja, Geluſtſachen iſt ſeit Adams Zeiten her wahr — wenn die Weiber den Apfel vom Baum nehmen, ſo beißen die Männer auch drein. — Der Vogt und der Geſchworne folgten jetzt ihren Weibern durchs Tobel hinter den Reben herum, über Zäune und Stöcke, und kamen glücklich und ungeſehen ins Dorf.

Sie waren aber nicht allein. Auf allen Seiten ſchlichen die Hochmüthigſten und Kühnſten nach Bonnal und bettelten ſich um Geld und gute Worte in die bewachte Kirche hinein.

Es ſchien zwar im Anfang, als wollte es ihnen fehlen. Der Wächter bey der Thüre war faſt nicht zu beſtechen. Nachdem aber einmal eins hinein war, ging das Ding immer leichter und leichter. Zuletzt aber wollten ihm ſo viel kommen, daß es ihm angſt war und er niemand mehr hineinlaſſen wollte. — Aber es war zu ſpät. Er war nicht mehr Meiſter. „Was," antworteten ihm jetzt

Weiber und Buben, „ſind wir nicht ſo gut als die an„dern? Du mußt uns hineinlaſſen oder die andern Frem„den vor unſern Augen auch wieder herausſchaffen, wi„gehen dir ſonſt nicht ab der Stelle.“ — „Still! ſtill!“ antwortete der Wächter, „ich will euch eben hineinlaſſen „aber verberget euch in Winkel, daß man euch nicht ſehe.“ Und ſo kam dann zuletzt hinein, was hinein wollte.

## §. 4.

## Der Pfarrer ſtellt Leute zur Kirche hinaus.

Das erſte, das der Pfarrer that, als er auf die Kanzel trat, war, daß er den Befehl Arners verlas und ſagte: „Er muß gehalten ſeyn, und jedermann, der fremd iſt, „ſolle ohne anders zur Kirche hinausgehen.“

Man ſah bald, daß es im Ernſt galt, und nach und nach ſtand eins nach dem andern auf und ging nach der Kirchthüre. Einige liefen hinaus, wie wenn man ſie jagte. Andere gingen ſatt und züchtig, huben kein Aug auf. Andere machten doch noch ihren Referenz gegen den Herrn Pfarrer, ſo feuerroth ſie vor Zorn im Geſicht waren.

Aber die Vögtin und Geſchwornin von Kilchthal wollten noch nicht verſpielt geben. Sie glaubten, wenn ſie ſich ſtill hielten und hinter den Balken des Gewölbes und hinter andern Weibern ſich verſteckten, ſo könnten ſie blei-

den. Aber die andern Weiber ſtreckten von allen Seiten die Köpfe gegen die armen Verſteckten und ſchwatzten und lachten weit und breit um ſie her, ſo daß der Pfarrer es merkte und dem Siegriſt ſagte, der Befehl gehe die Weiber an wie die Männer, und er ſoll machen, daß auch dieſe ihres Weges gingen. Und ſo mußten ſie endlich auch wie die andern wieder hinaus.

## 5.

## Aus ſeiner Predigt.

Erſt dann fing der Pfarrer an und redte mit dem Volk über den Vogt, über ihn ſelber, über das Elend der Sünde und über das Glück des Rechtthuns. — Es war, wie wenn er einem jeden aus dem Herzen redte, wie wenn er einem jeden in ſeine Wohnſtube hineindrang und ihn abmahlte, wie er mit Weib und Kind, mit Vater und Bruder, mit Knecht und Magd umging, und mit Unvorſichtigkeit und Liebloſigkeit, mit Nachläßigkeit und Leichtſinn links und rechts um ſich, aus guten Leuten böſe mache und aus kleinen Fehlern große veranlaſſe, und ſo ſelber die Liebſten, die er in der Welt habe, anſtatt glücklich, ruhig und zufrieden, unglücklich und elend mache, und in eine bedauernswürdige Lage ſetze. — Es war, wie wenn der Vogt in der Hand des Pfarrers ein Spiegel wäre, ſo ſah das Volk in dem unglücklichen Mann ſich ſelber —

und der Segen des Herrn war mit dem Pfarrer. — Ihrer viele vergaßen ob ſeiner Rede den Vogt, und fühlten jetzt nur ſich ſelber und dachten jetzt nur an ſich ſelber. — Ein paar Stellen aus ſeiner Predigt muß ich doch herſetzen.

„Liebe Menſchen! Daß doch keines von Euch allen „meyne, dieſes Unglück hätte ihm nicht auch begegnen kön„nen! Hebet Eure Augen auf und ſehet! warum ſteht der „arme Mann vor Euch? — Antwortet, iſt's etwas an„ders, als weil er hochmüthig, geizig, hartherzig und un„dankbar gegen Gott und Menſchen war? . . . . . Und „hebet Eure Augen auf vor dem Angeſicht Gottes und re„det: wer unter Euch iſt nicht geizig, hartherzig und un„dankbar? Redet! Redet! rede, Mann! Weib! ſtehe auf „und rede! Iſt einer unter Euch, der in keinem, in gar „keinem Stück nicht hochmüthig? Iſt einer unter Euch, „der in keinem, in gar keinem Stück, weder in wenigem „noch in vielem, weder im einen noch im andern geizig, „hartherzig und undankbar iſt? Er ſtehe auf und ſey un„ſer Lehrer! Ich will zu ſeinen Füßen ſitzen und ihn hö„ren und ihm anhangen, wie ein Kind ſeinem Vater an„hanget! Denn ich, o Herr! bin ein Sünder, und meine „Seele iſt nicht rein von allem dem Böſen, um deswillen „der arme Mann vor Euch leidet!“ —

Ueber den Unterſchied zwiſchen der Sünde in ihrem Anfang und zwiſchen der größten Verwilderung, in welcher der Vogt lebte, ſagte er ihnen folgendes Gleichniß:

„Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen einem Kornähre „und einem ganzen Viertel Frucht. Aber wann du das

„Aehre säest, und übers Jahr schneidest, so hast du vielleicht hundert, und säest du hunderte wieder, so hast du im zweyten Jahr von einem einzigen Aehre vielleicht dein ganzes Viertel Frucht. Liebe Menschen! Wenn der Saamen des Bösen in uns lebt, keimt und wurzelt, so trägt er Frucht, und wie das einzige Aehre mit Zeit und Jahren ein Viertel Frucht wird, so wird deine Sünde mit Zeit und Jahren stark und schwer in dir, o Mensch! — Darum halte den Unterschied des Saamenkorns und der Frucht, die du mit Viertely missest, nicht größer, als er ist, und denke nicht, daß du nicht ob jeder Sünde werden könnest, was der arme Tropf, wenn du nicht mit Mühe und Arbeit ihren Saamen in dir selber zu ersticken und auszurotten trachtest. Denke nicht, daß du nicht ob jeder Sünde, die in dir herrschet, werden könnest, was jetzt dieser arme Tropf ist, wenn du nicht mit Gebet und Glauben durch Gottes heiligen Geist Hülfe suchst zur Stärkung deiner selbst, gegen die Sünde, die in dir liegt."

Ein andermal sagte er:

„Meine Kinder! Seht jetzt die Gerechtigkeit der Welt und zittert! Die Gerechtigkeit der Erde zermalmet, zerknirschet und tödtet! weinet über den Elenden und über alle Menschen, die in die Hand der Gerechtigkeit fallen, und bittet Gott, daß sich die Fürsten je länger je mehr dieser Armen und Elenden erbarmen und ihre Leiden nie größer machen, als es die Noth erfordert! — Und, meine Kinder! werdet selber je länger je menschlicher, schonender, gewissenhafter gegen solche Unglückliche. Aber thut

„noch mehr. Wirket Euer eigen Heil mit Furcht und „Zittern. So wie die Sünde in Euch iſt, kann auch „Euch alles weltliche und äußere Unglück der Sünde tref„fen. Täuſchet Euch nicht. Der Fluch der Sünde kann „über Euch und über Eure Kinder kommen, wie er über die„ſen Mann gekommen, der vor wenig Tagen noch äu„ßerlich blühte, wie ein Baum, der an den Waſſerbä„chen gepflanzet iſt. Ziehet Eure Kinder auf in der Furcht „und Ermahnung des Herrn.“ Und noch einmal ſagte er: „o Gott! wie viel fehlt oben und unten, daß ſo viel „Böſes im Land iſt. Betet Gott, daß er hiezu Eure „geiſtlichen und weltlichen Führer in ſeiner Gnade dahin „leite, daß ſie ihr Gewiſſen ob Euch nicht beflecken, ſon„dern allen Fleiß anwenden, vorzubiegen und auszurot„ten alle Veranlaſſungen zur Schlechtheit und Sünde, und „auch und vorzüglich denn, wenn dieſe Verführungen von „Menſchen herrühren, die ihre Lieblinge ſind und mit de„ren Sünden ſie oft ſelber verſtrickt werden. Aber wenn „ihr das Gott betet, ſo zeiget ſelber, daß ihr das wün„ſchet und ſuchet, warum ihr betet. Führet niemand in „Verſuchung. Verführt niemand durch Euer Leben we„der zur Hoffart, noch zum Geiz, noch zur Liederlichkeit, „noch zum Leichtſinn. Laſſet Euer Licht leuchten vor den „Armen und Schwachen, daß ſie Euer gutes, frommes „Leben ſehen und an Euch ein Beyſpiel finden zu allem „Guten.“

## §. 6.

**Wenn so ein Pfarrer in die Gefängniſſe und Zuchthäuſer eines Reichs Einfluß hätte, er würde die Grundſätze, mit den Gefangenen umzugehen, in ein Licht ſetzen, das himmelrein leuchtete.**

---

Da er ausgeredet hatte, ſtieg er von der Kanzel herunter, ſaß noch eine Weile bey dem Unglücklichen, redete mit ihm brüderlich, wie er es heute den ganzen Tag gethan hatte.

Da der arme Menſch jetzt bald fort ſollte, ſah er ihm an, daß er vor Ermattung und Schwäche faſt einſank und vernahm, daß er noch ganz nüchtern ſey. „Du mußt „nicht alſo an deinen Ort hin," ſagte er alſobald und ließ ihm ſogleich aus dem Pfarrhaus etwas zu eſſen und zu trinken in die Kirche hinunter bringen. Der Hans, der es brachte, ſtellte es gerade auf den Taufſtein, bey dem ſie ſtanden. Aber dieſes ärgerte den Siegriſt; er ſtuxfte den Hans und winkte ihm, er ſolle es doch anderswohin ſtellen. Dieſer wollte auch ungeſäumt folgen; aber der Pfarrer ſagte: „Hans, laß es nur ſtehen, das macht „gar nichts." Und der Pfarrer hatte recht. Was die Liebe heiliget, verunreiniget den Altar nicht; aber der Altar, auf dem die Liebe entheiliget wird, verunreiniget das Heilige, dem er ſelbſt geweiht iſt. Alles, auch das Heiligſte, wird in der Hand der Liebloſigkeit unheilig, und

der Wein und das Brod, das der Pfarrer in reiner Liebe herbrachte, ſtand mit Recht auf dem Taufſtein. Und nachdem der Vogt alſo auf dem Taufſtein gegeſſen und getrunken, und ſo alles offenbar gerührt um ihn herumſtand, ſagte der Pfarrer zu ihm: „Willſt du jetzt nicht „auch gern die Leute alle, von denen vielleicht wenige „ſind, die du nicht beleidigt und gekränkt haſt, um Ver„zeihung bitten?“ „Ach, mein Gott! gern, Herr Pfar„rer!“ ſagte der Vogt, wandte ſich gegen die Umſtehenden und ſagte: „Verzeihet mir doch alle um Gottes wil„len.“ — Er konnte nicht mehr reden; aber er ſah ſie alle ſo wehmüthig und erſchlagen an, daß jedermann weich ward. Weib und Mann ſtreckten ihm von allen Seiten die Hände dar und ſagten: „es iſt mehr als verziehen.“ — Wie es ihn freute, daß ihm alles die Hand zuſtreckte, wie er lange rechts und links mit beyden Armen nach allen Händen haſchte und mit hunderterley Bewegungen zitternd eine jede drückte, das kannſt du dir vorſtellen, Leſer! aber beſchreiben kann ich es nicht. —

Nach einer Weile ſagte der Pfarrer zum Vogt: „Ich „denke, Vogt, wir wollen in Gottes Namen jetzt gehen.“ Der Vogt ſah ihn barmherzig an und konnte nicht reden. — „Es muß in Gottes Namen einmal ſeyn,“ erwiederte der Pfarrer. Dann nahm er ihn bey der Hand, machte ihn aufſtehen und ſagte: „Mit Zaudern machſt „du dir's nur ſchwerer; komm jetzt in Gottes Namen, „und leide mit Geduld, was du zu leiden haſt; achte nicht,

„was um dich her iſt und was man um dich herum „macht, und denk du jetzt nur an dich ſelber.“

## §. 7.

### Menſchlichkeit und Gerechtigkeit bey einander.

Und dann gingen ſie mit einander an ſeinen Ort, und der Pfarrer betete laut den ganzen Weg durch und alles Volk begleitete ihn in ſtummem Stillſchweigen.

So herrſchet ſtummes Stillſchweigen um den Sarg des Bürgers, deſſen verlaſſene Kinder ein gerührtes Volk mitleidig zum Grab begleitet; und die Stunde der ſtillen Rührung, während welcher die Todtenglocke von Bonnal läutete, that allem Volk wohl. — Siehe, es war nicht die Strafe eines wüthenden Thiers, das man nur abthut von der Erde, damit es nichts mehr auf ihr ſchade — es war die Strafe eines Menſchen, mit der man ihn ſelber und ſeinen Nächſten weiſer und beſſer machen wollte, als ſie zuvor waren. —

Der Vogt ſtand da — entblößt an Haupt und Füßen an ſeinem Ort — und ſprach dreymal laut nach:

„Hier hab' ich verdient zu verfaulen“ —

Mit ſtarker Stimme antwortete ein Gerichtsmann:

„Ja, du haſt verdient, daß hier deine Gebeine „verfaulen und die Vögel des Himmels dein Fleiſch „eſſen.“

Dreymal antwortete er wieder: „ich hab' es verdient."

„Er hat Gnade, Knecht der Gerechtigkeit! tödte
„ihn nicht" —

rief jetzt mit lauter Stimme der Richter mit dem Stab. —

„Was ſoll ich ihm dann thun?" erwiederte der Knecht der Gerechtigkeit.

„Du ſollſt ihn binden an den Balken des Galgens
„und ſeine Hand an einem Pfahl feſt machen und
„die Finger des Meyneidigen dreymal mit unaus-
„löſchlicher ſchwarzer Farbe anſtreichen."

Der Knecht der Gerechtigkeit that jetzt, was ihm befohlen war, und ſtand dann mit entblößtem Schwert hinter dem Unglücklichen. — Indeſſen wandte ſich der Richter am Stab und ſagte mit lauter Stimme zum Volk:

„Höre, verſammeltes Volk! dein Herr und
„Vater läßt dir ſagen:

„Wer unter Euch eine ſolche Schande nicht mehr
„fürchtet als den Tod, der geht mit ſeinem Haus,
„mit ſeinen Kindern und mit ſeinem Geſchlecht dem
„Elend entgegen, in welchem ihr jetzt dieſen armen
„Mann ſehet!"

Dann redte der Pfarrer faſt eine ganze Stunde mit dem Volk, das noch nie in keiner Kirche mit mehr Aufmerkſamkeit und Rührung vor ihm geſtanden.

Der Vogt aber war faſt athemlos und zum Einſinken erſchöpft. Als es der Pfarrer merkte, rief er ſeinem Hans und ſagte ihm: „du mußt den kleinen Wagen hieher
„bringen und ein Bettſtück darauf." — Der Hans that und brachte ein Bett und Wagen zu ihnen; und da

Stunde vorüber war und man den Vogt von seinen Banden losließ, nahm ihn der Pfarrer bey der Hand und sagte: „Steig jetzt in Gottes Namen hier ein; ich sehe, daß du's nöthig hast und fast nicht mehr heimgehen könntest.“ — „Es ist wahr,“ sagte der Vogt, „es zittert alles an mir,“ dankte und sagte: „ich hab' das nicht verdient,“ und stieg in den Wagen, hüllte sein Angesicht in die Decke des Bettes und benetzte sie mit Thränen. Der Pfarrer aber ging mit ihm neben dem Wagen bis s Gefängniß nach Bonnal, wohin man ihn führte, und dann auch das Bett aus seinem Wagen hineintragen, s man ihm eins aus seinem Haus bringen würde.

## §. 8.

## Bauerngespräch und Bauernempfindung.

Der Lienhard war diesen Morgen allein bey seiner Arit am Kirchhof. Seine Taglöhner waren alle mit dem ogt. Der gute Maurer weinte herzlich, als die Todtenocke hart an ihm zu das Zeichen gab, daß man ihn ausühre. Er war ganz allein bey der Kirche und sagte zu h selber: „jetzt nimmt meine Frau ihr Betbuch und betet für den armen Mann. Sie thut das allemal, wenn so ein Unglück obhanden.“ — Es war vor altem eine ite Gewohnheit, daß, wenn ein armer Sünder zu seiner nrichtung ausgeführt wurde und die Todtenglocke das ichen seiner Ausführung gab, allemal jeder Hausvater

die Seinigen zuſammen berief und ſo lange die Glocke läutete, mit ihnen betete und ſie vor allem dem warnte, was jeden Menſchen zu einem ſo unglücklichen Ende führen kann. Dieſe Stunden waren faſt in allen Haushaltungen rührend und oft mit warmen Thränen begleitet. Auch die roheſten Mütter drückten, von der Empfindung dieſer Unglücke hingeriſſen, meiſtens ihre Kinder an ihr Herz und ſagten ihnen in ihrer tiefſten Bewegung: „um Gottes willen hütet euch doch, daß keins von euch ſo unglücklich werde.“ — Auch bey der Richtſtätte war ehemals über das ganze Volk eine feyerliche, ſtille Andacht verbreitet. Alles zog, wenn der Augenblick der Hinrichtung nahte, wie vor dem Todbett des frömmſten Mannes, den Hut ab, faltete die Hände und betete für den Unglücklichen, daß Gott ſich ſeiner erbarme, und die meiſten Menſchen, die zuſahen, ſtanden ſichtbar voll Rührung bey dem Anblick des Unglücklichen. Aber ach Gott, ach Gott, wie iſt alles dieſes in unſern Tagen bey unſerm Volk verſchwunden! Das Herz der Menſchen iſt viel roher und theilnehmungsloſer geworden, als es unter den Alten war. Man ſieht jetzt dem Hinrichten oft ſo kalt und ungerührt zu, als man dem Schlachten eines unvernünftigen Viehs zuſieht. Man macht ſich nichts mehr daraus. Darum werden auch die Verbrecher umſonſt getödtet. Ihr Tod hilft nichts, beweist nichts, als wie gering der Werth eines Menſchen in den Augen unſrer Zeit iſt.

Nach einer Weile kamen die Taglöhner zurück und ſchwatzten faſt den ganzen Tag mit einander von dem geſchehenen Vorfall.

„Mir iſt es ſehr zu Herzen gegangen" — ſagten der Aebi und der Kienaſt.

Kriecher. Und mir, wie wenn man mir kaltes Waſſer angeſchüttet hätte.

Rüti Marx. Einmal ſo iſt's gut, Schelm ſeyn.

Leemann. Und man hatte Sorg zu ihm, wie zu einer Kindbetterin.

Lenk. Wenn ich's oder ein anderer geweſen wäre, es wäre wohl anders gekommen.

Aebi. Es ſcheint mir, es mögen ihm's etliche nicht wohl gönnen, daß er nicht gehängt worden.

Leemann. Es wird noch andere Hiſtorien abſetzen.

Michel. Was das?

Leemann. Der Junker will ja zehn Jahr hinter ſich allem nachgrübeln.

Rüti Marx. Dafür wird ſich niemand graue Haare wachſen laſſen.

Michel. Und wie meynſt du das?

Rüti Marx. Ich meyne, das würde ſo in die dicken Bäuche greifen, daß ſie wohl einen Deckel finden werden, den niemand ablupft.

Kriecher. Und der Teufel! es iſt doch nicht ganz ſicher.

Aebi. Aber habt ihr auch den Hartknopf gehört, wie er über die Predigt ſein Maul gebraucht.

Michel. Er iſt ein Narr.

Marx. Er ſagt doch manchmal auch Sachen, die wahr ſind.

Michel. Ja, wenn er um zwölf Uhr ſagt, es läute Mittag.

Marx. Das iſt jetzt genarret. Ueber den Glauben verſteht er einmal mehr als ich und du. Er giebt in der Kirche Achtung, wie ein Sperber, und iſt im Stand, er zählt dem Pfarrer die Hauptwörter des Chriſtenthums an den Fingern nach.

Michel. Das iſt eine erbauliche Arbeit, aber ich möchte ihr nicht zuhören, ſo wenig als irgend jemand, der lieber das Maul aufthut, als die Hände braucht.

Marx. So —

Michel. Ja ſo — man muß ein Stein ſeyn, wenn es einem nicht zu Herzen geht, wie der Pfarrer ſich heute gegen den Vogt und gegen uns alle benommen.

## §. 9.

## Hausordnung und Hausunordnung.

Gertrud ging dieſen Morgen, nachdem ſie, ſo lange die Todtenglocke dem Vogt läutete, mit ihren Kindern gebetet, zu ihrem guten Nachbar, dem Hübelrudi, der nun nicht mehr mit den andern Handlangern beym Kirchbau taglöhnte. Sie ſagte am Tag, wo Arner ihm ſeine Matte wieder zuſicherte und ihm eine Kuh in ſeinen Stall ſtellte und Heu für ſie auf ſeine Bühne ſchenkte, zum Junker ſelber: „der Mann muß jetzt den Tag über bey ſeinen „Kindern bleiben und ſich angewöhnen, in allen Rückſich-

„ten ein ordentlicher Hausvater zu werden. Es würde ihm „und seiner Haushaltung jetzt schaden, wenn er den gan„zen Tag an dem Bau handlangen müßte.“

„Du hast recht,“ sagte der Junker zur Gertrud; und Gertrud sagte dem Rudi schon am gleichen Abend: „er habe „das jetzt nicht mehr nöthig, er müsse nun daheim bey sei„nen Kindern bleiben.“

Der gute Mann antwortete der Gertrud verlegen: „aber „wenn ich jetzt dem Junker nicht mehr zur Arbeit komme, „meynt er denn etwa nicht, ich sey ob meinem neuen Glück „hochmüthig oder gar undankbar worden?“

Gertrud erwiederte: „ich hab' es dem Junker schon ge„sagt, und er findet, ich habe recht.“

Rudi. Das ist gut. Ich bleibe natürlich lieber zu Haus bey meinen Kindern.

Gertrud kannte den Hübelrudi auch von seiner schwachen Seite und wußte überhaupt, daß der Unmuth und die Niedergeschlagenheit, in die der Mensch in Armuth und Noth so leicht versinkt, in ihm fast immer alle wahre Haushaltungskraft und allen wahren Haushaltungsgeist zu Grunde richtet, so daß ihm, wenn er auch durch einen Zufall wieder in bessere Umstände kommt, sein neues Glück, wenn er darin nicht Rath und That findet, wie ein Aal dem, der ihn im Wasser fangen will, aus der Hand schlüpft. Und da sie seiner Mutter auf dem Todbette versprochen, sich seiner Kinder anzunehmen, so wollte sie keine Stunde versäumen, um dem Rudi, so viel sie könnte, zur Ordnung zu verhelfen, ehe schon wieder das Halbe durch Unordnung zu Grund gegangen wäre.

Sie traf noch alle Kinder an, wie wenn ſie eben aus dem Bett aufgeſtanden wären, und er ſelber ſah aus, als hätte er noch nicht Zeit gehabt, ſich recht anzuziehen. Die halben Kleider der Kinder lagen im Boden herum; die Katze ſaß neben der ſchwarzen Blatte, woraus ſie geſtern gegeſſen, auf dem Tiſch. — Gertrud fühlte die Größe des Verderbens einer ſolchen Unordnung und ſuchte dann dem guten Rudi der Länge und Breite nach begreiflich zu machen, wie weit das lange und wohin ihn dieſes bringen werde. — Er machte im Anfang Augen, wie einer, der halb im Schlaf zuhört, als ſie ſo mit ihm redte; denn er war der Unordnung jetzt lang ſchon gewohnt, und meynte, weil er ſeine Matte wieder habe, ſo ſey alles wieder ganz gut beſtellt — ſo daß er lange nicht recht fühlte, was Gertrud jetzt mit ihrem Predigen eigentlich wolle. Endlich begriff er ſie, und die Thränen ſchoſſen ihm in die Augen, und er antwortete jetzt: „Ach, mein Gott! Nachbarin! du „haſt wohl recht; aber es war, weiß Gott! in unſerm „Elend nicht anders möglich. Ich ſaß auf die Letzte oft „bey Stunden und Tagen herum, daß ich faſt nicht mehr „wußte, wo mir der Kopf ſtand, viel weniger, was ich „angreifen ſollte und was ich angreifen möchte.“

Gertrud. Das iſt eben, was ich ſage, und warum du dir jetzt mußt rathen und helfen laſſen, und glaub mir, Rudi, das iſt eine Krankheit, die ſehr tief liegt, und von der du dich jetzt im Ernſt wirſt heilen laſſen müſſen.

Rudi. Wenn ich wieder genug zu eſſen habe und der Hunger meiner Kinder mir nicht mehr angſt und bang macht, ſo wird ſich dieſe Krankheit wohl leicht von ſelber heilen.

Gertrud. Denk doch nicht, daß es mit der Heilung dieſer Krankheit ſo leicht gehen werde. Es wird ganz gewiß nicht leicht ſeyn, dir alles wieder anzugewöhnen, was du dir jetzt wieder angewöhnen mußt. Siehe, Rudi, wenn deine Kinder erzogen werden ſollen, daß es erzogen heißt, ſo muß alles, bis auf die Schuhbürſten hinunter in eine andere Ordnung kommen. — Sie fuhr fort und ſagte mit Lebendigkeit, wir wollen jetzt nicht ſchwatzen, ſondern die Hände in den Taig ſtoßen. Es muß mir heute, noch ehe die Sonne untergeht, in deiner Stube ausſehen, daß man ſich nicht mehr darin kennt. Tiſch, Fenſter, Boden, alles muß abgewaſchen und gereinigt ſeyn und die Stube muß täglich erlüftet werden. Deine Kinder ſehen gewiß auch darum ſo übel aus, weil ſie Tag und Nacht keine reine Luft einathmen können. Es iſt ein Unglück, daß deine Frau ſelig auf die Letzte ihre Haushaltung auch ſo gar vernachläſſigte. So arm eine Frau auch iſt, ſo ſollte ſie doch an ihrem Mann und Kindern wenigſtens noch das thun, was nichts koſtet.

Rudi. Die Großmutter hat es ihr tauſendmal geſagt; aber das Elend hat ſie ſo weit herunter gebracht, daß ſie allen Sinn für alles verloren, wo ſie etwa noch etwas hätte thun können. — Eine Weile darauf ſagte er: mein Gott, da es ſo war, ſo muß ich faſt denken, es ſey noch ein Glück für mich geweſen, daß ſie geſtorben. — In dem Augenblick, da er das ſagte, entfiel ihm ein Seufzer und er ſagte gleich darauf: Nein, ich darf das nicht denken; wenn ſie noch erlebt hätte, wie es mir jetzt geht, ſie wäre gewiß auch nach und nach wieder zu ſich ſelber kommen

und wieder worden, wie im Anfang. Er ſetzte wehmüthig hinzu: Sie kommt mir jetzt gerade wie aus dem Kopf, und wo ich gehe und ſtehe, meyne ich immer, ſie ſollte wieder da ſeyn, und das Gute jetzt auch mit mir haben, wie ſie das Böſe mit mir getragen.

Gertrud. Es iſt ihr jetzt beſſer als uns allen, Rudi! und ich weiß nicht, ob's ihr leicht auf der Welt wieder wohl worden wäre. Wer ſo lange alles ſo ſchwer aufgenommen, wie ſie, der kommt nicht mehr ſo leicht zu ſich ſelber.

Rudi. Das iſt auch wahr.

Gertrud. Was du jetzt am beſten zu ihrem Andenken thun kannſt, und was ihr noch im Himmel Troſt und Freud machen wird, iſt dieſes, wenn du deine Kinder ſorgfältig auferzieheſt, daß ſie nicht ſo unglücklich werden, wie ſie. — Und glaub mir, es kommt in der Erziehung eines Kinds hierin tauſendmal weſentlich auf Kleinigkeiten an, auf die man achtet, ob ein Kind eine halbe Stunde früher oder ſpäter aufſtehe, ob es ſeine Sonntagskleider die Woche über in einen Winkel werfe oder ſorgfältig an einen Ort zuſammenlege, ob ſeine Mutter Brod, Mehl, Butter, und was ſie braucht, täglich abtheile und unter gleichen Umſtänden immer mit dem gleichen Maaß auskomme, oder ob ſie gleichgültig in der einten Woche mehr, in der andern weniger brauche; hauptſächlich kommt es darauf an, daß die Kinder den ganzen Tag über nie der Zerſtreuung und Gedankenloſigkeit überlaſſen, ſondern vom Morgen bis an den Abend wiſſen, was ſie zu thun haben und thun müſſen. Wenn man's an den Kleinigkeiten

mangeln läßt, die zu dieſer Ordnung nothwendig ſind, ſo kann eine Tochter, die in ihrer Jugend das gutmüthigſte, frömmſte und gefälligſte und auch das heiterſte und glücklichſte Kind ſchien, im Alter, wenn es eine Frau wird und ſelber eine Stube voll Kinder hat, ihr ganzes hoffnungsvolles Weſen verlieren und ſo werden, daß ſie kein Menſch, der ſie in der Jugend geſehen hat, mehr zu erkennen vermag.

Der Rudi erwiederte: So ganz ging es der Frauen ſelig.

Dann kamen ſie auf ihre Jugendgeſchichte und Gertrud ſagte: Ich kannte ihre Eltern. Es war in ihrer Haushaltung nie keine Ordnung, und dann fiel ſie auch noch dem Pfarrer Flieg in Himmel in die Hände, der ihr den Kopf mit Meynungen über die Offenbarung Johannis u. dergl. füllte und ſie darob träumen und darüber leſen machte, wie wenn ſie dafür in der Welt wäre.

Rudi. Sie vergaß ſich ob ihren Büchern ſo ſehr, daß ich oft fürchten mußte, ſie zünde mir noch das Haus an; ſo vergeßlos ging ſie mit allem um, was ſie zur Hand nahm. Von den Kindern mag ich nur nichts ſagen. Die Bücher waren ihr Heiligthum und ihr Himmel. Sie vergaß mich und die Kinder und alles, was ſie hatte.

Gertrud. Das iſt übel. Die Bücher müſſen einer Frauen höchſtens wie der Sonntagsrock ſeyn.

Rudi. Sie trug dieſen Sonntagsrock alle Tage.

Gertrud. Er nutzte ſich aber auch darum ſo ab, daß er zuletzt nicht einmal zu einem Alltagsrock mehr gut war.

Rudi. Was mir bey allem dem immer am meiſten zu Herzen ging, war, daß ſie bey aller ihrer Liederlichkeit immer ſo fromm war und die Kinder ſo fleißig zum Beten anhielt.

Gertrud. Alle wahre Frommkeit hat Kraft. Wo keine wahre Kraft iſt, da iſt auch keine wahre Frommkeit, und wer liederlich iſt, kann weder recht beten, noch ſeine Kinder recht beten lehren.

Rudi. Es iſt wahr. Ihre Kraft ging am End auch für's Betenlehren verloren. Da ſie ihr gewohntes Eſſen und Trinken nicht mehr hatte, fing ſie endlich an, auch ihre Bücher liegen zu laſſen, betete nicht mehr mit den Kindern und weinte nur, wenn ihr eins vor Augen kam.

Gertrud. Laß dir das zur Warnung dienen. Lehre deine Kinder beten, damit ſie gern arbeiten, aber dann auch arbeiten, damit ihnen das Beten nie erleide, ſondern ſeinen Segen bis an ihr Grab empfinden und genießen.

Rudi. Ich will die zwey Aelteſten ſogleich zu einer Nähterin ſchicken, ſie müſſen mir nähen lernen.

Gertrud. Nicht ſogleich. Du mußt ſie zuerſt kleiden. So wie ſie jetzt ſind, müſſen Sie mir nicht zur Stube hinaus.

Rudi. Kauf ihnen doch Zeug zu Röcken und Hemden — ich verſtehe es nicht — ich will das Geld heute noch entlehnen.

Gertrud. Nichts entlehnen, Rudi. Das Zeug will ich kaufen und nach dem Heuet zahlſt du es.

Rudi. Warum nicht entlehnen?

Gertrud. Weil es zur guten Hausordnung gehört, nie nichts von einem Nagel an den andern zu hängen, und weil unter hunderten, die leihen, nicht zehn sind, die nicht wieder dafür brandschatzen, und sonderbar dich — du bist zu gut und deine Unordnung hat dich dahin gebracht, daß du nicht mehr recht weißt, wie weit auch die kleinsten Fehler im häuslichen Leben dich hinführen könnten. Du mußt jetzt lernen, zu dem Deinigen Sorg tragen und leichtsinnigerweise nichts aus den Händen fahren lassen.

Jetzt meynte der Rudi, sie habe schon gehört, daß er dem Vogt alljährlich Heu für eine Kuh ab seiner Matte geben wolle und sagte: Du wirst doch nichts dawider haben, daß ich die Matte mit dem Vogt theile.

Gertrud. Was sagst du? die Matte mit dem Vogt theilen?

Rudi. Ich hab' es in Gottes Namen schon dem Herrn Pfarrer versprochen.

Gertrud. Und der Pfarrer hat gebilligt, daß du ihm die Matte, die er dir abgestohlen, halb wieder gebest?

Rudi. Ja, so versteh' ich's nicht. Ich hab' ihm nur versprochen, für eine Kuh Sömmerung und Winterung (Gras und Heu) ab der Matte zu geben.

Gertrud. Das ist jetzt endlich was anders, und doch hätte ich es für einmal nicht gethan.

Rudi. Ach, er ist jetzt ein armer, alter Tropf, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn in dem Elend zu sehen, in dem ich war, ohne ihm beyzustehen.

Gertrud. Du bist gut, Rudi, und ich will jetzt davon schweigen.

Rudi. Liebe Frau! wenn du meine arme Mutter, wie ich, noch auf ihrem Todbett für ihn beten gehört hätteſt, daß es ihm wohl gehe, du hätteſt das gewiß auch gethan.

Gertrud. Vielleicht wohl, aber gewiß noch nicht jetzt.

Rudi. Der Pfarrer hat es auch geſagt. Ich darf es dem Vogt noch etliche Tage nicht ſagen, bis er mir's erlaubt.

Gertrud. Das iſt recht vom Pfarrer. Es iſt dem Vogt ſelbſt gut, daß er recht fühle, was Elend und Noth iſt, in das er ſo viele Leute geſtürzt hat, ehe man ihm wieder Hand bietet.

Während dem Geſpräch wuſch Gertrud die Kinder und kämmte ſie mit einer Sorgfalt und Schonung, die ſie nicht kannten, und ließ ſie auch ihre Kleider ſteifer und ordentlicher anziehen, als ſie ſonſt gewohnt waren. Darauf ging ſie in ihre Hütte, kam mit ihrem Zuber und Beſen und Bürſten zurück, fing dann an, die Stube zu reinigen und zeigte auch dem Rudi, wie er daſſelbe machen und angreifen müſſe, und was die Kinder ihm dabey helfen können. Dieſer gab ſich alle Mühe, und nach ein paar Stunden konnte er es ſo wohl, daß ihn Gertrud jetzt allein machen ließ und wieder heim ging. „Wenn die Kinder denn brav „geholfen, ſo ſchick ſie auf den Abend zu mir," ſagte ſie im Weggehen. —

Der Rudi wußte nicht, was er ſagen und machen wollte, als ſie jetzt fort war, ſo war's ihm um's Herz. Eine Weile hatte er die Hände ſtill, bürſtete und fegte

t, ſondern ſtaunte und dachte bey ſich ſelber: „es wäre
ir einmal in Gottes Namen, wie wenn ich im Him-
el wäre, wenn ich ſo eine Frau hätte!“ — Und als
uf den Abend ihr ſeine Kinder ſchickte, gab er ſei-
ren das erſtemal wieder Acht, ob ihre Hände und Ge-
ſauber und ihre Haare und Kleider in der Ordnung
en, ſo daß ſich die Kinder ſelber darob verwunderten,
die Nachbarn, die ſie ſo ordentlich aus dem Haus
n ſehen, ſagten: „er will gewiß jetzt wieder weiben
irathen.)

Die Kleinen fanden des Maurers Kinder alle an ihrer
eit. Dieſe empfingen ſie fröhlich und freundlich, aber
örten um deswillen keinen Augenblick auf zu arbeiten.
achet, daß ihr mit eurem Feyerabend bald fertig wer-
t, ſo könnt ihr euch dann mit dieſen Lieben luſtig ma-
n, bis es 6 Uhr ſchlägt,“ ſagte ihnen Gertrud. —
die Kinder: „Das denk' ich, wir wollen eilen; die
onne ſcheint wie im Sommer, Mutter.“ — „Aber
ß euer Garn nicht gröber werde,“ antwortete die
tter. — „Du mußt gewiß eher einen Kreuzer mehr
minder von meinem löſen,“ ſagte Liſe. — „und
ch von unſerm,“ riefen aus allen Ecken die andern.
„Ich will gern ſehen, ihr Prahlhänſe,“ erwiederte
Mutter. —

Die Kinder des Rudis ſtanden da, ſperrten Maul und
en auf ob der ſchönen Arbeit und dem fröhlichen We-
n dieſer Stube. — „Könnt ihr auch ſpinnen?“ fragte
Gertrud. — „Ach nein,“ erwiederten die Kinder. —

Gertrud erwiederte: „So müßt ihr's lernen, ihr Lieben! „meine Kinder ließen sich's nicht abkaufen und sind am „Samstag so lustig, wenn jedes so seine etliche Batzen „kriegt. Das Jahr ist lang, ihr Lieben! wenn man's so „alle Wochen zusammenspinnt, so gibts am End des „Jahrs viel Geld, und man weiß nicht, wie man dazu „gekommen.“ — „Ach, bitte, lehr' es uns auch,“ sagten die Kinder und schmiegten sich an den Arm der guten Frau. — „Das will ich gern,“ antwortete Gertrud, „kommt nur alle Tage, wenn ihr wollt, ihr müßt es bald „können.“ *)

Indessen hatten die andern ihren Feyerabend aufgesponnen, versorgten ihr Garn und ihre Räder, sangen mitunter:

Feyerabend, Feyrabend, lieb' Mutter!
Feyrabend in unserm Haus!
S'nacht gehen wir alle gern nieder,
Am Morgen steht alles froh auf —

nahmen dann ihre Gäste bey der Hand; heiter wie der Abend sprangen jetzt alle Kinder auf der Matte auf allen Seiten dem Zaun nach und rund um die Bäume; aber Gertruds Kinder wichen sorgfältiger als des Rudis den Koth im Weg und die Dornen am Haag aus, und hatten Sorg zu den Kleidern. Sie banden ihre Strümpfe, ringgleten ihre Schuhe alsobald, wenn etwa einem etwas

*) Diese Beschreibung ist in einem Zeitpunkt gemacht worden, in welchem das Baumwollenspinnen in der Schweiz ein höchst einträglicher Hausverdienst war.

osging, und wenn des Rudis Kinder ſo etwas nicht achteten, ſagten ihnen die Guten ſogleich: „du verlierſt deinen Ringen — dein Strumpfband — oder, du machſt dich kothig, oder du zerreißeſt dich hier in den Dörnen u. ſ. w.“

Des Rudis Kinder liebten die ordentlichen Guten, lächelten bey allem, was dieſe ihnen ſagten, und folgten, wie man kaum Eltern folgt; denn ſie ſahen, daß ſie alles, was ſie ihnen ſagten, ſelber thaten, und es weder böſe noch hochmüthig meynten. — Auf den Schlag 6 Uhr eilten Gertruds Kinder unter das Dach, wie die Vögel, wenn die Sonne unter iſt, in ihr Neſt eilen. — „Wollt ihr mit uns? wir gehen jetzt beten,“ ſagten ſie zu des Rudis Kindern. — „Ja, wir wollen, und auch noch eurer Mutter b'hüti Gott ſagen.“ — „Nun, das iſt recht, daß ihr kommt,“ ſagten dieſe und zogen den Katzenſchwanz*) mit ihnen durch die ganze Matte, die Stiege hinauf und bis an den Tiſch, wo ſie ſich dann zum Beten hinſetzten.

„Müßt ihr um 6 Uhr nicht auch heim zum Beten, ihr Lieben?“ fragte jetzt Gertrud des Rudis Kinder. — „Wir beten erſt, wenn wir ins Bett gehen,“ ſagte das älteſte. — „Und wenn müßt ihr ins Bett?“ fragte Gertrud. — „Was weiß ich?“ antwortete das Kind — und ein anderes: „ſo wenn's anfangt nachten“ (dunkel werden). — „Nun ſo könnt ihr noch mit uns beten; aber dann iſt's Zeit mit euch heim,“ ſagte Gertrud. — „Es macht nichts, wenn's ſchon dunkelt, wir fürchten uns

*) Ein Kinderſpiel.

„nicht," ſagte das älteſte — „und wenn wir all
„einander ſind," ſetzte ein anderes hinzu. — Und
beteten die Kinder Gertruds mit ihrer Mutter in
Ordnung, und ſie ließ auch des Rudis Kinder die
beten, die ſie konnten, und begleitete ſie dann bis zum
gatter. „Habet recht Sorg, daß keins falle, ihr Lieben
„grüßt mir den Vater und kommt bald wieder, ein
„dermal will ich euch ein Spinnrad bereit machen,
„ihr's lernen wollt," ſagte Gertrud ihnen zum Ab
und ſah ihnen die Gaſſe durch nach, bis ſie um den
herum waren, und die Kinder ſchrien ihr, ſo weit
ſie hören konnte, zurück: „b'hüti Gott und danke
und ſchlaf wohl, du liebe Frau!"

Als ſie heim kamen, konnten ſie nicht genug erzä
wie viele Freude ſie bey der Gertrud und ihren Kü
gehabt haben; wie ſie auf der Wieſe Spiele gemacht
mit einander den Katzenſchwanz gezogen haben, bis
die Stube hinaufkamen, wo ſie denn beten mußten.
rend dem ſie ſo luſtig von ihrem Katzenſchwanzſpi
zählten, war eine Hartknopfennärrin in der Stube,
dies Spiel nicht kannte und ſie fragte: „was für
„Katze hattet ihr bey eurem Spiel?" Das Betheli
wortete: „keine, aber beym Beten war eine unter
„Tiſch." Die Frau ſchüttelte den Kopf und ſagte:
für eine?

Betheli. Eine kohlſchwarze.

Frau. Was hatte ſie für Augen?

Betheli. Was weiß ich? Einmal ſchöne, glänzt

Frau. Nicht wahr, wie Feuer?

Betheli. Nicht völlig.

Das war der Frauen genug. „Das iſt gewiß etwas „Unrichtiges,“ ſagte ſie, „man hat des Maurers Frau „ſchon lange zugetraut, ſie könne mehr als andere Leute.“ Mit dem ging ſie fort.

## §. 10.

## Der Pfarrer ſucht forthin das Herz des Hummels zu gewinnen.

Der Pfarrer ließ jetzt den Vogt einige Augenblicke ſich ſelber üben; dann ging er zu ihm hin und das erſte Wort, das der Vogt zu ihm ſagte, war: „ich bin jetzt ein armer, „alter, verlorner Tropf, und in der Welt zu nichts weiter „gut. Ich will mich auch vor allen Menſchen verbergen „in einen Winkel. Wenn ich nur bald ſterben könnte!“

Der Pfarrer, der ſah, daß es ihm im Grund nicht ſo viel ums Sterben zu thun war, aber daß es ihm nur Mühe mache, wieder gefangen zu ſeyn, ſagte ihm gerade heraus: es macht dir Mühe, daß du wieder gefangen biſt.

Vogt. Natürlich möchte ich gern wieder heim und nicht eingeſperrt ſeyn.

Pfarrer. Wenn du ſuchſt, wieder zur Ruh und zu dir ſelber zu kommen, ſo biſt du nicht eingeſperrt. Sey doch froh, dich eine Weile dir ſelber und ernſten Betrachtungen deiner künftigen Tage zu überlaſſen.

Der Vogt ſah ihn jetzt wehmüthig an, war gerührt und ſagte: von dieſer Seite kann's mir hier wirklich wohl ſeyn, wenn ihr nur oft zu mir kommt.

Pfarrer. Das will ich gern thun und dir deinen Aufenthalt hier in allem, was ich kann und darf, erleichtern.

Der Vogt hatte jetzt wirklich eine Thräne im Aug und ergriff unwillkührlich mit ſeiner Hand diejenige des Pfarrers. Als er aber die drey noch ſchwarzen Finger daran erblickte, zog er ſie ſchnell und ſchauernd zurück. Aber der Pfarrer nahm ſie ihm wieder und ſagte: „es macht mir „nichts; ich wünſche, daß du mir ſie immer herzlich und „freundlich gebeſt, wenn du nur willt.“ Das Geſpräch war nach und nach ziemlich vertraulich. Der Pfarrer ging mit ihm in ſein Jugendleben, — in ſein männliches Alter, — in die Zeit, wo er Wirth und in die, wo er Weibel und Vogt war, hinein. Er brachte ihm, was er tauſendmal vergeſſen, wieder zu Sinn, daß er am Ende heiter wie der Tag ſah, wie der Vogt das werden müſſen, was er worden iſt. —

Und das Leben des Mannes enthüllte dem Pfarrer das Leben ſeines ganzen Dorfs, daß er jetzt in alle Haushaltungen hineinſah, wie in einen Spiegel, und hundert traurige Umſtände und Sachen, wo vorher alles Rathen und Helfen umſonſt war, wurden ihm jetzt heiter.

Der Vogt wollte freylich zuerſt auch nicht recht mit der Sprache heraus, beſonders wenn andere Leute in ſeine Fehler verwickelt waren, und ſagte einmal bey einem ſolchen Anlaß zum Pfarrer: „ich mag zu allem, was ich ſchon auf „den Schultern habe, nicht noch machen, daß mich Jun

„ges und Altes im Dorf noch verfluche.“ Aber der Pfarrer zeigte ihm ſo herzlich und deutlich, daß er juſt denen, die es im Anfang zum höchſten übel aufnehmen werden, was er ihnen ausbringe, den größten Dienſt damit thue, daß er von der Zeit an dem Pfarrer über alles unverholen ſagte, was er wußte.

## §. 11.

## Seltſame Wirkungen des böſen Gewiſſens.

Aber wie wenn das Wetter ins Dorf geſchlagen, ſo war alles ob der Nachricht, daß der Vogt dem Pfarrer alles erzähle, was er von jedermann wiſſe, betroffen. Man ſah in allen Gaſſen Leute die Köpfe gegen einander und gegen die Wände kehren. Es fehlte hie und da Männern und Weibern an ihrer natürlichen Farbe. Man ſah hie und da Runzeln an Männer- und Weiberſtirnen, wo noch vor acht Tagen keine Spur davon war. Wer ein wenig krank war, war's jetzt doppelt. Viele, die den Huſten hatten oder einen kurzen Athem, huſteten viel mehr und befanden ſich weit übler als gewohnt, und es gab in allen Häuſern die wunderbarlichſten Auftritte.

Viele böſen Weiber wurden einsmals mit ihren Männern wieder gut.

Viele wilde und freche Kinder wurden ſo zahm, daß man ſie um einen Finger herum winden konnte.

Eheleute und Hausleute fragten sich Sachen, daß man nicht hätte errathen können, wie sie jetzt gerade auf das kamen und an das dachten.

„Wenn er jetzt auch sagte, ich hätte ihm deinen Mantel verkauft, der dir gestohlen worden," sagte die durstige Frau Stoffelin zu ihrem häuslichen Mann Joosli.

„Daß du jetzt auch den Mantel wieder aufwärmst, der „mir so wehe that," antwortete der Joosli.

„Man muß halt immer fürchten, so einer bringe noch „andere Leute ins Unglück, und es ist mir wie vor, es gehe „so etwas" — sagte die Frau.

Und der Joosli erwiederte: „Du weißt, wie lange ich „dir's zutraute, und wie du mich dazu gebracht, daß ich „dir versprochen, nichts mehr davon zu reden, und jetzt „fangst du wieder damit an, wie wenn du kein gutes Ge„wissen hättest." —

„Jetzt heulte die Frau und sagte: „du weißt doch auch, „daß wir Bettler übernacht hatten, da er weggekommen."

„Du hast ja davon angefangen, nicht ich," sagte der Joosli — „du wirst wohl wissen warum" — und schnurrte aus der Stube.

„Ich will dich zurichten, daß du aussiehst, wie eine „Nachteule, wenn du mir etwas ausbringst," sagte die Bethschwester Barbel zu ihrer Dienstmagd und Mithalterin am verstohlnen Abendtrunk, den sie ihr alle Tage zwischen Feuer und Licht vom Vogt bringen mußte. —

„Wenn er auch sagte, daß er alle Wochen von mir „Garn bekommen," sagte Christophs Lise zu ihrer Schwester Clara.

„Wir wollen ſchweigen, wie Käfer," ſagte dieſe.

„Und läugnen, wie Hexen," erwiederte jene.

Solche Reden floſſen in allen Ecken, und allenthalben war die Liebe, die man dem Vogt vor dem Taufſtein verſprochen, wie der Wind weg. Sie mußte weggehen. Es braucht aber auch keinen großen Wind, um eine Liebe wegzublaſen, die ſich gegen einen Menſchen zeigen wollte, vor dem man ſchon lange Angſt im Herzen hatte und jetzt von neuem wieder hat.

## §. 12.

## Die Ungleichheit dieſer Wirkungen des böſen Gewiſſens bey Geſchäftserfahrnen Leuten.

Am bangſten aber war's den Herren Vorgeſetzten. Dieſe probirten indeſſen nach und nach auf eine andere Manier, von dieſem ſchlimmen Handel zu reden.

„So ein Ketzer könnte ein ganzes Dorf unglücklich machen," ſagte Nachbar Kienholz zu ſeinem Nachbar Kalberleder.

„Es iſt vielleicht kein Menſch im Dorf, mit dem er in den 20 Jahren, ſeitdem er Vogt iſt, nichts Krummes gehabt hat, und um ſeinetwillen wird doch hoffentlich nicht die ganze Kirchhöri mit ihm unter den Galgen müſſen," antwortete dieſer.

„Du Narr, das iſt eben der Vortheil," ſagte der Kienholz, „daß er darunter geſtanden."

„Ja, bey Gott, das iſt wahr, man iſt jetzt nicht mehr „ſchuldig, ſich mit ihm einzulaſſen.“ erwiederte der Rabbauer — und es war, wie wenn dieſes Wort den guten Bauern allen das Herz, das ihnen im Leibe zu eng werden zu wollen ſchien, wieder weit machen wollte. Sie auf einmal ging ihnen das Maul auf, und alle, alle waren der Meynung und behaupteten laut: ſie ſeyen nicht mehr ſchuldig, ſich mit ihm einzulaſſen, er möge über ſie ſagen, was er wolle; weil er dem Henker unter den Händen geweſen.

Der Hügi aber, der nie kein Narr war, ſagte nach einer Weile: „ihr habt wohl recht, daß ihr das Lied alſo „ſingt, und ich will's gern mit euch ſingen; aber es wäre „doch immer beſſer, wir könnten machen, daß er das „Maul überall halten würde.“

„Das kann ein Narr ſagen,“ erwiederte der Kalbsleder; „aber wie ihm das Maul ſtopfen, das wäre es „was anders.“

„Ich meyne mit Brod,“ ſagte der Hügi, und im Augenblick waren ihrer viele der Meynung, ja, man müſſe trachten, ihm das Maul mit Geld und Brod alſo zu ſtopfen, bis er ſchweige.

Zwar waren auch einige dawider, und der geizige Rabſerbauer rief überlaut: „er wolle nichts von dem hören.“

Aber der Kienholz und die andern antworteten ihm: „du wirſt wohl davon hören müſſen,“ und man war ins Kienholzen Stube bald einig, man müßte mit allen Vorgeſetzten und größern Bauern dießfalls Rath halten. Und der Kienholz ſandte den Ständliſänger Chriſten, der

eben vor den Fenstern den Maulaffen feil trug, eilends im Dorf herum, und innert einer Stunde war alles, was im Dorf etwas zu bedeuten hatte, bey einander.

## §. 13.

## Ein Bauern-Rath.

Da brachte der Kienholz den versammelten Bauern den Vorschlag, sie wollen trachten, den Vogt zu bestechen, daß er sie nicht verschwatze; aber, da es darum zu thun war, wer das Bestechen zahlen müsse, und was es etwa kosten möchte, war man gar nicht so geschwind einer Meynung. Viele schüttelten den Kopf und wollten nicht gern damit etwas zu thun haben. Hie und da rief einer überlaut: „bey ‚meiner Seele, ich gebe keinen Heller daran," und der Rabser sagte deutsch: „wenn er ihn vor sich zu Hunger ‚sterben sähe, er gäb' ihm kein Stück Brod." Aber man uhr ihm übers Maul. „Du Narr, du mußt das Stück ‚Brod dir selber und nicht ihm geben," sagte der Hügi, und der Kienholz setzte hinzu: „ihr Esel, es merkt etwa ‚ein jeder von euch, was auf uns wartet, wenn wir ihm ‚das Maul nicht zuthun."

„Man wird uns nicht alle hängen," erwiederte der isgraue Mosbauer, der's mit dem Rabser hielt.

„Wenn ihr allein wäret, ihr könntet's unserthalben probiren, aber wir wollen nicht mithalten," sagten die andern.

„Es iſt da nichts anders,“ ſagte der Hügi, „wenn's „fehlt, ſind dann die Großmäuler die erſten, die ſich die „Haare aus dem Kopf herausraufen wollen?“

„Ja, ja,“ ſagte der alte Meyer, der der ehrlichſte war, aber ſich grauſam fürchtete: „ich wollte lieber den „Reck ab dem Leib geben, als mich nur verantworten.“

„Mir würde das Verantworten nichts machen, wenn „ich das Beweiſen nicht fürchtete,“ ſagte der Speckmolch.

Im Augenblick nahm der Moosbauer wieder das Wort und ſagte: „mit dem Beweiſen hat's ja noch keine Noth; „Kalberleder, du ſagteſt erſt vor einer Stunde ſelber, es „ſey gleichviel, ob ein Hund belle, oder ſo einer, wie der „Vogt jetzt iſt, etwas ſage.“

„Es iſt nicht wahr, ich hab' es nicht geſagt,“ ſagte der Kalberleder.

„Du redſt wie ein Schelm, wenn du es läugneſt,“ ſagte der Moosbauer.

„Schelmet einander, wenn ihr allein ſeyd,“ ſagte der Hügi.

Kienholz. Es hat ſchon mancher etwas geſagt, und es iſt ihm hernach wieder anders worden.

„Wir müſſen machen, daß wir aus der Gefahr kommen,“ ſagten viele.

„Das wär' wohl ſo, aber er hat uns um ſo vieles „gebracht,“ ſagte der Rabſer.

„Was machen?“ ſagte ein anderer, „ihr ſeh ja, wir ſind noch jetzt in ſeinen Klauen.“

Und dann wieder einer: „und das, was wir ihm ver„ſprechen wollen, bringt ja auf das Jahr für einen nur „drey Kronen, das iſt ja ein Bettel, und dann iſt er „jetzt ja ein alter Krüppel, es kann alle Tage mit ihm „aus ſeyn.“

„Das wär' das Beſte, wenn wir nur das bald erleb„ten,“ rief noch einer hinein. Doch war man endlich einig.

## §. 14.

## Bauern-Wahl.

Aber wie ihm das geſchwind ſagen? Dafür war jetzt wieder neuer Rath und viele Meynungen.

Einige riethen den Hartknopf an. Andere ſagten, der macht zu viel Weſens, es muß einer ſeyn, der, wenn etwas Krummes darein ſchlägt, mit einem Wort Antwort gibt und nicht mit einer Predigt.

Ein junger Gauch rieth auf den Kriecher, als der ſich am beſten ins Pfarrhaus hineinſchleichen könnte. Aber es war niemand ſeiner Meynung. „Der würde den Lohn „nehmen und uns ſammt dem Vogt an den Türken ver„kaufen,“ ſagten unten und oben die Männer.

Endlich ſtand Kalberleder auf und rieth auf ſeinen Buben. Die Bauern verwunderten ſich und ſperrten das Maul auf; denn ſie wußten gar nicht, was dieſer beſon-

bers thunen ſollte. „Ihr ſperrt das Maul auf; meynt „ihr denn, ich wiſſe nicht, was ich ſage?“ ſagte jetzt der Kalberleder; „ſeht, ich habe einen Nußbaum in meiner „Matte, grade auf der Seite vom Pfarrhaus, wo der „Vogt ſteckt, ich will ihn dran wagen. Mein Bub muß „ihn umhauen, und auf dieſe Weiſe hat er einen Anlaß, viele „Stunden nach einander dazuſtehen und auf Gelegenheit „zu paſſen. Er kennt den Hans und die Köchin, und „es muß nicht fehlen, er lockt den Vogt ans Fenſter oder „lügt ſich gar zu ihm ins Pfarrhaus hinein.“ — Die Bauern fanden den Rath gut, und baten den Kalberleder gar, daß er's ſo mache. Dieſer pochte noch einen Augenblick über den Dienſt, den er ihnen thue, und dann gingen die zwey geſcheidteſten, der Hügi und der Kienholz, mit ihm heim, den Buben recht zu unterweiſen, warum es zu thun ſey, und wie er es anſtellen müſſe.

## §. 15.

## Des Kalberlebers Verſuch, den Sachen zu helfen, und ſein übler Ausſchlag.

Sie waren jetzt da und thaten, was nöthig, und der junge Kalberleder ging bald zum Nußbaum und fing dann an, wie wenn er einen halben Rauſch hätte, den Kühreyen zu ſingen. Das dunkte dem Pfarrer gar luſtig. Er lag unter das Fenſter und hörte dem Holzhacker zu,

er den Kühreyen ſang. Auch der Vogt guckte hinter dem Umhang hervor, zu ſehen, was das geben müſſe; denn r merkte gleich, daß der Kalberleder nicht für die lange Zeit den Baum umhaue, ſondern daß dahinter etwas teckte.

Es ging nicht lange, ſo ſtellte des Pfarrers Hans ſich n ſeinen Gartenecken zum Kalberleder und ſagte: „es iſt „faſt Schade, daß du den Baum umhaueſt, er trug ja „alle Jahre ſo viele Nüſſe.“ Der Kalberleder antwortete: „er gibt gute Läden zu Flintenſchäften und mein Vater hat „einem Glarner einen guten Baum verſprochen. Zudem „treiben die Nußbäume mit den Wurzeln gar weit, und „ſchaden mehrentheils am Gras mehr, als ſie an den „Nüſſen abtragen.“

Hans. Das iſt ſonſt wohl ſo. Aber ihr laſſet dieſen da mit ſeinen Wurzeln ja nur gegen unſer Land und nicht gegen eures treiben.

Kalberleder. Wie meynſt du das?

Hans. Ha ſo — daß ihr bald alle Jahre ihm auf eurer Seite die Wurzeln abgrabet.

Kalberleder. Du weißt einmal mehr als ich.

Hans. Nein, wie ihr doch ſo unſchuldig thun könnt, ihr Nachbarn.

Kalberleder. Ich weiß gewiß nichts von dem. Aber ſag doch, wär's vielleicht nicht möglich, daß ich dem Vogt auch einen guten Abend wünſchen könnte?

Hans. Wohl freylich.

Kalberleder. Kommt er nie ans Fenſter?

Hans. Du kannſt ja zu ihm in die Stube, der Herr Pfarrer hat gewiß nichts dawider.

Kalberleder. Er möchte glauben, was ich mit ihm wollte.

Hans. Du wirſt nichts Geheimes haben.

Kalberleder. Nichts weniger.

Hans. Der Herr Pfarrer iſt unter dem Fenſter; wenn ich du wäre, ging ich und ſagte es ihm ſelber.

Du haſt recht, ſagte der Kalberleder, legte den Karſt ab, nahm ſeine Kappe in die Hände, ging unter das Fenſter, wo der Herr Pfarrer war, bückte ſich tief und ſagte: Gott grüß euch, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Ich dank dir — erwiederte der Pfarrer.

Kalberleder. Ihr zürnt es doch nicht, daß der Vater den Nußbaum da umhauen laſſen will.

Ich wüßte gar nicht, warum ich das zürnen ſollte, ſagte der Pfarrer.

Kalberleder. Ha, ich dächte, wenn er euch etwa Schermen (Schutz) im Hof gäbe.

Pfarrer. Er ſteht nicht an der Windſeite. Nein, ich bin gar froh, wenn er wegkommt, er nahm uns die Morgenſonne in dem halben Garten.

Kalberleder. Wenn es dem Vater jemals in den Sinn gekommen wäre, daß er euch im Weg ſtände, er hätte ihn gewiß ſchon lange umgehauen.

Pfarrer. Er ſah das wohl, aber es war meinetwegen nicht nöthig.

Kalberleder. Warum das nicht, Herr Pfarrer! Ihr könnt nicht glauben, wie ihr den Leuten ſo lieb ſeyd,

und wie es auch den Vater freut, daß ihr mit dem armen Tropf so gut seyd, den ihr bey euch habet.

Pfarrer. Ich thue ihm nichts, als meine Schuldigkeit.

Kalberleder. Wohl freylich, Herr Pfarrer. Aber wie geht es ihm auch, um Erlaubniß, Herr Pfarrer? Haltet er sich auch, daß ihr mit ihm zufrieden seyn könnt?

Pfarrer. Ja, Gott Lob, bis jetzt bin ich von Herzen mit ihm zufrieden.

Kalberleder. Der Vater hat gesagt, vielleicht seh' ich ihn etwa am Fenster und ich soll ihn in dem Fall von seinetwegen grüßen und ihm sagen, daß er doch auch nicht verzweifle; es werde wills Gott auch noch Brod für ihn in der Welt geben.

Pfarrer. So viel ich merken mag, ist er jetzt einmal für sein Brod noch nicht unruhig.

Das freut mich, antwortete der Kalberleder, und nach einer Weile sagte er wieder: wenn ich dürfte, Herr Pfarrer, ich hätte fast Lust, ihn auch einen Augenblick zu sehen, weil ich doch so nahe bin.

Ich mags wohl leiden, sagte der Pfarrer.

Nun hatte der Kalberleder, was er wollte. Er ging mit dem Pfarrer in die Stube und paßte da unter gleichgültigen Gesprächen einen Augenblick ab, in welchem der Pfarrer beyseits ging.

Wie ein Blitz ergriff er diesen Augenblick, und sagte zum Vogt: ich muß dir geschwind sagen, weil wir alleine sind, wenn du stille bist und niemand ins Unglück bringst, so wollen dir die Vorgesetzten alle für deiner Lebtag an

die Hand gehen, daß du Brod halber ruhig ſchlafen kannſt, aber wenn du ſchwatzeſt und ſie auch ins Spiel hineinziehеſt, ſo zähl' darauf, daß du keinen Menſchen im Dorf findeſt, der dir auch nur ein Stück Brod gibt, wenn er dich vor ihm zu Hunger ſterben ſieht. Das iſt, warum ich da bin, und warum ich mich zu dir in die Stube geſchlichen.

Der Vogt war über dieſen plötzlichen Antrag ſehr betroffen, wußte einen Augenblick nicht, was er antworten ſollte, und ſagte dann ganz wehmüthig zum Kalberleder: Ich habe geglaubt, du ſeyſt blos aus Freundlichkeit für mich da.

Ich bin jetzt dafür da, und möchte gern eine Antwort, ſagte der Kalberleder, und ſah ihn an, wie wenn er ihn durchſtechen wollte.

Ich kann nicht helfen, ihr könnt mit mir handeln, wie ihr wollt, antwortete der Vogt.

Und der Kalberleder: Du haſt hiemit ſchon geſchwatzt?

Vogt. Ich kann's nicht läugnen.

Kalberleder. Ach, wenn du willt, du kannſt alles wieder zurücknehmen und verdrehen.

Vogt. Ich thu es nicht.

Kalberleder. So! —

Vogt. Es iſt mir leid; aber es iſt beſſer; die Unordnungen — — — —

Kalberleder. Schweig doch von Unordnungen. Wer hat ſie gemacht, als du?

Vogt. Es thut mir leid.

Kalberleder. Verkehr, was du gesagt hast, — es reut dich nicht.

Vogt. Ich kann nicht.

Kalberleder. Willt du nicht?

Vogt. Ich kann nicht, und die Wahrheit zu sagen, ich will auch nicht. — Aber du wirst erleben, daß ich niemand nichts damit schaden werde.

Kalberleder. Das ist geredt, wie wenn du den Verstand verloren hättest.

Vogt. Ich kann wohl begreifen, daß es dir so vorkommen wird. Es wäre mir vor 14 Tagen auch so vorgekommen. —

Kalberleder. Red doch jetzt nicht, wie eine alte Betschwester. Dein Glück hängt von diesem Augenblick und von deinem Wort ab.

Vogt. Mach dir keine Hoffnung. Daraus gibt es gewiß nichts.

Kalberleder. Glaub mir, du wirst deinen Lohn dafür kriegen.

Eben jetzt kam der Pfarrer wieder in die Stube und der Kalberleder nahm bald darauf Abschied. Vorher aber sagte er noch zum Pfarrer: er glaube, er habe den Vater nicht recht verstanden, und er habe vielleicht nicht den Nußbaum gemeynt, den er angegriffen.

Das kann wohl seyn, sagte der Pfarrer.

Und der Kalberleder: ich will ihn doch, ehe ich ihn vollends umhaue, noch einmal frügen.

Du thust ihm recht, sagte der Pfarrer; merkte aber doch, daß etwas krummes um den Weg war.

Die Vorgeſetzten aber wunderten gar ſehr, wie es mit dieſem Vorhaben gehe, und ſtanden mit Ungeduld wartend hinter den Häuſern und Zäunen, wo man gegen das Pfarrhaus ſieht. Der Speckmolch kroch ſogar mit ſeinem großen Bauch über Garben und Heuſtock unter das Tagloch, um von da hinunter zu ſehen, wie es dem Kalbeleder gehe und wann er wieder heimkäme. Aber die hinter den Hecken und der unter dem Tagloch wurden übel getröſtet, da ſie ſahen, wie er den Kopf hängte und die Hände lampen (fallen) ließ, als er wieder zum Pfarrhaus hinausging.

Sie eilten aber doch zu ſeinem Vater, den Bericht ganz zu vernehmen. Dieſer wollte noch dick thun und zum voraus rühmen, was ſein Sohn ausgericht. Sie aber ſtopften ihm das Maul und ſchwuren zum voraus, was er heimbringe, ſey ein hinkender Bot.

Ihr könnts doch auch nicht wiſſen, bis er da iſt, ſagte der Vater.

Wohl freylich, ſagten die Bauern, als eben der Bub anlangte. Er warf das Holzgeſchirr ſo ſtark ins Tenn hin, daß es in der Stube zitterte; kam dann erſt, nachdem ihm ſein Vater zweymal rufen mußte, in die Stube, ſtand in einen Ecken, grüßte niemand und ſagte nur: es iſt alles nichts.

Die Bauern aber wollten mehr wiſſen und er mußte, ſo ungern er redte, ihnen umſtändlich erzählen, wie es zugegangen. Als er fertig war, hudelten ſie ihn noch einen Augenblick aus, gingen dann nach und nach wieder

ein, geladen mit Gedanken und Rathſchlägen, die die Angſt in ihnen ausbrütete, die aber noch nicht reif waren.

Den alten Kalberleder reute jetzt nichts ſo ſehr, als ein Nußbaum. Ich möchte das helle Waſſer weinen, daß ich ihn ſo leichtſinnig umhauen laſſen, ſagte er, als ſie kaum fort waren, zu ſeinem Buben.

Ich war kein Narr, erwiederte dieſer; ich noderte nur an den Wurzeln, und er ſteht deshalben noch hundert Jahre.

Das iſt gut, Bub, was man nicht weggibt, das hat man noch, ſagte der Vater. Und dann bald darauf: aber, gelt, es hätte den Pfarrer gefreut, wenn er dieſes Garten-Nachbars los worden wäre?

Das denk' ich; er und der Hans ſagten beyde: er freſſe nur ab ihrem Boden, antwortete der Bub. — Und der Vater ſagte: er frißt hoffentlich noch länger darob, als ſie beyde.

Der Bub. Ich habe dem Pfarrer, da ich ſah, daß es mit dem Vogt nichts war, geſagt: ich glaub', ich habe dich unrecht verſtanden, und du habeſt vielleicht einen andern Baum gemeynt.

## §. 16.

## Die Dorfſchulmeiſter ſuchen in ihrer Angſt beym Teufel und ſeiner Großmutter Hülfe.

Den geängſtigten Bauern aber gingen gar wunderliche Dinge in ihren Köpfen herum. Nicht nur einem kams

zu Sinn, wenn der Pfarrer und der Junker aber um einer von beyden todt wäre, ſo wäre die Gefahr für ſie völlig vorüber. Doch blieb's dabey. Es ging keiner hin, ſie todt beten zu laſſen und keiner ſchlug ſie todt.

Aber ſie hinter einander zu richten und ihnen ſo viel Bosheit und Verdruß zu machen, als nur immer möglich, dahin zielten zuletzt ihre Entſchlüſſe; denn ſie glaubten auf dieſe Weiſe ſie dennoch zuletzt von dem, was der Hummel etwa ſagen möchte, abzulenken.

Und es traf juſt ein, daß ſchon ſeit dem letzten Sonntag unter der Hand ein Gerücht ging, es ſey an der letzten Gemeind nicht richtig zugegangen und der Hühnerträger habe die Leute mit Teufelskünſten verblendet.

Bisher hatte zwar alles, was ein wenig Vernunft hatte und beſonders die Vorgeſetzten über dieſen Narreneinfall gelacht; aber jetzt ſchien er ihnen in Kram zu dienen, und ſie huben an, ganz ernſthaft darüber zu reden und machten durch hundertetley Fragen und Bemerkungen jedem Dümmſten, den ſie vor ſich hatten, den Kopf darüber groß. Sie lobten den Hartknopf überlaut, daß er ſo ſtandhaft ſey und was wahr iſt, ſagen dürfe, wenn man ihn ſchon links und rechts und ſogar auf der Kanzel darob auslache.

Dieſer ſchmöllelete mit dem Maul, wenn er ſich ſo loben hörte, wie wenn er Zucker darin hätte, und war vom Morgen bis an den Abend ohne Aufhören im Eifer, ſeine Meynung wider den Hühnerträger allenthalben auszubreiten. Sie fand auch unter dem Schutz, den ſie jetzt hatte, vielen Glauben; denn die Dorfmeiſter boten allem auf, dieſe

nd ähnliche Sachen jetzt zum Trumpf und einzigen Gespräch
u machen, worob ſich Junges und Altes aufhielt.

Man zog ſogar den Doctor Triefaug, des alten Hen-
rs von Arnheim ehrlich gemachten Großſohn ins Spiel,
nd machte ihm begreiflich, wie ſein Brodkorb daran hange,
aß ſolche Teufelsgeſchichten immer guten Glauben finden,
nd daß es jetzt die beſte Zeit ſey, hierüber ein wenig das
Naul aufzuthun.

Dieſer ließ ſich's nicht zweymal ſagen. Wo er eine
klappertaſche oder einen Hansdampf antraf, bot er ihm
ine Priſe Tabak und fing an, mit ihnen zu ſchwatzen.

Was meynt ihr, ſagte er dann, was meynt ihr? wie
ätte ich Haus und Hof zuſammengebracht und einen ſo
roßen Bauch erſtritten, wenn es keine böſen Leute gäbe?
a, wenn ich reden dürfte — — juſt, wo man ſolche
Sachen am ſtärkſten läugnet, gibt man mir am meiſten
Dublonen zu verdienen. Ich will nichts geredt haben,
er wenn ich ſagte, wie es in den Schlöſſern und Pfarr-
äuſern ausſähe, ihr würdet Maul und Augen aufthun.
rſt vor 8 Tagen hat mich ſo ein hoffärtiger Junker mit
em Hut unterm Arm und dem Säckel in der Hand bit-
en müſſen, ihm Ruh zu ſchaffen. Sr. Gnaden Herr
ohn, der ſchon Jahr und Tag in einer papiernen Kut-
he heimgekommen, erſchien dem Alten richtig alle Fron-
aſten in ſeiner Kammer; aber unſer einer muß ſchweigen,
r könntet ſonſt merken, wer's iſt.

Er wußte ſogar den Leuten, ohne daß er's ausdrück-
h ſagte, einzuſchwatzen, daß Arner ihn ſelber brauche,

weil's unrichtig im Schloß ſtehe, ſeitdem der Alte todt ſey. —

Durch ſolche Mittel und Wege that die Schelmenbande allen Narren, die jemals etwas Geſpenſterмäßiges glaubten, das Maul auf.

Man erzählte wieder viel von dem Haus, das der Hoorlacherin gehört, und ſo ungeheuerig war, daß Jahr lang niemand darin wohnen können, bis es endlich der Vogt um einen Spottpreis gekauft, und dann durch den Kapuziner Münchthal den Teufel ins Tobel zuhinterſt am Eichwald verbannt.

Auch die Geſchichte des Krähenbaums bey der Schmitten kam wieder in alle Mäuler, wie daß nämlich bey zehn Jahren alles Unglück das Haus verfolgte, und wie der Schmid es alle Morgen ſicher zum voraus wußte, wenn der Vogel auf dem linken Aſt, der kohlſchwarz war, und darum auch Teufelsaſt hieß, abſaß, daß vor Sonnenuntergang ein Unglück im Haus ſeyn würde; und da half dann kein Beten, kein Frommſeyn, kein Rechtthun: wenn die Krähe am Morgen nüchtern auf dieſem Aſt das Maul aufthat, ſo war das Unglück beſchloſſen und vor Abend ſicher im Haus.

Das iſt bey zehn Jahren in einem ſo fortgegangen, bis endlich der Schmid den Baum umhaute und verbrannte; von der Zeit an ſey Jahr und Tag kein Unglück mehr geſchehen, außert daß der Schmid ſelber ein Narr worden und man ihn an Händ und Füßen anbinden müſſen; aber ſonſt wars, wie wenn das Glück zum Dach hineinregnete,

ſeitdem die Krähe nicht mehr auf dem Teufelsaſt abſitzen konnte.

Solche Geſchichten waren jetzt allenthalben wieder der Text im Dorf. Die guten und die böſen Mütter redten wieder fleißig mit den Kindern vom ſchwarzen Mann, der ſie holen würde, wenn ſie nicht recht thäten und dergl.

Die junge Kienholzin, die aus Hoffart Jahr und Tag unglaubig war und mit ihren Kindern über Geſpenſter und Hexen den Spaß trieb, kehrte jetzt den Spieß wieder und betete alle Morgen und Abend mit ihnen das Gebet wider die Nachtgeſpenſter, böſe Geiſter und Hexen. Die Kinder ſagten zwar am erſten Abend: „Mutter, warum „müſſen wir jetzt auch das Gebet wieder beten? du ſag„teſt ja erſt vorgeſtern, die Leute ſeyen Narren, die es „beten.“

„Es iſt mir wieder anders worden; ihr müßt es jetzt „wieder ſo fleißig beten, als den Glauben und das Va„terunſer,“ ſagte die Mutter.

„Hats dann wieder Geſpenſter, Mutter?“ fragten die Kinder.

„Daß Gott erbarm, ja freylich, die ganze Welt voll,“ ſagte die Mutter.

Kinder. Wie weißt du's jetzt gerade wieder, daß es die ganze Welt voll hat?

Mutter. Ach, ihr guten Kinder, es gehen gar greuliche Dinge vor; betet nur fleißig euere Beter, und b'hüet und b'ſegnet euch fleißig, wenn ihr zum Haus hinausgeht, und nehmt ja keiner alten Frauen nichts ab, es mag Obſt, oder Brod, oder was es will, ſeyn.

Auch das Katzenschwanz-Spiel, das die guten Kinder des Maurers und des Rudis spielten, wurden je länger je bedenklicher gemacht. Die Hartknopfennärrin hatte am gleichen Abend allenthalben ausgebreitet, was sie selber in des Rudis Stube von seinen Kindern davon gehört, und wie ein Lauffeuer war's im Dorf herum, es sey in des Maurers Haus nicht richtig.

Bey allem dem aber sagte weder dem Maurer noch der Gertrud lange, sehr lange niemand kein Wort davon.

## §. 17.

## Die Fahne dreht sich.

Wie's aber denn geht, wenn man Bosheiten und Narrheiten zu weit treibt. Es gab Leute, die merkten, was hinter diesem steckte.

Der Vorgesetzte Renold und ein paar andere Ehrenleute sagten laut, man rede da Sachen und thue da Sachen, die fehlen können, und die nicht recht und nicht brav seyen; sie haben in ihrer Jugend den Katzenschwanz auch gezogen, wie des Maurers Kinder und sich manchmal vor und nach dem Beten lustig gemacht; aber es wäre einer ihren Eltern wohl angekommen, wenn er's probirt hätte, um einer schwarzen Katze willen, die unter dem Tisch stand, dergleichen Geschwätzwerk im Dorf herumzutragen.

Das machte ſo viel, daß der eine und andere anfing, ch in Acht zu nehmen, was er redte, und es ging nicht nge, daß eine Nachbarin, die der Schnabelgrithe häßig ar, dem Maurer erzählte, daß dieſe allenthalben im orf herumtrage, ſeine Frau ſey eine Hexe und der Teufel ſey leibhaftig in Geſtalt einer ſchwarzen Katze unter m Tiſch geſtanden, da ihre Kinder eben vom Katzenhwanzziehen zurück zum Beten kamen.

Der Maurer, der für alles in der Welt keine Hexe r Frau haben wollte, ward ob dieſer Erzählung wie üthend und lief ſpornſtreichs der Schnabelgrithe fürs Haus, opfte mit ſeinem Zollſtecken ſo hart ans Fenſter, daß es n Glück war, daß er das Holz getroffen und keine Scheibe i die Stube fiel. Es war aber niemand im Haus. Die rithe ſtand bey dem Brunnen auf der Gaſſe, aber er ſah ie nicht; ſie hingegen ſah ihn, erſchrack zwar, rief aber ennoch, da es ſo an ihren Fenſtern keſſelte: was gibts, as gibts, Maurer?

Biſt du da, antwortete der Maurer, mit deinem gottoſen Maul, du dieſe und jene, was haſt du mit meinen indern, daß du ſo verfluchtes Zeug über ſie herumtragen arfſt?

Was, was? fragte die Grithe.

Ich will dir zeigen, was, was, antwortete der Maurer.

Die Speckmolchin, die auch da war, ſtupfte die Grithe nd ſagte: du mußt läugnen, es könnte ſonſt fehlen.

Die andern Weiber aber, denen ſie dieſe Teufelshiſtoie eben in dieſem Augenblick wieder erzählt, glaubten ichts weniger, als daß ſie ihre Worte zurücknehmen würde.

Sie hatte gerade eben jetzt ſich verflucht und verſchworen, daß ſie dem Lumpen-Maurer und ſeiner Frau alle Wort ins Angeſicht hinein ſagen würde, wenn ſie da ſtünden. Aber wie verwunderten ſich die Weiber, da ſie jetzt einmals anfing zu läugnen und zum Maurer zu ſagen, ſie habe nie nichts wieder ihn, gehabt und wiſſe auch von ſeinen Leuten nichts, als alles ſehr liebs und guts.

Nein, das iſt doch vom Teufel, ſo muß mir's kein Menſch nicht machen, ſagte eine Renoldin, die da ſtand, zu den andern Weibern, und rief im Augenblick darauf dem Lienert: „Maurer! es iſt doch wahr. Sie hat gerade jetzt ausgeſagt, deine Frau ſey eine Hexe und man habe den Teufel leibhaftig in Geſtalt einer ſchwarzen Katze unter eurem Tiſch geſehen.“

Schweig doch, ſchweig doch, ſagten die andern Weiber, was willt du dich darein miſchen? es geht dich ja nichts an.

Nein, ich will nicht ſchweigen, ſagte die Renoldin, ſo eine könnte es ja morgen dir und mir und einer jedweden ſo machen, und wenn's für den Junker käme, ſo will ich's ihr ins Geſicht ſagen, daß ſie es geſagt hat.

Das Wort Junker war ihr kaum zum Maul heraus, ſo ſorgte die Speckmolchin für ſich ſelber und rief überlaut: ich einmal habe nichts gehört und nichts geſagt, ich habe da mein Kraut gewaſchen, und nichts geachtet, was vorgefallen.

Ich einmal habe auch nichts gehört und nichts geſagt. — Und ich einmal auch nicht, ſagten bald mehrere.

Es fragt euch ja niemand, ſagte der Maurer, und drohte der Schnabelgrithe mit dem Junker.

Dieſe aber heulte und bat, er ſoll doch nichts daraus machen.

Ja, aber da vor dieſen Weibern mußt du ausreden und bekennen, daß alles faul und falſch, erwiederte Lienhard.

Die Grithe murmelte und ſagte ſtockend: es ſey ihr leid und ja, es ſey nicht wahr.

Du mußt es laut ſagen, ſo laut, daß die Leute, die da in den Nachbarshäuſern die Köpfe zum Fenſter hinausſtrecken, verſtehen, daß du eine Erb- und Erzlügnerin biſt.

Ob ſie wollte oder nicht, ſie mußte das vor allen Weibern, die da ſtanden, ihm laut nachſprechen. Dann verſchwor er ſich noch, ſie müſſe ihm durch alle Gaſſen in dem Dorf laufen und vor allen Häuſern ſagen, es ſey alles erlogen, was ſie über ſeine Frau und über ſeine Kinder geſagt.

## §. 18.

## Wie lange müſſen die Weiber noch ſagen: mein Mann heißt Nabal, und Narrheit iſt in ihm?

Er ging endlich von der Grithe weg und heim. Aber ſo iſt er, ſo lange Gertrud ihn gekannt, nie heimgekommen, aber nie aus des Vogts Haus. Er war faſt außer Athem und hatte eine Farbe, wie wenn er aus der größten Krank-

heit aufgestanden wäre. Bring mir doch Wasser, war sein erstes Wort, das er sagte, da er ins Haus hineintrat.

Gertrud war in der Küche und brachte es ihm sogleich. Aber sie erschrack, daß ihr der Wasserkrug fast aus den Händen fiel, da sie ihn ersah. Was ist dir, daß du so aussiehst? sagte jetzt Gertrud.

Nichts, nichts, sagte er, aber gib mir doch das Wasser.

Sie schenkte ihm ein Glas voll ein, gabs ihm und sagte wieder: aber was fehlt dir doch?

Er trank es schnell aus, forderte noch eins, eh' er antwortete.

Sie sagte ihm noch einmal: aber um Gotteswillen, ist dir ein Unglück begegnet?

Nein, sagte er, nachdem er das zweyte Glas ausgetrunken, eben kein Unglück, aber die Schnabelgrithe hat mich fast außer Athem gebracht.

Gertrud. Die Schnabelgrithe? Womit doch?

Lienhard. Mit ihrem Lästermaul.

Jetzt erzählte er, so gut er in der Hitze und im Eifer konnte, was zwischen ihm und ihr vorgefallen.

Sie hörte ihm still zu, aber mit Augen, die Bekümmerniß und Wehmuth zeigten.

Er saß und sagte einsmals: wie du mich doch auch ansiehst.

Sie schwieg und sah ihn forthin unverwandt an. Er war betroffen und sagte dann: es kann doch nichts Verfluchteres seyn, als wie sie es uns gemacht hat.

Gertrud. Sie ist ein dummes Weib und eine Schwätzerin, und du nahmst das dumme Zeug zu hoch auf, und

beiß Gott, wie du dich benommen, iſt noch dämmer, als as, was ſie gethan hat.

Lienhard. Aber hab' ich denn nicht recht?

Gertrud. Du biſt in einem Zuſtand, daß du jetzt icht zu wiſſen vermagſt, wie weit du Unrecht haſt. Ich ill jetzt nur das ſagen, daß du dich und deine Geſundheit icht ob einer ſolchen Eſendigkeit vergeſſen und du damit ſo eit ſelber Schaden thun ſollteſt. Sich ſo ſeiner Wuth berlaſſen, wenn man nicht geſünder und ſtärker iſt, als u, heißt: ſich vor der Zeit muthwilligerweiſe unter den Boden bringen.

Jetzt fühlte Lienhard, daß ſie recht hatte und ſagte: das ſt wahr, du haſt recht, das Herz klopft mir jetzt noch, wie m größten Fiebery und ich kann faſt nicht auf den Füßen ehen, ſo müd bin ich.

Gertrud. Iſt die Schnabelgrithe das werth?

Er ſchwieg. Sie ſagte wieder: auf dieſe Art kannſt du nich ob ſo etwas vor der Zeit zu einer Wittfrau und deine Kinder zu Wayſen machen. Denk an deine unerzogenen Kinder.

Lienhard. Du haſt recht. Es hat mich wirklich überkommen, daß ich meiner ſelbſt nicht mehr Meiſter war.

Gertrud. Du mußt dieſer Schwäche Meiſter werden, du weißt, wohin ſie dich mit dem Vogt im Wirthshaus hingeführt hat.

Lienhard. Gib mir doch noch ein Glas Waſſer.

Gertrud. Geh doch ins Bett. Ich will dir etwas Warmes machen.

Lienhard. Ja, ich ſpüre, es thut mir wohl, ein wenig abzuliegen.

Er ging jetzt ins Bett. Aber er ſchwankte, daß ſie ihn faſt helfen mußte. Die Sonne ſchien eben gegen ſein Bett und Gertrud zog die Vorhänge, damit ſie ihn nicht am Schlaf hindere.

Als er wieder erwachte, brachte ſie ihm eine warme Brühe mit ein paar Eiern, ihn zu ſtärken. Er hatte ein paar Stunden geſchlafen und war jetzt ruhiger.

Gertrud fing aber von neuem an und ſagte: du kannſt nicht denken, was du mir Mühe gemacht haſt.

Er ſah ſie jetzt an, und ſagte: du haſt feuerrothe Augen. Du haſt gewiß geweint.

Gertrud. Ich darf nicht läugnen. Da ich dich ſo blaß im Bett daliegen ſah, ſchiens mir, wie wenn ich dich todt vor mir liegen ſähe. Das machte mir die Augen übergehen. Ich konnte nicht von dir weg und weinte immer.

Lienhard. Ich bin jetzt wieder wohl. Es thut mir gewiß nichts.

Gertrud. Aber was weißt du, wie bald du dich wieder alſo vergeſſen wirſt?

Lienhard. Gewiß ſo bald nicht wieder.

Gertrud. Das kann kein Menſch ſagen, der ſeiner ſelber ſo wenig mächtig iſt.

Lienhard. Ich will weiß Gott auf meiner Hut ſeyn. Ich ſehe, meine Geſundheit bedarfs.

Gertrud. Du haſt nicht nur gegen dich ſelbſt, du haſt auch gegen andere Leute gefehlt.

Lienhard. Das infame Menſch hats doch verdient.

Gertrud. Sieh doch, du fehlſt ſchon wieder, und enn ſie da wäre, du würdeſt ſchon wieder wüthend. Sie um der Narrenſache willen doch kein infames Menſch.

Lienhard. Es iſt wahr, ich wollte jetzt noch nicht, ß ſie eben vor mir ſtände.

Gertrud. Und dann haſt du nicht bloß gegen ſie gehlt.

Lienhard. Aber gegen wen noch mehr?

Gertrud. Gegen den Junker.

Lienhard. Wie das?

Gertrud. Was meynſt du, was würde ſein Großter geſagt haben, wenn du einem Weib im Dorf eine ſole Buße aufgelegt, wie der Schnabelgriehe beym Brunn und ſie dann noch im Dorf herum jagen wollteſt, um zubeten für das, was ſie dir gethan hat?

Lienhard. Ja, aber Arner iſt nicht der Großvater: r hat kein Haar und keine Ader, die dem Großvater nicht.

Gertrud. Aber das gibt dir kein Recht, etwas zu un, das du unter dem Großvater nicht dürfteſt.

Lienhard. Ich hab' an das nicht gedacht.

Gertrud. Und es iſt denn doch auch noch nicht ganz her, wie er es aufnehmen wird, wenn er's hört.

Lienhard. Er nimmts gewiß nicht übel.

Gertrud. Es kommt darauf an, wie man ihm's bringt.

Lienhard. Das iſt endlich wahr.

Gertrud. Und du möchteſt doch nicht gern, daß er ß dir glaubte, du ſeyſt dumm oder unverſchämt.

Lienhard. Das möchte ich freylich nicht gern.

Gertrud. Aber willt du's jetzt bleiben laſſen, wie es iſt? Muß ſie jetzt noch vor Sonnenuntergang ſo im Dorf herum laufen?

Lienhard. Ich will es jetzt gut ſeyn laſſen. Thue ſie, was ſie wolle.

Gertrud. Aber wenn ſie es aus Furcht doch thut?

Lienhard. He, das macht mir denn auch nichts.

Gertrud. Aber mir.

Lienhard. Warum?

Gertrud. Weil ſie wüthend darob werden muß, und denk nur, ſie wird den erſten beſten Anlaß ergreifen, ſich an dir oder an einem von uns zu rächen.

Lienhard. Aber was kann ich jetzt machen?

Gertrud. Gerade hingehen und ihr ſagen, du begehrſt nicht, daß ſie das thue.

Lienhard. Muth' mir doch das nicht zu.

Gertrud. Muß ich etwa für dich gehen, wie zum Junker?

Lienhard. Nein, das doch nicht.

Gertrud. Am Ende wollte ich noch lieber ſelber zu ihr gehen, als ſie das thun laſſen, was du von ihr gefordert.

Lienhard. Wenn ich nur wüßte, wie es anzuſtellen.

Gertrud. Zieh's in Spaß.

Lienhard. Wie kann ich das?

Gertrud. Bring ihr eins von unſern jungen Kätzchen zum Geſchenk und ſag ihr, du thuſt das, ihr zu beweiſen, daß unſere alte Mauſerin ein gutes altes Stück

von

von einem braven Katzenthier ſey und weder aus der Hölle noch ab dem Blocksberg zu uns geflogen.

Das gefiel jetzt dem Lienhard. Er ſagte ſeinem Liſeli alſobald, es ſoll ihm eins von dieſen Kätzchen bringen. Aber kaum war es fort, ſo reute es die Gertrud, und ſie ſagte: aber wenn du es denn ungeſchickt anſtellſt und es kann wieder einen neuen Verdruß gibt?

Lienhard. Laß das dann mir über, ich will das gewiß gut machen.

Aber er machte es nicht gut. Er nahm das Kätzchen luſtig ins Fürfell und machte ſich geſchwind auf den Weg zur Schnabelgrithe.

Dieſe ſah ihn von ferne, lief dann ſchnell zu ihrem Mann und ſagte ihm: du, der Maurer kommt wieder.

Was geht das mich an? ſagte der Murrbär.

Grithe. Ach, red' doch du mit ihm.

Murrbär. Ich wollte, du hätteſt dein Maul, wo der Pfeffer wächſt. Soll ich jetzt deine Narrheiten ausfreſſen?

Grithe. Ich bitt, ich bitt. Ich verberge mich, wo mich kein Menſch findet. — Und hiemit lief ſie ſchnell fort und verbarg ſich auf der Heubühne, wo ſie der Murrbär ſelber nicht gefunden hätte.

## §. 19.

## Zu gut iſt dumm.

Der Murrbär war, wie des Sigriſten Volk alles, hochmüthig, und fürchtete erſchrecklich, das Narrenvolk könnte ſeine Frau ins Gefängniß bringen, welches ihren Ehren nachtheilig wäre; darum ſchmiegte er ſich im Anfang vor dem Maurer, was er konnte und mochte.

„Meiſter Maurer,“ ſagte er ihm, „wir waren doch auch noch immer gute Freund und Vetterleut; meine Frau hat freylich nicht recht, aber ſie erkennt es ja und muß dir deine Ehre und guten Namen wieder geben, ſo lieb er dir iſt. Aber gib dich wieder zufrieden, es iſt doch zuletzt nur ein Weibergeſchwätz und es mag ſich gewiß nicht der Mühe lohnen, ſo ein Weites und Breites daraus zu machen.“

Der Maurer erwiederte: „du nimmſt mir frey aus dem Maul, was ich ſagen wollte. Es iſt, wie du ſagſt, ein Weibergeſchwätz. Ich wollte lieber, es wäre nicht begegnet und will gern wieder gut ſeyn, wie vor und ehe. Meine Frau und ich haben bey mehrerm Nachdenken auch gefunden, daß wir es zu weit getrieben und daß das im Dorf herumlaufen und Abreden gar nicht nöthig.“

Sobald der Murrbär merkte, daß er vom Lienert nichts mehr zu befahren, war er im Augenblick nicht mehr der Pudel, der ſich ſchmiegte, ſondern der Pudel, der knurrte und die Zähne hervorließ. Er ſagte jetzt zum Lienert: es

t gut, daß du wieder zu dir ſelber gekommen, daß man
it dir reden kann.

Der ehrliche Lienert antwortete: es iſt mir leid, daß
) mich ſo wenig beſitzen kann.

Murrbär. Es iſt gut, daß in ſolchen Fällen unter
veyen auch einer Verſtand hat. Wenn ich vor ein paar
tunden mich ſo wenig zu beſitzen gewußt hätte, wie du,
hätte Mord und Todtſchlag abſetzen können; aber ich
chte, es müſſe einer der geſcheidtere ſeyn, und ich wolle
ch nur verſchnaufen laſſen, es ſey denn etwa morn noch
it genug, zu ſehen, was für eine Meynung daß es habe,
ıd ob dein Gerichtsherrnweib im Ernſt über meine Frau
Urtheil und Recht ſprechen könne.

Lienert. Es iſt hiemit gut, daß ich von mir ſelber
kommen, deiner Frauen dieſe Arbeit zu ſchenken.

Murrbär. Vom Schenken möchte ich, wenn ich du
äre, ſo wenig reden, als ich nur könnte. Das ganze
orf von unten und oben hat aufs Haar geſagt, was meine
rau. Ich weiß zwar wohl, du ſtehſt jetzt gut im Schloß,
er denk dran, wenn der Junker vernimmt, daß ihr ſo
n Meiſter ſpielen und Urtheil machen wollt, er wird
ders mit euch ſprechen.

Lienert. Ich übereilte mich hierin.

Murrbär. Und überall, Maurer, ihr ſeyd an allem
ber Schuld. Wenn an der ganzen Geſchichte nichts wahr
, als was ihr ſelber erzählt, daß die Kinder den Katzen-
wanz bis hinter den Tiſch, wo ſie beteten, gezogen, ſo
das ſchon nicht recht, und ſollte einem Muſterweib, wie
ne Frau ſeyn will, nicht entgehen. Hintennach, wenn

man Geſchwätzwerk veranlaſſet, iſt's dann gar ſchwer, den Leuten die Mäuler wieder zu verſtopfen.

Dieſe Sprache verwirrte den ehrlichen Lienert gar ſehr, daß er nicht wußte, wie er es mit der Katze im Fürfell anfangen ſollte, und er wäre wahrlich wieder mit ihr heimſpaziert, ohne ein Maul von ihr aufzuthun, wenn der Murrbär ihn nicht endlich ſelbſt gefragt, was er da im Fürfell hätte? es ſey, wie wenn er ein Kind vertragen wollte.

Der Maurer antwortete: nein, es iſt nur eine junge Katze. Meine Frau will ſie deiner zum Gruß ſchicken, damit ſie ſehe, daß unſere Alte eine ehrliche Katze iſt und gute Mauſerinnen bringe.

„Trag du deine Katze, wenn ich dir gut zum Rath bin, nur wieder heim, und ſag deiner Frauen, wir brauchen keine ſolche Späße — das iſt verflucht unverſchämt und wie wenn ihr von neuem Händel ſuchtet" — das war das letzte Wort, das der Murrbär zum Maurer ſagte.

„Das iſt doch eine Sprache, wie der jetzt gegen mich nicht haben ſollte" — murmelte der Lienert, als er mit ſeiner Katze im Fürfell wieder heim ging.

Vater, du bringſt unſer Kätzchen wieder, ſagte das Liſeli, und die Frau: was iſt das, warum bringſt du ſie wieder?

Lienhard. Ich wollte, ich hätte ſie nie ins Fürfell genommen.

Gertrud. Das hat mir getraumt, ehe du fortgingſt. Aber was iſt dann begegnet?

Jetzt erzählte der Lienhard, wie er so freundlich und gutmüthig mit dem Murrbär geredet, und wie unverschämt ihm dieser geantwortet.

Gertrud. Du weißt dich nicht zu benehmen. Ich wollte lieber, ich hätte dich zu Arner gesandt, als zu diesem Mann.

Lienhard. Ich wollte auch lieber zu ihm gehen.

Gertrud. Ich habe dich besser kennen sollen. Es war erzdumm, daß ich dir die Katze anrieth. Aber es hat mich so gefreut, daß du mein Nachwort nicht mehr hören wolltest.

Lienhard. Es dünkte mich lustig.

Gertrud. Ja, wenn er nicht der unverschämte Kerl wäre, wie ich ihn kenne.

Lienhard. Ich hab' ihn erfahren.

Gertrud. Sein Benehmen hätte mich zehnmal mehr in Zorn bringen können, als der Grithe ihre dumme Katzenschwanzgeschichte.

## §. 20.

## Der Hünerträger findet keine Güggel (Hähne) keine Tauben und keine Eyer mehr feil.

Es lachte jetzt jedermann ob der Schnabelgrithe, die dem Maurer beym Brunnen ihre Maulsünden bekennen müssen, und die Schelmenbande der Dorfnotablen, die bis jetzt das

Katzengeſchwätz zum Aufwiegeln gegen Ihnen auch nie nahm, mußte man über dieſen Punkt das Maul zuhalten. Deſto eifriger aber betrieben ſie das Gerücht wider den Hünerträger, und behaupteten laut und in allen Ecken, daß er am Samſtag die Gemeind verblendet und ſie mit Teufelskünſten glauben gemacht, was nichts weniger als wahr ſey.

Sie brachten es hierin auch ſo weit, daß, da der Mſtr. Chriſtoph am Freitag ins Dorf kam, Güggel, Tauben und Eyer zu kaufen, ihm kein Menſch eine Eyerſchale feil bot und ihn ſogar niemand ins Haus hinein laſſen wollte. Er mußte vielmehr da und dort ins Angeſicht hinein hören, ein Mann, wie er, könnte ihnen die Hüner verderben und Güggeln und Enten und Tauben weiß nicht was anthun.

Der Mſtr. Hünerträger wußte ſich gar nicht zu faſſen, ob dem, was ihm begegnete. Er ſetzte ſich mit ſeinem Korb auf eine Bank beym Haus ſeines alten bekannten Nachbar Leuppis, mit dem er ſein Lebtag ſo manches Glas Wein in Fried und Liebe getrunken, ab, unterſtützte ſeinen Kopf und ſagte in ſeinem Mißmuth: „meine Teufelsarbeit und mein Trinkgeld dafür iſt mir übel bekommen, Nachbar!“

„B'hüt uns Gott davor, daß du dich um ein Trinkgeld in ſo etwas eingelaſſen,“ ſagte der Leuppi, ſtand von der Bank auf, daß ihm ja nicht etwas begegne, wenn er länger neben ihm ſitze.

„Worein eingelaſſen?“ ſagte freylich der Hünerträger. Aber der Leuppi ließ ihn ohne Antwort. Hingegen war innert einer Stunde im ganzen Dorf herum, er habe vor

vielen Leuten auf der Bank vor des Leuppis Haus selber eingeſtanden, daß er ſich um ein Trinkgeld mit dem Teufel in einen Bund eingelaſſen.

Dieſe Worte dienten der Schelmenbande ſo ſehr, daß ihrer etliche ſagten, wenn man ſie mit Gold hätte herauswägen müſſen, ſie wäre nicht zu theuer geweſen. Dergleichen Dinge und dergleichen Sachen ſind in ſolchen Fällen wie ein Lauffeuer in jedem Dorf herum. Ein Weib ſagt es dem andern. Ein Narr ſagt es dem andern. Wenn eine Gans gagert, ſo gagern die andern auch, und je dümmer eine Sache oft iſt, deſto leichter findet ſie Glauben. Das wußte die Schelmenbande und freute ſich herzlich, daß bald kein Menſch im Dorf auch nur einen Zweifel daran ſetze, daß dem alſo ſey. Selbſt die beſten Freunde vom Hünerträger glaubtens wie's Evangelium. Doch ſagten noch einige, wenn man davon redte: „es iſt doch ſchade um den Mann, er iſt ſonſt ein ſo guter Menſch, ich hätte ſo etwas mein Lebtag nicht von ihm geglaubt.“ Die Bosheit und die Leidenſchaften, die im Dorf waren, miſchten ſich von allen Seiten ins Spiel. Ein Vorgeſetzter, dem das Weidvertheilen gar nicht recht war, ſagte zu einem ganzen Bank voll ſeiner Spießgeſellen: „wir haben's jetzt wegen der Weid nicht blos mit dem Junker, wir habens auch mit dem Teufel zu thun; aber es iſt gut, daß der Teufel verrathen iſt; ein verrathener Teufel hat nicht mehr die halbe Gewalt.“ Da der Hünerträger mit dem leeren Korb auf dem Rücken verdrießlich mit ſeinem Botenſtock auf den Boden ſchlug, rief ein junger Löli ihm zu: „Chriſtoph! nicht wahr, es geht viel leichter über den Berg als ſonſt?“

Einige Weiber machten ſich luſtig, ſie können jetzt im Schloß Faſttag halten, wenn ſie keine Güggel und Tauben von Bonnal bekommen. „Freſſen ſie jetzt auch einmal Erdäpfel und Rüben, wie wir," ſagte die Speckmolchin. Des Hügis Frau, die gern etwas Gutes aß, ſagte zu ihrem Mann: „ſie wollen jetzt einmal ein paar junge Tauben, die ſie ſonſt verkaufen, ſelber eſſen," aber der Hügi ſagte: „er wolle lieber ein Stück Speck, er eſſe die Tauben nicht gern." Eine neidige Alte ſagte zu ihrer Nachbarin: „wenn ſie jetzt nur auch das Haus voll Gäſte bekämen, ich möchte ihnen das gönnen, ſie haben gewiß noch kein eigenes Geflügel im Schloß." Aber die pfiffige Sigriſtin ſagte: „es iſt jetzt gut, ein Stück Geld verdienen;" ſie kaufte in der Stille einige fette Tauben und Kapaune auf und ſchlich ſich, damit ſie niemand ſehe, durch einen Umweg, der durch den Wald geht, ins Schloß. Sie hatten auch wirklich Gäſte und zahlten ihr mehr als ſonſt um ihre Kapaune und um ihre Tauben.

## §. 21.

## Art und Weiſe, die Oberkeit zu berichten und dahin zu lenken, wohin man ſie gern führt.

Das Hauptanliegen der Vorgeſetzten und größern Bauern war, die Vertheilung des Weidgangs zu hintertreiben. Das Bekenntniß des Hünerträgers, daß er ſich um ein Trinkgeld

in einen Bund mit dem Teufel eingelassen, schien ihnen jetzt eine große Stütze für ihr Vorhaben. Sie hielten auch beynahe Tag und Nacht Rath, wie die Sache am schicklichsten anzugreifen sey.

Dem Junker gerade ins Gesicht abzuschlagen, was sie ihm versprochen, weil die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen und man Teufelskünste gebraucht, um sie um ihren Weidgang zu bringen, wäre wohl das gewesen, was sie am liebsten gethan hätten. Aber sie durften nicht trauen, und fürchteten, er möchte den ersten, der dieses anbringen würde, also bey den Ohren kriegen, daß den andern die Lust zum Mithalten vergehen würde. Sie begnügten sich also nur, Ausflüchte und Auswege zu suchen, und einer rieth an, man könne für einmal nicht weiter kommen, als zu trachten, die Sache bis in Herbst aufschieben zu machen, hernach werde es sich dann weiter zeigen, und seiner Meynung nach solle man dem Junker vorstellen lassen, es sey jetzt gar eine unschickliche Zeit zu dieser Vertheilung; sie seyen alle mit Vieh überstellt und mit dem Futter nicht dazu eingerichtet, den Weidgang auf der Stelle zu entbehren, und können unmöglich ihr Vieh jetzt in den Ställen verhungern lassen, der Junker werde das auch selber nicht wollen.

Eine andere Meynung war, sie wollen zur Prob ein Stück Land, das gar nichts nutz ist und voll großer Steine und Sümpfe, im Winkel zwischen dem obern und untern Wald, gerade jetzt zum Vertheilen preis geben. „Das Stück wird denen, die es bekommen, von selbst erleiden," sagten sie unter einander; „sie werden es schlecht bauen, und wenn der Junker das sieht, so wird er verdrießlich

werden, und dann können wir ihm leicht beybringen laſſen, ſie ſeyen faule Hunde, es ſey nichts mit ihnen auszurichten und man könne ihnen damit nicht helfen.“

Nach langem Streit, welche von dieſen zwo Meynungen die beſſere ſey, fanden ſie endlich, daß ſie beyde neben einander Platz haben, und entſchloſſen ſich, beyde mit einander dem Junker vorbringen zu laſſen. Hiezu aber hatten ſie den Untervogt Meyer nothwendig. Denn keiner von ihnen konnte ſo ſchicklich und von Amtswegen mit ihm reden, wie dieſer.

Sie gingen alſo zu ihm hin und machten ihm den Vortrag. Er wollte widerſprechen und ſagte: es ſind ja alles lauter Lügen, was ihr vorbringt, und ihr müßt doch nicht glauben, ich wiſſe nicht, daß ihr die Scheuern noch voll Heu habt, und daß der Markt für das Weidvieh auch erſt über acht Tag iſt, und der Winkel, den ihr vertheilen wollt, iſt ein Sumpfloch, den niemand umſonſt zum Eigenthum nehmen würde.

Die Bauern antworteten ihm: Vogt! du ſtehſt zu ſpät auf, um uns zu berichten, und wir wiſſen ſicher ſo gut als du, wie viel Vieh und wie viel Heu wir haben und was der Winkel werth iſt. Aber wir wiſſen auch, was wir wollen und was du, wenn du, wie du ſollſt, unſer Mann und ein Gemeindsmann ſeyn und bleiben willſt, dem Junker ſagen ſollſt, und glaub nur nicht, daß wir uns von dir wollen ſchulmeiſtern laſſen.

Dieſe Sprache verwirrte den guten Vogt. Er konnte kaum herausbringen: es dünkt mich, ihr wollet mich ſchulmeiſtern und nicht ich euch.

Bauern. Glaub doch das nicht. Thu jetzt nur, was wir wollen, wir habens gewiß überlegt.

Vogt. Ich kann das nicht. Er müßte ja mit beyden Augen blind seyn, wenn er nicht merken sollte, daß ihr den Narren mit ihm treiben wollt.

Bauern. Meynst du jetzt, der Junker wisse, was du weißt? und weil du weißt, wie viel Heu ungefähr im Dorf ist, meynst du, er wisse es auch? Du kennst die Gewalt noch nicht, die ein rechter Vogt über einen solchen Junker hat und haben muß, wenn er der Gemeind lieb bleiben will, und das ist eben noch unser Glück, daß die Junkern in Bauernsachen meistens an beyden Augen blind sind.

Vogt. Glaubt doch das nicht, daß er an beyden Augen blind sey.

Bauern. Er wird doch auch etwas von seinem Großvater und Ahnherrn haben, die beyde tüchtig blind waren, und wir wollens einmal jetzt wagen und probiren, wie weit er's auch sey.

Der Vogt erwiederte: es fehlt euch gewiß, es fehlt euch gewiß. —

Bauern. Das ist dann unsere Sache, dafür laß dann uns sorgen. Thu du nur, was wir jetzt sagen.

Vogt. Ihr habt gut reden. Ihr geht heim und sitzt hinter den Ofen und ich muß allein ins Schloß.

Jetzt spotteten sie ihn noch aus und sagten ihm: er sey eine alte Frau Base und habe einen so schlechten Vogtsmagen, daß er unmöglich sechs Wochen drey Tage auf seiner Stelle bleiben könne. Andere sagten ihm: er werde

ſchon zu einem beſſern kommen, wenn er ihnen nur recht folge.

Der gute Mann ſchwitzte vor ihnen zu, und ließ ſie reden.

Der Hägi ſagte ihm: fürchte dich nur nicht, es geht allen Lehrlingen ſo, wie jetzt dir. Denk nur, alle Knaben, die Holz ſpalten, bekommen im Anfang Schwielen, aber wenn ſie's forttreiben, ſo wird die Haut nach und nach hart, und es iſt keine Rede mehr von Schwielen. So wirds dir auch gehen, wenn du in deinem Handwerk nicht mehr Lehrbub biſt.

Sie übertäubten ihn mit ihrem Geſpräch ſo, daß er endlich ſagte: ich will thun, was ich kann.

Nein, nein, ſagten ſie ihm noch, du mußt thun, was wir wollen. — Und er verſprach ihnen auch noch das.

## §. 22.

## Erziehungs- und Haushaltungs-Grundſätze.

Die einzige Hütte, die an der Unruhe und an den Mühſeligkeiten dieſes Thoren-Lebens keinen Theil nahm, war die Hütte der Gertrud.

Zu erklären, wie das möglich geweſen, muß ich ſagen. Dieſe Frau war eine Ausnahme in Bonnal und hatte eine gleichſam von allem Koth dieſes Dorfs unbefleckte Seele. In der höchſten Einfachheit und Unſchuld

t ſie eine Feſtigkeit des Willens und eine Reinheit des
zens, die ihr in allem ihrem Thun eine ſeltene ſelbſt-
dige Kraft gab. Merkwürdig iſt, wie ſie nach alter
ßmutterart vielerley Sprüchlein hatte, mit denen ſie
ſelbſt und andern Leuten immer leicht den rechten Weg
en konnte.

Zu allem ſchweigen, was einen nicht angeht.

Von dem das Maul nicht aufthun, was man
nicht wohl verſteht.

Beyſeits gehen, wo man zu laut oder zu leiſe
redet.

Das wohl lernen, was man nothwendig brau-
chen muß.

Mit Kopf und Herz immer am rechten Ort ſeyn,
und nie an gar vielen auf einmal, aber immer bey
ſich ſelber.

Und denen, ſo man ſchuldig, und denen, die
man liebt, mit Leib und Seele zu dienen.

che kleine Sprüche waren dieſer Frau der Leitfaden zu
r häuslichen und bürgerlichen Weisheit, über die ſich
her ſchreiben ließe. Aber ihre Weisheit iſt nicht die
sheit unſers Volks und unſrer Tage. Selber die Dorf-
lerweiber und überhaupt alles, was im Dorf pfiffig
, und etwas zu bedeuten hatte, verachteten ihre Sprüch-
und lachten ſie darob aus, und unſer Zeitgeiſt verach-
die Manier dieſer Sprüchlein allgemein und von Her-
. Sie ſind viel zu kraftvoll für das Spinnengewebe
s Maulbrauchens und ſeiner Herzloſigkeit. Er will
nur erklären und wörtlich heiter machen, ohne es zu

Herzen zu nehmen, und solche Sprüchlein passen gar nicht in die Wortbrühen, Weitläufigkeiten und Kunstformen dieser herzlosen Erklärungssucht, welche die Lebensquelle des reinen Mutterwitzes, der das Wesen aller Anschauungseindrücke so geist- und kraftvoll ausdrückt, untergraben und abschwächen, und den Menschen zu dem in stiller Lebendigkeit herrschenden Geist, der sich in der Gertrud und in ihren Sprüchen ausspricht, eigentlich unfähig machen. Ihr waren sie Leitfaden zu einer häuslichen Weisheit und Kraft, die täglich in wirklich erhabenen Zügen hervortrat. Im Sturm des aufgebrachten und verwirrten Dorfs entging ihr kein einziges Wort, das man nur hätte mißdeuten können, keines, bey dem man sie ins Spiel hinein ziehen, ob dem man sie hassen, keins, bey dem man sie nur auslachen könnte.

Des Rudis Kinder waren jetzt fast alle Tage bey ihr, und lernten täglich mehr auf sich selber und auf alles, was um sie her ist, Achtung geben und Sorge tragen.

Bey ihrem Spinnen und Nähen lehrte sie die guten Kinder auch noch zählen und rechnen.

Zählen und Rechnen ist der Grund aller Ordnung im Kopf. Das war eine der Meynungen, die Gertrud am eifrigsten behauptete, und die in ihre Erziehung einen großen Einfluß hatten.

Ihre Manier war: sie ließ die Kinder während dem Spinnen und Nähen ihre Fäden und Nadelstiche hinter sich und für sich zählen und mit ungleichen Zahlen überspringen, zusetzen und abziehen.

Die Kinder trieben einander bey dieſem Spiel gar gern elber, welches am geſchwindeſten und ſicherſten darin ortkomme. Zwiſchenhinein ſangen ſie Lieder. Am Morjen und am Abend las ſie ein Kapitel aus der Bibel und etete mit ihnen, und wenn eine Stelle in dieſem Kapitel ie vorzüglich rührte, ſo ſprach ſie dieſelbe ihnen den Tag lber, während dem Arbeiten, ſo oft vor, bis ſie ſelbige uswendig konnten. Ihr liebſtes Gebet und das, ſo ſie ie Kinder zuerſt lehrte, heißt:

Oh, Gott! du frommer Gott!
Du Brunnquell aller Gaben!
Ohn' den nichts iſt, das iſt —
Von dem wir alles haben!
Geſunden Leib gib mir,
Und daß in ſolchem Leib
Ein' unverletzte Seel'
Und rein Gewiſſen bleib.

## §. 23.

## Ein Stück aus einer Leichenpredigt.

Ich möchte ſo gern viel von dieſer Frau reden — und weiß ſo wenig von ihr zu ſagen, und hingegen muß ich o viel von der Schelmenbande reden.

Es kann nicht anders ſeyn. Wo es krumm und dumm geht, da gibts alle Augenblicke etwas anders, wo es hingegen in der Ordnung und gut geht, da bleibt immer alles gar gern und gar lang beym Alten.

Leſer! Und ich denke jetzt an das Wort eines frommen Geiſtlichen, der in einer Leichenpredigt zu dem hochmüthigen und unruhigen Volk von allerley Gattung, welches einen braven und ſtillen Mann zu ſeiner Ruheſtätte begleitet, ſagte:

„Selig iſt der Menſch, wenn hinter ihm, wenn er todt iſt, niemand viel von ihm redet!“

„Selig iſt er, wenn hinter ihm die ſtille Thräne des Armen weinet!“

„Selig, wenn hinter ihm, ſeinem Weib, ſeinem Kind, ſeinem Freund, ſeinem Knecht das Herz blutet!“

„Aber wenn hinter ſeinem Sarg tauſend Mäuler aufgehen, und weit und breit alles über ihn redt, ſo wandelts mich immer an, daß ich mißtrauend nachforſche, ob auch ſeinem Weib und ſeinem Kind das Herz blute, daß er todt iſt — und ob auch ſein Freund und ſein Knecht weine, daß er nicht mehr da iſt — und tauſendmal fand ich dann dieſer aller Augen trocken.“

## §. 24.

## Ein Frauenbild, aber nicht zu allgemeinem Gebrauch.

Leſer! Ich möchte dir dennoch ein Bild ſuchen von dieſer Frauen, damit ſie dir lebhaft vor Augen ſchwebe, und ihr ſtilles Thun dir immer unvergeßlich bleibe.

Es

Es iſt viel, was ich ſagen will; aber ich ſcheue mich nicht, es zu ſagen.

So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr höret ihren Lauf nicht. Aber bey ihrem Untergang weißt du, daß ſie wieder aufſteht und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif ſind.

Leſer! es iſt viel, was ich ſage; aber ich ſcheue mich nicht, es zu ſagen.

Dieſes Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, iſt das Bild der Gertrud und eines jeden Weibs, das eine Wohnſtube zum Heiligthum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.

## §. 25.

## Die Arbeit Arners.

Sie iſt nicht allein, auch Arner wandelt die Wege der lieben Sonne, die über die Erde brütet, und die Wege des Weibs, die ob ihrem Mann und ihren Kindern die Erde vergißt und den Himmel verdient.

Er ritt dieſer Tage faſt alle Abende auf die Gemeindweid, die er vertheilen wollte. Er gönnte ſich keine Ruhe, bis er dieſes Stück Land vollkommen kannte, und ließ ſogar ſeinen lieben Sperzer (Hühnerhund), den er ſonſt immer faſt allenthalben mitnahm, zu Hauſe, damit er keinen Augenblick an ſeiner Arbeit aufgehalten werde.

Wohl hundertmal band er sein Pferd an Zäune und Hecken, wattete durch Sümpfe und Gräben, dieses Stück Land aus dem Grund kennen zu lernen.

Er sah jeden Ecken desselben genau an und dachte an jedem Ecken an das Ganze. Er thats nicht vergebens. Er fand eben an der ersten Höhe der Weid an einer verdorneten, verwilderten Stelle drey starke Quellen von fettem Wasser. Um sie alle herum wuchs Brunnkreß, Bachpungen; der Herd um die Quellen war schwarzer Moder; viele dicke große Pflanzen wuchsen um die Quellen.

Er maß mit eigenen Händen die Höhe ihrer Lage und die Gründe, auf welche man ihren Reichthum leiten konnte, und hatte jetzt gedoppelte Freude. Er hörte nicht auf, alle Abende auf diese Weid zu reiten, bis er vollends mit sich selber ausgemacht, wozu jeder Ecken dienlich, wie weit die Quellen hinlangen, mit ihnen gute Wiesengründe anzulegen, was für Land zu gutem Ackerland übrig bleibe, und welches zu nichts anderm, als zu Riedt und Holzboden taugte.

Und er trug dann allemal jeden Tag alles, was er mit sich selber ausgemacht, aufs Papier, bis er seinen Plan also vollendet.

## §. 26.

## Der Lohn seiner Arbeit.

So sucht ein Vater seinen Kindern im Garten Beeten aus, daß sie darin Blumen und Kohl, und Kräuter und

Bäume pflanzen. Er zeigt ihnen den Ort der Tulpe, en Ort der Dubroſe, den Ort des gemeinen Kohls, des Blumenkohls, den Platz der Zwergbäume und den Platz er Obſtbäume, und freut ſich dann im Geiſte alles deſ- n, was einſt ſeine Lieben da pflanzen werden.

Ach! er freut ſich dann des Kinds, das noch in der Wie- e liegt, und des Säuglings und der Geſchlechter, die ferne ind, und fühlt dann, daß ſeine Kinder Gottes Kinder ſind nd der Garten nicht ſein iſt, ſondern daß er Vater iſt, aß er ihnen gebe, vervollkommne und hinterlaſſe, was r hat, und ſie nutzen und brauchen und ihren Kindern interlaſſen lehre, was ſie bekommen.

Das fühlte jetzt Arner. — Eine Thräne floß in ſein Antlitz, als er in der Kühlung der Abendluft unter hohen Eichen, bey einem rauſchenden Waſſerfall, die Freuden und Pflichten des Vaters auf den Thronen und die Freu- den und Pflichten des Vaters in den niederſten Hütten alſo fühlte.

Langſam ritt er gegen die eben untergehende Sonne, Hand und Zügel ruhten auf ſeinem Schooß; ſein Aug ſah den Himmel und ſein Herz war beym Vater der Men- ſchen.

Thereſe empfing ihn im Wäldchen, vor ſeinem Thor, und der Abend ging in Geſprächen über den Stand der Für- ſten und des Adels vorüber.

Das letzte Wort Arners an Thereſe war dieſes: Got- es Geſetz über Fürſten und Edle iſt dieſes, daß ihr Reich nicht das ihrige, daß ſie vielmehr Fürſten und Edle ſind, damit ſie ihrem Volk geben, ſicher ſtellen, vervollkomm-

gen, was ſie ihm geben können, und ihn's nutzen und brauchen und Kindskindern hinterlaſſen lehren, was ſie ihm geben.

Und Arner und Thereſe ſegneten ihren Stand, umarmten ihre Kinder, und baten Gott, daß ſie immer menſchlich bleiben und das Geſetz Gottes, das über Fürſten und Edle iſt, von ihrer Jugend auf bis auf ihre friedliche Ruhſtätte erkennen und befolgen.

---

## §. 27.

## In welchem Grad die Folgen der Sünden den Menſchen verwirren und verwildern.

Das waren Gertruds und Arners Wege. Der Weg des Pfarrers war nicht weniger edel und ſchön. Er war forthin alle Tage mehrere Stunden beym Vogt und brachte ihn durch Liebe, Ernſt und Glauben dahin, daß er wirklich ſein tiefes, inneres Verderben vielſeitig einſah, und nun entfaltete ſich in dieſem Mann ein großer Kampf zwiſchen der neu erwachenden Scham und einer neu erwachenden Reue mit den alle Augenblicke in ihm wieder aufſteigenden Gefühlen und Gelüſten ſeines alten Lebens, und wie er in dieſen Gelüſten bey allem ſeinem Unrecht gewaltthätig war, ſo miſchte ſich dieſe Gewaltthätigkeit jetzt auch in die Vorſätze, die er nahm, ſich zu beſſern. Wenn der Pfarrer ihn verließ und er allein war, ſo war er

meiſtens trotz allem Willen, ſich zu beſſern, in ſich ſelbſt verwirrt und in allem ſeinem Thun gewaltthätig, oft ſelber gegen ſich ſelbſt. Bald trank er den Wein, den ihm der Pfarrer gab, plötzlich faſt in einem Schluck aus, bald ließ er ihn ſtehen und ſagte: wenn ich auch Durſts erſticken müßte, ich will ihn jetzt nicht trinken. Einmal ſchüttete er ihn zum Fenſter hinaus mit den Worten: ich bin nicht werth, daß ich mehr ein Glas Wein auf der Welt trinke. Bald jammerte er wieder, wenn er heim komme, ſo werde er wie ein Bettler leben müſſen und kein Glas Wein mehr bekommen. Am meiſten wüthete er bey ſich ſelber über ſeine Mitvorgeſetzten, daß ſie ihm durch den Kalberleder haben dürfen drohen laſſen. Sie ſind, ſagte er zu ſich ſelber, alle ſo ſchlimm als ich, und ich mußte allein unter den Galgen, und jetzt meynen ſie, ich ſoll ihnen noch mit ihren Rechnungen helfen. Aber ich will nicht, wenn ich auch könnte — und einen Augenblick darauf: ich kann nicht, wenn ich auch wollte.

Der Pfarrer ſah allemal, wenn er zu ihm kam, daß er ihn gleichſam aus einem Traum der Verwilderung, in der er verſunken war, wieder aufwecke, und daß eigentlich noch weder Liebe noch Glauben in ihm wahre und tiefe Wurzel gefaßt, ſondern daß vielmehr die Sorge, er werde vergantet und müſſe ohne Hülf' und Rath in Noth und Elend verſinken, doch immer als das vorherrſchende Gefühl ſeiner jetzigen Stimmung noch da ſtehe. Er freute ſich darum des Anerbietens des Rudis und ſagte in dieſer Rückſicht zu ſich ſelber: „dieſer Mann kommt mir jetzt

ſehr zur gelegenen Zeit; ſeine Handlung wird wills Gott den Vogt in ſeine mildere und ſanftere Stimmung bringen, als es mir bis jetzt noch gelungen" — und ſchickte ſeinen Hans, dem Rudi zu ſagen, daß er jetzt wohl zum Vogt kommen könne. Der Pfarrer war einen Augenblick vorher, ehe er das that, in einem Geſpräch mit dem Vogt, darin ihm dieſer ſeine Sorgen und ſeinen Kummer diesfalls deutlich zeigte und ihm mit leidenſchaftlicher Bewegung erzählte, wie die Vorgeſetzten ihm diesfalls noch haben drohen laſſen. Der Pfarrer ſetzte jetzt dieſes Geſpräch noch mit ihm fort und ſagte ihm, da er wirklich Thränen in ſeinen Augen ſah: „beruhige dich doch auch diesfalls, Vogt! ich muß dir etwas ſagen, es iſt ein altes, aber wahres Sprichwort: wenn die Noth am größten, ſo iſt Gottes Hülf' am nächſten." — In dem Augenblick, da er das ſagte, meldete der Hans dem Pfarrer, der Rudi ſey vor der Thüre, und der Pfarrer ging zu ihm hinaus und ſagte ihm: ſag ihm, ehe du ihm von dem großen Geſchenk, das du ihm machen willſt, redeſt, doch zuerſt, was deine Mutter ſelig ſeinethalben noch zu dir geſagt und wie ſie mit verſöhntem Herzen gegen ihn geſtorben.

Der Rudi erwiederte: das will ich gewiß thun — und mit dieſem Wort ging er mit dem Pfarrer zum Vogt in die Stube.

## §. 28.

## Ein durch Menſchlichkeit und Chriſtenthum erleichtertes und erſchüttertes Gewiſſen eines verwirrten und verwilderten Menſchen.

Der Pfarrer hatte den Vogt mitten in ſeiner verwirrten Verwilderung doch dahin gebracht, daß der Glauben an Gott und an eine ſelige und unſelige Ewigkeit in ihm wieder durch allen Taumel ſeiner Leidenſchaften hervordrang, wie eine Flamme, die, zwiſchen Rauch und Dampf eingehüllt, hie und da mit einigen Strahlen ihres Lichts hervorleuchtet, aber bald wieder verſchwindet und nur den Rauch und den Dampf übrig läßt, in den ſie gehüllt iſt. In den Augenblicken dieſes ſo durch Rauch und Dampf hervordringenden innern Lichts dachte er ſehr oft mit Entſetzen an den Hübelrudi und den Meyneid, durch den er zu ſeiner Matte gelangt. Er ſtellte ſich vor, das ſey eine Sünde, die ihm nicht wohl könne verziehen werden. Die Gefahr vor der Hölle ängſtigte ihn jetzt oft und der Schrekken, den er beym Marchſtein gehabt, da er glaubte, der Teufel werde ihn holen, erneuerte ſich jetzt oft auf eine Weiſe in ihm, daß er ſich in ſeiner Einbildung vorſtellte, die Hölle ſey offen vor ihm und der Teufel ſtehe mit ſeinen Klauen ſchon neben ihm zu, und als der Rudi die Thüre aufthat und er ihn erblickte, erſchütterte ſein Anblick ſeine zerrüttete Seele ſo, daß er ſich einbilden konnte, ſeine Mutter folge ihm auf dem Fuß nach und werde ihm das Entſetzen des Meyneids vorhalten, der ſie um ihre

Matte gebracht. Er ſah den Rudi mit ſtarren Augen an, ohne ein Wort reden zu können. Dieſer ſah es und ſagte zum Pfarrer: es hat ihn übernommen, mich plötzlich zu ſehen; ich will wieder gehen und ein andermal kommen, wenn er mich erwartet. — Jetzt rette der Vogt plötzlich, fiel, mit den Bildern der Hölle noch mächtig erfüllt, vor ihm auf die Knie und ſagte haſtig: bleib doch, bleib doch, erbarme dich meiner, erbarme dich meiner!

Um Gotteswillen, ſieh doch auf und red nicht ſo, ſagte jetzt der Rudi.

Der Vogt erwiederte: ich kann nicht aufſtehen, ich kann nicht aufſtehen, wenn du mir nicht verzeihſt.

Hierauf ſagte der Pfarrer: er hat dir ſchon längſt verziehen — und damit nahm er ihn bey der Hand und machte ihn aufſtehen, und der Rudi ſagte zwiſchen hinein: um Gotteswillen, warum biſt du ſo ob mir erſchrecken?

Vogt. Da du die Thüre aufthateſt, meynte ich, deine Mutter komme dir auf dem Fuß nach.

Rudi. Ach, du weißt doch wohl, daß ſie geſtorben iſt.

Vogt. Ich weiß es wohl. Aber ich meynte, ſie ſey aus dem Grab aufgeſtiegen, und folge dir nach, um mir vorzuwerfen, was ich ihr alles gethan habe.

Rudi. Denk doch, daß ſie jetzt in einer beſſern Welt iſt.

Vogt. Ja, und daß ſie mich da wegen ihrer Matte noch anklagt.

Der Pfarrer nahm jetzt das Wort und sprach: Vogt, laub doch das nicht, sie hat dir schon in dieser Zeitlichkeit erziehen.

Vogt. Ach! Ist das wahr?

Rudi. Weiß Gott, es ist wahr.

Pfarrer. Rudi! erzähl' ihm doch umständlich, was ie seinethalben mit dir auf dem Todbett geredt.

Rudi. Ja, Vogt! es freut mich bis an mein Grab, m jedes Wort zu denken, das sie auf dem Todbett mit nir geredt. Ein Engel könnte nicht freundlicher von dir reden, als sie es gethan hat. Sie hat wörtlich zu mir gesagt: „wenn ich todt bin und begraben, so geh zum „Vogt hin und sag ihm, daß ich mit versöhntem Herz „gegen ihn gestorben und Gott bete, daß es ihm wohl„gehe und er noch zur Erkenntniß seiner selber gelange.“

Vogt. Aber ist das auch wahr? darf ich es glauben?

Gemeinsam antworteten ihm jetzt der Pfarrer und der Rudi: glaub es doch, es ist gewiß wahr.

Vogt. Das ist Trost, großer Trost für meine arme Seele.

Eine Weile war alles still. Aber plötzlich schien der Vogt in einer neuen Bewegung. Er sagte hastig zum Rudi: aber wann, zu welcher Stunde hat sie dir dieses gesagt? —

Rudi. Es war eben, als du wieder von meinem Fenster weggegangen.

Vogt. Sie ist ja gestorben, eh' ich noch von dir weging.

Rudi. Nein, das ist sie nicht.

Vogt. Dein Kind iſt ja zu dir hineingekommen, und hat dir geſagt, daß ſie geſtorben.

Rudi. Es war nur eine Ohnmacht, von der ſie ſich wieder erholt.

Vogt. Sie iſt alſo ob mir in Ohnmacht gefallen.

Rudi. Das iſt wahr. Sie hörte dich laut reden und meynte, du wolleſt Geld; aber du wollteſt ja keins und brachteſt mir im Gegentheil eine gute Nachricht.

Vogt. Und doch iſt ſie in Ohnmacht gefallen, — und ich bin ein abſcheulicher Menſch.

Rudi. Warum ſagſt du jetzt doch auch das?

Vogt. Ich habe mich auch in dieſem Augenblicke ſchrecklich an ihr verſündigt.

Rudi. Sag mir doch jetzt nichts von dem, es mag ſeyn, was es will.

Vogt. Doch — du mußt es wiſſen.

Rudi. Ich bitte, ſag mir davon jetzt nichts.

Vogt. Du mußt es wiſſen — du mußt es wiſſen. Ich ſagte in dem Augenblick, als du mit deinem Kind von mir wegſprangeſt und glaubteſt, ſie ſey todt, noch: „es iſt nicht ſchade, wenn die alte Hexe ſchon einmal todt iſt.“

Rudi. Haſt du das auch ſagen können? —

Vogt. Ja, ich hab' es geſagt. Ich wollte es dir nicht verhehlen. Du mußteſt es wiſſen.

Dem Rudi entfiel jetzt eine Thräne. Der Pfarrer aber ſagte: guter Rudi! das iſt jetzt ja nicht mehr in ſeinem Herzen; vergiß das und erzähl' ihm alle Worte, die die Großmutter ſeinethalben noch geſagt.

Da trocknete Rudi ſeine Thränen und ſagte: ja, Herr Pfarrer! ich will und muß es ihm erzählen. Dann nahm er den Vogt wehmüthig bey der Hand und ſagte ihm: als du vor das Fenſter kamſt, erſchrack ſie ob dir entſetzlich und ſagte noch, eh' ich zu dir herausging, folgende Worte: „ſeit unſerm Handel iſt mir immer ein Stich durchs Herz gegangen, wenn ich ihn ſah; ach, Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenſter kommen und huſten. Es iſt Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe, daß ich den letzten Groll überwinde und für ſeine Seele bete. Ich will es thun.“ — Dann betete ſie: „Gott! Du leiteteſt den Handel. Verzeih ihm, Vater im Himmel! verzeih ihm.“ — Da ging ich von ihr fort, zu dir hinaus. Du redteſt etwas laut mit mir. Darob iſt ſie noch mehr erſchrocken und in Ohnmacht geſunken. Als ſie ſich wieder erholt und ich ihr deine gute Nachricht erzählte, ſagte ſie: ſie ſterbe jetzt leichter und wolle nun Abſchied von uns nehmen. Aber ehe ſie das that, kam ſie noch auf dich und ſagte, was ich dir eben geſagt habe, daß ſie mit verſöhntem Herzen gegen dich geſtorben.

Der Vogt war jetzt gerührt. Er konnte nichts reden. Der Rudi aber fuhr fort und ſagte: ich weiß, wenn ſie jetzt noch lebte und dich im Unglück wüßte und ich hingegen wieder das Meinige hätte, ſo würde ſie dir gewiß jetzt ihr Mitleiden zeigen, wie ſie dir bey ihrem Beten noch ihre Liebe erwieſen, und wenn ſie jetzt ſchon todt iſt, ſo ſoll dir das nicht ſchaden. Ich will ihren Willen erfüllen, ſo gut ich kann und dir alle Jahr ab meiner Matte

für eine Kuh Futter zukommen laſſen, und wenn ich noch mehr als das thun kann, ſo will ich's gern thun.

Schluchzend erwiederte jetzt der Vogt: ich bin dieſer Güte nicht werth — und konnte nicht mehr reden. Da nahm der Pfarrer das Wort und ſagte: der im Himmel wohnt, iſt größer, als wir denken. Er handelt nicht mit uns nach unſern Sünden und vergilt uns nicht nach unſrer Miſſethat. Lobpreiſe den Namen des Herrn, der dir Hülfe ſendet, in der Stunde, wo du noch keine Hülfe hoffteſt und von der Hand derer, die du elend gemacht.

Die Rührung des Vogts war groß. Er nahm dem Pfarrer die Hand und ſagte: da ihr vor einer halben Stunde zu mir ſagtet: „wo die Noth am größten, da iſt Gottes Hülf' am nächſten," wußtet ihr ſchon, daß der gute Rudi dieſes an mir thun würde.

Pfarrer. Ja, Vogt, ich hab' es gewußt, und Gott und ihm dafür gedankt.

## §. 29.

## Der Sonnenſchein und die Himmelstropfen.

Der Rudi nahm jetzt freundlich vom Vogt Abſchied. Der Pfarrer aber blieb noch eine Weile bey ihm, und ſuchte die Rührung, in der er ihn jetzt ſah, zu benutzen, um ſeine Stimmung im Allgemeinen milder und ſanfter zu machen. Er ſagte zu ihm: du biſt zwar jetzt gerührt, aber nicht

ruhig, wie es nöthig iſt, daß du werdeſt. Es iſt ſo ein ſchöner Abend. Geh jetzt ein wenig in meinen Garten und genieße dieſen Abend mit Ruhe und Stille. Der Vogt ſagte: ja, es iſt ein himmelſchöner Abend, und dankte ihm für die Erlaubniß, in ſeinen Garten zu gehen; ging dann und legte ſich unter einen Baum, der hinter dem Weid war. Ein kühlendes Lüftchen milderte die Abendwärme eines der ſchönſten Herbſttage. Der Vogt fühlte, wie wohl dieſe Kühlung ihm thue, denn ſein Blut war heute den ganzen Tag in beſtändiger Wallung; zwar durchaus nicht auf gleiche Weiſe, aber die Erſcheinung Rudis erhitzte ihn eben, wie die Sorgen des Morgens ſein Blut in Wallung gebracht haben. So unter ſeinem Baum halb hinſchlummernd, wiederholte er ſich jetzt halbträumend die Begegniſſe des Tags und ſagte zu ſich ſelber: die Menſchen ſind doch beſſer, als ich geglaubt. So eine That, wie jetzt des Rudis gegen mich iſt, hätte ich nicht möglich geglaubt; und auch der Pfarrer geht mit mir um, wie ich es von keinem Menſchen in meinen Umſtänden erwartet hätte. — Selber die untergehende Sonne machte einen neuen Eindruck auf ihn. Er fühlte es ſelber und ſagte: ja, in meiner Kindheit, da ich noch nicht recht wußte, was links und rechts iſt, war es mir an der Sonne eben wie es mir jetzt iſt, aber ſeitdem nicht mehr. — Er fühlte ſich jetzt auf eine Weiſe, wie er ſich ſeit ſeinem Unglück noch nie gefühlt hat. Er weinte und wußte es ſelber nicht; aber als er zufällig mit ſeiner Hand an ſeine Augen kam und ſie naß fand, ſagte er zu ſich ſelber: ſo ſind ſie doch lange nie mehr naß geweſen — und dann, ach, es rührte mich nichts mehr, we-

der das, was mir hätte wohl thun ſollen, nach das, was andern weh that.

Des Pfarrers Hans kam eine Weile, ohne daß der Vogt ihn ſah, hinter dem Zaun neben dem Baum, an den der Hummel lag, höre ihn in dieſer Stimmung mit ſich ſelbſt reden, und als er heim kam, konnte er nicht genug erzählen, wie der böſe wilde Mann unter dem Birnbaum in dieſem Augenblick ſo ruhig und heiter da gelegen. Der Vogt vergaß in dieſer Stimmung ſein Abendbrod, das er ſonſt nicht leicht vergaß, und ging nicht ins Pfarrhaus zurück, bis die Sonne untergegangen. In der Zwiſchenzeit war der Pfarrer bey ſeiner kranken Frau. Er fand ſie ſo übel, daß er es für ſeine Pflicht hielt, ihren Mann zu ihr heim zu ſchicken. Die arme Frau hatte das Unglück, dem Treufaug in die Hände zu fallen. Dieſer gab ihr Himmelstropfen, die unter ſeinem Großvater Henkerstropfen hießen; da aber ſein Vater ehrlich worden, hat er ſie nicht mehr unter dieſem Titul verkaufen wollen, ſondern ihnen den Namen Himmelstropfen gegeben, unter welchem Namen ſie bis auf jetzt für Menſchen und Vieh vielen Abgang hatten.

Als die Vögtin dem Treufaug ihre Noth klagte, war ſeine erſte Antwort: gib mir Kirſchenwaſſer, ich bin ſo durſtig, daß ich mich anfeuchten muß, eh' ich mit dir reden kann. — Sie gabs ihm und klagte dann ferner der Länge und der Breite nach ihre Noth.

Er gab aber erſt, nachdem er ſein Kirſchenwaſſer faſt ausgetrunken, zur Antwort: „was magſt du doch ſo viel ſchwatzen; wenn du kein Wort redteſt, ſo wüßte ich gleich,

wo es dir fehlt, ſo gut, als wenn du einen halben Tag davon erzählſt. Der Pfiff iſt an der Leber, und es iſt große Zeit, daß man zu dir ſchaue, denn ſie iſt halb faul, und wenn man dem nicht wehrt, ſo geht dir in kurzem das Maul auf eine Art zu, daß du es nicht wieder aufthuſt; — aber ich will dir etwas ſchicken, das ſchon Prinzen und Pfaffen und großen Herren ihre Leber wieder curirt hat, wenn nur noch ein halb Batzens groß gut daran geweſen, und es muß der Teufel thun, wenn's dir nicht auch hilft. Aber du mußts ſaufen, was ich dir ſchicke, und ich will dirs zum voraus ſagen, es iſt kein Schleckwerk; du wirſt meynen, es ſey aus der Hölle, ſo wird es dir feuern. Aber Böſes muß Böſes vertreiben, und wenn's dir ſchon bang macht, ſo fahre fort auf mein Wort hin und nimm alle zwo Stund ein paar Löffel, bis du damit fertig biſt — wenn's durchgebrochen, ſo wird es dir dann ſchon anders kommen.

Es geſchah auch ganz, was er ſagte. Die Tropfen feuerten ihr ſchon im Maul wie der hölliſche Teufel, und brachten ſie in einen Faſt (Hitze), wie wenn ſie das größte Fieber hätte — und ſeitdem ſie ſolche brauchte, war ihr Athem ſichtbar kürzer. Sie konnte nicht mehr ſchlafen wie vorher, hatte viel ſtärkere Beklemmungen auf der Bruſt und auch der Schweiß, den ſie vorher hatte, verlor ſich.

Bey dem allem dachte ſie an nichts weniger, als daß die Himmelstropfen daran ſchuld ſeyen, und ſie brauchte ſie nur deſto gewiſſenhafter, je kränker ſie davon war. So groß war der Glauben an die Tropfen und an den Doctor bey dieſer armen Frau; und ich muß bey dieſem Anlaß ſagen, der Glauben an die Aerzte iſt ſonſt freylich ein guter

Glauben. Er hilft ſehr viel zur Geneſung. Der beſte
den ich kannte, hat einſt zu mir geſagt: wenn ein Kr
der, wenn ich das erſtemal zu ihm komme, vor Fr
faſt aus dem Bett ſpringt und nicht genug ſagen kann
ſehr es ihm ein Troſt ſey, daß ich da ſey, ſo glaube ic
halbe Arbeit, ihn wieder herzuſtellen, ſey ſchon geſc
Er ſetzte hinzu: wo Muth, Freude und Hoffnung im
ſchen ſich lebendig ausſpricht, da erwachet gleichſam
inneres Leben in ihm, das unter allen Umſtände
den guten Zuſtand des Körpers die wohlthätigſte W
hat; denn iſt auch das ganz gewiß wahr, beym
und beym Glauben öffnen ſich alle Schweißlöcher (P
und das wirkt unglaublich mit zum Heilen; wo Furch
Angſt iſt, da ſchlieſſen ſie ſich zu, und das hindert di
lung eben ſo ſehr. Der fromme Arzt ſetzte noch hinzu:
lich, der lebendige Glauben an einen Arzt hilft zur
lung des kranken Leibs, wie der lebendige Glauben a
in jedem Fall auf die Heilung einer kranken Seele wir
Er hat im Weſen ganz recht. Aber es muß in beyden
len ein wahrer Glauben, ein Glauben an die Wahrhei
Der lebendigſte Glauben an ein Götzenbild und an die
der ſeiner Kraft hilft keiner kranken Seele, und der
ben an einen Arzt darf nicht der Glauben an einen A
aug ſeyn, ſonſt führt dieſer Glauben leiblicherweiſe ſehr
zum Verluſt aller Kräfte des Leibs und dadurch zum
lichen Tod, wie der Aberglauben eben ſo leicht zum
luſt aller Kräfte der Seele und dadurch zum geiſtigen
hinführt.

## 36.

## Gespräch zwischen zwey Menschen, die in zehn Tagen vieles erfahren, das sie vorher nicht wußten.

Wenn der Vogt von den Todten auferstanden wäre, hätte die Frau nicht so überrascht können, wie es sie überraschte, da er Nachts um 9 Uhr in die Stube hineintrat; denn sie glaubte, da er noch gefangen sey, werde es ihr unmöglich seyn können. Nach einem: Herr Jesus! bist du wieder da?! streckte sie die Hand gegen ihn aus und fing an zu weinen. Auch der Vogt weinte eine Weile und drückte ihr stillschweigend die Hand.

Wie gehts dir doch, Frau? war das erste Wort, das er ihr sagte. Fast im gleichen Augenblick sagte sie: und wie gehts dir? Wehmuth war in beyden Augen. Der Vogt sagte wieder: du hast in dieser Zeit entsetzlich abgenommen.

Vögtin. Ach, wie könnte es anders seyn? Wenn's Gottes Wille ist, daß er mich bald zu sich nimmt.

Vogt. Wünsch' doch das jetzt noch nicht. Es geht uns vielleicht noch besser, als du hoffest.

Vögtin. Ach, du glaubst es selbst nicht. Wir sind jetzt beyde elende Leute, bis wir unter den Boden kommen.

Vogt. Nein, Frau, ich hoffe und glaube jetzt wirklich, der liebe Gott könne und werde uns im Unglück besser helfen, als wir uns im Glück selber nicht geholfen

Diese Sprache hatte der Vogt nie geführt. Die Frau wunderte sich derselben und sagte: ich bin froh, daß du so redest, aber ich habe es nicht erwartet.

Vogt. Warum nicht?

Vögtin. Ich habe gefürchtet, du werdest wüthend über alles, was dir begegnet, und daß du jetzt noch gefangen.

Vogt. Ich habe den Pfarrer nie gekannt und habe ihm unrecht gethan. Er hat mir mein Herz bewegt, wie es mir noch nie bewegt worden ist.

Er erzählte nun eine Weile, wie gut er mit ihm gewesen und wie er alles gethan, ihm seine Umstände zu erleichtern und ihn darin zu erquicken und zu trösten, und wie er zuletzt den Häbelrudi an der Hand zu ihm geführt, der ihm denn auf die liebreichste Weise für sein Lebtag für eine Kuh Sommerung und Winterung (Gras und Heu) versprochen. Des armen Rudis gute Handlung rührte die Vögtin, daß sie Thränen darob vergoß. Sie sagte: ich wußte immer, daß er ein guter Mensch war, aber eine solche Handlung hätte ich ihm doch nicht zugetraut. Und er mußte ihr ganz umständlich erzählen, was der Rudi bey diesem Anlaß zu ihm gesagt. Alles ging ihr sehr zu Herzen, besonders was des Rudis Mutter ihm noch auf dem Todbett ihrethalben befohlen. Sie sagte darüber: ach, es ist mir in meinen Umständen ein großer Trost, daß sie uns also verziehen. — Es war, wie wenn das Daseyn ihres Mannes und alles, was er ihr erzählte, ihr wieder neue Kräfte gab. Sie hörte Stunden lang nicht auf, mit ihm zu reden, und hustete nur schwach

und ſelten zwiſchen hinein. Da er ſo weitläufig mit ihr redte und ihr auch erzählte, wie es ihm an der Sonne unter dem Birnbaum ſo wohl geweſen, daß ihm Himmel und Erde gleichſam in einem andern neuen Licht vor die Augen gekommen, erwiederte die Vögtin: Gott Lob! Gott Lob! es iſt mir, als ob ich einen andern Menſchen vor mir habe, als du vorher immer warſt. — Doch, ich habe in meiner Erzählung faſt vergeſſen, daß er gleich im Anfang ihren Arzeneyen nachgefragt, und als ſie ihm ſagte, ſie brauche des Treufaugs Himmelstropfen, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: es iſt mit dieſen Tropfen nicht alles, ich hätte ſie mir mein Lebtag nie geben laſſen — und ſagte ſie: haſt du ſchon viel davon eingenommen? Sie ſagte: ich bin völlig fertig mit ihnen, und ſie haben mich vor angegriffen. Jetzt aber, ſeitdem du da biſt, iſt mir etwas beſſer; aber Fieber habe ich doch noch viel. — Es brachte dem Vogt bang, ſie aber wiederholte: ich glaube nicht, daß es Gefahr habe, aber es macht mir auch nichts zu ſterben. — Der Vogt nahm ſie bey der Hand und ſagte: Gott Lob! auch ich fürchte den Tod nicht mehr, wie ich ihn ehemals fürchtete, und ſeitdem der Rudi ſo an mir gehandelt, kommt mir auch das Leben in der Armuth nicht mehr ſo erſchrecklich vor, als es mir im Anfang meines Unglücks vorgekommen.

Sie konnten faſt nicht ſatt werden, ſich alles zu erzählen, was in dieſer Zeit ihnen begegnet. Sie erzählte ihm auch, wie ſeit ſeinem Unglück faſt kein Menſch mehr in ihr Haus betreten, ſetzte dann aber bald hinzu: doch, ich habe auch noch Liebe und Mitleiden gefunden. Der Hans

Wüst ist vom ersten Tag an, da du fort warst, alle Tage zu mir gekommen, mich zu trösten und mir zu helfen. Er spaltete mir Holz. Er trug mir Wasser, und that, was ich wollte.

Vogt. Ach, that er nicht mehr, als ob er verzweifeln wollte?

Vögtin. Oh, gar nicht. Er war jetzt ganz munter und sagte gerade heraus zu mir: er sehe auch wieder freudig Sonne, Mond und Sterne an, weil jetzt alles am Tag und jedermann sein Recht widerfahren.

Dann erzählte sie ihm noch, wie viel auch der Hübelrudi und Gertrud ihr Liebs und Guts erwiesen. Die Gertrud sey mehr als viermal bey ihr gewesen, aber jetzt sey sie unwillig, weil sie, wider ihren Rath, des Treufaugs Tropfen gebraucht.— Gleich darauf kam sie auf die Schnabelgrithe und erzählte, daß sie, da der Maurer sie wegen ihrem unverschämten Maul beym Brunnen zu Schanden gemacht, wie wüthend zu ihr gelaufen und gesagt: wir seyen ein verfluchtes Volk und an allem Unglück schuld, das jetzt unschuldigen Leuten im Dorf begegne. Ich fragte: was sie denn habe? was das sey? Da machte sie einen Lerm und ein Geschrey, wie wenn sie an einem Spieß hinge, und wie wenn, so lange die Welt steht, niemand so ein Unglück begegnet wäre, wie ihr. Ich wußte aber ungefähr, was es war und sagte ihr: wenn sie ihr Maul gehalten hätte, so wäre ihr das nicht begegnet. Sie fuhr aber doch immer fort und sagte: sie habe nie nichts wider des Maurers gehabt; und wenn sie ob ein paar Worten, die ihr entwischt, ins Unglück komme, so habe sie selbigs

nur uns zu danken. Ich ließ ſie lange reden, endlich aber ſagte ich doch: ich meyne, Baſe, du ſollteſt wiſſen, daß ich jetzt ſonſt genug habe, und ſollteſt nicht noch ob etwas, woran ich weder wenig noch viel ſchuldig bin, mit mir umgehen, wie du thuſt. — Sie antwortete: es geſchieht euch nur recht, was euch begegnet; ihr habt es ſchon längſt verdient; aber daß ich und andere ehrliche Leute noch mit euch ins Unglück kommen, das iſt nicht recht. — Damit bekam ich doch genug, und ſagte zu ihr: Grithe, wenn du Händel und Streit willſt, ſo ſuche jemand, der es beſſer erleiden (ertragen) mag, als ich jetzt — und hiemit ging ich von ihr weg in die Küche. Darüber iſt ſie ſo wild worden, daß ſie beym Weggehen die Treppe hinab und auf der offenen Straße mir noch einmal zurief: ihr ſeyd halt ein verfluchtes Volk, und wer mit euch etwas hat, der kommt ins Unglück. — Die Stubenthüre ſchlug ſie zu, daß ſie aus dem Angel fuhr.

**Vogt.** Es nimmt mich nicht Wunder, ich kannte ſie meiner Lebtag für das.

**Vögtin.** Es iſt wahr; aber du weißt auch, wie viel Gutes ſie bey uns genoſſen, und daß ſie allemal, wenn etwas mehr als alle Tage in die Küche kam, zugeſchlichen und den Ranzen gefüllt, ohne mir einen Heller zu zahlen.

**Vogt.** Das ſind jetzt alte Kalender, dafür uns niemand nur Dank dir Gott ſagt.

**Vögtin.** Es iſt wohl ſo. Denk auch, wie mir's der Kriecher hat machen können. Von dem Augenblick an, da dir dein Unglück begegnet, iſt er immer vor unſerm Haus vorbeygeſtrichen, und hat, wo er jemand unter ei-

ner Thür oder unter einem Fenſter ſah, geſpöttelt und geträtzelt und vor mir ſelber auf offener Straße beym Brunnen die Zunge herausgeſtreckt, und überlaut vor allen Leuten geſagt, wenn wir ob nichts verdient hätten, was uns begegnet, ſo wär's ob,ihm, daß wir ihn beym Pfarrer ſo durchgezogen; aber wir können jetzt die Wochenbrödli, die wir ihm abſtehlen wollen, ſelber brauchen.

Vogt. So. — Doch ſeit dem Mittwochen hat er das gewiß nicht mehr gethan.

Vögtin. Es iſt wahr, er hats ſeit dem Mittwochen nicht mehr gethan; aber warum das?

Vogt. Er hat am Dienſtag Abend den Lohn dafür bekommen. Du weißt, am Dienſtag Abend kommen die Wochenbrödler ins Pfarrhaus, und der Kriecher ſchickt aus Hoffart ſtatt ſeiner immer jemand anders, um das Brod abzuholen. Der Pfarrer aber gab es dieſem diesmal nicht und ließ dem Kriecher ſagen, er ſoll nur ſelber kommen. Er wollte nicht gern und ſandte ſein Kind mit dem Bericht, er ſey krank und im Bett und er laſſe doch darum bitten, ſie haben keinen Mund voll im Haus. Der Pfarrer aber ſchickte auch dieſes ohne Brod heim, mit der Antwort, er kenne ſeine Krankheit, ſie ſey ſchon alt und das Spazieren thu ihm gut, er ſoll und müſſe kommen, er wiſſe wohl warum. — Zwiſchen Feuer und Licht kam er endlich; ich war juſt in der Nebenſtube, und es iſt mir, ich höre den Pfarrer jetzt noch mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagen, daß er zitterte und ihm dann ſagen: Kriecher, du haſt dich dieſen Vormittag beym Brunnen gegen die Vögtin aufgeführt, daß nicht ein Pfarrer, ſondern ein

Kerl mit der Hundspeitsche mit dir reden ſollte. Ich habe dich hundertmal in der Kirche und auf der Straße mit meinen Augen vor dem Vogt bücken und ſchmiegen geſehen, wie ein erbärmlicher Kerl, und jetzt, da er im Unglück iſt, begegneſt du ſeiner Frauen alſo. — Aber er wollte noch recht haben und antwortete dem Pfarrer, man lüge über ihn und es ſey nicht ſo, wie man es ihm geſagt habe. Seine Worte waren noch: es müſſe einer doch ein unverſchämter Kerl ſeyn, dem wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer ſolche Lügen zuzutragen; aber er ſey ein unglücklicher Mann; wenn einer, der ab dem Galgen gefallen, etwas über ihn ſage, ſo glaube man ihms. — Aber der Pfarrer kam darüber ſo ſehr in Eifer, daß er ihm Namen gab, die ich in meinem Leben nie gehört habe, über ſeine Lippen gehen. — Kerl, ſagte er ihm, du mußt wiſſen, daß ich weiß, was ich rede, du haſt nicht nur gethan, was ich geſagt, ſondern du haſt noch bey den Taglöhnern den Narren darob getrieben, daß du es gethan; aber geh' mir jetzt ab den Augen, und dank Gott, daß ich alt bin und ein Pfarrer, ſonſt würde ich den Stock gegen dich gebrauchen, wie du es verdienſt. — Der Kriecher murrte im Weggehen noch immer vom Unrecht, das er leiden müſſe, von Leuten, die ab dem Galgen gefallen, und die man noch lieber habe, als ihn. Doch wurde er auf der Treppe ſtill. Sobald der Pfarrer die Thüre zuthat und er glaubte, daß er allein ſey, riß er mit der Hand ein großes Stück von ſeinem Wochenbrod ab und ſtieß ſo viel davon ins Maul, daß er dem Hans, der eben mit einem Zuber voll Waſſer die Treppe hinauf kam und ihm einen

guten Abend wünſchte, mit ſeinem vollen Maul nicht Dank für Gott ſagen konnte.

## §. 31.

## Hundstreue, die eine Menſchenempfindung veranlaßt.

So unterhielten ſie ſich die ſchlafloſe Nacht, die aber den Vögtin gar nicht wohl that; denn ſo ſtark ſie ſich die Nacht über fühlte, ſo ſchwach fand ſie ſich am Morgen. Die plötzliche Erſcheinung ihres Mannes hatte eine Art von Fieberkraft in ihr hervorgebracht, die ihr noch ſchädlich war. Auch auf ſeinen Türk machte ſeine Erſcheinung einen äußerſt großen Eindruck. Das arme Thier hatte, ſeitdem ſein Meiſter in dieſem Unglück war, eine ſehr böſe Zeit. Denn als er den erſten Tag, da der Vogt gefangen war, die ganze Nacht durch vor dem Pfarrhaus heulte, ließ der Sigriſt ihn durch den Wächter der Vögtin zum Haus führen und ſagte zu dieſem: wenn das Geheul ein Unglück bedeute, ſo ſey es beſſer, er heule, wo er zu Haus ſey, als vor andern Leuten Häuſern oder gar vor dem Pfarrhaus, das ſie alle mit einander wieder aufbauen müßten, wenn's abbrennte. Die Vögtin mußte den Hund jetzt anbinden und viele Leute neckten ihn im Vorbeygang. Einige ſagten ihm: du haſts jetzt, wie dein Meiſter, aber du haſt doch nicht mit ihm unter den Galgen müſſen. Einige böſe Buben, die ihn vorher fürchteten, warfen ihm

ehe, da er an der Kette lag, Steine nach, ſo daß er zu ehe, da er ſich nicht wehren konnte, zuhinterſt im Stall hinein machte und viele Tage nicht mehr hinauskam. Da aber jetzt der Vogt heimkam, ward er wie wild, zog den ganzen Stall mit der Kette nach ſich zur Hausthüre, und da man ihm das Haus aufthat und ihn abließ, ſprang er mit beyden Füßen dem Vogt auf die Achſel und war faſt gar nicht wieder von ihm abzubringen. Da er endlich folgen mußte, legte er ſich vor ihm nieder, hielt den rechten Tatzen dem Vogt auf den Schooß und entzog ihm kein Aug.

Es freute den Vogt auch, daß ſein Türk ſich ſo anhänglich zeigte. Er ſtreichelte ihn und nahm ſeinen Tatzen in die Hände, und der Gedanke kam ihm, es iſt mir in der Welt kein Menſch ſo anhänglich, wie dieſer Hund. Aber plötzlich änderte ſich dieſer Gedanke in ihm und er ſagte zu ſich ſelber: ich hab es verdient. Ich machte mir meinen Türk ſo von Herzen anhänglich, wie ich mir in meinem Leben keinen Menſchen ſo von Herzen anhänglich gemacht habe. — Mit dem ließ er den Tatzen ſeines Hunds aus der Hand fallen, aber der Hund blickte ihn an, wie wenn ihm Unrecht geſchehen wäre.

## §. 32.

## Lips Hüni — der Wächter und der Untervogt Meyer.

Die Notablen im Dorf, die wir aber jetzt freylich für Bauren kennen, was ſie waren, hatten nun Tag und Nacht

ein Getrieb in der Gemeinde, wie Schelmenbauben im Wald, wenn ſie vernehmen, daß eine allgemeine Bettelſagd um den Ort ihres Aufenthalts angeſagt iſt. Sie erkundigten ſich alle Augenblicke um das, was den Vogt betraf, und da ſie vernahmen, daß der Pfarrer ihn zu ſeiner Frau heimgelaſſen, redten ſie mit einander ab, ſie wollen ihm am Morgen, wenn er wieder zurückkehre, auspaſſen, damit ſie ganz ſicher ſeyen, daß er zu Haus geweſen, und es dann dem Junker anzeigen. Sie hatten nämlich zur Abſicht, ihm dadurch einzuſchwatzen, er laſſe ihn in der Gefangenſchaft thun, was er wolle, nur damit er ihm ſchwatze, was er gern höre; was aber nur zu weitern Verdrießlichkeiten und Händeln im Dorf Anlaß geben könne. Sie ließen den Lips Hüni kommen und gaben ihm dieſen Auftrag. Dieſer trank bis am Morgen um drey Uhr hinter dem Ofen beym Kalberleder, der ihr nächſte beym Vogt wohnte, Gebranntes. Um drey Uhr machte er ſich dann hinter den Hag, nahe bey des Vogts Thüre und wartete ſo bis um fünf Uhr, da der Vogt herauskam. Da kroch er ihm auf allen Vieren hinter dem Hag den Weg vor und verbarg ſich hinter des alten Leutholden Nußbaum, unten an der Kirchhalden, wo dieſer hart an ihm vorbey mußte und rief ihm da plötzlich hart an die Ohren: b'hüt' uns Gott und g'ſegn' uns Gott! was iſt das?! — Der Vogt fuhr einen Augenblick zurück, ſah den Kerl den Kopf hinter dem Baum hervorſtreckend, kannte den Mann und ſagte ſo ziemlich in ſeiner alten Vogtsſprache zu ihm: was gibts da? was willt du?

Der Hüni kam jetzt hinter dem Baum hervor, ſah ſich

Vogt mit einem hämiſchen Geſicht recht nahe in die Augen und ſagte: biſt du es, Vogt! oder biſt du es nicht? Ich glaubte, du ſteckeſt im Loch, und jetzt biſt du auf der Straße. —

Der Vogt merkte am Brandtenwein, der ihm zum Maul hinaus ſtank, und an allem, daß er nicht für ihn, ondern für jemand anders das Maul aufthat und ſagte zu hm: wie viel haſt du Lohn, daß du mir hier aufpaſſeſt?

Das will ich dir ein andermal ſagen, antwortete der hüni; aber hör', Vogt, wenn du kein Geſpenſt biſt, ſo ag mir: was thuſt du hier? willt du dich etwa im Nacht- andeln üben, damit du, wenn du das einſt thun mußt, s wohl könneſt?

Solches und viel anderes rief ihm der Hüni jetzt nach, ls er im Pfarrhof war, ſo daß viele Leute, die noch im ett waren, aufſtanden und ans Fenſter gingen, zu ſehen, as der Hüni da ſo laut brülle.

Und das war juſt, was die Vorgeſetzten wollten und arum ſie den Hüni an dieſen Platz ſtellten, nämlich zu achen, daß jedermann im Dorf davon ſchwatze, der Vogt p des Nachts heimgelaſſen worden, damit ſie den Meyer wingen könnten, auch das noch dem Arner wider den Pfar- er anzubringen.

Dieſer ſperrte ſich zwar, wie immer, und ſagte ihnen: hr wißt doch auch, daß der Junker nichts ſo annimmt, und aß es völlig iſt, wie wenn man ihm nichts ſage, wenn nan ihm mit ſo etwas kommt.

Aber die Bauern hatten, wie immer, keine Ohren für as, was ſie nicht wollten.

Es müßte der Teufel thun, wenn das ihn nicht wider den Pfarrer aufbringen würde, sagte der Kienast.

Und es fehlt nicht, sagte der Kalberlieder.

So alt ich bin, hab' ich's noch nie erlebt, daß es nicht Händel absetze, wenn ein Pfarrer etwas gethan hat, wie das ist, sagte der Geschworne Rabser.

Es ist sicher dem Junker ins Amt gegriffen, sagte der Mosbauer, und die Bauern alle beharrten darauf, er müsse das anzeigen, und so hoch treiben, als er nur immer könne.

Der gute Meyer ließ sich endlich auch das noch aufladen.

## §. 33.

## Ein Schelm, dessen Herz gerührt worden, erscheint in einem schönen Licht.

Aber der Pfarrer schrieb es dem Junker selber, daß er den Vogt zu seiner Frauen heimgelassen. Er gab zugleich dem Michel, der ehedem mit dem Vogt so eng verbunden war, aber seit kurzem so gut mit dem Lienhard worden, ein Fürbitt-Schreiben an den Junker, und sagte darin: wenn er nur eine halbe Stunde mit dem Michel reden werde, so sey seine Fürbitte für ihn gewiß überflüßig.

Der Junker ließ den Michel warten, bis er Zeit fand, sich mit ihm einzulassen. Es verging fast eine Stund. Der Michel machte indessen allerley Kalender über dieses lang

varten müſſen und kam im Hinauf- und Hinabgehen im Schloßhof einmal nahe an den Kühſtall. Sobald ihn aber er Küher erblickte, kam er zum Stall hinaus und ſagte zu hm: du biſt von Bonnal, guter Freund, ſag mir doch, vie gehts dem Fleck, den der Junker einem armen Mann aſelbſt geſchenkt hat?

Michel. Nicht wahr, dem Hübelrubi?

Küher. Ja, ja, eben demſelben.

Michel. Dem Thier gehts ſo wohl, als es jetzo dem ubi ſelber wieder wohlgeht.

Küher. Das freut mich doch. Wenn ſie ein Menſch öre und reden könnte, du müßteſt mir ſie tauſendmal rüßen und ihr ſagen, wie es mir weh thät, daß ſie aus einem Stall mußte. Aber weißt du was? Ich gebe dir in paar Handvoll Fleck; gib es ihr; ſie kennt es gewiß nd weiß denn, daß es von mir kommt.

Hiemit machte er ein kleines Säckgen voll von ſeinem eſten Fleck und that noch ordentlich Salz darein. Der Michel mußte lachen, nahm das Säckgen und ſagte: ich vill es ihr gewiß geben. Sie waren eben in dieſem Geſpräch, als der Junker den Michel kommen ließ.

Als er kam, ſah ihn Arner vom Kopf bis zu den Füen ſteif an und ſagte ihm dann: er wiſſe, wer er ſey und aß er von den Diebſtählen, die in ſeines Großvaters Haus o lange getrieben wurden, genaue Kenntniß habe. Er ſoll hm umſtändlich erzählen, was er darüber wiſſe.

Der Michel that es, ohne ſich zu bedenken; doch ſagte r vorher, er müſſe ſich ſelber anklagen, er habe auch Theil m dieſen Diebſtählen genommen, aber es ſey im Schloß

ein Leben geweſen, daß ſich bald niemand nichts daraus gemacht. Er ſelber habe zwar nichts davon behalten, wohl aber vom Vogt dafür zu eſſen und zu trinken bekommen, was ihn gelüſtete.

Junker. Ich weiß das. Dein Pfarrer hat mir ſelber darüber geſchrieben. Erzähl mir jetzt nur beſtimmt und wahrhaft, was du weißt.

Da erzählte der Michel, wie er mit den Knechten des Vogts in der Schloßſcheune ungedroſchenes Korn ab den Garben von den Kornhäufen abgetreten und an Seilern in den Schloßgraben hinuntergelaſſen und von da ins Wirthshaus getragen, wo das Ablager war. Wie er wohl hundertmal des Nachts die Schloßzeichen ab den beſten Eichen und Tannen gezimmert und den Bauern geholfen, ſie als eigen Holz auf die Säge zu führen; wie ſie hundertmal im Wirthshaus mit den Schloßknechten um Werkzeug, Seiler, Körb und dergleichen geſpielt und geſoffen; wie noch jetzt viele Bauern Kleider mit ſolchen geſtohlenen Säcken gefüttert tragen, und ganze Räder und halbe Wägen und halbe Pflüg und eine Menge Naben, Pflugeiſen, Nieſtern, Stoßkarren, Tragbahren, Güllenfaß, Weinfaß, Bierfaß in den Bauernhäuſern ſtehen, die das Schloßzeichen haben, oder doch zeigen, daß es ausgekratzt und ausgehauen worden; — wie darum auch alle Handwerksleute es ſo mit dem Vogt gehalten, und ihm ganz umſonſt geſchmiedet, geſchloſſert, gewagnert, gezimmert, getiſchlert, geſchneidet und geſchuſtert, weil er ihnen immer allerhand ſolchen Abgang aus dem Schloß um einen Spottpreis zuſchanzen konnte. —

Das gerade, offene Weſen und der Muth, mit dem er das Böſe von ſich ſelber gleich ungeſcheut wie von den andern ſagte, und die Kenntniß, die er von allen Umſtänden und von den Urſachen aller Unordnungen im Dorf zeigte, brachte den Junker dahin, daß er wirkliches Vertrauen auf ihn zu faſſen anfing und ſich über die Umſtände des Dorfs in ein wirkliches Geſpräch mit ihm einließ, das in Rückſicht auf die Menſchenkenntniß und den Wahrheitsſinn von Leuten, die ſelber in großen Fehlern ſtecken, ein bedeutendes Licht verbreitet. Der Junker ſagte zu ihm: ich kann nicht begreifen, daß du und ſo viele Menſchen an einem ſolchen Leben haben Theil nehmen können.

Der Michel erwiederte: Die meiſten Menſchen haben nichts Beſſers im Herzen, als Gelüſte nach Eſſen, Trinken und Poſſen; und wer ſo iſt, dem iſts wohl bey dieſem Leben. Man konnte im Schloß ſtehlen, ohne alle Gefahr, und wo's ſo iſt, will bald jeder gern mithalten, wo er immer kann.

Junker. Aber ſcheuen ſich die Leute nicht vor Gott und der Ewigkeit?

Michel. Gnädiger Herr! Die Stimmen im Wirthshaus und an dergleichen Orten überſchreyen das, was die Leute etwa in der Kirche hören, ſo ſtark, daß dieſes meiſtens ſo viel als nichts auf ſie wirkt. Das Uebel iſt in unſerm Dorf alt und tief eingewurzelt.

Junker. Ich weiß es. Mein Großvater iſt daran ſehr viel ſelber Schuld.

Michel. Er iſt ſehr betrogen worden.

Junker. Er hätte ſich nicht ſollen betrügen laſſen.

Michel. Er hatte in tauſend Fällen ſchwer, hinter die Wahrheit zu kommen. Er war von allen Seiten mit Leuten umgeben, die unter einem Hut ſteckten, und wo ein Junker Schreiber und Vögte hat, wie Ihr Großvater, da muß er über das Wichtigſte, das in ſeinen Dörfern geſchieht, blind werden, wenn er auch ſieben Augen hätte.

Junker. Es iſt wahr, das Unglück des Dorfs iſt in vielen Rückſichten eine Folge der ſchlechten Wahl ſeiner Vorgeſetzten.

Michel. Noch bey meinem Denken lebten Leute, die gerade herausſagten, wenn man zu ihren Zeiten dem Volk dergleichen Leute zu Vögten und Richtern gegeben hätte, ſie wären an jedem Ort, wo man ſie allein angetroffen hätte, geſteinigt worden.

Junker. Hätte das ſo einem Mann, wie der Hummel iſt, noch zu deiner Zeit wirklich begegnen können?

Michel. Zu meiner Zeit nicht, aber zu den Zeiten meines Vaters ganz gewiß. Es war damals noch eine Art von Landestreue und Sorgfalt für das allgemeine Wohl auch auf den Dörfern im Herzen von entſchloſſenen und braven Männern, die, wenn ſo ein Mann Vogt geweſen wäre, gleich ausgeſprochen hätten, das iſt ein Landsverräther, ein Land- und Leutverderber. Sie hätten ihm auch ganz gewiß, wo ſie immer nur gekonnt hätten, auf den Dienſt gelauert, und wenn das Unrecht eines ſolchen Mannes aufs höchſte gekommen und ſie weder beym Junker, noch bey ſonſt jemand gegen einen ſolchen Mann Schutz und Recht gefunden hätten, ſo wären ſolche Männer in ähnlichen Fällen auch des Aeußerſten fähig geweſen, ſo daß ich einem ſolchen

Vor-

Vorgesetzten für sein Leben damals nicht gut gestanden wäre. Jetzt aber ist von so etwas keine Rede mehr. Unser Volk ist in eine Erbärmlichkeitsschwäche versunken, daß die bravsten Leute im Land sich vor einem solchen Bursch nur zu verbergen suchen, aber durchaus, ihnen entgegenzustehen, das Herz nicht haben. Mein Vater hat dessalls mehrmal zu mir gesagt, wir sehen den Alten so wenig mehr gleich, als eine arme, täglich ausgemelkte Stallgeiß (Ziege) einem auf dem Gipfel hoher Berge herumspringenden Gamsthier, das in seinem Leben nie erfahren, das melken ist.

Junker. Michel! Das ist ein böses Bild, aber es bildert auch einen wahrhaft schlechten Zustand.

Michel. Ihr verzeihet mir das Bild. Ich dachte ichts arges.

Junker. Ich glaub dirs, aber diese Schwachheitsrcht gegen einen solchen Mann im Dorf allgemein.

Michel. Es ist nicht anders möglich. Sie mußte lgemein werden. Die Dorfmeister sind unter einander nig, und jeder Mensch im Dorf ist auf die oder auf diese rt an einen derselben so angebunden, daß er nicht nur a allem schweigen, sondern selber auch das Schlechteste, as er ihm zumuthet, noch thun muß, um ihn nicht vor en Kopf zu stoßen. Bey uns hatte der Hummel alles in seinen Klauen und es fürchtete ihn alles so sehr, daß h selber alles, was ich für ihn gethan, aus Furcht hätte un müssen, wenn ich nicht leichtsinnig genug gewesen äre, es für Wein, Käs und Würste, die ich immer bey m fand, gerne zu thun. Die Furcht vor ihm war im

Dorf ſo allgemein, daß kein einziger Menſch in der Gemeind ihm irgend einen ſeiner Streiche, wenn ihn auch die ganze Gemeinde wußte, hat ausbringen dürfen.

Er brachte zum Beleg dieſer Ausſage die Geſpenſtergeſchichte in des Hoorlachers Haus an. Seine eigene Worte hierüber ſind beſtimmt dieſe: „Der Hoorlacher habe das Haus Anno 1767 vom Wagner Leuppi um 450 fl. gekauft und für mehr als 300 fl. darin verbauen, und der Vogt habe ihm bey Lebszeiten 600 fl. dafür geboten; da er aber geſtorben, wollte er es nicht mehr, und ließ durch mich und den Ständliſänger ausſprengen, der Hoorlacher ſey keines natürlichen Todes geſtorben, und man habe hinter ſeinem Bett den abgehauenen Strick noch gefunden, an dem er erſtickt. — Innert acht Tagen war die ganze Gegend von dieſem Gerücht voll, und man ſetzte noch hinzu, ſein Nachbar, der Kirchmeyer, habe den Strick ſelber ins Pfarrhaus getragen, aber der Pfarrer habe ihm verboten, davon zu reden, weil der Hoorlacher jetzt doch ſchon vergraben und es nur Aergerniß abſetzen würde.

Auf das hin ſchickte der Vogt alle Monat ein paar Mal einen von uns ins Haus, die Nachbarn zu erſchrekken, als ob ein Geſpenſt darin wäre. Das that er über ein Jahr lang, bis kein Menſch mehr das Haus vergebens genommen hätte; dann kaufte er es der Hoorlacherin aus Mitleiden, wie er ſagte, um 200 fl. ab, und verſprach, dieſen Greuel aus dem Dorf zu bahnen, zwey Kapuziner wohl hundert Stund weit her kommen zu laſſen; aber er redte nur mit dem Saufwaldbruder in der Haberau ab, machte ihn acht Tag ſich im Haus verſtecken und dann

nd wann ſich an den Fenſtern zeigen und Grimaçen ma-
ren. Indeſſen fraßen, ſoffen und ſpielten wir alle Nacht
it dem Bruder, und thaten ſo laut, daß der Wächter
uthold es merkte. Er erkannte vor den Fenſtern alle
ey Stimmen und kam mordes mit dem Geſchwornen
alberleder, ſeinem Bruder und dem Hügi auf den Schlag
2 Uhr mitten im Jubiliren vors Haus. — Der Pfaff
ar, ſobald ſie anklopften, wie der Blitz im Verbergloch
nd ich auf dem Dach und von da über den Birnbaum
inunter und fort. Der Vogt kroch in den Ofen, aber
r konnte ihn nicht zumachen, weil ſchon Holz darin war.
ie vier ſtießen die Thüren mit Gewalt auf und waren
n Augenblick mit einem Hund und einem Licht in der
tube, und des Vogts Katze flüchtete ſich vom Tiſch weg
u ihrem Meiſter in den Ofen; dieſer wußte nicht, was
s war und that einen fürchterlichen Schrey. Da iſt der
Vogt! — riefen die Kerl, zündeten ihm mit dem Licht
um Ofen hinaus und machten ihn alles Geld, das er
ey ſich hatte, theilen, damit ſie ihm den Spaß nicht aus-
ringen."

Junker. Bey allem dem kann ich doch nicht begrei-
n, daß die Leute im Dorf, die doch Ehrenleute haben
yn wollen, an dieſem Leben haben Theil nehmen können.

Michel. Junker! An einem Ort, wo eine Hand-
ungsweiſe, wie des Hummels, unter dem Vorgeſetzten-
olk ſo viel als allgemein iſt, da gehört ein ſolches Leben
nd eine ſolche Denkungsart gleichſam zum Ehrenleben
nd zur Ehrendenkungsart des Volks, und jedermann

ſchämt ſich faſt mehr, wenn man ihn nicht zu ſolchen Handlungen zuzieht, als wenn man ihn Theil daran nehmen läßt.

Junker. Das überſteigt doch alles, was ich geahndet.

Michel. Der Grund, warum es mit dem Volksverderben im Land ſo weit hat kommen können, liegt unter anderm auch darin, daß jetzt ſeit etwa 30 Jahren die Bauern, die mehr als die andern ſeyn wollen, alle nur Tröler- und Rechtsſchriften leſen, und ſeitdem finden die größten Schelmen, wie der Hummel, allenthalben Gelegenheit, Dorfmeiſter zu werden und ſich in Vogt-, Schreiber- und Richterſtellen einzuſchleichen, und auf dieſem Weg ſind eine Menge Dörfer dahin gekommen, daß einzelne Menſchen, die in dieſes Leben hineingezogen werden, ſich ſo darin verſtricken müſſen, daß es ihnen faſt unmöglich wird, davon loszukommen.

Junker. Bey dir hat es doch wenig gebraucht, dich von dieſem Leben wieder loszumachen.

Michel. Oh, gewiß nicht wenig.

Junker. Ein paar gute Worte vom Maurer.

Michel. Gewiß nicht Worte, es waren Thaten, die mir ans Herz gingen. Keine Worte, keine Beredungen, keine Drohungen, ſelber die Gefahr vor dem Galgen hätte mich nicht davon abgelenkt; aber das Herz des Maurers griff mich von einer Seite an, der ich nicht widerſtehen konnte.

Dieſe Antwort rührte den Junker; aber er mußte das Geſpräch abbrechen und foderte von ihm noch das Verzeich-

niß von dem, was jetzt noch von den im Schloß gestohlnen Waaren im Dorf zu finden sey.

## §. 34.

## Die Menschen sind sich, in den Hütten und in den Palästen allenthalben gleich.

Der Junker erzählte das Gespräch mit dem Michel über das Essen. Thereſe wunderte sich, daß ein Mensch, der so lange schlecht gewesen, wie der Michel, sich so sehr von des Maurers Güte habe rühren lassen. Aber Glülphi sagte: das gute Herz ist allmächtig, ich möchte sagen, ein Stein wird gerührt, wenn es in Unschuld, Leiden und Wehmuth vor ihm steht. Am meisten aber warfen sie ihre Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß der esprit du corps, der in größern Verhältnissen das menschliche Herz so sehr verderbe und verhärte, selber auch in den Dörfern und in dem Vorgesetztenverein statt finde, und diese dahin bringe, daß sie bey einander auf Gemeindrechnung hin sich schlechte Handlungen erlauben, die sie sich im Privatleben und in eigenen Geschäften durchaus nicht erlauben würden.

Hierüber redten sie viel. Der Glülphi sagte: bey solchen Collectivhandlungen verschwindet bey einem jeden das lebendige Bewußtseyn, daß er das auch selber gethan habe, was alle andern mit ihm gethan. Das geht so weit, daß man in vielen Regierungs-

collegien den Schlüssen der Mehrheit eine Art von Heiligkeit zuschreibt, über deren Recht und Unrecht die Minorität und die Untergebenen auch nicht einmal sich weiter erlauben dürfen, zu reflectiren; daher verstehe ich denn unter diesen Leuten ein böses Collectivgewissen, das mit dem Gewissen, das alle Menschen in ihrem Privatleben erkennen und erkennen müssen, keine Gleichheit habe und eigentlich einem durchlöcherten Sieb gleich sehe. Die Art, wie auch auf den Dörfern das vereinigte Schelmenleben der Vorgesetzten zum Ehrenleben des Orts werden könne und pfiffige Burschen allenthalben eine gute Laufbahn eröffnen und selber in solchen Winkelörtern zu guten Heurathen und dadurch zu einer Art von Standeserhöhung helfen könne, belebte diese Unterredung um so mehr, da ganz neulich in einer benachbarten Stadt ein pfiffiger Bub aus dem niedersten Gesindel dahin gekommen, die Tochter eines der ersten Stadträthe zu heurathen, weil er Mittel gefunden, dem Vater derselben, der der Veruntreuung eines beträchtlichen Stadtkapitals verdächtig war, aus dieser Rechtsverlegenheit zu helfen.

## §. 35.

## Wieder der arme Meyer, der sich zum Vogtsdienst gar nicht schickt.

Sie waren kaum vom Essen aufgestanden, so kam der Untervogt Meyer, um dem Junker anzubringen, was er der Schelmenbande, ihm vorzutragen, versprochen.

Er war aber ſchon beym Grüßen, da der Junker ihm freundlich die Hand bot, ſo ſteif, angſthaft und verändert, daß dieſer in den paar erſten Minuten, da er ſo daſtand, zu ſich ſelber ſagte: er iſt kaum acht Tag Vogt und macht ſchon Maul und Augen, wie wenn er Land und Leut verrathen wollte.

Der Vogt aber fing dann bald an, dem Junker zu verſtehen zu geben, daß es gar viel Schwierigkeiten haben werde, die Almend zu vertheilen, und daß es ſeiner unmaßgeblichen Meynung nach beſſer wäre, man würde zuerſt mit einem kleinern Stück, z. E. mit dem Winkel zwiſchen dem Wald anfangen, und dann ſehen, wie's etwa weiter gehen wollte.

Was iſt das für ein Winkel? ſagte der Junker.

Vogt. Der da zuoberſt an der Wand, wo ſie ſich wiſchen den Tannen gegen den Berg zieht.

Junker (ihn ſteif anſehend). Der da?

Vogt. Ja — oder wenn Ew. Gnaden ein anderer liebt.

Junker (ihn forthin ſteif anſehend). Aber du meynſt ieſen und redeſt von dieſem.

Vogt. Ja.

Junker. Iſt's dir auch Ernſt?

Vogt. Es ſind gar viel Männer im Dorf dieſer Meynung.

Junker. Aber du auch?

Vogt. Ja.

Junker. Kennſt du den Winkel?

Vogt. Ha, ſo zum Theil.

Junker. Darfſt du ſagen, du kenneſt ihn nicht vollends? Du haſt ja Güter anſtoßend.

Vogt. Ich kenne ihn, ich kenne ihn, gnädiger Herr!

Junker. Aber du glaubſt wohl, ich kenne ihn nicht.

Vogt. Daran dachte ich nicht.

Junker. Woran?

Vogt. Daß Sie ihn nicht kennen.

Junker. Hätteſt du mir ihn anrathen dürfen, wenn du geglaubt, ich kenne ihn?

Vogt. Es iſt mir leid.

Junker. Was iſt dir leid?

Vogt. Daß ich ihn Ihnen angerathen.

Junker. Warum iſt dir das leid?

Vogt. Weil Sie, wie es ſcheint, finden, daß er hiefür nichts tauge.

Junker. Findeſt du es nicht auch?

Vogt. Ich kann ihn nicht rühmen.

Junker. Warum haſt du mir ihn denn angerathen?

Vogt. Die Vorgeſetzten waren alle der Meynung, ich müſſe es thun.

Junker. Warum waren ſie dieſer Meynung?

Vogt. Ich weiß es nicht.

Junker. Das kann ich jetzt glauben oder nicht; ich will es dahin geſtellt ſeyn laſſen; aber was ſeyn muß und unverzüglich ſeyn muß, iſt, daß nicht der Winkel, ſondern die ganze Allment, wie ſie verſprochen, vertheilt werden muß.

Vogt. Ihr Gnaden wird doch nicht zürnen, wenn ich noch ein Wort ſage.

Junker. Nein, gar nicht.

Vogt. Es wird doch dieſen Sommer faſt nicht möglich ſeyn, die Allment zu vertheilen.

Junker. Warum?

Vogt. Es iſt kein Menſch im Dorf jetzt eingerichtet, das Vieh im Stall zu halten und die Weid zu entehren.

Junker. Fehlts am Futter in eurem Dorf?

Vogt. Ja, man ſagt, es ſey gar wenig und hingegen gar viel Vieh da.

Junker. Was will dies man ſagt? weißt du das nicht ſicher?

Vogt. So ganz ſicher nicht, gnädiger Herr!

Junker. So — Aber wie viel du ſelber Futter haſt, weißt du doch.

Vogt. Das wohl.

Junker. Haſt du für dich genug, um dein Vieh im Stall halten zu können?

Vogt. Ich kann es nicht läugnen.

Junker. Was läugnen?

Vogt. Ich meyne nur nein ſagen.

Junker. Du haſt eine eigene Sprache. Aber es iſt mir, ſo wie dies Jahr die Heuerndte ausgefallen, und ſo wie es auch mit dem Emdt ſteht, ſollten alle Leute jetzt überflüſſig Futter haben?

Vogt. Nein, ich glaube nicht, daß Ueberfluß da ſey und, ſo viel ich weiß, gar viel Vieh.

Junker. Weißt du weder das eine noch das andere vollends richtig?

Vogt. Vollends richtig darf ich nicht ſagen.

Junker. Nun, man kann dem helfen. Man muß das Heu meſſen und das Vieh zählen, damit man richtig urtheilen könne, ob das Dorf die Weid dieſen Herbſt noch entbehren könne oder nicht. Indeſſen könnte man die Weid doch vertheilen und das Vieh noch bis Ends Herbſt darauf weiden laſſen.

Vogt. Das iſt richtig, gnädiger Herr! und in dem Fall iſt das Heumeſſen und Viehzählen für den Augenblick denn nicht einmal nöthig.

Junker. Wohl freylich. Ich will genau wiſſen, ob das Anbringen mit dem Heu und dem Vieh richtig.

Der Vogt ſtand erſchrocken da und wußte nicht, ob er noch anbringen wolle, daß der Pfarrer den Hammel des Nachts zu ſeiner Frauen heimlaſſe. Aber es machte ihm ſo bang, daß er es den Vorgeſetzten verſprochen, daß er endlich das Herz in die Hand nahm und zum Junker ſagte: er müſſe Sr. Gnaden noch anbringen, daß der Pfarrer den Vogt zu Zeiten zu ſeiner Frau nach Hauſe heim laſſe.

Das iſt wieder etwas Krummes, ſagte der Junker zu ſich ſelber und zum Vogt: bringſt du mir das aus dir ſelber oder haben es dir andere aufgetragen?

Dieſe Frage verwirrte den Vogt, und es ging eine Weile, ehe er antwortete: ich habe es für meine Pflicht gehalten, es Ihnen anzuzeigen.

Junker. Und ich habe gefragt, ob dir jemand aufgetragen, es mir anzuzeigen?

Vogt. Ja, ſie haben es mir aufgetragen.

Junker. Wer?

Vogt. Die Vorgeſetzten.

Junker. Mit Namen?

Vogt (zitternd und todtblaß). Einer wie der andere.

Junker. Mit Namen?

Vogt. Kienholz, Kalberleder, Moosbauer, Klapfen, Kienaſt, Hügi u. ſ. w.

Junker. Wie kamſt du zu dieſen Herren?

Vogt. Gnädiger Herr! ſo wie es ſich gibt.

Junker. Aber eben wundert mich, wie es ſich gab. Gingſt du zu ihnen? oder kamen ſie zu dir? trafſt du jeden allein an? oder waren ſie bey einander, da ſie dir diesen Auftrag gaben?

Vogt. Beym Kienholz.

Junker. Und warum? Bey was Anlaß?

Vogt. Ich weiß es eigentlich nicht. Ich war nur wenige Augenblicke bey ihnen, und ging ſo ſchnell fort, als ich nur konnte.

Junker. Ich glaub das wohl. Aber du wirſt doch wiſſen, was ſie in dieſem Augenblick hatten und wollten.

Vogt. Ich wills in Gottes Namen ſagen.

Junker. Du thuſt ihm faſt recht.

Vogt. Sie ſuchen das Weisvertheilen zu hintertreiben.

Junker. Das dacht ich wohl, und du haſt dich dazu rauchen laſſen?

Der Vogt ſtand da, wie ein armer Sünder, ſchlug die Augen nieder und antwortete nichts. Der Junker aber agte: Vogt, du hätteſt dich nicht dazu brauchen laſſen ſolen, mir Lügen zu hinterbringen, damit ſie zu ihrem ſchlechen Endzweck gelangen.

Jetzt ſagte der Vogt: ich wollte, ich wäre nicht Vogt.

Junker. Das glaub' ich dir auch. Aber du biſt es nun einmal und ſo lange du's biſt, thu, was deine Pflicht und recht iſt. Da es das erſtemal iſt, daß du ſo gegen mich gefehlt, ſo will ich es dir verzeihen, aber ſorge dafür, daß du mir nicht zum zweytenmal alſo kommeſt. — Damit befahl er ihm, ungeſäumt mit dem Weibel das Heu zu meſſen und das Vieh zu zählen, das im Dorf iſt.

## §. 36.

## Noch einmal der Vogt, aber jetzt neben ſeinen Bauern.

Stellet euch den Vogt vor, wie er vom Junker weggegangen, und dann die Bauern, wie ſie ihn mit ſeinem Bericht empfangen, als er zu ihnen zurückkam. Er hätte dem Junker einſchwatzen ſollen, der Winkel zwiſchen dem Wald ſchicke ſich gar wohl zum Vertheilen, und er kömmt mit der Antwort zurück: es müſſe einer ein Narr ſeyn oder ein Schurk, wenn er dieſen Hügel hiefür empfehlen könne; er hätte ihm ferner einſchwatzen ſollen, ſie hätten gar viel Vieh und wenig Futter, und kommt mit der Antwort, er müſſe das Vieh zählen und das Heu meſſen; er hätte den Junker über den Pfarrer aufbringen ſollen, und der Junker wird über das Anbringen aufgebracht; er hätte ihn ſollen herumführen, wie wenn er ein Narr wäre, und dieſer packt das Geſchäft an, wie wenn ſie Schelmen wären.

Die Bauern wurden verdrießlich, aber dem Vogt war ngſt. Er ſagte wohl hundertmal zu ſich ſelber: wär' ich och nur nicht Vogt. Und dann bald darauf: aber ich bins etzt und muß ihnen zeigen, daß ich's bin.

Er ging etwas unfreundlich in die Stube und ſagte un gefähr ſo etwas. Das verſtanden die Bauern von dem gu en Meyer, den ſie bisher an der Naſe herumführten, gar icht. Sie ſagten ihm: nur nicht ſo pöchiſch, Herr Unter vogt! wir dürfen doch etwa noch mit dir reden.

Das wohl, ſagte der Meyer, aber ich auch mit euch. Der Junker ſagt, daß ein jeder, der den Winkel zwiſchen en Tannen zum Vertheilen anrathe, entweder ein Narr der ein Schurk ſey, und will jetzt alles Heu meſſen und lles Vieh zählen laſſen.

Bauern. So. — Was iſt das? warum das?

Vogt. Ich denke, er wird wiſſen wollen, ob ihr wirk ich zu viel Vieh und zu wenig Heu habet.

Bauern. Das wäre verflucht. Er will uns alſo nach echnen, was wir im Stall und auf der Bühne haben; zu etzt könnte er uns nachrechnen, was wir in der Küche zu Mittag kochen und des Nachts zu Nacht eſſen. Dafür wird r doch, ob Gott will, doch nicht da ſeyn.

Vogt. Das weiß ich nicht; aber er thut einmal der leichen, wie wenn er zu ſo etwas da wäre.

Bauern. Er kann dergleichen thun, was er will, aber ir wollen nicht, was er will.

Vogt. Aber ich bin ſein Vogt und muß thun, was er ill.

Bauern. Du biſt ein Narr, du mußt dergleichen thun, du thuſt, was er wolle, aber im Ernſt und in der Wahrheit thun, was wir wollen.

Vogt. Da ſeyd meinethalben ihr Vogt, und probirts, wenn ihr könnt.

Bauern. Das können wir jetzt nicht ſo, du biſt jetzt einmal unſer Vogt, und wenn du ein braver Mann und uns allen lieb ſeyn willſt, ſo mußt du uns dazu helfen, daß er uns im Stall, in der Bühne und in der Küche nicht nachrechnen könne, und eben nicht aufs Haar erfahre, wie viel Heu und wie viel Vieh wir haben.

Vogt. Ich kanns nicht.

Bauern. Du wirſt doch nicht wollen ein Schelm an uns ſeyn?

Vogt. Nein, aber euer Narr kann ich auch nicht ſeyn.

Bauern. Du mußt nicht unſer Narr ſeyn, im Gegentheil, du mußt geſcheid und klug und brav für uns ſeyn.

Vogt. Das alles möget ihr ſelbſt ſeyn, ich muß jetzt im Dorf das Vieh zählen und das Heu meſſen, oder morgen bin ich nicht mehr Vogt. Das merkt ihr ſelber, Nachbarn, und alſo laßt mich mit dem ruhig, was ich nicht kann und ging fort, den Weibel zu ſuchen, der ihm bey dieſer Arbeit helfen ſollte.

Als er fort war, ſagten einige: wir hätten einem Narren, wie der Meyer iſt, unſern Auftrag nicht geben ſollen. Andere erwiederten: wem hätten wir ihn ſonſt geben ſollen? und wieder andere: er iſt ſelber übel dran, was

will er machen? er muß doch thun, was der Junker will. — Das iſt wohl wahr, ſagte ein Großmaul, aber wenn er ein Kerl wäre, wie ein Vogt in einem Dorf ſeyn ſollte, ſo fände er gewiß Mittel, dem Junker auf dieſe oder jene Weiſe eine Naſe zu drehen. Angſt war allen. Bey dem einen aber drückte ſich ihre Angſt wild, bey den andern furchtſam aus. Einige fluchten; andere ſagten ſeufzend: was iſt doch zu machen?

## §. 37.

## Er wieder neben des Weibels Töchterli.

Aber der Vogt traf den Weibel nicht an. Das Kind, das ihm unter der Thüre Antwort gab, ſagte: der Vater komme vor Nacht nicht heim, er ſey auf dem Wochenmarkt.

Der Vogt wußte, daß der Weibel ſonſt immer bey Hauſe war und nie ſelber auf den Markt gehe und meynte alſo, er verläugne ſich nur und wiſſe ſchon, warum es zu thun ſey.

Das Letzte war auch wahr. Die Vorgeſetzten hatten ihm, ſobald ſie es mit dem Heumeſſen und Viehzählen vernommen, im Augenblick ſagen laſſen, er ſolle heute ein wenig beyſeits gehen und vor Sonnenuntergang nicht wieder heim kommen.

Der Vogt, der bey ſich ſelber ſchon ſo verdrießlich war, als er nur konnte, ſagte dem Kind, er glaube, ſie

treiben den Narren mit ihm und der Vater ſey doch daheim.

Das Töchterli aber, das gar nicht einfältig war, wie die ganze Haushaltung des Vaters, ihm nicht gut war, fing an, anfiengt zu antworten, zu ſpötteln und ſagte: es ſcheint, der Herr Untervogt ſey gar nicht gnädig?

Wenn ich dir gut zum Rath bin, ſo ſag du, dein Vater ſoll herunter kommen, ich muß mit ihm reden — ſagte jetzt der Vogt.

Und das Töchterli: wenn einmal jetzt der Junker von Arnheim in ſelbſt eigener Perſon vor mir ſtünde, Herr Untervogt! ſo müßte ich einmal warten, bis der Vater wieder die Stege hinauf wäre, ehe ich ihn könnte heißen herunter kommen.

Vogt. Iſt er im Ernſt z' Markt?

Töchterli. Im ganzen Ernſt.

Vogt. Das iſt vom Schinder.

Töchterli. Ich wills nicht hoffen.

Vogt. Iſt er heute früh fort? und wann kommt er wieder?

Töchterli. Er iſt gerad eben fort, und kommt vor Nacht nicht wieder.

Vogt. Wenn er gerad eben fort iſt, ſo ſchick' ihm doch nach.

Töchterli. Jä, er iſt auf dem Roß, und ich weiß nicht, ob er übers Moos oder über den Berg geht.

Vogt. Er hat bey Gott gewußt, was ich will, daß er eben jetzt fort iſt.

Töchterli. Er iſt doch kein Hexenmeiſter.

Vogt. Ich weiß jetzt nicht, was ich machen muß.

Töchterli. Vielleicht könnts der Vater euch ſagen, wenn er nur da wäre; aber er iſt jetzt einmal nicht da.

So ließ des Weibels Töchterchen den neuen Untervogt ortſpazieren und lachte dann aus vollem Hals die Stege hinauf, ob der neuen Obrigkeit, die vor ihm zu faſt briegen (weinen) wollen, daß ſie den Vater nicht hinter dem Ofen angetroffen.

## §. 38.

## Er wieder ins Kienholzen Stuben — und auf der Gaſſe beym Weibel, der auf dem Roß ſitzt.

Der Vogt ging jetzt wieder zurück zu des Kienholzen und ſagte den Vorgeſetzten, es müſſe ihm jetzt einer helfen, weil der Weibel nicht da ſey.

Aber es wollte keiner und der Kienholz ſagte zu ihm: es iſt gar viel beſſer, du macheſt dieſe Arbeit über acht Tage, ſie freut uns gar nicht ſo wohl, daß wir dir eben jetzte dazu helfen möchten.

Vogt. Ihr wißt doch, wie der Junker iſt, wenn etwas verſäumt wird.

Bauern. Ja, das wohl, aber wir wünſchten eben, daß er anders würde, als er iſt und wir hoffen, wir könnten es ihn auch noch lehren, wenn du nur ordentlich mithülfſt. Und der Kalberleder ſagte zu ſeinem Nachbar: wenn

der Meyer nicht ein Narr wäre, ſo ſollte er das ſo gut wünſchen, als wir.

Vogt. Ihr werdet ihn ſo bald nicht anders machen, als er iſt.

Die Bauern meynten, probiren ſchade nichts. Sie wollen einmal jetzt nicht helfen Heu meſſen und Vieh zählen. Der Vogt aber meynte, ſie müſſen ihm helfen. Sie aber antworteten ihm: du kannſt uns einmal nicht zwingen; wir kommen nicht. Der Vogt wußte nicht, was machen; da ſagte ihm der Hügi noch: weißt du was? weil der Weibel nicht da iſt und du jetzt niemand findeſt, der dir hilft, ſo laß dir von einem jeden Hausvater angeben, wie viel er Heu auf der Bühne und wie viel Vieh er im Stall habe.

Der Vogt ſtaunte eine Weile und ſagte dann: ja, aber man muß mirs beym Eid angeben.

Die Bauern erwiederten: ja freylich, beym Eid — und lachten gegen einander.

Vogt. Ich will auf der Stelle anfangen. Aber ihr ſeyd doch auch zu Haus, wenn ich komme.

Ja freylich, ſagten die Bauern, und etliche ſetzten hinzu: wie ſollten wir anders dürfen? — Sie hatten eigentlich das Gegentheil im Sinn, aber der Hügi, der das merkte, ſagte, ſobald er fort war: wir müſſen darin jetzt nicht den Narren mit ihm treiben, wir müſſen zu Haus bleiben, ſonſt könnts fehlen, und ſo kommen, daß der Junker morn nicht nur unſer Heu und Vieh, ſondern uns ſelber meſſen und wägen wollte.

Es kam dem Vogt wohl, daß der Hügi dieſes ſagte. Er fand ſie alle zu Haus und die meiſten waren freundlicher als je mit ihm; aber er zweifelte bey vielen an der Richtigkeit ihrer Angaben. Sie verſicherten ihm aber alle: es ey ſicher alſo, ſie haben ja die Wahrheit beym Eid versprochen.

Vogt. Das wohl, wenn's nur ſo iſt — und ging in Gottes Namen jetzt mit ſeinem Verzeichniß zum Junker. Auf dem Weg zu ihm traf er eben den Weibel an, der auf dem Pferd vom Markt zurückkam. Dieſer rief ihm vom Pferd hinab ſpöttiſch zu: was haſt du da für eine Bürde Papier unter dem Arm?

Ich wollte, dein Roß wäre heut vernagelt geweſen, damit du daheim geblieben, du haſt mir nothwendig helfen ſollen, antwortete der Vogt.

Weibel. Worin?

Vogt. Ich habe müſſen das Heu und Vieh, ſo im Dorf iſt, aufſchreiben.

Weibel. Warum das? gibts Krieg?

Vogt. Nein, nur wegen der Weid.

Weibel. So —

Vogt. Wenn du nur auch da geweſen wäreſt.

Weibel. Warum haſt du mir's nicht am Morgen ſagen laſſen? Ich bin erſt um Mittag fort.

Vogt. Ich bin auf Schlag 12 Uhr ſelber zu dir kommen und hab es dir ſagen wollen.

Weibel. Das iſt doch fatal. Ich bin kaum um den Hausecken herum geweſen, ſo hab' ich jemand hören klopfen und mit meiner Tochter reden. Gewiß biſt du's geweſen.

Vogt. Daß du auch nicht umgekehrt.

Weibel. Es hat mir nicht geträumt, daß du's seyest, oder was du wollest, und du hättest mir ja nur pfeifen können. — Er konnte sich aber des Lachens fast nicht enthalten und sagte: mein Roß ist im Schweiß, es muß in Stall.

Ich bin auch im Schweiß, sagte der Vogt, und sie gingen von einander.

## §. 39.

## Renold, ein braver Mann, tritt auf.

Die Nacht durch war ein Treibjagen und ein Herumlaufen im Dorf, wie im Wald unter den Zigeunern, wenn sie erfahren, daß eine Bettel-Jägi (Jagd) angestellt ist. Die Vorgesetzten wollten mit Gewalt alles unter einen Hut bringen und schickten wohl dreymal zum alten Renold, von dem sie fürchteten, er stehe nicht zu der Art, wie sie alles abzuläugnen und zu verdrehen unter einander abgeredt hatten, um ihn zu bitten, er solle ihnen in diesen Umständen doch auch zustehen und abwenden helfen, daß nicht noch mehr Unglück im Dorf entstehe.

Er ließ ihnen aber zweymal antworten, er möge die Sache ansehen, wie er wolle, so dünke ihn, es wäre das Beste, wenn man sich demüthigen und um Verzeihung bitten würde.

Aber dafür hatte niemand Ohren; bis auf den Schulmeiſter behauptete alles, die Demuth ſey jetzt kein goldener Apfel in ſilbernen Schalen.

Endlich entſchloſſen ſich drey Vorgeſetzte, ſelber noch zu ihm zu gehen und mit ihm zu reden. Sie baten ihn um tauſend Gotteswillen, er ſoll doch wenigſtens ſchweigen und morgen nicht etwas ſagen, das ſie weiters und noch mehr ins Unglück bringen könnte.

Er antwortete: ich mag es anſehen, wie ich will, wir haben verdient, was uns begegnet. Es graut mir, nur zu denken, wie wir handelten. Vorgeſetzte ſeyn und dabey reich, wohlhabend und den armen Leuten im Dorf das Gemeingut verfreſſen und verſaufen — ich ſchäme mich, ſo lange unter euch geſeſſen zu ſeyn. Schelmen für ein paar Thaler henkt man, und wir verrechneten Schelmereyen, die in die Tauſende liefen, und kein Menſch durfte uns ſagen, daß wir Schelmen ſind, weil wir Vorgeſetzte waren.

Die drey Männer ſagten: um Gotteswillen, wie du auch redſt.

Renold. Ich kann nicht anders. Vorgeſetzte ſollten keine Schelmen ſeyn, und es grauet mir, an Menſchen zu denken, die auf eine Art im Kleinen oder im Großen die Oberkeit im Land vorſtellen und Schelmen ſind, wo ſie die Haut anrührt.

Die Männer verſanken faſt vor ihm und baten ihn, er ſolle doch um tauſend Gottswillen das Unglück in der Gemeind nicht noch größer machen, als es ſchon ſey; ſie wollen in Zeit und Ewigkeit keine Schelmen mehr ſeyn und

gern im Stillen der Gemeind alles erſetzen, was ſie immer noch können.

Als ſie ihn forthin ſo baten, doch am Morgen nichts Unvorſichtiges zu ſagen, ſagte er endlich, er wünſchte, daß er morgen nicht nur ſein Maul, ſondern auch ſeine Augen und Ohren zuhalten könnte. — Weiter ließ er ſich in kein Verſprechen ein, und die Dorfmeiſter mußten nun ohne einigen Troſt von dieſer Seite erwarten, was dann morgen weiter geſchehen möchte.

Wie die Vorgeſetzten, alſo fürchtete ſich alles Volk in Bonnal vor dieſem Morgen. Arner aber eilte mit himmelreinem Vaterherzen zu dem Volk hin, das ſich vor ihm fürchtete.

Wenn nach langen, heißen Tagen die Erde dürſtet und alle Pflanzen nach Waſſer ſchmachten, und dann an Gottes Himmel ſich ein Gewitter aufzieht, ſo zittert der arme Bauer vor den ſteigenden Wolken am Himmel und vergißt das Dürſten des Felds und das Serben der Pflanzen im brennenden Boden, und denkt nur an das Schlagen des Donners, an die Verheerung des Hagels, an den entzündenden Strahl und an die überſchwemmende Fluth; — aber der im Himmel wohnt, vergißt nicht das Dürſten des Felds und das Serben der Pflanzen im brennenden Boden, und ſein Gewitter tränket mit Segen die Felder der armen Leute, die im Blitzglanz der Mitternachtsſtunde, beym donnernden Himmel zitternd nach den Bergen hinſehen, von denen ſein Gewitter daher rollt. Dann am Morgen ſieht der Arme die Hoffnung ſeiner Erndte

verdoppelt, und faltet ſeine Hände vor dem Herrn der Erde, vor deſſen Gewitter er zitterte.

Das iſt das Bild der armen Leute, die ſich vor ihrem Herrn fürchteten, und das Bild Arners, der jetzt zu ihrem Troſt und zu ihrer Hülfe nach Bonnal eilte.

## §. 40.

## Die Morgenſtunde Arners an einem Gerichtstag neben ſeinem Pfarrer.

Er iſt da — beladen mit den Entſchlüſſen des Tags, und ſturm von den Bildern einer ſchlafloſen Nacht, war er ſtiller und ernſter als ſonſt.

Er fühlte jetzt die Laſt des kommenden Tags und die Sorgen des Mannes, deſſen Kinder die Wege ihrer Thorheit vor ihrem Vater verbergen.

Schon beym Aufgang der Sonne ſtand er im Pfarrhof neben ſeinem Pfarrer. Die erſten Strahlen glänzten auf der Thräne des Mannes, der ſanft und mild gegen ſie hinſah und ſagte: Gott geb', daß ich ſie heute mit leichtem Herzen untergehen ſehe. — Das geb' Gott, erwiederte ſein Pfarrer mit eben ſo bewegter Seele.

Dann redten ſie vom Hummel. Der Pfarrer ſagte: ich kann nicht begreifen, wie er durch alle Wildheit und Gewaltthätigkeit ſeines Lebens noch ſo viel geſunden und kraftvollen Sinn in ſich ſelber hat erhalten können.

Der Junker erwiederte: Es braucht beym groſſen Schelmenleben immer groſſe Naturkraft, und auf eine Art wo nicht einen geſunden, doch nicht ganz abgeſchwächten Sinn. Aber was mich wundert, iſt, er ſcheint jetzt zu einem wirklich frommen Sinn hinzulenken.

Pfarrer. Es gab Augenblicke, wo ich das wirklich hoffte, aber die Gewaltthätigkeiten ſeines alten Lebens miſchen ſich auch in ſeine Beſſerungsaugenblicke; dann war mir auch auffallend, der erſte Anfall zu ſeiner Beſſerung ging ſichtbar von ſeiner Furcht vor dem Teufel und der Hölle aus, und es ſchien mir, dieſe Furcht ginge in ihm faſt wie in ein Fieber hinüber, und ich muß geſtehen, die Frömmigkeiten, die ſich im Menſchen fieberartig ausſprechen, ſind mir immer verdächtig; ſie mögen ſich auch als hitzig Fieber-, Schleichfieber-, Faulfieber- oder Gallenfieberartig ausſprechen, ſie arten alle gewöhnlich gern in immer wiederkommende Wechſelfieber aus, und dieſe ſind für den Seelenzuſtand die gefährlichſten. Darum bin ich auch in meinem Urtheil über des Vogts Beſſerung etwas bedächtlich. Doch muß ich auch ſagen, ich habe ihn über des Rudis großmüthige Handlung in einer Stimmung gefunden, die über alle meine Erwartung war.

Ihr Geſpräch führte ſie eine Weile auf die Obſtbäume, welche der alte Junker ſchon vor mehr als 20 Jahren auf dem Bonnalerriedt gepflanzt und der Gemeind verehrt, die aber alle ſerben und nirgends hin wollen.

Der Hummel hatte nämlich dem Pfarrer geſtern geſagt, es fehle da gar nicht am Boden, ſondern nur an der Beſorgung, und man ſolle die Bäume nur unter Leute

ustheilen, die Obſt nöthig haben, ſo werden ſie bald groß nd ſchön ſeyn.

Der Junker verwunderte ſich über die Ausgaben, die ährlich für das Riedt um dieſer Bäume wegen der Geeind verrechnet werden, und über die Frohndienſte, die ie Gemeind jährlich auf dieſem Riedt thue.

Der Pfarrer ſagte ihm aber, dies alles geſchehe nur um Schein, damit die Vorgeſetzten ein paar Tag im ahr mehr auf gemeine Unkoſten freſſen und ſaufen könen — und ſie mögen den Taunern ſo wenig einen Obſtbachs gönnen, als ſie ihnen die Allment gönnen mögen, nd darum werde es, ſo lange es ſo ſey, aus dieſen Bäumen nie nichts werden.

Der Junker ſagte bey dieſem Anlaß, ſeine Leute eſſen ey der ſitzenden Lebensart, die je länger je mehr aufkomne, gewiß zu viel und zu unvermiſcht Erdäpfel, und man önne in dieſer Abſicht das Pflanzen der Obſtbäume gewiß icht genug betreiben. Und auch der Pfarrer bedauerte, aß ſo gar viele Leute ſich faſt nur mit Kraut, Rüben nd Erdäpfeln behelfen müſſen.

Es wäre doch weiß Gott allenthalben ſo leicht einzuichten, daß die ärmſte Haushaltung immer auch etwa in Duzend tragbare Obſtbäume und auch eine Geiß halten önnte — ſagte der Junker.

Und es iſt doch nirgends eingerichtet — erwiederte der Pfarrer.

Ach! Es iſt für den Armen nirgends nichts eingerichet, bis man ihn ins Spital nimmt, — ſagte der Junker, und erklärte ſich im gleichen Augenblick, nicht nur die

Bäume auf dem Riedt zu vertheilen und eigenthümlich zu machen, ſondern für alle ſeine Leute in ſeinen Baumſchulen ſo viel junge Bäume zu ziehen, als ſie mit Vortheil ſetzen und brauchen können. Er ſetzte hinzu: Und ich will alles thun, damit ihnen die Bäume recht lieb werden und ſie bald Frucht davon haben. Ich denke, ich wolle ihnen allemal bey ihren Hochzeiten und Taufanläſſen welche ſchenken.

Pfarrer. Ein ſolches Andenken an die wichtigſten und freudigſten Umſtände ihres Lebens kann nicht anders, als für ihr zeitliches und ewiges Wohl heilſam wirken.

Junker. Das geb' Gott!

Pfarrer. Ich kann mich jetzt zwanzig Jahre über mein Grab hinaus denken und mir vorſtellen, wie Sie, lieber Junker, dann einſt mit meinem wills Gott beſſern und ſtärkern Nachfolger, Ihre Leute auf dieſes Riedt, welches bis dann ein Baumgarten für Ihre Armen werden kann, hinführen, und da mit ihnen ein Volksfeſt feyern werden, das Ihrer würdig ſeyn wird.

Junker. Was für ein Volksfeſt?

Pfarrer. Das Feſt der dankbaren Armuth, welche Sie mit dieſen Bäumen erquicken werden.

Junker. Sie machen mich auch träumen.

Pfarrer. Denken Sie, was das für ein Feſt ſeyn wird, wenn Ihre Leute am ſchönſten herbſtlichen Tag auf ihrem Riedt unter dem Schatten von Bäumen voll reifer Früchte, in dieſer herrlichen Ausſicht, im Angeſicht des Himmels und der Erde ihren Taufbund und ihr Nacht-

mahlgelübd erneuern, und das Angedenken der Freuden ihrer Hochzeittage und ihres Kinderſegens feyern werden.

Junker. Würde ich wohl ein Menſch ſeyn, wenn ich dieſes Feſt denken könnte und nicht ſtiften würde?

Pfarrer. Sie werden es ſtiften.

Junker. Ja, ich will es ſtiften, und ſo lange mein Volk daſſelbe feyern wird, ſo ſoll es Ihrer gedenken.

Pfarrer. Laſſen Sie dann Ihr Volk Birnen eſſen und Aepfel, und gedenken, daß ihre Väter das nicht hatten. — — Das war die Antwort des Pfarrers und er ſetzte hinzu: In allen Volksfeſten des Alterthums wird der Arme mit Speis und Trank erquickt, und am Feſte des neuen Bundes ſelber, nahm der Herr Brod und gab den ſeinigen zu eſſen, und Wein und gab ihnen zu trinken; und überhaupt iſt die Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungsſorgen der Armen das heilige äußere Zeichen des Chriſtenthums und des Weſens der Gottesverehrung, die der Heiland auf Erden durch ſeinen Glauben und in ſeiner Liebe geſtiftet. — Er ſagte ferner: Dieſer Geiſt der Sorgfalt der Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungsſorgen der Armen drückt ſich auch ſchon in der Geſetzgebung Moſes ganz aus. Sie lenkte mit großer ſichtbarer Kraft dahin, das Eigenthum unter dem Volk Iſraels minder drückend zu machen, als es unter den Völkern der Heiden war, und es iſt mir unbegreiflich, daß der Geiſt ſeiner Geſetzgebung unter den chriſtlichen Völkern nicht tiefer in das Weſen ihrer bürgerlichen Verfaſſungen hineinzugreifen vermochte. Zwar war der Kloſtergeiſt in ſeiner urſprünglichen Reinheit geeignet, die religiöſe

und bürgerliche Liebe und Sorgfalt für die Armen weit sich noch weit höher zu heben, als er durch die Mosaische Gesetzgebung bürgerlich und gerichtlich organisirt war; aber er, der christliche Alleserzeuger, überlebte auch seine ursprüngliche Reinheit schon fast in seiner Geburtsstunde. Die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen der christlichen Völker blieben allenthalben weit hinter dem kraftvollen Einfluß der Mosaischen Sorgfalt für das leibliche Wohl des Volks Israels und seiner Armen zurück.

Beyde, der Junker und der Pfarrer, redten warm und herzlich über diesen Gesichtspunkt und waren einig, das Christenthum sey in bürgerlicher Hinsicht das höchste Ideal der göttlichen Vorsicht, den ewig nothwendigen Unterschied der Stände und des Eigenthums, des Drückenden, das sie in einer heidnisch rohen Ansicht ihres Rechts haben, zu entledigen, und den Aermsten und Elendesten aller christlichen Gemeindsgenossen zum frohen theilnehmenden Mitgenuß der wesentlichen irdischen Segnungen, die Gott für alle Erdenbewohner in aller Fülle erschaffen, zu erheben.

Es war Arner und dem Pfarrer angenehm, die Stiftung dieses Fests der dankbaren Armuth im Zusammenhang also mit den menschlichen Beförderungsmitteln des wahren Christenthums ins Aug zu fassen.

Der Junker wiederholte mehrmal die Worte: „ich müßte kein Mensch seyn, wenn ich dieses Fest nicht stiften würde" — und verloren in den Gefühlen dieser schönen Ansicht staunte er eine Weile diesem Gedanken nach. Dann sagte er bald: ach, so schön, wie wir es uns träumen, wird

uch dieſe Stiftung nicht werden, und ſo ſchön, als wir es ms träumen, wird nie nichts auf Erden.

Es iſt wahr, ſagte der Pfarrer, aber wir müſſen das Gute thun, nicht damit es außer uns gelinge, ſondern damit wir es gethan haben. Der Lohn der Tugend iſt nicht, daß wir das Unkraut von der Erde vertilgen, ſondern daß wir es mindern und zwar jeder vorzüglich auf ſeinem Acker, und wir freuen uns, wenn unſer gute Saamen darauf gedeiht und die Bäume, die wir pflanzen, erſt auch hinter unſerm Grab Früchte tragen werden.

## §. 41.

## Arner fängt ſeine Tagesarbeit an.

So ging heute die erſte Stunde nach der Sonne Aufgang dem Herrn und dem Pfarrer von Bonnal vorüber.

Gegen acht Uhr kam der Untervogt Meyer mit dem Verzeichniß von Vieh und Heu. Er entſchuldigte ſich, daß er daſſelbe nur beym Eid habe aufnehmen können, weil der Weibel, der ihm hätte helfen ſollen, auf dem Markt geweſen.

Warum haſt du nicht an ſeiner Statt einen andern Vorgeſetzten zu dir genommen? ſagte der Junker.

Es hat keiner kommen wollen — erwiederte der Vogt.

Junker. Haſt du ihnen geſagt, es ſey mir daran gelegen, daß dir Jemand helfe?

Vogt. Ich hab es freylich geſagt.

Junker. Und doch hat keiner kommen wollen?

Vogt. Nein — ich hab' mögen ſagen, was ich hab' wollen, ſo war's vergebens.

Junker. Haſt du alſo vollends niemand bey dir gehabt, und iſt das Verzeichniß von niemand unterſchrieben?

Vogt. Nein.

Junker. So nimm daſſelbe nur wieder, und geh ſo geſchwind, als du kannſt, lies einem jeden in Gegenwart von zween Vorgeſetzten von neuem vor, was er ausgeredt, und bring das Verzeichniß von dieſen zween Zeugen unterſchrieben zurück. Aber eile, daß du mit der Arbeit fertig werdeſt, ehe die Gemeind angeht.

Vogt. Ich treffe ſie juſt beym Kienholz bey einander an.

Junker. So — was thun ſie da bey einander?

Vogt. Nichts anders. Sie habens ſo im Brauch, daß ſie allemal vor der Gemeind zuſammen kommen.

Junker. Wer?

Vogt. Ha, alle, welche meynen, ſie hätten was zu bedeuten.

Junker. Es iſt gut, daß ich das weiß: ich vernehme vielleicht ein andermal, was ſie eben bey einander gemacht haben. Ich habe jetzt ſchon lange erfahren, daß dir dergleichen Sachen, wenn du ſie ſchon weißt, nicht eben gar zu leicht aus dem Mund entſchlüpfen. Komm jetzt aber nur mit deinem unterſchriebenen Verzeichniß bald wieder. — Und damit machte er ihn gehen.

## §. 42.

## Bauern, die von ihrem Herrn reden.

Der Vogt ging jetzt zum Kienholz, und ſagte den Stuben voll Nachbauern, ſie müſſen ihm ihr Heu und Vieh noch einmal angeben.

Warum das? ſchrien ſie alle wie aus einem Mund, und hie und dort machten einige Augen gegen ihn, wie ein gekochener Bock.

Ich kann nicht helfen, ſagte der Vogt, er meynt vielleicht, ihr könntet verirrt ſeyn, oder ſagen, ihr ſeyd verirrt.

Er hat immer etwas zu meynen. Wenn er uns nicht traut und meynt, a könn's beſſer, als wir, ſo kann er ja ſelber kommen und meſſen und zählen, ſagten dann andere. Aber andere erwiederten: nein, dafür möchten wir ihn jetzt doch nicht rufen. Der Hügi ſetzte hinzu: er könnte uns für das Zählen und Meſſen eine Apothekerrechnung machen.

Alles, alles war ſo wider dieſe Meynung, daß einer von ihnen ganz ernſthaft ſagte: b'hüt uns Gott davor, daß der Junker jetzt ſelber komme, uns unſere Kühe zu zählen und unſer Heu zu meſſen.

Ein dummer Bub vom Kienholz ſagte: wir wollen's ihm auf der Naſe abwägen.

Still, Bub! ſagte der Vater, du haſt dein Maul immer offen.

Der Meyer aber unterbrach jetzt dieſen Bauernrath und ſagte: ich habe keine Zeit zu verlieren, ich muß noch vor der Gemeind mit dem Aufſchreiben fertig werden. Jetzt muß ich einem jeden vorleſen, was er ausgeſagt, und dann müſſen zwey Vorgeſetzte unterſchreiben, daß ein jeder ſeine Ausſage beſtätigt.

Hinter dem ſteckt der Teufel; es kann dann ja keiner mehr ſagen, du ſeyſt mit der Feder verirrt, oder du habeſt ihn nicht recht verſtanden, ſagte der Hügi.

Ich kann nicht helfen, erwiederte der Vogt.

Aber es wollte keiner an Tanz, bis er ſeine Rolle Papier unter den Arm nahm und ſein Tintenfaß in Sack ſchob und ſagte: er müſſe das anzeigen, mache dann der Junker ſeinethalben, was er wolle.

Jetzt bequemten ſie ſich endlich, machten ihn bleiben und thaten, was ſie mußten; denn ſie merkten jetzt, daß es beſſer ſey, zu beſtätigen, was ſie einmal gelogen und es ordentlich unterſchreiben zu laſſen. Es war ihnen aber dabey doch nichts weniger als wohl ums Herz. Dennoch waren einige forthin noch unverſchämt und grob. Der Moosbauer ſagte überlaut: aber wenn mein Fleck heut kalbert, ſo hab ich denn morgen noch ein Stück Vieh mehr im Stall; du kannſt ihm das noch mündlich beyfügen.

Der Weibel, der es als Zeuge unterſchrieb, und ſo ſehr er dem Vogt häßig war, ſich dennoch nie in nichts Verfängliches hineinließ, ſagte ihnen aber doch: es werde gut ſeyn, wenn es beym Schreiben bleibe, denn wenn es zum Reden kommen ſollte, ſo möchte es fehlen.

Der Hügi rief dem Vogt, als er fortging, noch nach, er solle doch machen, daß der Junker jetzt mit diesem genug habe. —

Ich kann mit ihm just so viel machen, als mit euch, sagte der Meyer.

Dann ists eben wenig, sagte der Hügi, und ließ ihn gehen.

## §. 43.

## Arner thut die Thüre zu.

Jetzt weiß ich doch sicher, was sie ausgeredt. Was ich jetzt aber weiter wissen muß, ist, was daran wahr sey — sagte der Junker, da ihm der Meyer das bestätigte Verzeichniß zurückbrachte, und befahl ihm dann ungesäumt, mit dem Weibel von Haus zu Haus ein neues Verzeichniß aufzunehmen, aber es sich nicht angeben zu lassen, sondern das Vieh sorgfältig zu zählen und das Heu zu messen.

Sogleich ließ er das Zeichen läuten, daß sich die Gemeind versammle und sagte dann: „ich will expreß, daß die Hausväter nicht bey Haus seyen, wenn ihr zählen und messen müsset, und wenn ein Weib oder ein Knecht unter dem Titel: der Meister sey nicht daheim, sich widersetzen würde, so lasset sie, es mag seyn, wer es will, durch den Flink gefangen hieher bringen, und fahret mit

eurer Arbeit ungesäumt fort. Ich gebe euch den Michel von hier und den Hünerträger von Arnheim mit, die euch helfen sollen."

„Es wäre doch auch besser und mehr Ansehen darin, wenn wir noch einen Vorgesetzten mitnähmen" — sagte jetzt der Vogt.

„Ich will, daß ihr diese mitnehmet" — erwiederte der Junker.

Vogt. Es ist diese Woche allerley Geschwätz mit dem Hünerträger vorgefallen, und ich fürchte, es setze Verdruß, wenn er in alle Häuser hinein muß.

Junker. Eben darum muß er gehen, und wenn ihn jemand nicht hineinlassen will, so wißt ihr, was ihr zu thun habt.

Hierauf besetzte der Junker noch alle Zugänge zum Gemeindplatz, und befahl den Wächtern, unter keinem Vorwand keinen Menschen vom Platz wegzulassen, bis die Gemeind verabschiedet sey.

---

## §. 44.

## Sie werden jetzt bald aufhören rathschlagen wider ihren Herrn und wider ihr Heil.

---

Diese war nun bey der Linde versammelt. Aber so lange Bonnal steht, sahen die Bauern nie so wunderlich aus, als heute. Viele, die den Kopf sonst immer hoch

regen und die Beine ſtellen, wie Soldaten, ließen ihn jetzt hängen und ſchlichen daher, wie alte Weiber. Einige, die ſonſt einander haßten, ſtanden jetzt zuſammen und lüſterten ſich in die Ohren. Andere, denen der Mund vom Morgen bis am Abend nie zuging, redten jetzt kein Wort. Leute, die ſonſt immer die Sonntagskleider anzogen, wenn ſie an die Gemeind gingen, kamen jetzt in Werktagsröcken und Kürſeſſen. Die meiſten ſaßen da, wie wenn ſie nicht wüßten, was ſie mit einander reden wollen, und mancher fragte ſeinen Nachbarn wohl zwey bis dreymal: giebts dieſen Abend nicht Regen?

Der Hügi und einige Vorgeſetzten, die das bemerkten und glaubten, es ſey doch nicht das Spiel, daß alles ſo traurig thue, fingen an ihr Maul zu brauchen, wie wenn ſie ſich nicht fürchteten. Einige redten luſtig vom Finker Heumeſſer und Herrn Kühzähler. Andere ſchworen, er richtet nichts damit aus, denn eine Gemeind hat einen Arm, wenn ſie zuſammenhaltet und darf ſich alle Stunden mit ſo einem Fünferli meſſen, wenn's Ernſt gilt.

Der Hartknopf that am ſtärkſten ſein Maul auf und behauptete: man müſſe ſeine leibliche und geiſtige Freyheit für den Teufel ſich nicht ſo rauben laſſen. Er ſagte: „wir haben jetzt ja unpartheyiſche Zeugen, daß ſein Hünerträger es ſelber eingeſtanden, er ſey mit dem Teufel in einen Bund eingetreten, und wer in der Welt ſollte uns zwingen können, etwas zu halten, was man uns alſo mit Teufelskünſten zu verſprechen bereht.“

Die Schalmmhande gab ihm lauten Beyfall und der

hauptete, man müsse das treiben, so weit man könne und mit diesem anfangen.

Ein junger Arnold widersprach: ich für mich glaube, der Junker werde da anfangen, wo er will, und unpartheyische Zeugen habt ihr keine; denn wenn eine Gemeind klagt, so können ihre Bürger nicht unpartheyisch zeugen.

Wir müssen halt erwarten, was kommt, sagte der Rabserbauer. Und ein Nachbar, der das hörte, sagte: das sey das allervernünftigste von allem, so heute noch geredt worden.

## §. 45.

## Der alte Trümpi bringt eine böse Nachricht.

Indem sie so redten, kam noch der alte Trümpi, der sein Lebtag immer allenthalben zu spät kam, und brachte die Nachricht, der Vogt und der Weibel spazieren mit dem Michel und dem Hünerträger die Kirchgaß hinunter gegen das Dorf, und haben Papier und Tinte und Federn bey sich.

Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht in allen Bänken unter der Linde herum. Von allen Ecken rief man dem Trümpi: was sagst du? was ist das? was sagst du?

Vornehmes und Gemeines, alles streckte die Köpfe jetzt nur gegen den Trümpi, und so lange er lebte, hatte er den Zehenden nie so viel zu antworten, als jetzt.

Es iſt nichts anders, als das verfluchte Kühzählen und Heumeſſen geht wieder an, ſagten die Bauern aus einem Mund und begriffen jetzt, wohin es langen könne, daß ſie hre Ausſage wieder beſtätigen müſſen.

Alles war ſo betroffen, daß ich wohl ſagen kann, von en dickern Bauern hatte kein einziger ſeine natürliche Farbe nehr, als der dickhäutige Rabſer und der kothfarbige Kienſt, und auch dieſen ſah man's am Maul an, daß ſie ſich ntfärbt hätten, wenn ſie ſich jemals hätten entfärben önnen.

Wenige Augenblicke darauf kams dem einen in Sinn, r habe ſein Schnupftuch vergeſſen, einem andern, ſeinen Tabak, einem dritten, er habe nothwendig mit ſeiner Frauen zu reden, dem vierten, er habe etwas herumlieen laſſen, das ihm könnte geſtohlen werden — kurz, es am einer Menge von ihnen zu Sinn, daß ſie heim ſollen. Der Speckmolch fing ſogar an, aus der Naſe zu luten, damit er heim könne. Aber der Harſchier, der in er Lindengaß ſtand, hieß ſie alle wieder zurückgehen, rieth hnen, Tabak und Schnupftuch bey den Nachbarn zu entehnen, und diesmal das Naſenbluten bey dem Brunnen nter der Linde zu ſtillen.

Kurz, ſie mußten zurück und auf ihren Bänken erwaren, was der Vogt und der Weibel und der Hünerträger nd der Michel bey ihren Weibern daheim Gutes oder Böſes anſtellen möchten.

## §. 46.

## Es fängt an, Ernſt zu werden.

Ihre Angſt erhöhte ſich einen Augenblick noch mehr, da jetzt der Befehl zur Linde kam, die Vorgeſetzten alle und die größern Bauern, zuſammen ihrer 17, ſollten auf der Stelle zum Junker ins Pfarrhaus kommen.

Was will er mit uns allein thun? ſagten die Kerls.

Und was weiß ich? antwortete der Wächter.

Sie waren aber kaum fort, ſo fing es an, den Gemeinen nicht ganz übel zu gefallen, daß er dieſe allein rufe.

Hans und Heyni murmelten in den Bänken: wenn er Schelmen ſucht, ſo hat er ſicher die rechten.

Ein Leiſi ſagte: es wäre wohl gut, wenn er es mit dieſen allein ausmachen würde und uns andere gehen ließe.

Einer, den ſie Hallöri hießen, ſagte: es ſind etliche unter ihnen, ſie ſind bey Gott ſchlimmer als der Vogt.

Einer, der Stickelhauer hieß, ſagte ſeinem Nachbar ins Ohr: ein Stück ab der Allmend wäre doch nichts ſo ſchlimmes.

Und ſein Nachbar erwiederte: wenn die ſiebzehn nicht wären, ſo würden unter den andern nicht mehr ſechs ſeyn, die nicht auch gern eins hätten.

Der arme Micheli ſagte gar überlaut: wir wollen doch nicht wider unſer eigen Brod ſeyn.

Wenn die nicht wieder zurückkommen, ſo iſt dir kein Menſch dawider — ſagten ihm etliche zur Antwort.

Aber die Harknöpfe und die Ehrenverwandtſchaft der ſiebzehn ſtreckten die Köpfe ſo ſtark, wo ſo ein Wort floß, und machten dir ſo große Augen, daß es den meiſten, faſt ehe es heraus war, im Hals erſtickte.

Indeſſen ſuchte Arner die ſiebzehn im Pfarrhaus mit Freundlichkeit zu einem freywilligen Bekenntniß zu führen. Aber es war umſonſt. Sie glaubten jetzt vielmehr, er fürchte ſich dahinter, daß er ſo um den Brey herumtappe. Der Kalberleder unterbrach ihn ſogar, faſt ehe er ausgeredt hatte, und ſagte: Wir wiſſen und begreifen nicht, weder was Sie ſagen, noch was Ihre Klage iſt.

Der Junker antwortete: Wer ſind die Wir, in deren Namen du redeſt?

Kalberleder. Ha, niemand; ich rede nur in meinem Namen.

Junker. Nein, Kalberleder — ihr habt es abgeredt, und darum iſt dir das Wir entronnen. Darüber aber verliere ich kein Wort. Ihr wollt meine Klage wiſſen? Sie iſt dieſe: daß ihr das Gemeindgut veruntreut, die Gemeindsrechnungen verfälſcht, und mit allem, was unter euren Händen war, wie meyneide, untreue Buben gehandelt. —

Das war jetzt deutlich, und mehr, und härter, als ſie erwartet. Sie ſahen einander an. Eine Weile redte niemand; doch bald darauf ſagte der Moosbauer: ich für mich begehre Recht und Gericht wider dieſe Klage in aller Form und Ordnung. — Und die andern Bauern begehrten zwar betroffen, aber doch aus einem Mund das gleiche, und

ſchlugen dem Junker ab, neben dem Hummel ein Wort auf alles, was dieſer anbringen möchte, zu reden.

Der Junker warnte ſie noch einmal. Sie blieben ſtandhaft und behaupteten, ſie ſeyen unſchuldig.

Das iſt genug, ſagte er jetzt, aber ihr ſeyd von dem Augenblick an Gefangene; ihr werdet nicht anders, als mit einer Wacht nach euren Plätzen an die Gemeind zurückkehren, und es iſt euch verboten, daſelbſt mit irgend jemand weder über wenig, noch über viel euch zu unterreden. Entfernt euch!

Die Wacht folgte ihnen auf dem Fuß nach, und die Befehle, ſie zu bewachen, waren ſcharf.

Aber der Renold, der bey ihnen war, ſtand zuhinterſt und außer der Thüre. Die andern drängten ſich ihm mit Fleiß vor, damit er dem Junker nicht zu nahe unter die Augen komme, und da die Stube des Pfarrers klein war, ſo kamen die hinterſten nicht hinein, und der Renold, dem das Herz ſo groß war, daß er gern hundert Stunden weit von allem weg geweſen wäre, ſtand in einem Ecken in der Laube, weit von der Thüre, und wußte noch kein Wort, was vorgefallen, als Arner jetzt laut der Wache rief, ſie zu begleiten.

An der Gemeind war es plötzlich mausſtill, als die Männer mit dieſer zurückkamen.

Freund' und Vettern ſtanden jetzt um ſie her und fragten: was iſt das?

Aber ihre Antwort: wir dürfen nicht reden — ſchlug allen denen, die mit ihnen läugnen wollten, den Muth nieder, und der Hartknopf, der jetzt wider den Hünertrü-

er, wie das letztemal wider den Pfarrer, eine Rede er-
tudirt, ſagte zu ſeinem Nachbar: es iſt heute nicht gut
redigen.

## §. 47.

## Der Unverſtand der Gewaltigen pflanzet die Lügen des Volks — aber ihre Weisheit reutet das Unkraut aus.

Indeſſen kam Arner, und befahl den Gemeindsgenoſ-
en zu ſitzen und den Beklagten zu ſtehen zu bleiben.

Dann erzählte er, daß die 17 Männer, denen er wich-
tige Klagen, die er jetzt wiederholte, aus Freundlichkeit
und Schonung im Pfarrhaus eröffnet, ſich mit ihrer Un-
ſchuld groß gemacht, und ihm ſogar abgeſchlagen, in Ge-
genwart des Hummels ſich auch nur zu verantworten,
und daß er um deswillen ihnen jetzt vor der ganzen Ge-
meind ſagen und zeigen wolle, wer und was ſie ſeyen.

Dann befahl er dem Schreiber, aus dem Verzeichniß
von den Diebſtählen aus dem Schloß diejenigen Artikel
vorzuleſen, welche dieſe 17 Männer betreffen.

Der Schreiber las hierauf, wie folget:

„Im Wagenſchopf des Richter Kienaſt ſtehen zwey
„Räder, die aus dem Schloß geſtohlen.“

„Des Kalberleders Bännen iſt aus dem Schloß ge-
„ſtohlen.“

„Des Kirchmeyer Hodrlachers junge Bäume ſind aus „den Schloßreben.“

„Des Moosbauers Güllenfaß iſt aus dem Schloß; es „haltet 15 Saum und iſt No. 44 aus dem vordern Kel„ler.“

„Der Speckmolch hat einen ganzen Pflug, wovon „alles Eiſen noch jetzt das Schloßzeichen hat.“

„Die große Winde auf dem Rabſerhof iſt aus dem „Schloß.“

„Des Hügis große Kühſchelle iſt aus dem Schloß.“

So las der Schreiber faſt eine Viertelſtunde Sachen vor, die aus dem Schloß geſtohlen worden und ſich in den Häuſern der Männer, die da ſtanden, befanden. Von allen 17 war, außer dem Renold, kein einziger, den dieſe Vorleſung nicht traf.

Sie waren erſchrocken; denn dieſe Punkte waren jetzt beſtimmt, und ſie wußten, daß, wenn ſie läugneten, er gerade in ihre Häuſer ſchicken konnte, ſie zu überweiſen.

Das iſt gar nicht die Hauptſache, aber es iſt die Frage, ob ihr vorläufig das läugnen wollt — ſagte jetzt der Junker.

Eine Weile antwortete niemand. Dann ſtand Kienholz auf und ſagte: Gnädiger Herr! wollten Sie uns eine Viertelſtunde Bedenkzeit erlauben.

Man führe den Kienholz ins Gefängniß — war die Antwort des Junkers, und es geſchah alſobald.

Die Uebrigen ſtanden jetzt da, und wußten weder was ſie ſagen, noch was ſie thun wollten.

Aber es ward auf einmal in allen Bänken ein lautes Gered. Freunde und Verwandte riefen ihnen zu: um Gotteswillen, ihr seht ja, daß er alles kennt, warum bekennt ihr doch nicht? — Doch ſtanden ſie noch da wie verſtummt.

Aber der Renold, der wieder einer von den hinterſten ſtand, drängte ſich jetzt durch ſeine Mitvorgeſetzte hervor, ſtellte ſich erblaßt und erſchrocken vor den Junker und ſagte: Gnädiger Herr! Ich bin ein alter, eisgrauer Mann, und Gott weiß, daß ich keinen Gefallen hatte an dem Uebel und an der Bosheit, die unter uns geherrſchet; aber was Sie klagen, iſt wahr.

Der Junker antwortete ihm: Alter Mann, du dauerſt mich; ich weiß, daß du unter allen am wenigſten ſchuldig, und es iſt mir leid, daß du mit Leuten verwickelt, die ſo viel verbrochen, und die noch jetzt, da die Sachen offen am Tag liegen, nicht einmal bekennen wollen.

Renold. Gnädiger Herr! ſie ſind jetzt wie verwirrt, und wiſſen vor Angſt nicht, was ſie thun ſollen.

Da fragte ſie Arner noch einmal: wollt ihr eingeſtehen, daß das, was euch vorgeleſen worden, wahr iſt oder nicht?

Jetzt antworteten ſie endlich, es ſey wahr, ſie ſeyen in dieſem Fehler, ſie können es nicht läugnen und beten um Verzeihung.

Als Arner ſie ſo vor ſich ſah, entſank ihm eine Thräne. Er trocknete ſie und ſagte jetzt mit bewegter Stimme, aber laut zu der ganzen Gemeinde: einen traurigern Anblick kann ich mir nicht vorſtellen, als Männer, die in ihren

Dörfern gleichſam die Oberkeit vorſtellen und in dieſer Rückſicht der Gemeind ſo viel als an Gottes Statt vorſtehen ſollten, als die erſten Verderber alles göttlichen und menſchlichen Rechts und als die Quelle der Aufhebung aller bürgerlichen Ordnung und alles bürgerlichen Segens alſo vor mir ſtehen zu ſehen — und zwar eure Vorgeſetzte alle mit einander (in pleno).

Als er das Wort „alle mit einander" ausſprach, erblickte er den Renold, der mit naſſen, aber offenen Augen ihn anſah, indeſſen die andern alle ihre Köpfe gegen den Boden ſenkten und kein Aug aufheben durften. Er wandte ſich an dieſen Mann mit den Worten: nein, ich muß dich doch davon ausnehmen. Ich habe keine Klage gegen dich, als daß du zu ihren ſchlechten Handlungen geſchwiegen. Aber es betrübt mich und ich muß dich nothwendig fragen: warum haſt du das gethan?

Der Renold wollte zuerſt mit der Sprache nicht heraus und antwortete: Ew. Gnaden möchten es übel nehmen und glauben, ich wolle jetzt noch mit den andern die Fehler, die wir bekennen müſſen, entſchuldigen.

Der Junker aber bat ihn freundlich, er ſoll ihm hierüber die Wahrheit ſagen, ſie möge auch ſeyn, welche ſie wolle.

Dann bat der Renold den Junker, ein paar Schritte beyſeits zu kommen, und ſagte ihm, aber ſo leiſe, daß es auf drey Schritte von ihm weg kein Menſch verſtehen konnte, es ſey unter ſeinem Großvater unmöglich geweſen, über alle dieſe Unordnungen zu klagen, wenn man

nicht muthwillig in ſein eigen Unglück habe hineinrennen wollen.

Der Junker antwortete ihm: kannſt du mir Leute nennen, die unter ihm unglücklich geworden, weil ſie das verſucht haben?

Der Renold namſete ihm den Bamberger und mehrete, und der Junker hat ihn, ſobald er immer khyne, einmal zu ihm zu kommen, um ihm darüber umſtändliche Nachricht zu geben, denn er hatte jetzt nicht Zeit, ihn diesfalls weiter anzuhören; er ſah eben, daß die Männer, die im Dorf das Heu meſſen und das Vieh zählen mußten, auf den Gemeindplatz zurückkamen.

Er nahm ihnen das Verzeichniß ab und verglich es langſam und genau mit der Ausſage.

Dann ſagte er: es ſind ihrer zwey und zwanzig, die da ihr Vieh und Heu falſch angegeben, und von euch, die ihr von andern Verbrechen wegen ſchon angeklagt ſeyd, mangelt auch darin kein einziger.

Arner ſeufzte, da er dies ſagte.

Die 22 ſind: Der Geſchworne Kalberleder — Chriſtoph Kalberleder, ſein Bruder — Jacob Kalberleder, der Dicke — der Geſchworne Kienaſt — Joggel Kienaſt, der Metzger — der Geſchworne Kienholz — Chriſtoph Moosbauer — Hans Moosbauer — der Rabſerbauer — der Rabſer Kuri, ſein Bruder — der Geſchworne Speckmolch — der Sennbauer, ſein Schwager — der Geſchworne Meyer — Meyer, der Freßmolch genannt — der Geſchworne Hügi — der Sigriſt — der Schulmeiſter — der Rütibauer — der Lindenberger — der Kühhändler Stof-

fel — der Stierenbauer Heirech — des Roßrüſchers Röppi.

## §. 48.

## Ein Sigriſt und ein Schulmeiſter, zwey Brüder dem Leib nach und auch der Seele.

Der Sigriſt und der Schulmeiſter waren keine Bauern, ſondern der eine ein Schneider und der andere ein Schuhmacher; aber ſie machten den Betrug aus lauter Hochmuth mit ihrem wenigen Vieh und Heu den andern Bauern auch nach. Es iſt ihnen aber gar übel bekommen. Zum Spaß oder zum Unglück, waren ſie beyde, als der Vogt und die Männer ins Dorf kamen, bey Hauſe — der eine wegen der Schule, und der andere wegen des Läutens. Sie wohnten unter einem Dach und waren Brüder.

Der Sigriſt hatte noch alles Heu, ſo auf dem Kirchhof wächſt. Er hatte kein Vieh und verkaufte das Heu alle Jahre um baares Geld.

Aber er erſchrack gar gewaltig, als die Männer ins Dorf kamen; denn er hatte ausgeredt, er habe nur ein Klafter Futter, und es waren mehr als zwey. Geſchwind deckte er jetzt einen Ecken vom Heu mit ſo viel Strohwellen, als er nur hatte — und als die Männer in ſein Tenn kamen, ſagte er, die Kappe unter dem Arm haltend und die Hände reibend: ihr wiſſet wohl, ihr Herren, ich mache

keinen Halm Futter, als ab dem Kirchhöfli, das macht etwa ein Klafter, wie ich es angegeben.

Du verkaufſt doch ſonſt alle Jahre zwey Klafter und noch mehr, ſagte der Hünerträger.

Es iſt einmal jetzt gewiß nicht zwey, antwortete der Sigriſt.

Wir müſſen es meſſen, ſagte der Weibel.

Der Sigriſt erwiederte: ihr könnt doch von Aug ſehen, daß das nicht zwey Klafter ſind.

Michel. Iſt hinter dieſen Wellen Stroh kein Heu mehr?

Sigriſt. Kein Halm, ich verſichere, kein Halm. Es iſt Strau, ſo ich ſchon zwey Jahre habe.

Ich kanns doch faſt nicht glauben, ſagte der Michel, und indem er's ſagte, legte er etliche Strohwellen beyſeits, und hinter den Wellen war Heu.

Das ſchmeckt nicht nach dem Kirchendienſt, ſagte der Michel, und der Weibel maß jetzt das Heu und ſagte dann: s iſt viel über zwey Klafter.

Der Sigriſt war erſchrocken und giftig und ſagte zur Antwort: wenn ihr jedermann ſo alle Winkel ausgeſucht, ſo wird ſich mancher um ein Klafter geirrt haben.

Der Vogt erwiederte: wenn du nur 20 Klafter hätteſt, ſo würde es denn gar nichts machen, daß du um eins geirrt.

Thut mir doch den Gefallen, und ſchweigt von dieſem Klafter, ſagte der Sigriſt.

Das kann nicht ſeyn. Man muß einen halten wie den andern, erwiederte der Michel.

Sigriſt. Du machſt dich groß, Michel, aber du biſt gar ein ehrlicher Mann.

Und du biſt Sigriſt, erwiederte der Michel.

Der Vogt aber ſagte: es iſt nicht möglich, wir müſſens anzeigen. — Und dann gingen ſie zum Schulmeiſter.

Dieſer hatte anſtatt einer Kuh, die er hatte, ihrer zwo angegeben. Er wollte desnahen den Vogt und ſeine Leute auch faſt gar nicht in den Stall hineinlaſſen. Als er aber zuletzt mußte, ſagte er: ja, ich habe einmal meine eine Kuh nicht mehr, ſie iſt geſtern fort.

Aber ich habe ſie doch ſchon vor acht Tagen fortführen geſehen, ſagte der Hünerträger.

Schulmeiſter. Du haſt gewiß eine andere für meine angeſehen. Meine iſt keine vier Tage fort, und dann wußte ich's nur nicht: meine Frau hat den Stall unter den Händen.

Vogt. Das iſt jetzt gleichviel. Wir können dir einmal nur eine aufſchreiben, weil nur eine da iſt.

Schulmeiſter. Wenn ſie doch auch nur ein paar Tage fort iſt?

Michel und Vogt. Wir können da nicht eintreten.

Schulmeiſter. Ihr wißt auch wenig, was es heißt, Barmherzigkeit erweiſen.

Michel. Die Barmherzigkeit iſt in dieſem Fall des Junkers Sache und nicht die unſrige.

Schulmeiſter. Ihr ſeyd einmal jetzt da, und nicht der Junker.

Michel. Aber wir müſſen unſre Pflicht thun, und wir ſind nicht Schuld, daß du ein Narr warſt und mit

deiner

einer einzigen Kuh mit den Vorgesetzten und großen Bauern in einem Seil ziehen wolltest.

Und damit gingen sie von ihm weg in einen andern Stall. Da die Schule aus war, ging der Schulmeister elend zum Sigrist und beyde klagten einander ihre Noth. Nach einer Weile aber sagten sie, sie wollen jetzt noch an die Gemeind, damit der Junker nicht meyne, sie seyen um ihres Heues und um ihrer Kuh willen zu Haus geblieben. Sie gingen wirklich ein paar Minuten nach dem Vogt und dem Weibel, die jetzt mit ihrer Arbeit fertig waren, dahin. Doch blieben sie immer einige Schritte hinter ihnen und hielten mit einander Rath, wie sie sich in dieser bösen Sache benehmen wollen, und der Schulmeister meynte, sie könnten vielleicht beym Junker noch eher Gehör finden, als bey dem schönen Michel, der ihnen nie ganz wohl war. Als sie aber näher gegen den Gemeindsplatz kamen, sah der Sigrist plötzlich die Vorgesetzten, die, die Köpfe gegen den Boden gesenkt, vor dem Junker standen und einige sogar auf den Knien vor ihm liegen, und sagte zu seinem Bruder, dem Schulmeister: es ist mir, er mache sie Gras rupfen oder gar ein Hexenstückchen probiren, wie das mit dem Hünerträger. Aber der Schulmeister fürchtete, der Hünerträger, der nur einige Schritte ihnen voraus war, möchte jetzt das Wort verstanden haben. Er stupfte seinen Bruder, den Sigrist, und sagte ihm: bist du denn auch ganz blind? der Hünerträger hats gewiß verstanden. — Und es war wirklich so. Dieser stand einen Augenblick umgekehrt still und lickte ihn an, wie man einen Schülerbuben, der Dumm-

heiten macht, anblickt, aber einen Schulmeiſter nie anblicken ſollte. Der arme Sigriſt wollte bey ihm abbeten, aber ſein Bruder winkte ihm, er ſoll es nicht thun, es helfe doch nichts. Er meynte, es wäre beſſer, ſie gingen wieder zurück. Sie probirten auch wirklich umzukehren, aber ſie waren ſchon innert der Wacht und der Hünentüger, dem das Hexenſtückchen doch nicht recht lag, winkte dem Wächter, er ſoll ſie nicht zurücklaſſen. Dieſer hielt feſt auf dem Befehl, den er hatte. Ob ſie wollten oder nicht, ſie mußten jetzt mit den böſen Heumeſſern und Kühzählern unter die Linde, ſchlichen ſich ſtill hinzu, und ſtellten ſich zuhinterſt in einen Winkel, wo ſie meynten, daß der Junker ſie nicht ſehe.

## §. 49.

## Er verſteht das Fragen beſſer, als ſie das Lügen.

Nachdem der Junker das alte und neue Verzeichniß verglichen, und die zwey und zwanzig, welche Heu und Vieh falſch angegeben, mit Namen genannt, befahl er dem Weibel, die ſechſe, welche neben den 16 im Fehler ſeyen, hervorzurufen.

Der Weibel thats — und ihrer vier kamen ſogleich, aber der Sigriſt und Schulmeiſter zauderten.

— Sind dieſe nicht hier? ſagte der Junker.

Wohl, ſie ſind hier — ſagte leiſe der Meyer.

Und, ja freylich ſind ſie hier — rieſen laut etliche aus n hinterſten Bänken.

Wer ſagte nein? antwortete der Sigriſt und ging nun it dem Schulmeiſter auch hervor, ſtellte ſich dann ehr- bietig vor den Junker hin, machte in aller Ordnung eine everenz und ſagte dann, die Hände zuſammenhaltend nd die Augen verkehrend: ach, mein gnädiger Junker! h mache doch auch keine Handvoll Futter, als ab dem rmen Kirchhöfli, und hatte jetzt das Unglück, ob dem lenden Bischen Heu zu verirren und es für weniger an- uſehen, als es iſt.

Der Junker ſah ihn an, wie wenn er ihm ſagen wollte, u möchteſt lügen und kannſt es nicht. — Er ließ ihn ei- ige Augenblicke ſo ſtehen und ſchwitzen. Endlich ſagte r: du biſt alſo verirrt, Sigriſt?

Ja gewiß, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, antwortete er Sigriſt.*)

Um wie viel? fragte der Junker.

Sigriſt. Um ein Klafter.

Junker. Wie viel haſt du Futter ab deinem Kirch- höfli?

Sigriſt. Sie ſagen jetzt, es ſey zwey Klafter, und ich muß es wohl gelten laſſen.

*) Es iſt ein erſchrockener Sigriſt, dem der Leſer verzeihen muß, daß er in dieſem Zuſtand dem Junker, wohlehrwür- diger Herr Pfarrer ſagt.

Junker. So. — Es wird doch wahr seyn, was sie sagen?

Sigrist. Ae — ja.

Junker. Und wie viel hast du angegeben?

Sigrist. Eins.

Junker. Also einmal minder, als du hattest.

Sigrist. Ich bin in Gottes Namen verirrt.

Junker. Unter allen denen, die mich in dieser Sache betrügen wollen, ist doch keiner um das Halbe verirret, als du.

Sigrist. Es ist mir leid.

Junker. Halt dein Maul.

Da er jetzt schwieg, fing der Schulmeister an und sagte: ihr seyd erzürnt, gnädiger Herr! aber ich bitte unterthänigst um ein Wort.

Zwey, wenn du willst, und viere auch, aber die Wahrheit, wenn's dir lieb ist, erwiederte der Junker.

O gewiß, die Wahrheit, gewiß alle Wahrheit, sagte der Schulmeister, und erzählte dann, wie vor ein paar Tagen ohne sein Wissen seine eine Kuh aus dem Stall gekommen.

So, erwiederte der Junker, du bist also in der Kuh verirrt und dein Bruder im Heu; ihr seyd, scheints, beyde schöne Herren.

Schulmeister. Es ist mir leid; aber ich hab' einmal vergessen, daß der Metzger von Nebstal sie schon abgeholt.

Junker. Es muß dir gar am Gedächtniß mangeln.

Schulmeister. Die Zeit her gar fast.

Junker. Ich hörte ſonſt immer, du habeſt ein gar gutes Gedächtniß, aber wenig Verſtand.

Schulmeiſter. Es iſt nicht mehr, wie vor Altem — und dann nimmt ſich meine Frau faſt allein des Stalls an; ich habe in der Schule zu thun.

Junker. Du hätteſt alſo deine Frau ſollen angeben laſſen, wie viel Vieh du haſt.

Schulmeiſter. Es iſt wahr — aber — —

Junker. Ich brauche keine Aber. — Du biſt Schulmeiſter und die Jugend des Dorfs iſt in deinen Händen, und du haſt mit kaltem Blute eine Meyneid-Ausſage zweymal beſtätigt.

Schulmeiſter. Aber in Gottes Namen, man kann doch auch etwas vergeſſen.

Junker. Innegehalten mit „in Gottes Namen" — Kerl! wenn du nicht hätteſt betrügen wollen, ſo hätteſt du in Stall gehen können, zu ſehen, ob du eine oder zwo Kühe habeſt; und ich meyne, du ſollſt wiſſen, daß man ſchuldig iſt, ſeine Augen zu brauchen, wenn man etwas bey ſeinem Eid ausreden muß.

Man hätte meynen ſollen, das wäre jetzt für alle genug geweſen. Aber der Kühhändler Stoffel meynte es nicht. Er trat auf und ſagte: aber ich, Junker, einmal ich bin völlig unſchuldig; ich erwarte das Vieh, das ich angegeben, alle Tage.

Junker. Man hat dich doch nicht angefragt, was für Vieh du erwarteſt, ſondern was du habeſt.

Stoffel. Das iſt wohl wahr. Aber da ich das Vieh alle Stund erwartete, mußte ich wegen der Weid darauf zählen.

Junker. Nicht wahr, es ſind 8 Stück, die du mehr angegeben, als du haſt?

Stoffel. Zu dienen, Ihr Gnaden!

Junker. Von wem haſt du ſie gekauft?

Stoffel. Sie kommen mir von ungleichen Orten.

Junker. Auf wann erwarteſt du ſie?

Stoffel. Späteſtens in drey Tagen.

Junker. Alle 8 Stück?

Stoffel. Ganz ſicher.

Junker. Ich hoffe, das ſey wahr, was du mir da ſagſt.

Stoffel. Wenn die 8 Haupt dann innert drey Tagen nicht kommen, ſo will ich nicht entgelten, wie recht iſt.

Junker. Dein Anbringen iſt in ſeiner Ordnung, wenn es wahr iſt.

In dieſem Augenblick ſtanden jetzt noch ihrer vier auf und ſagten, ſie haben auch Vieh gekauft und erwarten daſſelbe.

Aber die mehrern trauten nicht, ſchwiegen und wollten mit dem Vieh auf dem Weg nichts zu thun haben. — Hingegen der Schulmeiſter, der ſich zuerſt erklären ließ, was die fünfe ausſagten, juckte jetzt auch noch auf und ſagte, er erwarte auch wieder ein Stück Vieh und habe das ſeine nur vertauſcht.

Du ſagteſt eben, du habeſt es dem Metzger gegeben, erwiederte der Junker.

Das macht nichts; er hat mir ein anderes verſprochen, ſagte der Schulmeiſter.

So — ſagte der Junker und ſah ihn ſpöttiſch an, und faſt in allen Bänken lachten die Bauern ob der Kuh, die der Schulmeiſter an den Metzger vertauſcht.

Den andern aber, die vor ihm geſagt, daß ſie Vieh erwarten, war angſt ob ſeiner Dummheit, die, wie ſie meynten, ihnen das Spiel verderben könnte.

Der Junker aber nahm jetzt wieder das Wort und ſagte: ich halte eure Entſchuldigungen ganz für gut, wenn ſie wahr ſind; aber nehmet euch in Acht, daß ihr nicht lüget.

Sie beſtätigten wieder, daß es gewiß wahr ſey. Und der Junker erwiederte: vergeſſet nicht, Nachbaten, daß ihr alle ſchon, ehe von eurem Vieh und von eurem Heu die Rede war, als ſchlechte Leute und Betrüger vor mir geſtanden. Ihr werdet alſo nicht denken, daß ich mich von euch an der Naſe herumführen laſſen wolle. Ihr werdet es natürlich finden, daß ich mich ſicher ſtellen muß, daß ihr die Wahrheit geredet. Ihr bleibet die drey Tage, bis euer Vieh kommt, im Schloß, und ich wünſche, daß es geſchehe und ich hierin eure Wahrhaftigkeit und eure Treue finde, an der ich ſonſt Urſache habe zu zweifeln.

Das hatten ſie jetzt nicht erwartet, und ſie ſahen einander an, wie wenn ſie ſich noch nie geſehen hätten.

Aber warum wollt ihr uns nicht heimlaſſen? — ſagte Stoffel der Kühhändler.

Um des einzigen Grunds willen, erwiederte der Junker, weil ihr, wenn ich euch heim laſſe, innert 24 Stunden eine ganze Heerd Vieh zutreiben könnt, ohne daß ihr jetzt ſchon einen Klauen davon gekauft habet.

Es entſtand hierauf eine groſse Stille.

Was bedeutet dieſe Stille? ſagte der Junker.

Es antwortete ſogleich niemand. Nach einer Weile aber ſagte der Stoffel: jä, meine Käufe ſind noch nicht alle vollkommen richtig.

Du ſagteſt doch eben, daß dir das Vieh — nicht wahr, 's Haupt? — bis übermorgen ſicher zukommen werde.

Stoffel. Ja, wenn ich heim kann, ſo bin ich ſicher, daß mir alle bis dann kommen.

Junker. Aber da ich dich jetzt nicht heim laſſe, kommen ſie dir nicht alle achte?

Stoffel. Nein, ſo bin ich nicht ſicher, daß mir alle achte kommen.

Junker. Aber es kommen dir doch auch ſieben oder ſechſe ſicher, wenn du dableibſt.

Der Stoffel antwortete darauf kein Wort. Auf die zweyte Anfrage aber antwortete er: nein, ich bin deſſen nicht ſicher.

Der Junker erwiederte: wenn dir zuletzt nur viere kommen, ſo will ich wegen der andern Hälfte, die nachkommt, dann gern ein Aug zuthun.

Hierauf erwiederte der Stoffel: es kommen mir alle acht, wenn ich nur heim kann.

Junker. Aber, wie es ſcheint, gar keins, wenn du nicht heim darfſt.

Stoffel. Nein, wenn ich keinen Bericht ſchicken darf, glaube ich, es könne wohl ſeyn, daß keins kommt.

Junker. Ich glaub's ſelbſt nicht und hab's nie geglaubt, daß dir auch nur eine Klaue kommen werde, ohne

inen Bericht, an den du vorher nicht gedacht haſt, ſo we- ig, als ich glaube, daß der Schulmeiſter dem Metzger eine Kuh vertauſcht. Oder wie iſt's, Schulmeiſter, wenn u im Schloß bleibſt, kommt dir die Kuh, die du vom Metzger vertauſcht?

Der Schulmeiſter antwortete auch nichts.

Und der Junker ſagte: und ihr andere, damit ich's kurz nache, nicht wahr, die ganze Heerd Vieh, die ihr erwar- et und gekauft, iſt erlogen, und ihr habt geſchwind heim ollen, und durch den erſten beſten Juden oder Chriſten, er euch angelaufen wäre, das Vieh, ſo euch mangelt, zu- reiben laſſen wollen?

Es antwortete kein Menſch. Das machte den Junker erdrüßlich. Man ſah das; und das Volk fing in allen Bänken an, unwillig zu werden und laut zu ſagen, ſie ätten das nicht alſo thun ſollen, das ſey nicht in der Ord- ung. Selbſt der Hartknopf gab ihnen jetzt Unrecht und ehauptete, wenn er hundert Klafter Heu gehabt hätte, ſo ätte er's angegeben. Aber er hatte keinen Schuh breit and und war ein Strumpfweber. Seine Nachbarn ant- orteten ihm dennoch auf dieſe Rede, er drehe den Mantel ach dem Wind, und habe erſt dieſen Morgen noch geſagt, enn's doch nur Gottes Will ſey, daß die Vorgeſetzten glück- ich ſeyen und ihnen nichts Unrechtes auskomme.

## §. 53.

## Jacob Chriſtoph Friedrich Hartknopf, der Ehegauner und Stillſtänder von Bonnal, wird fuchswild gemacht.

Das Geſchwätz in den Bänken war ſo laut, daß der Junker es ſah und merkte, daß das Volk ſeinen Unwillen über die armen Sünder, die vor ihm knieten, zu äußern anfing.

Ich wollte gern, ſagte jetzt Arner, ich könnte denken, daß die, ſo in den Bänken übrig ſind, viel beſſer wären, als die, ſo vor mir ſtehen; aber es iſt mir leid, daß ich ſagen muß, daß es oben und unten im Dorf und in allen Ecken gleich ſteht, und daß faſt kein Haus im Dorf iſt, in dem nicht Kärſt, Seiler, Säck und dergleichen Sachen, die ins Schloß gehören, verſteckt ſind — und ich weiß, daß der eine und andere von euch ſogar hie vor meinen Augen in einem Rock ſteckt, der mit Kornſäcken ab meiner Schütte gefüttert iſt.

Dieſe Worte waren ihm kaum aus dem Mund, ſo legte der Hartknopf ſeinen Rock über die Hoſen zuſammen, daß man das Futter davon nicht mehr ſehen konnte, und ward feuerroth.

Es war aber ſo auffallend, daß es ſeine Nachbarn links und rechts merkten und ihm vornen und hinten die Zipfel ſeines Rocks umkehrten, das Futter zu ſehen. Er ward wie raſend. Er wußte aber auch warum, denn ſie

nden ihm bald in einem Zipfel wirklich das Schloßzei-
hen am Futter, und es entſtand ein ſo lautes Gelächter
m ihn her, daß Arner fragen mußte, was das ſey?

Der Hartknopf hat das Schloßzeichen im Rockfutter!
— rief einer überlaut.

Ich habe das Futter ſchon vor zehn Jahren gekauft,
agte der Hartknopf.

Aber das Schloßzeichen iſt von den neuen Säcken, die
eine fünf Jahr alt ſind. Die alten Säcke hatten nur
Striche — rief wieder einer aus den Bänken.

Wenn ich du wäre, ſo würde ich den Rock jetzt heim-
ragen, damit es Stille gäbe, ſagte der Junker.

Der Hartknopf erwiederte: gar gern, aber ich habe
hn einmal nicht geſtohlen.

Es kann nicht fehlen, daß das Tuch rechtmäßig in
einen Händen iſt, denn du kennſt das Schloßzeichen nicht,
wiederte der Junker.

Hartknopf. Ich weiß nicht, was der Schneider mir
ür Zeug zum Futter genommen.

Junker. So — der Schneider hat dir alſo das Fut-
er dazu gegeben?

Hartknopf. Ja, wahrlich, gnädiger Herr!

Junker. Was für ein Schneider?

Der Hartknopf beſinnt ſich. — Ich weiß nicht — ich
nn nicht ſagen — — wohl, der von Wylau hat mir den
Rock gemacht, ſagte er.

Junker. Iſt's wahr? Muß ich ihn kommen laſſen?

Hartknopf. Ja, er iſt todt.

Junker. So, — aber iſt der Schneider von Bonnal, der hier iſt, nicht dein G'vattermeiſter?

Hartknopf. Das wohl, aber er hat darum den Rock nicht gemacht.

Junker. Er iſt alſo vergebens ſo feuerroth geworden, ſeitdem von deinem Rock die Rede iſt. Aber ich mag weder ſeine, noch deine Verantwortung anhören, und was ich am liebſten ſehen würde, iſt, daß du deinen Rock jetzt mit dir heimtrügeſt, damit es ſtille würde.

Der Hartknopf ging jetzt. Aber an der Kirchgaß wollte ihn der Wächter nicht weiter gehen laſſen, und da er nicht mit dem Wächter zurück wollte, den Junker zu fragen, ob er ihn heim laſſen dürfe, mußte er bey ihm warten, bis die Gemeind aus war.

Er ſetzte ſich unter des Kienholzen großen Kirſchbaum, erzählte dem Wächter ſein Unglück und bat ihn um ein Pfeife Tabak, weil er ſeinen im Verdruß auf dem Bett liegen laſſen.

## §. 51.

## Arners Urtheil über die armen Sünder.

Nach einer Weile, da es wieder ſtille geworden, verurtheilte Arner die ſechszehn, die er ins Pfarrhaus kommen laſſen, dahin, daß ſie unter ſich das Loos werfen müſſen, welche zween von ihnen am nächſten Sonntag in der Kirche neben dem Vogt der Gemeinde vorgeſtellt werden müſ-

ſen, als Männer, die an allen Verbrechen des Himmels Antheil genommen. Den Renold, der der Siebenzehnte war, entſchuldigte er ſelber noch einmal vor den andern, und ließ ihn von aller Ahndung frey. Aber der Renold ſagte: er wolle nicht, daß man hierin eine Ausnahme mit ihm mache, er wolle das Loos mit den andern ziehen, und treffe es ihn dann, ſo wolle er ſich in Gottes Namen mit Geduld darein finden. Das rührte den Arner ſo ſehr, daß er ſich ſogleich vornahm, eher den andern allen dieſe Strafe zu ſchenken. Aber er ſchwieg jetzt darüber und ſagte nur noch über den letzten Betrug der 22 mit dem Heu und dem Vieh, er ſehe ihre Handlung nicht unter dem Geſichtspunkt an, daß ſie gegen ihn geſchehen, ſondern vielmehr in dem weit wichtigern, daß ſie durch ihren Betrug die Vertheilung der Gemeindweid verhindern und dadurch ihren armen Mitgemeindsgenoſſen das Recht der wirklichen Benutzung ihres Eigenthums entziehen und ſie deſſelben berauben wollen, und in dieſem Geſichtspunkt wolle er ſie auch beſtrafen.

Er befahl hierauf dem Weibel, er ſolle zwölf alte Männer von den ärmſten aus der Gemeinde an die Plätze der Vorgeſetzten ſetzen und die zwey und zwanzig ſollen von ihnen wegen ihres Vergehens gegen die Gemeinde hier öffentlich um Verzeihung bitten.

Das geſchah ſogleich. — Der Weibel ging zu den Bänken, und ſagte es einigen alten Männern. Einige kamen gern; andere baten, daß er doch andere ſuche, und ſie ſitzen laſſe, wo ſie ſeyen. Der Kriecher drückte ſich,

ehe er ihm noch rief, hervor, wie wenn man ihm ein Stück Brod darſtreckte.

Willſt du auch hervor? ſagte der Weibel zu ihm.

Wie ihr meynt, antwortete der Kriecher.

Komm nur, wenn's dich ſo gelüſtet, ſagte der Weibel.

Er hat doch auch gar keine Scham im Leib, ſagten ſeine Nachbarn.

Als die zwölf bey einander waren, befahl der Junker der ganzen Gemeinde, mit entblößtem Haupt zu ſtehen, und den zwölf Männern, ſich zu ſetzen und die Hüte aufzulegen; aber die meiſten hatten keine.

Man gebe ihnen nur der Vorgeſetzten ihre, die brauchen jetzt keine, ſagte der Junker.

Und der Weibel nahm 12 Vorgeſetzten die Hüte aus den Händen und gab ſie den Armen, die ſie dann aufſetzten.

Nun befahl der Junker dem Schreiber, einem jeden dieſer zwey und zwanzig vorzuleſen, was er bey ſeinem Eid dem Untervogt Meyer angegeben, das er an Heu und Vieh beſitze, und dann, was ſich befunden, das er an beyden Stücken wirklich beſeſſen; und ein jeder mußte in Anſehung beyder Stücke laut und deutlich vor der ganzen Gemeinde bekennen, daß es ſo ſey, wie man ihm vorgeleſen.

— Der Schreiber las jetzt: —

Der Geſchworne Kalberleder, zuerſt 10 Klafter Heu und jetzt 18. Iſt's nicht ſo?

Kalberleder. Es iſt ſo.

Schreiber. Weiter, zuerst 17 Stück Vieh und jetzt 10. Ist's nicht so?

Kalberleder. Es ist so.

Schreiber. Weiter, Christoph Kalberleder, sein Bruder, zuerst 12 Klafter Heu und jetzt 19. Ist's nicht so?

Christoph. Es ist so.

Schreiber. Weiter, zuerst 14 Stück Vieh und jetzt 9. Ist's nicht so?

Christoph. Es ist so.

Schreiber. Weiter, Jacob, sein Bruder, der Dick, zuerst 9 Klafter Heu und jetzt 15. Ist's nicht so?

Jacob. Es ist so.

Schreiber. Ferner, zuerst 13 Stück Vieh und jetzt 20. Ist's nicht so?

Jacob. Es ist so.

Schreiber. Der Geschworne Kienast, zuerst 13 Klafter und jetzt 22. u. s. w.

So fuhr er dann fort,

dem Joggel Kienast,

dem Metzger Hof[illegible]

dem Christoph Morlauer,

dem Hans Morlauer,

dem Geschwornen Rabser,

dem Rabser Ernst,

dem Speckmolch,

dessen Schwager, dem Sennbauer,

dem Geschwornen Meyer,

dem Meyer, Freßmolch genannt,

dem Geschwornen Hügi,

dem Sigrist,
dem Schulmeister,
dem Rindbauer,
dem Geschwornen Lindenberger,
dem Marx, seinem Bruder,
dem Stierenbauer Heinrich
dem Roßkirchner Stoffl

vorzulesen, wie den obern, und nachdem der Schulze mit seinem Ist's nicht so? Ausrufen und die zwey und zwanzig mit ihrem Es ist so Antworten fertig waren, mußten sie noch bey den 12 Armen, einem nach dem andern, wie oben gesagt, Abbitte thun. Dann entließ Arno die Gemeinde. Es war schon eine Uhr. Auf den Schlag drey Uhr, befahl er, müsse die Gemeind wieder versammelt seyn.

## Sieben.

### Es war seine Speise, daß er höre und thue den Willen seines Vaters im Himmel.

Beym Mittagessen ließ Arno den Reynold zu sich ins Pfarrhaus kommen, und bat ihn, ihm die Geschichte des Bambergers weitläufig zu erzählen.

Es entfiel dem Reynold eine Thräne, da der Junker dies forderte; denn der Bamberger war ihm von Jugend auf lieb, und er konnte ihm dieses Opfer der Wehmuth

nicht

ücht vorenthalten. Dann erzählte er, wie der Bamber-
ger von Kindsbeinen auf ſo gerade und treu geweſen, daß
r um deswillen hundertmal für einen Narren gehalten wor-
en — daß er aber doch bis in ſein fünf und dreißigſtes
Jahr ſtill, ruhig und ungekränkt gelebt, in welchem Jahr
hn der alte Junker ſel. zum Vorgeſetzten gemacht. — Von
ieſer Zeit an habe er keinen Augenblick mehr in Fried und
Ruhe leben können und ſey immer mit allen Mitvorgeſetzten
m Streit geweſen, weil er nie zu nichts, das nicht den
geraden Weg ging, Hand bieten und ja ſagen wollte. Er
habe in jedem Fall, wo er Gelegenheit gehabt, auch vor
dem Junker die Wahrheit geſagt, wie er ſie angeſehen, es
habe angehen mögen, wen es gewollt habe, und es auf ei-
ne Zeit ſogar dahin gebracht, daß der Junker angefangen,
Mißtrauen gegen den Hummel zu zeigen und es dieſen
wirklich ſehr viel Kunſt und Mühe koſtete, ſich bey ihm wie-
der in ſeinen alten Sattel zu ſetzen. Er ſey deswegen auch
wie wüthend über den Bamberger geworden, habe ihm von
allen Seiten her allen nur erdenklichen Verdruß und Her-
zeleid angethan, und es ſo weit getrieben, daß ſogar die
Schloßdiener auf deſſelben Anſtiften ihrem alten, knur-
rigen und gehäßigen Hund den Namen Bamberger gegeben.
Das und hundert dergleichen Dinge habe den guten, etwas
furchtſamen Mann dahin gebracht, daß er zuerſt leuteſcheu
geworden und ſich aus Furcht, es begegne ihm etwas Un-
anſtändiges, vor niemand mehr gern gezeigt. Später ſey dieſe
Aengſtlichkeit in eine Gemüthskrankheit ausgeartet, ſo daß
er es nicht mehr habe ausſtehen mögen, weiter in einem Dorf
zu wohnen, wo ſelber die Kinder auf der Straße ihm Bos-

heiten nachgedrieben. In diesem Zustand habe er alles, was er in Bernal besessen, verkauft und sie ins Ehrliche gesetzt, wo er erst vor ein paar Jahren in Armuth gestorben; wie er aber ein paar Wochen vor seinem Tod durch einen Landsmann noch heim sagen lassen, er wöll lieber unter den Türken sterben, als zurückkommen, so lang es sey, wie es sey.

Der Junker redte hernach auch vom Hummel mit dem Renold. Dieser sagte unverhelen, das Uebel sey vor dem Vogt schon eingewurzelt gewesen, und wenn im Schloß Ordnung gewesen wäre, so wäre es mit ihm gekommen, wie mit hundert andern Müßiggängern; er hätte entweder fort aus dem Land müssen, oder die Noth hätte ihn beten und arbeiten gelehrt.

Er sagte wohl noch mehr. Es zerschnitt dem Junker das Herz, aber er ließ ihn reden, denn er sah, daß er die Wahrheit sagte.

Er ließ sogar auch den Vogt noch eine Weile vor sich kommen und der Renold drückte ihm freundlich die Hand und tröstete und ermunterte ihn. Das that auch der Junker und der Pfarrer.

Da es bald drey Uhr werden wollte, bat der Renold den Junker, er möchte doch den sechszehn das Loodwerfen schenken, oder eher ihn auch unter sie stellen, damit sie keinen Groll gegen ihn fassen.

Auch der Vogt bat für sie und sagte die merkwürdigen Worte: „sie sind jetzt zu ihrer Strafe nicht vorbereitet wie ich, und werden darob nur wüthend werden.“

Der Junker ſtaunte einen Augenblick, was er thun wollte, dann ſagte er: „ich will's ihnen auf euer Fürwort ſchenken.“ Und der Renold und der Vogt dankten ihm herzlich.

Ueber dieſe Zeit hätte er ſein Eſſen beynahe ganz vergeſſen. Er war beladen vom Gefühl des Guten, das im Innern der Menſchen, die ſo tief gefallen waren, noch ſtatt finde, und nahm den Pfarrer bey der Hand, ging noch einen Augenblick mit ihm in den Garten. Sie redten noch mit einander von der merkwürdigen innern Gleichheit und Ungleichheit der Menſchen, und von der Gefahr ausgezeichneter Talente in verführeriſchen Lagen und Umſtänden. Der Vogt, der Michel, der Renold und der Bamberger waren ihnen diesfalls merkwürdige Menſchen, und der Pfarrer ſagte bey dieſem Anlaß zum Junker: ich will es ewig nicht vergeſſen, ich habe ſelber auf Wegen gewandelt, auf denen ich hätte werden können, was der ſchlechteſte Menſch auf Erden werden kann. Ja, Junker — damals, als ich vier Jahre lang ohne Brod, ohne Dienſt und ohne Hülfe herumirrte, und wie ein Bettler vor das Schloß eures Großvaters kam, lernte ich, was ein Menſch iſt, und was auch ich geworden wäre, wenn Gottes ob mir waltende Hand mich nicht wunderbar gerettet hätte. Der Pfarrer kam, indem er ſo von ſich redte, auch auf den Umſtand, der ihm in ſeinen frühen Jahren begegnet. Unerfahren, unbedachtſam und ohne Menſchenkenntniß, wie er war, brachte ihn ein Geiſtlicher, den er ſeinen Freund glaubte, um eine gute Anſtellung, die er hatte, und damit auch um ſein Brod und um ſeine Braut, und da der Menſch, der

ihm dieſes Unglück zuzog, vortrefflich predigte und zur Verwunderung auf der Kanzel daſtand, und eben dadurch auch Mittel fand, ihn um ſeine Stelle zu bringen, ſo trug auch dieſes viel zu dem lebendigen Widerwillen bey, den der Pfarrer gar oft gegen das leere Maulbrauchen, und zu Zeiten ſogar gegen das leere Maulbrauchen im Predigen äußerte. —

Dieſe Aeußerung des Pfarrers ergriff den Lieutenant, daß er auch ſeine Geſchichte erzählte und ſagte: In der äuſſerſten Armuth machte meine Mutter noch durch ihren unglücklichen Adelſtolz, der ſie hinderte, durch irgend eine Art von bürgerlichem Erwerb, ſich und ihren Kindern genug Brod zu verſchaffen, ſich und mich faſt unglaublich unglücklich, und ſtarb früh vor Gram über Unglück und Widerwärtigkeiten, die ihr Stolz und ihre Leidenſchaften ihr noch viel größer machte, als es wirklich war. Nach ihrem Tode bin ich als eine Waiſe herumgeſtoßen und ſchon frühe meinem Schickſal überlaſſen, und ſobald ich das Gewehr tragen konnte, unter ein armſeliges ungezogenes Cadettencorps geworfen worden, in welchem Leichtſinn, Rohheit, mit Degenſtolz und Kriegsgurglereyen verbunden, mich und meine Kameraden dahin brachten, daß wir in der Erbärmlichkeit des militäriſchen Kleingötzendienſtes unſers Cadettencorps alle Spuren eines rein menſchlichen und bürgerlich edeln Lebens und Strebens gänzlich verloren und in der blinden Verehrung militäriſcher Civiliſationsformen in uns ſelber verſchwinden machen. Zum Unglück waren die meiſten von unſerm Corps ſo arm als ich, und das machte denn freylich, daß unſer Corps vor andern ſich in ſchlech-

n Streichen und ſchlechten Geſinnungen noch auszeichnete.
s kam mit mir ſo weit, daß ich von allem Höhern und
öttlichen im menſchlichen Seyn und Streben nur noch
e äußere Form ſah. Die Religion ſah ich, wie das Trom-
elſchlagen und die Trompete, in ſo weit als einen Theil
s militäriſchen Dienſtes an, daß ich ſelber die Sonntags-
:edigt des Feldpaters für nichts anders, als für eine Meß-
gel achtete, die zu den übrigen Angewöhnungsmitteln des
oldatenlebens gehöre und wohl geeignet ſey, den Eindruck
i mildern, den etwa allzudumme Corporalsſtreiche oder
ffiziers-Brutalitäten und dergleichen Dinge auf die muth-
id kraftvollern Burſche der Armee haben konnten; und ſo
ar mir der Feldprediger ein ganz rechter Mann, der mit
ner Predigt das Stück Dienſt, das ihm obliege, wohl
id gut erfülle. Ich beſuchte auch ſeine Predigt ſo richtig
s meinen Muſterungsplatz, und bewunderte in dieſer Zeit
ich diesfalls die Staatskunſt, die für allen Menſchendienſt
eingreifende und vortreffliche Mittel erdacht, und bey
ſern Abendgelagen, denen unſer Feldprediger oft auch
ywohnte, ſah ich ganz klar, daß er ſelber ſeinen Dienſt
r nichts anders anſah, und daß die gute Geſellſchaft, in
r er ſich befand, mit dieſer Anſicht ganz einverſtanden.
ie ſchien mir damals auch ganz unzweydeutig und ich hätte
ich wahrſcheinlich bis an mein Grab zu keiner andern und
ſſern erhoben, wenn ich nicht beym erſten Feldzug bleſ-
t, verabſchiedet, ohne Geld, ohne Kenntniß, ohne Er-
erbsmittel, mit allen Gelüſten des Leichtſinns und der
innlichkeit, und mit allen Anmaßungen des Adelſtolzes
id des Militärſtolzes beladen, in die weite Welt hinaus-

geworfen worden; da erſt fing ich an, in mich ſelber zu gehen und einzuſehen, daß ich nicht ſey, was ich ſeyn ſollte, und der Himmel führte mich glücklicherweiſe unter das Dach eines Mannes, der, nachdem ich ihm die Geſchichte meines Lebens erzählt, Mitleiden mit mir hatte und zu mir ſagte: du haſt einen Anfang in der Mathematik, ich will dir darin forthelfen, damit du dein Brod mit Gott und Ehren verdienen könneſt. Aber er ſtarb mir bald und ich war bey ſeinem Tod noch nicht weiter, als gemeine Feldmeſſerarbeit machen zu können, und ſo mußte ich ohne Dienſt und noch nicht ganz geheilt, und ſchlecht gekleidet von Ort zu Ort und von Thüre zu Thüre herumziehen, zu ſehen, ob mich jemand etwa für ein paar Wochen zu einer ſolchen Arbeit brauchen könne.

Es iſt jetzt gegen 20 Jahre, es iſt mir, ich höre das Wort jetzt noch vor meinen Ohren: „ja, wenn du anders gekleidet wäreſt, ſo könnte ich dir Arbeit geben, ſo viel du nur wollteſt, aber ſo lumpig, wie du biſt, kann ich dich nicht in mein Haus hineinlaſſen“ — ſagte mir ein Mann, zu dem ich nach langem vergeblichen Herumlaufen nach Arbeit, ermüdet, hungrig, durſtig und kraftlos vor ſeiner Thüre ſtand.

Ich antwortete ihm: gnädiger Herr! wenn ich nur ein halb Jahr Arbeit habe, ſo komme ich dann gewiß wieder zu Kleidern, wenn ich's auch erhungern muß, ich will Tag und Nacht arbeiten. — Ich kann nicht, erwiederte er, meine Knechte würden dich nicht in ihrer Stube laſſen. — Ich will gern auf Stroh, ich will gern im Stall ſchlafen, um Gotteswillen, geben Sie mir nur Arbeit. —

Du haſt's ſchon gehört, ſagte er jetzt, gab mir einen Batzen zum Allmoſen und kehrte ſich von mir weg. Ich hungerte und eilte mit meinem Batzen ins nächſte Bauernhaus, das ich finden würde, um Brod darin zu kaufen. Eh' ich ſo weit war, begegnete mir ein Mann. Ich muß Thränen im Aug gehabt haben. Er ſah mich ſteif an, ſtand ſtill und fragte mich, was mir fehle? Ich erzählte ihm, was mir eben begegnet. Er erwiederte: das ſieht meinem Herrn ſo gleich, als ein Ey dem andern; aber kommen Sie, ich will Sie zu einem braven Mann führen, der Ihnen gewiß Arbeit gibt. Jetzt ſah er die Epaulettenſchnur an meinem Kleid und ſagte: Sie ſind ja Offizier, wie haben Sie dieſe Behandlung leiden können? Ich erwiederte: ach Gott! ich bin nichts mehr, helfen Sie mir nur zu Arbeit. — Das will ich; aber Sie hätten ihm die Hand vors Maul ſchlagen ſollen. Er iſt ein Heuchler und ein Geizhals, wie keiner ſeines Gleichen; dann ſetzte er noch hinzu: ich bin ſeit einem Vierteljahr in ſeinen Dienſten, aber ich wollte lieber laufen, ſo weit der Himmel blau iſt, als noch ein Vierteljahr bey ihm bleiben. Mit dem führte er mich in ein benachbartes Schloß, machte mich im Hof auf einer Bank ſitzen, ging dann von mir weg, ſuchte den Herrn vom Schloß, erzählte ihm alles, was ich zu ihm geſagt, kam in wenig Minuten wieder und ſagte mir: ich ſolle jetzt nur zu ihm hinaufgehen, er erwarte mich. Es war ſo. Sobald ich die Treppe hinaufkam, that er die Thüre auf, machte mich zu ihm hineinkommen, ließ mich nochmals erzählen, was mir eben mit ſeinem Nachbar begegnet. Einsmals

ſagte er: es wundert mich etwas, zeigen Sie mir doch den Batzen, den er Ihnen gegeben. Ich gab ihn ihm. Er ſah ihn an und ſagte dann: es iſt alſo wahr, was man mir von ihm geſagt, er habe immer falſches Geld im Sack und gebe es den Armen zum Almoſen. Sie hätten keinen Biſſen Brod dafür bekommen können; er iſt verboten. Er lachte, warf den Batzen zum Fenſter hinaus und ſagte: Ich habe Ihnen für ein paar Monate Arbeit, und Sie können auf der Stelle bey meinem Schneider auf Rechnung Ihrer Arbeit ſich ein Kleid anmeſſen laſſen. Und es ward mir ſogleich eine Stube angewieſen, darin ich alles Nöthige zu meiner Arbeit ſchon vorfand. Als ich die Stube betrat, konnte ich nicht anders, ich mußte unwillkührlich auf meine Knie niederfallen und ausſprechen: es iſt ein Gott, der die Schickſale der Menſchen leitet. Ich war drey Monate ſo glücklich, als ich es in meinem Leben nie war. Aber ich bedurfte noch neuer Prüfungen, um wirklich erſt zu mir ſelber und zu gereiften Entſchlüſſen eines über alle Verſuchungen erhabenen Strebens zum wahren Guten zu gelangen. Ich ward in meinem neuen Glück ſchon wieder leichtſinnig. Das Wort, das ich vor der Thüre des böſen Junkers ausgeſprochen: ich will gern im Stall und auf dem Stroh liegen, Tag und Nacht arbeiten und hungern und dürſten, daß ich nur wieder zu guten Kleidern komme — dieſes Wort, das ich in meinem Elend ausgeſprochen, war mir, ſeitdem ich es gut hatte, nicht mehr zu Sinn gekommen. Ich arbeitete gemächlich und meynte, es könne mir jetzt nicht mehr fehlen. So hatte mich mein Glück wohl ruhiger, aber nicht kraftvol-

er, nicht edler und nicht weiser gemacht. Ich bedurfte mehr Unglück. Es wartete auch meiner und war bald da. Nach drey Monaten war meine Arbeit vollendet, und der Herr verreiste von seinem Gut zur Hauptstadt. Ich ward wohl bezahlt, reiste froh und mich glücklich fühlend von dannen, fand aber nicht so bald wieder Arbeit, ward nach ein paar Wochen auf der Straße bestohlen, und Armuth und Mangel an Kleidern wurden mir jetzt von neuem ein Hinderniß, Arbeit zu finden, und die harten Thüren der Menschen, die nicht gern Leute in zerrissenen Kleidern vor Augen sehen, waren mir wieder verschlossen, und mit ihnen der Zutritt fast zu einem jeden, der mir Brod und Anstellung hätte geben können. Das dauerte lang, bis endlich ein Zufall mich in einer glücklichen Stunde zu Ihrem Großvater nach Arnheim führte und er durch ein Zeugniß, daß ich die Mathematik verstehe, sich über den zerrissenen Rock hinaussetzte und zu mir sagte: du siehst wie ein Strolch aus, aber es wird sich zeigen, ob du arbeiten kannst und willst; ich will dir zahlen, was du verdienst. — Er that das auch redlich, und ich arbeitete im Anfang 14 Tage, ohne ein Aug zuzuthun, die ganze Nacht durch, und erinnerte mich des Wortes, das ich vor der Thüre des bösen Junkers zu ihm gesagt, aber auf dem Ruhbett seines guten Nachbars so leicht wieder vergessen; nein, ich wollte mich jetzt nicht mehr in die Lage setzen, ohne einen guten Rock in der Welt herumziehen zu müssen. Aber Gottlob! ich kam auch nicht mehr in den Fall. Der Junker gab mir immer Arbeit und ich hatte auch, ohne ein paar Neckereyen mit dem Hummel, die ganze Zeit keine

Unannehmlichkeiten. Ich nahm mich aber auch keiner einzigen Sache, die mich nichts anging, etwas an, sonst hätte ich ganz gewiß schon lange weiters spazieren müssen. Diesem aber wollte ich mich ohne Noth nicht aussetzen. Jetzt ist's mir, ich sey in einer ganz neuen Welt, und das, was ich vom Morgen bis an den Abend thue, sey keine Arbeit.

Da die Herren jetzt so in ihre Lebensbeschreibungen hineinfielen, brachte der Junker auch die seine und sagte:

Auch ich wäre im Taumel der Sinnlichkeit und Gewaltthätigkeit, zu welchem die Anmaßungen und Schwächen der Zeit, die Söhne des Adels und der Reichen jetzt so allgemein hinlenken, erlegen, und hätte mich ganz gewiß nicht vor den äußersten Tiefen der innern Verwilderung bewahrt, wenn meine Großmutter mich nicht auf den alten Wegen des Glaubens und der Liebe in meinem innersten Wesen fromm erhalten und zur Gottesfurcht hingeführt hätte. Sie hat mich nicht blos, wie es jetzo geschieht, vor allem Bösen und Schlechten gewarnt, sondern mich zu allem Fleiß und zu aller Thätigkeit im Edeln und Guten zu erheben gesucht, und ist mir durch ihr tägliches Beyspiel darinn vorgeleuchtet. Er setzte hinzu: man läßt uns jetzt im Taumel der Genießungen der Sinnlichkeit und der Selbstsucht zum tiefsten Verderben der Geistes- und Herzensverödung versinken, und legt uns eine armselige Aufmerksamkeit auf eine eitle Ehre und ein äußerliches Vermeiden dessen, was der Modenaugenblick der Welt für schlecht und schändlich erklärt, als Stützen unsers nichtigen Seyns und Treibens, wie lahmen Leuten die Krücke, unter den Arm. Er redte noch lange mit einer Rührung von

dieſer Frau, aus der ſich das reinſte kindlichſte Herz ausſpricht, und erzählte, wie ſie ihn beſonders in ihrem letzten Lebensjahre oft an der Hand in einen ſtillen Ecken des Gartens geführt, ihn da beten gelehrt, mit ihm ſelber gebetet, und ihn vor der Welt und der Verführung der Welt gewarnt. Er ſagte, ſie habe ihm eigentlich vor der neuen Welt Angſt gemacht. Dieſe Angſt ſey lange in ihm geblieben und habe ihn vor vielem, vielem Leichtſinn bewahrt.

So redten die Herren mit Offenheit und Rührung von den Führungen Gottes in ihrem Leben, kamen dann wieder auf den Hummel, und redten auch von ſeinen Verirrungen in einem das Menſchenleben in ſeinem Umfang und in ſeinen höhern Anſichten umfaſſenden Sinn. Dieſe Stunde war eigentlich geeignet, das Innere dieſer Männer in einem hohen Grad zu erheben. Am Ende der Unterredung ſagte der Pfarrer noch in einer Art von Entzündung die Worte:

Wir alle trinken an der Quelle des Elendes, die dieſen Mann verheeret — und ein Gott iſt's, der den einen früher, den andern ſpäter von dem Gift dieſer Quelle heilet; — und ihr Gift ſelbſt wird dem einen ein Geruch des Lebens zum Leben, dem andern aber ein Geruch des Todes zum Tode, und wenn wir nicht auf jenes Leben hofften, ſo wäre der Zuſtand von Millionen Menſchen, welche unter Umſtänden leben, die ſie faſt unwiederſtehlich und unwiederbringlich ins Verderben ſtürzen — mit der Gerechtigkeit Gottes nicht zu vergleichen, und der Menſch wäre die elendeſte unter allen Creaturen.

Ja, lieber Pfarrer, ſagte der Junker, wir wollen immer auf jenes Leben hoffen und unſere jetzigen Erfahrungen zeigen uns deutlich und klar, daß wir mit unſerm Volk nur dadurch zu einem guten Ziel kommen werden, wenn wir es dahin bringen, ſein jetziges Leben mit feſter Kraft an die Hoffnungen des künftigen zu baden.

Das war das letzte Wort Arners, das er zum Pfarrer ſagte, ehe er wieder an die Gemeinde ging.

## §. 53.

## Wohin bringt den Menſchen ſein armes Herz, wenn er für daſſelbe keinen Zaum hat.

Ich verlaſſe ihn jetzt und faſſe einen Augenblick die Bauern in Bonnal ins Aug.

Die Weiber von Bonnal konnten dieſen Morgen faſt nicht erwarten, wie die Gemeind abgelaufen, und ſprangen ihren Männern aus Stall und Küche eilends entgegen, als ſie heim kamen. Aber die Vorgeſetzten, und überhaupt die 22, und was ihren Anhang ausmachte, waren nicht in der Laune, ihren Weibern freundliche Antwort zu geben, und ſich darüber mit ihnen in ein Geſpräch einzulaſſen.

„Er iſt mit uns umgegangen, wie wenn wir Hunde wären," ſagte der Kalberleder.

„Du Narr, wärſt mit uns gekommen, ſo hättſt's geſehen," ſagte der Morlauer.

„Es iſt mir, ich ſey aus dem Fegfeuer entronnen agte der alte Meyer.

„Laß mich doch auch zuerſt verſchnaufen, ehe ich mit ir plaudern muß," ſagte der Speckmolch.

„Ich will lieber ins Bett, als jetzt eſſen und ſchwa-zen," ſagte der Kienaſt. — Und gar alle gaben ihnen zu-rſt ungefähr ſolche Antworten.

Doch es half nichts, ob ſie verſchnaufen oder ins Bette vollten; ſie mußten jetzt erzählen, was ihnen begegnet, nd es ging keine halbe Stunde vorbey, ſo wußten die Weiber ſo ziemlich alles haarklein. Aber die meiſten wur-en wie wild. Die Rabſerbäuerin, die jede faule Birne nter den Bäumen aufliest, ſagte ſelbſt: Hundert Gulden Buß thäten mir nicht ſo weh, als daß du das verfluchte Bettelvolk öffentlich haſt müſſen um Verzeihung bitten.

Die Kienholzen verſchwor ſich, Jahr und Tag nicht nehr in die Kirche zu gehen und ſich vor Niemand mehr u zeigen.

Die Speckmolchin heulte, daß ſie jetzt juſt auf den Sonntag Gevatter ſtehen ſollte, wo ihr Mann vielleicht nter die Kanzel müßte.

Die Kalberlederin brachte eben von der Erzählung ih-Nannes weg ihren Schweinen das Mittageſſen. Die gu-en Thiere ſtreckten, wie gewöhnlich, als ſie kam, ihr nd dem Freſſen die Köpfe ſo weit aus dem Trog entge-en, als ſie nur konnten; aber die Frau ſchlug ihnen mit em Riegel des Sautrogs, den ſie eben in der Hand hatte, uf die Schnorren, daß ſie derb bluteten.

Und die Morlauerin warf den Hut ihres Mannes, den der Bettelmann Niggeli heute aufgesetzt hatte, den geraden Weg ins Feuer. Sie wollte zwar nicht, daß es jemand wissen sollte; aber der Hut stank so sehr, daß, wer immer nahe beym Hause war, hinzukam und fragte, was so röche? — Hinter dem Haus sagte das Elseli dem Hans Löli geradezu die Wahrheit. Vor dem Haus fragten ihrer drey oder vier. — „Ihr Narren, ein Bein, das man ins Feuer geworfen," antworteten der Mann und die Frau. Aber der Löli kam eben dazu und sagte: „Ja — ich weiß es besser, dein Hut riecht so, deine Frau hat ihn dir verbrannt." — Wer sagt das? schrie die Morlauerin. „Euer Elseli" — antwortete Löli. Und die Frau schmiß das Fenster vor Zorn zu und schlug dem Elseli die Hand für's Maul, daß es noch stärker blutete, als der Kalberlederin ihre Sau. Eine Weile darauf aber besann sie sich, der Mann brauche um drey Uhr wieder einen Hut; und das Elseli, das kaum verschnaufet hatte, mußte jetzt eilends zum Hutmacher, einen zu holen. Aber der war noch nicht vom Markt heim, und die Frau wußte vor Angst nicht, was machen; sie schickte das Kind jetzt noch zum Dreher, der ihnen schuldig war, — er solle doch dem Vater den Gefallen thun, und ihm den seinigen leihen. Aber dieser war schon an der Gemeind, und der Morlauer mußte also in der Kappe an die Gemeind, und sich da wegen des verbrunnenen Hutes auslachen lassen.

## §. 54.

## Setzt gar eine Ohnmacht um des armen zaumlosen Herzens willen.

So sehr verwirrte die Tagsgeschichte unter der Linde die Weiber der Dorfmeister in Bonnal. — Eine Weile konnten sie vor Verdruß nicht erzählen, wie es auch ihnen während der Zeit gegangen. Dann aber fingen sie doch an, ihren Männern zu erzählen, wie sie den verdammten Hexenmeister, den Hünerträger Christoph, in ihre Ställe und zu ihren Kühen haben hineinlassen müssen. Die junge Kalberlederin hielt sich besonders über dieses Unglück auf und sagte: sie habe sich doch auch dawider verflucht und verschworen, und es jetzt doch thun müssen, und ob ihr das nicht an ihrer Seligkeit schaden könne?

„Du mußt den Hartknopf darüber fragen," antwortete der Mann.

„Das will ich auch," sagte die Frau.

„Ich glaub dir's," erwiederte der Mann, und erzählte ihr dann, daß der Prophet, wie er ihn nannte, an der Gemeinde wegen eines gestohlenen Rockfutters erbärmlich zu Schanden gemacht worden, und setzte hinzu: er wolle ihn mit dem Hund vom Hause wegjagen, wenn er wieder kommen würde.

Aber es ist der Frau ob dieser Erzählung beynahe ohnmächtig worden, und ob der Drohung, daß ihr Prophet nicht mehr zum Hause hinzu dürfe, vergaß sie vollends

weiter daran zu denken: ob es ihr nicht etwa an der Seligkeit ſchaden könnte, daß ſie den Schwur wegen des Hünerträgers nicht halten können. —

Viele andere Weiber fragten auch — und einige gar ängſtlich — ob denn mit dem Sonntag gar alles aus ſey, und ob der Junker dann weiter nichts nachforſche? Einige von den Hochmüthigſten erkundigten ſich auch, ob ſie jetzt den Hünerträger als einen ehrlichen Mann gelten laſſen und alles mit der Wayde und der letzten Gemeinde liegen laſſen wollen, wie es liege, und wie es der Junker und ein paar Bettelbuben im Dorf es gerne ſähen?

Unter dem ärmern und gemeinern Volk aber war's in vielen Stuben gar luſtig. Mehr als ein Dutzend thaten Thüren und Fenſter zu, und verſpotteten dann ihren Weibern die Herren Vorgeſetzten — wie ſie den Bettelmann Niggeli und Compagnie haben um Verzeihung bitten müſſen — wie man ihnen einen großen Schelmenbrief vorgeleſen — Und wie ſie zu allem „Es iſt ſo, es iſt ſo" haben ſagen müſſen. Der eine habe das Maul verbiſſen — der andere habe es herabgehängt — der dritte habe gezittert — der vierte mit den Füßen geſtampft. —

Viele tranken auf Arners Geſundheit, und auf die künftigen Jahre, wo ſie, wenn der Junker es forthin ſo angreife, will's Gott ruhiger Brod haben werden; und einige Weiber und Kinder weinten wirklich Freudenthränen ob dieſen Erzählungen.

---

## §. 55.

## Die wahre Regierungs-Weisheit wohnet in Menschen, die also handeln.

Nachmittag legte der Junker der Gemeinde seinen Plan wegen der Waidvertheilung vor, zeigte, was sie nie wußten und nie dachten, daß nämlich vermittelst der reichen Wasserquellen, die jetzt unnütz daliegen, und ihr gutes Land nur versumpfen, ein großer Theil zu gutem Mattland gemacht werden könne, und bewies ihnen überhaupt, daß durch diese Vertheilung ein jeder Gemeindsgenoß 3 bis 100 fl. gutes zinstragendes Eigenthum erhalten werde. Er nahm die Kosten der Wasserleitung, die sich nach vorläufiger Schätzung auf 7 bis 800 fl. belaufen möchten, auf sich, und bestimmte dafür einen Bodenzins, auf eine halbe Juchart Mattland 4 Bz., um den Zins der 700 fl. Vorschusses zu vergüten. Er versicherte dabey die Gemeinde, daß sie zu ewigen Zeiten von diesem Land dem Schloß keine weitern Abgaben zahlen müsse, und erkannte mit äußerster Bestimmtheit das Recht der ihnen gebührenden, unbeschränkten Nutznießung dieses ihnen als vorher unbeschwerten Eigenthums zustehenden Lands, und äußerte sich eben so bestimmt über das Unrecht der herrschaftlichen Anmaßung, vom durch bessere Cultur in höhern Abtrag gebrachten Land vom armen Volk mehr Nutznießung zu fordern, als das gleiche Land ihnen bey schlechterer Cultur eingetragen. Er sagte in Rücksicht auf diesen Gesichtspunkt wörtlich zu der Gemeinde: das Land ist euer und

iſt euch von euern Vorfahren als Gemeingut, auf dem keine Abgaben hafteten, hinterlaſſen worden, und ich will nichts weniger, als meine Herrſchaftsgewalt dahin gebrauchen, euch von euerm Land, wenn ihr es gut bauet, mehr bezahlen zu machen, als ich davon zu beziehen das Recht habe, wenn ihr es ſchlecht oder gar nicht bauet. Er ſagte, einen Augenblick beyſeits gehend, dem Glülphi: der Menſchenanſpruch an Nahrung und Decke, d. h. an ein die Menſchennatur in ihrem ganzen Umfang befriedigendes Daſeyn, iſt, von Gottes und des Chriſtenthums wegen, höher, als alles Eigenthums- und alles Herrſchaftsrecht. Keine Herrſchafts-, keine Lehens-, ſelber keine Leibeigenſchaftsrechte können und dürfen den Menſchen zu den Ultra-Anſichten des Eigenthumsrechts, die den Eigenthümer über die Sorgfalt der Nothdurft des eigenthumsloſen Mannes im Land ſelber auch durch ſein Eigenthum Vorſehung zu thun, emporſetzt. Er behauptete, Sitten, Gewohnheiten, Lebensweiſen, die den Geiſt der Sorgfalt für den eigenthumsloſen Mann im Land für den Eigenthümer auslöſcht, untergraben das Gefühl für die Heiligkeit und göttliche Begründung des Eigenthums im Innern der Menſchennatur ſelber, und gefährden dadurch die Sicherheit des Eigenthums ſelber. Er war aber auch im Innern ſeines Fühlens, Denkens und Handelns mehr Menſch, als Herrſchaftsherr. Sein Eigenthum und ſeine Rechte waren in ſeiner Hand Mittel ſeiner innern, reinen Menſchlichkeit. Er ſicherte durch dieſelben ſeinen Angehörigen jeden ihnen erreichbaren Genuß des Lebens und bot ihnen durch ſie Mittel an, dieſen Genuß ſich ſelber auf eine Weiſe zu erhöhen, wie ſie ihn, ohne Da-

zwiſchenkunft ſeiner Rechte und ſeiner Liebe, nicht hätten erhöhen können, und that alles, ihren Hausſegen auch dadurch zu verſtärken und für die Zukunft zu begründen, daß er ſie ſelber durch eigne häusliche Sorgfalt für ſeine Zwecke mitzuwirken, hinzulenken ſucht. Er rieth ihnen in dieſer Rückſicht, die Bäume, die ſein Großvater ihnen auf dieſem Ried gepflanzt, unter ſich zu vertheilen, und bot ihnen an, jedermann, der ſchickliche Plätze für junge Bäume habe und ihm verſpreche, ſie wohl zu beſorgen, mit ſolchen aus dem Schloßgarten zu verſehen.

Das Volk, das ſchon lange dieſe Bäume ſerben ſah, erkannte den Vortheil, und war gleich bereit zu dieſer Vertheilung.

## §. 56.

## Ein Kläger, dem die Sonne ſcheint.

Indem das Volk von Bonnal anfing, von ſeiner Tagesfurcht vor Arner zu einigem Vertrauen auf ihn zurückzukommen, erſchien der Hünerträger von Arnheim, und brachte vor der Gemeind an, wie er doch ſein Lebtag keinem Kind etwas zu Leide gethan, und über die 50 Jahre mit Jedermann in Fried und Liebe gelebt, aber jetzt auf einmal ein Hexenmeiſter ſeyn ſollte, und von ſeinen beſten Leuten geflohen würde, wie wenn er die Peſt mit ſich herumtrüge.

Der Junker ſah einen Augenblick herum, was dieſe Klage jetzt für einen Eindruck auf die Leute machen würde, und ſah bald, daß ſie ihnen zur Unzeit gekommen, und daß ſich viele wirklich ſchämten. Denn ſie ſteckten allenthalben die Köpfe zuſammen und einige ſagten laut: das Hexenweſen wird jetzt bald vergeſſen ſeyn, weil die Gemeindweid verkauft iſt.

Der Junker that, wie wenn er's nicht hörte und ſagte: wenn ihr den Mann unter dem Vorwand, als ob er ein Hexenmeiſter ſey, um ſein tägliches Brod bringen und nicht mehr in eure Hünerſtälle hineinlaſſen wollt, ſo mache ich ihn euch zum Sigriſt (Meßmer), und dann müßt ihr ihn bey euren Kindtaufen und Hochzeiten neben euch ſtehen laſſen und ihn noch zu euren Mahlzeiten einladen.

Jetzt entſtand ein allgemeines Gelächter. Ihrer viele ſagten auf einmal: nein, nein, wir wollen ihn lieber in unſre Küh- und Hünerſtälle hineinlaſſen, als ihn zum Sigriſt haben.

Dieſes Geſpräch brachte den noch lebenden Sigriſt faſt außer ſich. Er ſagte zu ſeinen Nachbaren: mit dem, daß er mir mein Amt nehmen und es einem verdächtigen Mann geben würde, wäre dann doch nicht bewieſen, daß er unſchuldig ſey.

Der Junker ſah das Gemurmel um den Sigriſt herum, und der arme Tropf mußte, ob er wollte oder nicht wollte, jetzt laut wiederholen, was er eben zu ſeinen Nachbarn geſagt.

Der Junker aber erwiederte: das verſteh' ich nicht ſo. Ich will niemand Unrecht thun, und auch niemand in

Schutz nehmen, der Unrecht hat. Wenn jemand eine Klage wider den Hünerträger hat, und etwas Gefährliches oder Ungebührliches über ihn weiß, der trete hervor, ich will ihm Recht gegen den Mann verschaffen, so weit sein Recht zu gehen vermag. Aber es war kein Mensch, der ein einziges Wort gegen ihn anzubringen vermochte; da sagte der Junker: ihr seht doch etwa, mit welchen Erbärmlichkeiten ihr euch herumtreibt und einander plagt, aber euer Stillschweigen ist mir jetzt nicht mehr genug. Ich meynte, es sollte doch jetzt bald einem der Vorgesetzten und Angeklagten zu Sinn kommen, daß es mit diesem Verschreyen des Hünerträgers ein abgeredtes Spiel und blos darauf abgesehen war, die Allmendvertheilung zu erschweren und zu hintertreiben.

Die Vorgesetzten sahen einander an, und der Renold, der unter ihnen saß, bat links und rechts, sie sollten sagen, was an der Sache sey — und sie folgten jetzt das erstemal in ihrem Leben dem guten Mann. Sie begriffen den Vortheil des Augenblicks, den Junker, den sie nicht meistern konnten, wieder gut zu machen. Ihrer viere standen auf und bekannten: ja, es sey wahr, sie haben mit diesem Gerede nur die Allmendvertheilung hindern wollen.

Aber der junge Speckmolch, der nahe an dem Junker zustand, sagte zu seinem Nachbar: es glaubt doch noch fast die ganze Gemeind, daß es wahr sey.

Der Junker, der das hörte, wandte sich gegen den Mann und sagte: was sagst du? — und ob er wollte oder nicht wollte, er mußte wiederholen, was er eben ge-

ſagt hatte, und da er ſah, daß er mußte, ſagte er endlich: wenn es ſeyn muß, ſo darf ich's keck herausſagen, Junker! Es glauben noch ſehr viele Leute in der Gemeinde, es ſey alles wahr, was man über ihn geſagt habe, und man könne es ihm noch beweiſen, daß er ſelber ausgeredt, er habe ſich um ein Trinkgeld mit dem Teufel in einen Bund eingelaſſen, und ſetzte dann noch hinzu: Junker, es iſt erſt geſtern, daß ein Mann, der jetzt auch in der Gemeind iſt, noch zu mir geſagt hat, er wollte lieber hundert Rockfutter geſtohlen, als nur ein Haar mit des Hünerträgers ſeinem Handel verflochten ſeyn, und es ſey gewiß tauſendmal beſſer, Rockfutter zu ſtehlen, als mit dem Teufel einen Bund machen. Er ſetzte noch hinzu: man möge ſich jetzt Mühe geben, wie man wolle, die Sache wegzuläugnen und zu behaupten, es ſey einer ein Narr, wenn er's glaube, ſo ſey das gleichviel. Die halbe Gemeind achte das nicht und glaube, was ſie glaube. Indeſſen aber der Mann ſo von dem allgemeinen Glauben der Leute an den Bund des Hünerträgers mit dem Teufel redten, war in allen Ecken der Gemeind ein lautes Gelächter über den Vorſchlag des Junkers, den Hünerträger, wenn ſie ihn nicht mehr in ihre Küh- und Hünerſtälle hineinlaſſen wollen, zu ihrem Meßmer zu machen, daß der Speckmolch ſelber merkte, der Glauben an dieſen Teufelsbund ſey den Leuten nicht mehr ſo warm im Kopf, wie er geglaubt, ſagte er noch zum Junker: ihn gehe aber die Sache nichts an: er habe nur erzählt, was er gehört habe, und es ſey ihm ganz recht, wenn es nicht ſey.

Du ſiehſt doch jetzt, daß die ganze Gemeinde darob lacht und ihn nicht zu ihrem Sigriſt will, ſagte der Junker jetzt laut, und etliche Bauern antworteten ihm eben ſo laut: nein, nein, wir wollen ihn lieber in unſere Küh- und Hünerſtälle hineinlaſſen, als ihn bey unſern Taufen und Hochzeiten neben uns ſtehen und ſitzen machen.

## §. 57.

## Die größere Bedeutung der öffentlichen Verbrechen.

So machte der Junker dieſem Glauben des Volks an den Bund des Hünerträgers mit dem Teufel durch einen ſpaßhaften Zufall ein Ende, und es iſt in vielen Fällen gut, Fehler und Thorheiten des Volks auf eine ſo leichte Weiſe zu behandeln, und das in Spaß zu ziehen, was einer ernſten Behandlung nicht werth oder auch nicht geeignet iſt, um Nutzen von ihr zu ziehen, was ſo oft der Fall iſt, indem es vielen Menſchen weit mehr weh thut, wegen ihren Fehlern ausgelacht, als nur ſo halbweg geſtraft zu werden. Dieſe nachſichtige Handlung iſt allenthalben gut. Wo die Fehler der Menſchen nur aus Schwachheit und Dummheit herkommen und nur Augenblickshandlungen der Selbſtſucht einzelner ſchwacher Menſchen ſind, da iſt dieſe Manier immer ſehr gut. Aber wo ſolche Fehler von einer kraftvollen Bosheit eingelenkt und unterſtützt

werden, und auch da, wo ſie im Hexenkleid eines bürgerlichen Rechts oder im Panzer einer öffentlichen Gewalt erſcheinen und durch collectives Zuſammenſtehen einen eigentlichen Gewaltszuſtand des Unrechts ausbilden, und dadurch demſelben eine Art von öffentlicher Weihe ertheilen, unter deren Schutz man ſo viel als ohne Gefahr ſeine Nebenmenſchen beſchädigen und um Ehr und Gut und Leib und Leben bringen kann, ſolche Arten von Vergehungen paſſen nicht unter die Rubrik von Fehlern, die ein Herrſchaftsherr bloß in Spaß ziehen darf. Der Junker achtete das Verkaufen der Himmelstropfen, mit denen der Treufaug die Vögtin vergiftet hatte, für eine Art ſolcher Vergehungen, derenthalben ſich durchaus nicht mit dem Volk ſpaßen laſſe. Da der Hans jetzt aus dem Pfarrhaus unter die Linde kam und dem Junker und dem Pfarrer ſagte: die Vögtin glaube jetzt ſelber, daß ſie von des Treufaugs Tropfen ſo viel als vergiftet ſey, und wünſche, daß ihr Mann noch zu ihr heimgelaſſen würde, ehe ſie ſterbe, ſo verließ den Junker die gute Laune über das Hexenweſen mit dem Hünerträger plötzlich, und er rief mit einer Stimme, wie ich ihn noch nie gehört, ob der Henkerstropfenverkäufer nicht an der Gemeind ſey?

Seine Nachbarn antworteten, nein, er ſey nicht da, er ſey zu Haus.

Auf der Stelle rief der Junker dem Weibel, befahl ihm, hinzugehen und ihm zu ſagen, daß er dieſen Augenblick hieher komme. Da der Weibel fort war, ſagte der Junker zum Glülphi: es iſt nichts verfluchteres, als wenn der Menſch ſeinen Nebenmenſchen, vermöge ſeiner Berufs-

rechte und seiner bürgerlichen Stellung uns so gleichsam von Amtswegen um Ehr und Gut und Leib und Leben bringen kann, und bey seinem verderblichen Thun nicht zur Verantwortung und Strafe gezogen werden kann.

Und der Lieutenant erwiederte: es gibt immer mehr solche bürgerliche Stellungen und Lagen, in denen dieses der Fall ist.

Junker. Wie meynen Sie das?

Lieutenant. Die steigende Verkünstlung der Welt in allen ihren Einrichtungen führt immer mehr zu Errichtung von Stellen und Posten, in welchen verdorbene Menschen immer mehr oder minder ihre Nebenmenschen ohne Verantwortung und ungestraft schädigen können.

Junker. Das ist leider auffallend wahr.

Glülphi. Und der immer steigende Luxus macht, daß man solche tief in das Volksverderben eingreifende Posten und Stellen fast mit jedem Tag vermehren muß.

Diese Ansicht führte diese Herren tief in den Geist der Zeit und die Grundschwächen unserer Gesetzgebungen und bürgerlichen Einrichtungen. Der Glülphi ging am tiefsten in die Ursachen unsers immer steigenden Volksverderbens. Er sagte: bey dem Leben unserer Zeitmenschen, wo sich bald jedermann einer Handarbeit, oder eines Berufs schämt, der zu keinen größern Einkünften führt, als zu denjenigen, die man zu unserer Väter Zeit zu einem ehrenfesten Leben bedurfte, und zu einer Zeit, wo Haushaltungen, die im Wesen so arm sind, als eine Kirchenmaus, mit den Luxusgenießungen aller vier Welttheile bekannt sind und der Stand eines Wäscherweibs dasselbe nicht vom Besuch

des Theaters und der Beurtheilung der aufgeführten Stücke beſſer den ausſchließt, zu einer Zeit, wo man den zünftigen Bürger- und Handwerksſtand bald als einen Geſindelſtand anſieht, und jeder Sohnsſohn eines Kaminfegers und Bürſtenbinders ſich durch Glücksſprünge und Gnadenhülfe zu einem Herrn von von machen will, in einer ſolchen Zeit kann es nicht anders kommen; zehntauſend und hunderttauſend ſolcher im Widerſpruch mit ihrem wahren Verhältniß erzogener Söhne würden bey der Lebensart, die ſie ſich von Jugend auf angewöhnt haben, beynahe zur Verzweiflung gebracht werden, wenn ſie keine Handbietung zur Fortſetzung ihres angewöhnten Lebens finden würden. Die Zeitwelt aber hat mit ſolchen ſich nicht zum Volk rechnenden Luxusſöhnen allenthalben immer mehr Mitleiden, und findet in den, durch die Verkünſtelung unſerer öffentlichen Einrichtungen nothwendig gewordenen ungeheuern Vermehrung der öffentlichen Poſten und ihres Papier- und Federndienſtes Mittel, ſolchen für das gemeine bürgerliche Leben verdorbenen Notabilitätsſöhnen durch Surrogatpoſten ihrer mangelnden Bürger-Jugend und Berufskraft die guten Braten, die feinen Weine und die Plätze in den Theatern und an den Spieltiſchen zu ſichern, die ſie ſich von Jugend auf angewöhnt haben.

Junker. Dieſe nicht ganz neuen Zeitumſtände haben auch in meiner Familie viel Unglück veranlaßt, und ſehr vieles zu der Pflichtvergeſſenheit und Gedankenloſigkeit beygetragen, durch welche mein Großvater ſo viel Unglück in allen ſeinen Dörfern veranlaßte. Er ſetzte hinzu: mein

Onkel, der General, wird durch den Geiſt dieſes Zeitverderbens beym beſten Herzen, das er ſonſt hat, beynahe zu Grunde gerichtet, und von aller Aufmertſamkeit und Achtung auf irgend etwas, das nicht geeignet iſt, den Eitelkeitsgeiſt des Zeitlebens und ſeines Luxus zu nähren und zu beleben, völlig abgelenkt, und iſt durch die Armſeligkeit ſeiner Zeitanſichten dahin gebracht worden, an einer Närrin, die ihm nur von ferne verwandt, bettelarm und durchaus nicht vornehm, ſondern ganz von bürgerlichem Stand iſt, den Narren gefreſſen, und das beſtimmt darum, weil ſie im Comödiantenleben dieſes Zeitluxus, wie in ihrem Element, lebt und alles Thun und Leben der gemeinen, einfachen und natürlichen Menſchen dem Pantoffel ihrer Comödiantenanſprüche unterwerfen möchte.

Ich kenne ſie, ich kenne ſie, reden Sie mir nicht von ihr, ſagte Glülphi, fuhr aber fort, über dieſen Geſichtspunkt zu reden, und ſein letztes Wort war dieſes: die, Europa im allgemeinen gänzlich nicht anpaſſenden Luxusgenießungen unſerer Zeit, die wir aus allen vier Welttheilen zuſammentreiben, haben die Erbkräfte der großen Mehrheit unſers Adels, und die Erwerbkräfte der großen Mehrheit unſers Bürgerſtands ſo weit hinter die Möglichkeit, ſich ihre angewöhnten Bedürfniſſe ſelbſtſtändig befriedigen zu können, zurückgeſetzt, daß die Folgen dieſes Uebels unendlich ſchwer und nur durch eine, in den Geiſt aller Stände tief eingreifende Verbeſſerung der Erziehung abzuhelfen möglich iſt.

## §. 53.

## Ein Doctor in der Perrücke, auf einer Tragbahre und im Bett.

Während dieſes Geſprächs, das von den Himmelstropfen des Treufaugs veranlaßt worden, die den Junker ſo über die Anmaßungen von Leuten aufgebracht hatten, die ihre Nebenmenſchen gleichſam privilegirt um Ehr und Gut, Leib und Leben bringen können, richtete der Weibel den Befehl des Junkers beym Treufaug aus.

Dieſer hatte, wie gewohnt, heute viel getrunken, und ſtand müßig und etwas ſchläfrig unter ſeinem Fenſter, als er jetzt eben den Weibel gegen ſein Haus kommen ſah. Er rief ihm zum Fenſter hinaus, was er bey ihm wolle?

Weibel. Du ſolleſt auf der Stelle unter die Linde kommen, der Junker befiehlt es.

Treufaug. Und warum das?

Weibel. Ich denke, es ſey wegen der Vögtin und deinen Himmelstropfen.

Sobald der Treufaug das hörte, erſchrak er und ſagte zum Weibel: du weißt, wenn es auf den Abend geht, ſo iſt es für mich zu ſpät, über ſo etwas Red und Antwort zu geben; ſag doch dem Junker, ich liege ſchon im Bett, und es ſey mir gar nicht wohl, aber ich wolle morgen oder übermorgen ins Schloß kommen, wenn er wolle. Der Weibel, der den Treufaug haßte, brachte dem Junker die Antwort eben wie er ſie ihm gegeben, nämlich: er habe ihm zum Fenſter hinaus und in der Perrücke ge-

antwortet, er ſey krank, liege im Bett u. ſ. w. Aber der Junker, der ſich die Frechheit dieſer Antwort mit derjenigen, die Leute ungeſtraft im Rauſch mit den Himmelstropfen morden zu dürfen, in einigem Zuſammenhang dachte, verſtand jetzt darüber nicht Spaß, er ſagte dem Weibel ſpöttiſch, aber bitter lachend: bringet mir den Mann, damit ſein Spaziergang unter die Linde nicht etwa weh thue, im Bett und auf der Tragbahren, wie er geht und ſteht, mit der Perrücke auf dem Kopf und auf keine andere Weiſe, als auf dieſe, hieher, er mag dazu ſagen, was er will.

Es träumte aber auch dem Treufaug ſelber vom Böſen wegen ſeiner Antwort; ſobald der Weibel fort war, nahm er ſein altes Perſpectiv von der Wand, und guckte auf den Gemeindplatz hinunter, zu ſehen, wie der Weibel mit dem Junker redete, und merkte augenblicklich an ſeinem Mund an, daß er das Geſpött mit ihm treibe. Das erſchütterte ihn, wie wenn er das Fieber hätte, und da er jetzt noch gar den Harſchier zum Junker hervortreten ſah, fiel ihm das Fernglas faſt aus der Hand, und zum Fenſter hinaus.

Was ihm in der Angſt zu Sinn kam, war, er müſſe ins Bett, damit er darinn ſey, wenn allenfalls der Harſchier kommen ſollte. Aber ehe er ging, nahm er das Fernglas noch einmal, und ſah itzt viele Leute mit Tragbahren beym Junker ſtehen. Es däuchte die jungen Burſche luſtig, den Herrn Doctor im Bett unter die Linde zu bringen. Sie ſprangen zu Dutzenden und brachten die Menge Tragbahren.

So viel Tragbahren müſſen etwas anders bedeuten, dachte der Doctor, athmete wieder etwas leichter, und ging nicht ins Bett, ſondern in Keller, in einer Weinflaſche Troſt wider ſeinen Schrecken zu ſuchen. Er hatte ſie aber kaum heraufgebracht und auf den Tiſch geſetzt, ſo pochte der Flink und die Burſche mit der Tragbahre an ſeiner Thüre; da ward ihm grün und ſchwarz vor den Augen, als er den Harſchier, die Tragbahre und das nachlaufende Volk vor ſeiner Thüre ſah. Was wollt ihr hier mit eurer Tragbahre? rief er ſtotternd vom Fenſter hinunter.

Wir müſſen dich darauf zum Junker tragen, antworteten die Träger.

Die jungen Burſche, die mitliefen, erhoben ein lautes Gelächter.

Aber der Flink rief ernſthaft: Macht uns auf, ihr müßt mit uns.

Der Treufaug, beynahe ohne zu wiſſen, was er that, zog itzt die Thüre auf. — Sie gingen hinauf, und der Flink berichtete ihm, in Form und Ordnung, was jetzt ſeyn müſſe.

Er aber fluchte und ſagte: er vermöge ja zu zahlen und wenn's 1000 fl. koſtete, und mehr, wenn er etwas verfehlt, er laſſe ſich nicht ſo behandeln.

Die jungen Burſche antworteten ihm, der Junker thue das nur, ihn zu ſchonen, weil er gehört, daß er krank ſey und im Bett liege. Der Flink aber ſagte, er ſolle Vernunft brauchen und gutwillig thun, was ſich nicht ändern ließe.

Aber der Treufaug war wie wüthend, fluchte forthin, aß er nicht ſo mit ſich umgehen und ſich nicht auf der Tragbahre unter die Linde tragen laſſe.

Zuletzt war der Flink müde und ſagte, wenn er nicht utwillig kommen wolle, ſo müſſe er ihn binden.

Bey Gott, ſagte der Treufaug, probir' es einer, und ihr mich an, er wird erfahren, was ihm begegnet. Ohne in Wort zu antworten, faßte ihn jetzt der Flink ſo tüchg beym Arm, daß er das Meſſer, ſo er eben in der Hand hatte, fallen ließ, und ſchrie: Jeſus! Jeſus! ich abe eine Fontanelle am Arm, laßt mich doch gehen. Der Harſchier antwortete: wenn er freywillig thue, was jetzt yn müſſe, ſo wolle er ihn nicht anrühren. Da ſetzte ſich er Doctor heulend und ſchluchzend auf die Matratze, die er Harſchier ſchon auf die Tragbahre gelegt; dann deckn ſie ihn noch mit ſeinem Oberbett, und trugen ihn enn ſo ungeſäumt fort. Er aber hüllte ſein Geſicht mit amt der Perrücke unter die Decke, da ſie ihn alſo durchs Dorf hindurch trugen. Am End des Dorfs aber mußte r ſich doch Luft machen, denn er war faſt erſtickt unter er Decke.

## §. 59.

## Ein aufgelöſtes Räthſel, und Arners Urtheil über einen Menſchen, der ſein Berufsrecht zum Nachtheil ſeiner Mitmenſchen zu weit ausdehnt.

Die zwey Männer, die ihn trugen, hießen Kühneridli und Reütihanns. Sie waren aber noch nicht weit

zu Herzen nehmen und benutzen könnt. Er redte noch eine Weile mit dem Glükhi und dem Pfarrer, und ritt dann heim in seine Burg. Im Angesicht derselben glänzte die untergehende Sonne ihm entgegen. Er erinnerte sich seines Aufgangs und seines Morgengebetes und sagte, sie hinstaunend: „Gottlob! ich kann sie mit freiem Herzen untergehen sehen," und die letzten Stunden des Tags waren ihm Wonne.

Noch nie hatte er in der Umarmung seines Weibes und seiner Kinder sich edler und größer gefühlt.

## §. 61.

## Es nahet ein Todbett.

Seitdem der Vogt am Morgen von seiner Frauen weg wieder ins Pfarrhaus gekommen, schlimmerte ihr Zustand von Stund zu Stund so, daß sie selber fühlte, es könne kaum mehr als noch ein paar Tage gehen, ehe sie sterbe. Sie begehrte noch von ihrem Manne Abschied zu nehmen und der Pfarrer schickte ihn eilend zu ihr hin.

Als er kam, weinte er überlaut. Sie bat ihn, ruhig zu seyn, nahm bey ihm Abschied und sagte noch: verzeih mir, was ich dir Unliebs und Böses gethan! Er erwiederte: es ist an mir, dich um Verzeihung zu bitten. Ich bin am Elend deines Lebens Schuld.

Vögtin. Es ist ja jetzt überstanden. Bet' Gott für mich, daß er mich zu sich nehme, und freue dich, daß

ich jetzt dieſes Lebens los werde. Ich würde dir jetzt ſelber noch zur Laſt werden.

Ach Gott! Ach Gott! Sag doch das nicht, es zerſchneidet mir das Herz, erwiederte der Vogt, und im Augenblick darauf trat der gute Pfarrer in ihre Stube. Das Geſpräch brach ſich ab. Die Frau ſtreckte ihre ſterbende Hand nach ihm aus und faßte ſie mit einer Kraft, wie eine gläubige Seele im Geiſt ihren Heiland umfaßt. Er ſaß ſchweigend neben ihr da, aber ſein Aug, das Liebe und Troſt ausſprach, blickte unverwandt an ſie hin. Er legte ihr das Kopfkiſſen zurechte, er trocknete ihr den Schweiß von der Stirne, er machte ihr mit ſeinem eigenen Tuch den Mund rein. Zwiſchen dieſen Thaten der Liebe hinein redte er einige Worte des Glaubens und der Hoffnung, ſagte einige Troſtſprüche der Bibel und ſprach erhebende Worte des Gebets aus, die die Sterbende nachſprach. Auch diesmal ſchien ſie ſich etwas wieder zu erholen, und als der Pfarrer ſie jetzt einen Augenblick ſchmerzenlos und ruhig daliegen ſah, äußerte er den Wunſch, daß ſie die Armen, denen in ihrem Haus Unrecht geſchehen, noch ehe ſie ſtürbe, vor ihr Bett kommen laſſen und ſie um Verzeihung bitten möchte. Die Vögtin erwiederte: ſie thäte das ſo gerne und habe wirklich ſchon daran gedacht, daß das ſeyn ſollte, aber ſie fürchte, die armen Leute haben zu viel Unwillen gegen ſie in ihrem Herzen, als daß ſie ihr noch den Gefallen thun würden, zu ihrem Todbett zu kommen.

Der Pfarrer erwiederte: fürchte das nicht. Ich bin

ſicher, ſie werden von Herzen gern kommen, wenn du es begehrſt.

Jetzt wandte ſich die Vögtin an ihren Mann und ſagte ihm: es macht mich leichter ſterben, wenn ſie kommen; nicht wahr, du gehſt zu ihnen und bitteſt ſie dafür?

Pfarrer. Er muß jetzt nicht von dir gehen. Ich will den Klaus herumſchicken, ſie zu bitten.

Vögtin. Wenn ers gern thut, Herr Pfarrer, ſo laßt ihn doch gehen.

Und der Vogt, den die Frau jetzt wehmüthig anſah und die Hand drückte, ward auch gerührt. Er ſtand auf und ſagte: ich will gehen, es iſt recht, daß ich gehe, ſie dafür zu bitten, und niemand anders. Und der Pfarrer wandte nichts mehr dagegen ein. Der Vogt hatte Thränen in den Augen, da er zu den Armen hinging. Auch rührte dieſe ſein Anblick, ſobald ſie ihn ſahen, und ihre Antworten waren allgemein freundlich und ſchonend.

„Sag doch deiner Frauen, ſie ſoll unſerthalben nur ruhig ſterben," ſagte der eine.

„Es iſt ja jetzt alles vorbey, und was vorbey iſt, daran ſinne ich nicht mehr," ſagte der andere.

„Es iſt ja nicht nöthig, daß ſie ſich mehr Mühe mache; ich wünſche ihr von Herzen alles Gute und ein ſeliges Ende."

„Es iſt ein Jammerthal auf Erden. Wir thun alle zuſammen viel Böſes. Sie ſoll ſich doch ob uns nicht grämen."

„Sie hat mir dann und wann auch etwas Gutes gethan, und mir in der Noth, weiß Gott, ein paarmal geholfen, ohne daß du es einmal wußteſt.“

So freundlich gaben die armen Leute dem Vogt, der jetzt demüthig vor ihnen ſtand, Antwort, und alle ſagten: Ja, ja, wenn es ſie freue, ſo wollen ſie morgen kommen, und alle wünſchten ihr eine leichte ruhige Nacht, und, wenn's Gott's Will ſey, gute Beſſerung.

Nur die Hoorlacherin zitterte, als er zu ihr kam, und ſagte: „ich will ihr gern verzeihen, wenn nur meine Kinder in meinem Elend nicht zu Grund gehen.“

Der Vogt ſtand ſprachlos vor ihr, und antwortete nichts.

Im Augenblick nahm die Hoorlacherin ihr Wort zurück und ſagte: „Vogt, ich will dich in deinem Unglück nicht kränken. Das Wort iſt mir auch ſo entfahren. Gott hat bisher geholfen, er wird ferner helfen. Sag deiner Frauen, ich verzeihe ihr gerne und wolle gerne zu ihr kommen.“

## §. 62.

## Die Liebe beſieget alles.

Als der Pfarrer die Vögtin verließ, ging er noch eine Weile zum Treufaug. Aber als er die Thüre aufthat, ſchurrete ihn dieſer an und fragte: was er jetzt heute noch bey ihm wolle?

Euch für einmal einen guten Abend wünſchen, erwiederte der Pfarrer liebreich, bot ihm die Hand, aber ſah ihn dabey doch ſteif an. Der Doctor fing bald an freundlicher zu werden, leerte den beſten Stuhl, den er in der Stube hatte, von Kräutern, die darauf lagen und bat den Pfarrer, ſich darauf niederzuſetzen. Eine Weile war das Geſpräch unbedeutend, aber da jetzt der Pfarrer von der Vögtin zu reden anfing, kam der Treufaug augenblicklich in Eifer und ſagte: ich habe zum Voraus gedacht, ihr werdet mir damit kommen; aber man thut mir Unrecht, kein Doctor in der Welt kann es verantworten, wenn ihm ein Patient ſtirbt.

Pfarrer. Lieber Doctor! Eure Himmelstropfen ſetzen den Menſchen zwiſchen Leben und Tod.

Treufaug. Alle guten Arzneyen müſſen angreifen, und ihr verſteht das nicht, worüber ihr redet.

Pfarrer. Ich behaupte nicht, daß ich das Arznen verſtehe, aber ich fürchte, ihr verſteht es auch nicht.

Treufaug. Ihr habt euch nicht darein einzumiſchen. Ich habe nie gehört, daß ein Pfarrer darum da ſey, den Aerzten über ihr Handwerk einzuſprechen und Rath zu geben.

Der Pfarrer wollte ihn freundlich zum ruhigen Anhören hinlenken, aber der Treufaug wurde immer heftiger, und redte von ſeinem Recht, alles, was Krankenſache angehe, allein und nach ſeinem Gewiſſen zu beurtheilen und zu behandeln, mit einer ſolchen Derbheit, daß der Pfarrer endlich die Geduld verlor und ihm antwortete: kein Vieharzt habe das Recht, ein Stück Vieh mit ſeinen Arz-

neymitteln alſo auf Gerathenwohl hin zwiſchen Tod und Leben zu ſetzen.

Der Treufaug erwiederte, er ſey kein Vieharzt.

Pfarrer. Aber unendlich mehr als ein Vieharzt ſchuldig, zu wiſſen, was er Kranker halber zu thun oder nicht zu thun habe.

Treufaug. Das weiß ich auch, ſo gut als irgend ein anderer.

Pfarrer. Nein, ihr geht gewiß nicht gewiſſenhaft mit euren Kranken um.

Treufaug. Das laß ich mir nicht ſagen.

Pfarrer. Ihr müßt es euch ſagen laſſen, denn es iſt wahr.

So ging das Geſpräch eine Weile fort. Der Treufaug ward immer gröber. Endlich war der Pfarrer müde und ſagte ihm: mein Amt und meine Pflicht befehlen mir, euch zu ſagen, daß ihr ein gewiſſenloſer Mann ſeyd, und ich habe ſichere Nachricht, daß ihr an dem Abend, wo euch die Vögtin zu ſich rufen ließ, in einem Zuſtand geweſen, in welchem kein kluger Bauer von einem Vieharzt eine Arzney für ſein Pferd oder für ſeinen Stier mit Vertrauen annehmen würde, und in dieſem Zuſtand habt ihr ihr eure Tropfen gegeben, und jetzt, ſeitdem es gefehlt, habt ihr ſie ſeit drey Tagen liegen laſſen, ſohne ſie auch nur zu beſuchen. Ich ſage noch einmal, ſo geht kein ehrlicher Vieharzt mit einem Stück Vieh um.

Er wollte ſich jetzt noch entſchuldigen, aber der Pfarrer unterbrach ihn ſchnell und ſagte: ich habe einmal genug mit eurem Gerede; die Vögtin wird ſterben, und wenn

man ſie aufſchneidet, ſo wird es ſich zeigen, daß ihr ſie vergiftet.

Sobald das Wort aufſchneiden dem Pfarrer zum Mund hinaus war, entfiel dem Treufaug aller Muth. Er wußte nicht, was er ſagte, und ſtotterte endlich die Worte: vom Aufſchneiden wird doch keine Rede ſeyn.

Der Pfarrer erwiederte: wenn ihr euch nicht anders benehmt, ſo iſt's nothwendig, daß man ſie aufſchneide, und ich werde darauf dringen, daß man es thue.

Jetzt ſagte der Treufaug: ihr ſeyd doch auch gar zu ſehr wider mich, Herr Pfarrer.

Pfarrer. So lange ihr euch nicht erkennt und in euch ſelber geht, ſo muß ich gegen euch ſeyn, wie ich bin.

Treufaug. Was wollt ihr denn auch, daß ich thun ſoll?

Pfarrer. Ich will, daß ihr nicht mehr arznet, oder wenigſtens die Himmelstropfen niemand mehr gebet.

Treufaug. Ich habe doch Leuten geholfen, denen ſonſt niemand hat helfen können, und mit Arzneymitteln, die ſonſt niemand hat. Soll ich nun dieſe in See werfen oder mit mir ins Grab nehmen?

Pfarrer. Ich will das eben nicht fordern.

Treufaug. Nun, was fordert ihr dann?

Pfarrer. Ich meynte, ihr ſolltet einen verſtändigen Arzt ſuchen, ihm eure Erfahrungen mittheilen, und eure Arzneyen offenbaren.

Treufaug. Das heißt, ich ſolle mir das Stück Brod, das ich mir mit meinen Arzneyen verdienen kann, aus dem

Mund nehmen laſſen und es einem andern geben. Und iſt mir das zuzumuthen, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ihr könnet vor Gott und mit gutem Gewiſſen nicht ſagen, daß ihr ohne Gefahr für das Leben eurer Mitmenſchen euer Doctorweſen ſo fortzutreiben könnet, wie ihr es bisher getrieben, und ihr wiſſet, was ihr damit gefahret, wenn man die Vögtin aufſchneidet.

Das wiederholte Wort aufſchneiden erſchreckte ihn aufs neue. Er ſagte: aber, Herr Pfarrer, warum kommt ihr doch immer mit eurem Aufſchneiden?

Pfarrer. Ihr zwinget mich dazu, wenn ihr in eurem Beruf fortfahren wollt, wie bisher.

Jetzt ſchwieg der Treufaug und ſah ihn nicht erbittert, ſondern wirklich bewegt an. Dann ſagte der Pfarrer: Lieber Mann! Ihr müſſet auch ſterben, wie die Vögtin jetzt ſtirbt, und möchtet ihr auf eurem Todbett es noch auf eurem Gewiſſen haben, daß ihr auch von heute an noch mehr Menſchen wider euer Wiſſen und Gewiſſen mit euren Arzneyen ins Grab gebracht?

Treufaug. Das möcht' ich gewiß nicht.

Pfarrer. Und möchtet ihr nicht auch deſſen halber, was ihr diesfalls ſchon auf eurem Gewiſſen habet, mit Aufopferung eines kleinen nichtigen Verdienſtes, den ihr nicht einmal nothwendig habet, dahin wirken, daß eure Arzneyen, mit denen ihr ſo viel Unglück veranlaſſet, von nun an in der Hand eines vernünftigen Arztes das Gute bewirken, das ich, ob ich es gleich nicht weiß, doch gern hoffe und hoffen will, daß ſie zu bewirken im Stand ſeyen?

Jetzt sagte der Treufaug: ja, wenn man auch so mit mir umginge und redte, so würde ich das vielleicht nicht weit wegwerfen, was ihr zu mir sagt. Ich vermag zuletzt zu leben, ohne eben viel mit diesen Tropfen zu gewinnen. Aber der Junker ist mit mir umgegangen, wie man mit keinem Hund umgehen sollte; es muß ja den Menschen zur Verzweiflung bringen, wenn man ihn behandelt, wie er mich behandelt hat.

Der Pfarrer erwiederte: Ich glaube selber, der Junker sey in der Art, wie er euch behandelt, zu weit gegangen, und ich kann nichts weniger als sagen, daß die Tragbahrengeschichte und auch das Grabmachen, zu dem er euch verurtheilt hat, mir eben wohl gefalle, aber das eine ist jetzt geschehen und ihr müßt es in Gottes Namen vergessen, über das andere will ich mit dem Junker reden, und ich hoffe, ich werde ihn darüber wohl auf andere Gedanken bringen können.

Der Treufaug erstaunte über diese Aeußerung und sagte: Wollt ihr das thun, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Gewiß und von Herzen gern.

Treufaug. Ich habe nicht geglaubt, daß ihr es so gut mit mir meynt, und ich muß es sagen, ich bin wegen der Vögtin selber jetzt nicht recht mit mir zufrieden, und ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich die drey Tag über nicht mehr zu ihr gegangen.

Der Pfarrer erwiederte ihm, daß es ihn freue, daß er hierin seinen Fehler erkenne, und munterte ihn auf, von nun an in seiner Lage christlich und vernünftig zu handeln.

Der Treufaug widerſprach kein Wort mehr, und der Pfarrer fing jetzt an, von der Vögtin zu reden, wie bußfertig ſie noch vor ihrem End geworden, und wie ſie ſich vorgenommen, morn am Morgen alle Armen, denen in ihrem Haus Unrecht geſchehen, noch vor ihr Bett kommen zu machen und ſie um Verzeihung zu bitten.

Der Treufaug war jetzt von ſeinem Unverſtand und von ſeinen böſen Launen ſo weit zurückgekommen, daß er dem Pfarrer ſagte: er möchte doch dieſer Abbitte der Vögtin gern zuſehen.

Der Pfarrer erwiederte: es könnte ihr Mühe machen, ihn, nachdem er ſo lange nicht mehr zu ihr gekommen, bey dieſem Anlaß zu ſehen.

Er erwiederte: er wolle nur in die Nebenkammer hinein, wo er allem zuſehen könne, ohne daß ſie ihn ſehe.

Das mochte jetzt der Pfarrer wohl leiden. Er hoffte, der Anblick dieſes Auftritts werde ihn ſo rühren, daß er ihn in ſeinen guten Vorſätzen noch weiter bringen könne. Mit dem nahm er von ihm Abſchied.

## §. 63.

## Menſchlichkeit im niedern, ich möchte faſt ſagen, im verworfenen Volk.

Der Morgen dieſes Auftritts und zugleich der Morgen ihres Todestages war nun da. Sie erwachte nach

einem erquickenden Schlummer, und ſah ſeufzend aus ihrem Bette die Sonne, die ihr nun zum letzten Mal auf dieſer Welt aufging. Jenſeits des Grabes wartet meiner eine beſſere Sonne, war der Gedanke, den ſie bey dieſem Anblick hatte.

Gertrud war vor ihrem Erwachen ſchon bey ihr, und erquickte ihr jeden Augenblick die Leiden ihres ſchmerzhaften Lagers; bald trocknete ſie ihr den Schweiß von der Stirne, bald legte ſie ihr Kopfküſſen zurecht, bald kehrte ſie ſie auf die linke, bald auf die rechte Seite; ſie reinigte die Luft ihrer Stube mit Eſſig, und ſtellte alle Stühle und Bänke, ſo im Hauſe waren, den Armen, die nun kommen ſollten, zurecht.

Als ſie einſt die Sterbende ſo ſanft umkehrte, ſagte dieſe: „die Hand des Gottloſen iſt überall hart; und ohne dein Herz, Frau, könnteſt du mich gewiß nicht umkehren, daß es mir ſo wenig weh thäte.“ —

Der Treufaug kam mit dem Pfarrer. Gertrud ſah ihn von ferne, erſchrak und ſagte zu ſich ſelber: was will jetzt dieſer in dieſer Stunde; ſie ſtand auf, mit dem Vorſatz, dem Pfarrer zu ſagen, er ſoll ihn zurückſchicken. So ging ſie vor die Thüre, und der Pfarrer ſah, was ſie wollte, und ſagte: er will nur in der Nebenſtube zuſehen, ohne daß ihn jemand ſieht.

Denn mag ich's wohl leiden, ſagte die Gertrud, ließ ihn hineingehen und führte den Pfarrer zur Sterbenden.

Es ſchlug bald darauf 8 Uhr und die Armen, die ſie zu ihrem Todbett berufen, kamen faſt alle auf den Schlag mit einander zu ihrem Haus und warteten daſelbſt, bis

lle bey einander seyen, weil sie glaubten, das viele Auf- und Zuthun der Stubenthüre könnte ihr bey ihrer Todesnähe noch beschwerlich fallen.

Der Pfarrer ging zu ihnen hinaus, dankte ihnen für ihre Bereitwilligkeit, den Wunsch der sterbenden Vögtin noch zu erfüllen, und bat sie dann, so still als immer möglich hineinzukommen. Jetzt zogen viele Männer und Weiber, die in ihren Holzschuhen dastanden, dieselben ab, nahmen sie in die Hand und folgten dem Pfarrer baarfuß in die Stube hinein.

Es waren ihrer bey 40 Personen, Männer, Weiber und Kinder.

Die Vögtin sah eins nach dem andern, wie sie hereinkamen, steif an, und bewegte gegen ein jedes ihr sterbendes Haupt. Die Armen erwiederten ihr den Gruß alle mit freundlichem Nicken, und hatten meistens Thränen in den Augen, aber keines redete ein Wort.

Die Hoorlacherin sah aus wie der Tod. Die Vögtin sah sie, zwey Kinder, die Hunger und Mangel redten, auf ihren Armen, und ihre zerrissenen Schuhe in der Hand, vor ihr stehen, und gebeugt, aber geduldig, nach ihr hinblicken, und dann ihr Aug gen Himmel erheben.

Die Sterbende zitterte bey diesem Anblick, und nahm ihren Mann bey der Hand; dieser verhüllte sein Angesicht in die Decke ihres Bettes.

Die Vögtin erholte sich wieder. Sie hätte, seitdem sie erwacht, und vorher die ganze Nacht fast keinen andern Gedanken gehabt, als was sie diesen Unglücklichen noch sagen wolle und sagen müsse.

Sie bat ſie jetzt, ſich zu ſetzen, und jedes ſuchte ſtill das nächſte Plätzchen, und Männer und Weiber nahmen die Kinder auf den Schooß.

## §. 64.

## Worte einer Sterbenden.

Dann ſagte die Frau:

Gott grüß euch, ihr liebe, arme, ſo oft von uns gedrückte und gedrängte Leute! —

Lohn's euch Gott, daß ihr euch meiner noch erbarmet, und itzt, da ich euch nöthig habe, zu mir kommt.

Ich hab es nicht um euch verdient. — Wenn ihr in Noth und Elend zu mir kamet, ſo verſchloß ich mein Herz vor eurem Jammer. —

Ich achtete den Hunger und Mangel, der aus euren Augen redte, wie nichts, und ſah nur den Pfenning, der in eurer Hand war. —

Ich ſparte den Tropfen im Glas, der euch gehörte — ich leerte das Maas nicht aus, in dem euer Mehl war — ich nahm den Rahm von der Milch, die ihr für eure Kinder kauftet — im Brod und Anken (Butter), im Wein und Fleiſch gab ich euch nie das volle Maaß und Gewicht, und zwang euch, von mir theurer zu kaufen, was euch andere wohlfeiler gegeben hätten.

Um der Sünde unſers Hauſes willen ſeyd ihr alle, und noch Hunderte, die nicht da ſind, unglücklich geworden. —

Um unſerer Sünde willen haben die Kinder des Dorfs ihre Eltern — die Dienſte ihre Meiſter — die Weiber ihre Männer beſtohlen, und den Raub in unſer Haus gebracht. —

Darum ſind wir elender geworden als alle Menſchen. —

Viele von euch litten die Strafe des Diebſtahls, und haben für uns geſtohlen. —

Viele litten den Unſegen ungehorſamer Kinder, und ſind um unſertwillen ungehorſam worden. —

Viele verzweifelten, weil ſie bey uns verführt worden. —

Söhne liefen aus dem Lande, weil wir ſie zu Grunde gerichtet — und Töchter ſind unglücklich geworden, weil ihnen in unſerm Haus Fallſtricke gelegt worden. —

Es iſt noch viel mehr — ich kann's nicht ausſprechen — ich kann's nicht mehr ändern. Wir haben Gottes und ſeines Wortes vergeſſen, wir haben den Glauben verläugnet, wir haben die Liebe verloren und wußten nicht mehr, was Beten und Bußthun iſt.

Jetzt fing ſie plötzlich in ihrer Rede an zu ſtocken und ſagte: mein Kind, mein armes Kind, als es auf dem Todbett lag, hat noch das letzte Wort der Erbarmung an uns geredt, aber wir vergaßen es bald und lebten wie vorhin.

In dieſem Augenblick warf ſie ihren Blick auf die drey ſchwarzen Finger des Vogts. Entſetzen ergriff ſie. Ihre Sinne verloren ſich, ihr Aug verwilderte ſich, ihre Lippen bebten, ſie rief plötzlich mit einem Schrey: „ich hab es verdient, ſie enthaupten mich! — bet ein jedes ein gläubiges Vaterunſer für mich!“ — Entſetzen ergriff jetzt alles

Volk. Unwillkührlich ſtand alles von ihren Sitzen auf und ſprang gegen ihr Bett zu, wie wenn es ihr heiſen wollte. Die Verwilderung des Augenblicks war aber bald vorüber. Sie war nicht mehr außer ſich, ſie lag nur ohnmächtig, aber ſtill und ruhig auf ihrem Bett. Der Pfarrer fiel jezt mitten unter den Armen auf ſeine Kniee für die arme Sterbende, und als er ſein kurzes Gebet geendet, ſagte er noch: ſie hat euch alle um ein gläubiges Vaterunſer gebeten, ſprechet mir alle laut nach. So betete er mit allen Armen laut das heilige Vaterunſer. Es war, wie wenn ſie es hörte, ihr Geſicht erheiterte ſich ſichtbar, ob ſie gleich nicht erwachte. Dann gab der Pfarrer den Armen das Zeichen, daß ſie nun gehen ſollen. Sie gingen jezt ſtill weg. Kein Aug war ohne Thränen. Selbſt die Kinder auf den Armen der Mütter hatten Thränen in den Augen.

## §. 65.

## Hier iſt wahrhaftig ein Haus Gottes und eine Pforte des Himmels.

Ich ſaß auch da mitten unter den Leuten; aber ich kann's nicht ausdrücken und nicht beſchreiben, wie uns allen zu Muthe war, als ſie ohnmächtig vor uns hinſank.

Geiſt des Herrn! Der du wie ein Wind wehſt und wie ein Feuer brennſt, die Herzen der Menſchen zu lenken, du ſegneteſt und heiligteſt die Worte der Sterbenden, daß die

die Schaar der Armen, die gestern noch über sie seufzten und Rache schrien und bitter redten, jetzt für sie jammerten, wie für eine Geliebte, und ihre Liebe suchten, wie die Liebe einer Schwester, und ihren Segen wünschten, wie den Segen einer Mutter.

Geist des Herrn!

Der du die Menschenworte segnest, daß sie werden wie Worte Gottes, ruhe ewig auf den Worten dieser Sterbenden, daß ihr Licht nicht erlösche und ihre Kraft nicht verschwinde, so lange Reiche auf Erden drücken und Arme leiden werden.

Meine Seele preise den Herrn und mein Geist lobe seinen Namen, denn er hat der Sterbenden Barmherzigkeit erwiesen, er hat ihr ihre Sünden verziehen und ihre Missethat ausgelöscht. Ihre Armen beten für sie; selbst die Thränen des Unmündigen auf dem Schooße der Eltern beten für sie zum Herrn. Preise meine Seele den Herrn, und lobe, o mein Geist, seinen Namen.

Der Pfarrer fand den Treufaug in der Kammer so durch und durch bewegt, daß er ihm von freyen Stücken sagte, er könne es nicht aushalten und wolle in Gottes Namen seinem Rath folgen. Er bat den Pfarrer, die Vögtin für ihn um Verzeihung zu bitten, und dieser, um ihn in seinen Entschlüssen noch mehr zu befestigen, bat ihn, nächster Tage zu ihm zu kommen und mit ihm zu Mittag zu essen.

## §. 66.

**Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertreffen wird die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Phariſäer, ſo werdet ihr nicht ins Reich der Himmel eingehen.**

---

Im Heimgehen von der ſterbenden Vögtin führte der Weg die Hoorlacherin neben dem Renold vorbey. Dieſer ſaß eben in Gedanken vertieft vor ſeinem Hauſe. Die Vorfälle dieſer Tage lagen ihm ſchwer auf dem Herzen. Am meiſten machte ihm das Wort Mühe, das der Junker zu ihm geſagt: der Hummel und die Vorgeſetzten haben ſehr oft ſeinem Großvater, wenn ihm dies oder jenes, das ſie gethan hatten, nicht ganz in der Ordnung ſchien, geantwortet: er kenne doch den braven Renold, und wenn etwas Krummes und Unrechtes dahinter geſteckt wäre, ſo hätte dieſer nicht Theil daran genommen. So diente ihnen, ſagte er jetzt zu ſich ſelber, mein guter Name und mein Stillſchweigen zu einem Rücken, hinter dem ſie ihre ſchlechten Streiche noch verbergen konnten. In dieſen Gedanken vertieft, ſah er die Hoorlacherin mit ihren drey Kindern nahe bey ſich. Er meynte, ſie wolle ein Almoſen von ihm bitten. Sie that es nicht, grüßte ihn nur, aber ſie hatte Thränen in den Augen. Er wußte, daß ſie von der Vögtin kam und ſagte zu ihr: biſt du auch bey ihr geweſen? — Ja, Gott Lob! ſagte die Hoorlacherin.

Renold. Du wirſt viel davon haben.

Hoorlacherin. Ja, ich habe viel davon. Wenn ſie mich auch doppelt elend gemacht hätten, ich wollte um alles in der Welt nicht, daß ich nicht bey ihr geweſen wäre.

Der Renold konnte es faſt nicht begreifen, daß ſie in ihrem Elend ſo ſprechen konnte, und ſie mußte ihm jetzt alles umſtändlich erzählen, was in dieſer Stunde bey der Vögtin vorgefallen. Er hörte mit großer Rührung zu, und als ſie nun fertig war, ſagte er: wart' jetzt noch einen Augenblick, ich will und muß dir zeigen, daß mir ihr Todbett auch zu Herzen geht. —

Dann ging er zu ſeiner Frauen in die Stube und ſagte: Frau, ich habe im Sinn, der Hoorlacherin wieder zu ihrem Haus zu verhelfen.

Du kannſt nur vier oder fünftehalb hundert Gulden in die Hand nehmen, wenn du das im Sinn haſt, ſagte die Frau.

Und der Renold: ich weiß wohl, ſo viel haftet darauf.

Frau. Und willſt es doch?

Renold. Ja.

Frau. Das wär' ein Almoſen, man könnte hundert daraus machen.

Renold. Es liegt mir am Herzen, wie kein anders.

Frau. Ich könnte nicht ſagen, daß es mir gefiele.

Renold. Frau, ich habe mein Gewiſſen ins Vogts Haus oft beſchwert und mitgegeſſen und mitgetrunken, wo ich nicht hätte trinken ſollen, und geſchwiegen, wo ich hätte reden ſollen; und ich möchte gern zeigen, wie ich darüber denke. Du weißt, wenn es 4000 fl. anträfe, wie 400, ich könnte es ja thun.

Frau. Wenn du's alſo anſiehſt, ſo thu in Gottes Namen, was du willſt und was du glaubſt, das recht ſey.

Es freut mich, daß du nicht dawider biſt, ich hätte es auch nicht gern gegen deinen Willen gethan, ſagte jetzt der Renold, und erzählte ihr dann noch ein paar Worte von der Vögtin Todbert. — Das rührte die Frau dann ſehr, und er ging jetzt hinaus und ſagte der Hoorlacherin, was er ihr thun wolle.

Es übernahm die Frau, daß ſie einen Augenblick nicht reden konnte. Er ſah ihre innere Bewegung, die ſie ſtumm machte. Jetzt dankte ſie plötzlich mit einem Schrey und ſagte: Gott iſt heute bey mir; er war bey der Vögtin bey mir, er iſt jetzt bey mir. Jetzt dankte ſie wieder, zitterte und weinte laut, und alle drey Kinder, die die Mutter weinen ſahen, weinten auch.

Um Gottes Willen mach nicht ſo auf offener Straße, komm mit mir in die Stube, ſagte jetzt der Renold.

Sie ging mit ihm hinein. Er ſtellte ihr einen Stuhl dar, bat ſie zu ſitzen und ſagte: erhol' dich jetzt ein wenig, Frau, ehe du heimgehſt.

Der Anblick ging auch der Renoldin zu Herzen. Es freute ſie jetzt, was ihr Mann gethan hat. Sie gab ihren Kindern noch die Säcke voll dürre Birnen, machte ſie eine Milch eſſen mit einem ſchönen Nidel und ſchnitt ihnen viel Brod hinein; denn ſie ſah, daß ſie hungerten.

Die Vögtin vernahm das Geſchenk des Renolds an die Hoorlacherin noch in ihrer letzten Stunde. „Das iſt doch eine Freude, die ich will's Gott mit mir in den Himmel nehme.“ — Das war auch das letzte Wort, das ſie

dieſer Welt noch redte. Eine Stunde vorher ſagte ſie ch: „ſie komme jetzt zu ihrem Kind in Himmel, das ue ſie ſehr.“ Sie löſchte ſanft aus, wie ein Licht.

Gertrud beſorgte ſie zum Grabe, und als die Todten- ocke läutete, weinten weit die meiſten Menſchen im Dorf ihr, und ihr Mann ging eine Viertelſtund, nachdem verſchieden, in ſein Gefängniß zurück.

---

## §. 67.

Weilen doch über den himmliſchen Bogen
Eine ſo dicke Decke gezogen,
Daß es auf Erden finſter und Nacht —
Welches uns alle ſchläfrig macht,
Liebeſter Gott! So wolleſt verſchaffen,
Daß wir doch feyerlich nehmen Bedacht;
Unſer Aug ſey für das Nahe geſchaffen,
Und nicht gar in die Ferne zu ſehn —
Mächtiger König, wehre dem Teufel,
Wann er uns reizet zu Zank und zu Zweifel,
Wann er die Poltergeiſter erweckt
Und uns mit ſtreitigen Meynungen neckt —
Denn er damit den Seelen aufpaſſet,
Sonderlich auch dem Frieden nachſtellt,
Welchen der Mörder grimmiglich haſſet,
Deme nur, was uns ſchadet, gefällt,
Mächtiger König! wehre dem Teufel!
Wann er uns reizt zu Zank und zu Zweifel,
Wann er die Poltergeiſter erweckt,
Und uns mit ſtreitigen Meynungen neckt!

---

Der gute Pfarrer ſuchte in ſeinem Eifer den Augen- ck der Rührung und Beſchämung des Dorfs von allen

Seiten zu benutzen, und ging in dieſer Rückſicht auch zum Hartknopf, der ihn aber eben ſo unfreundlich als der Treufaug empfing. Seine Rockfuttergeſchichte machte, daß er in viele Häuſer nicht mehr hineindurfte, wo er ehedem gut gelitten war. Er konnte das nicht vertragen. Der Menſch iſt ſo. Er meynt, er dürfe zwanzig, dreißig und vierzig Jahr ein Narr und ein Tropf ſeyn, und es dürfe denn nur niemand darob das Maul rümpfen, wenn es ihm einmal auskomme. Aber die Welt iſt nicht ſo. Sie lacht gegen die Thoren, denen ihre Thorheit auskommt, und läßt dumme Tröpfe, die ſich ſelber zu Schanden gemacht haben, immer lieber vor der Thüre ſtehen, als zu ſich in die Stube hineinkommen.

Der Pfarrer wollte dem Hartknopf begreiflich machen, daß ſeine Lebensweiſe nichts tauge, und ſagte ihm: wahrlich, du biſt ein eigentlicher Meynungennarr geweſen, und haſt immer vergeſſen, daß wir alle blind ſind auf Erden und uns darum über keine Meynungen zanken und ereifern ſollten. Er fuhr fort: es iſt recht heidniſch, wie du an deinen unverſtandenen und unverdauten Meynungen gehangen, und dir eingebildet, wer nicht denke wie du, der kenne Gott nicht, und habe den wahren Glauben nicht. Wahrlich du haſt die gute Lehre vom ſtillen, frommen Gottesglauben zu einer Streitlehre gemacht, daß die Leute, die dir glaubten, am Wort Gottes klaubten und das Evangelium ſtudirten, wie ein böſes trölériſches Volk ein verfängliches Geſetzbuch.

Der Hartknopf wollte das nicht an ſich kommen laſſen, und fing an, ſeinen Meynungenſtand der Welt und

der Breite nach zu rechtfertigen und beweiſen zu wollen, daß der liebe Gott ſelber daran einen Gefallen habe. Der Pfarrer aber ließ ihm das nicht gelten und ſagte ihm: du biſt ein einfältiger Tropf, daß du glaubſt, der große Gott im Himmel achte viel auf der blinden Menſchen armes Geſchwätz über Sachen, die ihr Aug nicht geſehen, die ihr Ohr nicht gehört, und deren reine Wahrheit noch in keines Menſchen Mund ausgeſprochen, weil ſie noch in keines Menſchen Herz aufgeſtiegen. Der Hartknopf wollte lange aus der Bibel beweiſen, daß er recht habe u. ſ. w., aber da er mit dem Pfarrer auf dieſem Wege nicht zurecht kam, fing er an, unverſchämt zu werden, und ſagte ihm: er meyne jetzt, weil ihm das mit dem Rockfutter begegnet, ſo dürfe er jetzt zu ihm ſagen, was ihm ins Maul komme; wenn das nicht wäre, endete er, Herr Pfarrer, ſo würde ich euch eine Antwort geben, wie es ſich gebührt.

Pfarrer. Antworte mir nur, wie du kannſt und magſt, dein Rockfutter ſoll dich gar nicht daran hindern.

Hartknopf. Nun, ſo will ich's euch gerade heraus ſagen, Herr Pfarrer, ihr redet völlig, wie ein Ungläubiger.

Pfarrer. Es muß dir ſo vorkommen, denn dein Maulbrauchen iſt dein Glauben, und einen andern haſt du keinen, und deines Maulbrauchens und deines Lebens halber bin ich freylich ein Ungläubiger, ſo ſehr man ein Ungläubiger ſeyn kann.

Hartknopf. Ich weiß wohl, daß ihr mich verachtet und immer verachtet habet, aber ihr wißt nicht, was

das heißt: „aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir dein Lob bereitet.

Pfarrer. Aber es heißt nicht, aus dem Mund der Lumpen und Schuldenmacher und der Leute, die dem Schwatzen über Gott und geistliche Dinge nachhängen, um dafür zu essen und zu trinken zu kriegen, wie sie es nicht verdient und wie es sich nicht gehört; es heißt auch nicht, Gott habe einen Gefallen, wenn man seinen Namen unnütz und leichtfertig nennt und, wie die Heiden bey den Götzenopfern, laut aus vollem Hals: Herr! Herr! ruft.

Der Hartknopf wußte nicht, wie ihm war, da ihm der Pfarrer also redte. Er unterbrach ihn und sagte: was sagt ihr mir da, was sagt ihr mir da, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer erwiederte: ich sage und wiederhole es dir, der Spruch aus der Bibel: „aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir dein Lob bereitet" — will nicht sagen: Der im Himmel wohnet, habe einen Gefallen daran, wenn man, wie du, anstatt mit täglichem Fleiß und mit Gott und Ehren sein Brod zu verdienen, täglich einfältigen Weibern nachläuft und mit Geschwätzwerk über das ewige Leben Brod, Wein und Braten für das zeitliche Leben abschwatzt.

Hartknopf. Herr Pfarrer! Ich laß mir das nicht sagen; ich laß mir nicht nachreden, daß ich so ein Mann bin.

Pfarrer. Du mußt es dir nachreden lassen, denn es ist wahr. Du hast mit deinem Maulbrauchen über die Bibel nichts anders gethan, als was jeder Lump, der im Wirthshaus besoffenen Bauern den Kalender und die

leitungen erklärt, und dafür mitessen und mittrinken darf, das auf dem Tisch steht. — Er setzte hinzu: gewiß, gewiß, Hartknopf! du hättest seit vielen Jahren schon besser gethan, bey Haus zu bleiben und zu arbeiten, anstatt in allen Häusern herumzuziehen und am End deines dummen Geschwätzes noch Schulden drein zu machen.

Hartknopf. Meine Schulden gehen euch nichts an, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Das ist denn noch die Frage.

Hartknopf. Ich wüßte nicht, wie sie euch etwas angehen könnten.

Pfarrer. Ich kann dir das gar leicht sagen.

Hartknopf. Das möchte ich sehen.

Pfarrer. Das sollst du. Da ich gestern Abend aus dem Schloß heim kam, traf ich den Stierenbauer von Hirzau, und den Müller von Grienbach an, die mir auf die Frage: was sie guts machen? und wo sie hinaus wollen? — antworteten: ihre Weiber haben sie dahin geracht, dem Ehegaumer Hartknopf mehr Geld zu verrauen, als sie jetzt wohl sehen, daß sie ihm hätten verrauen sollen; es gehen Schuldenmachenshalber so viele Gerüchte über diesen Mann herum, daß sie zu ihrer Sache schauen wollen, ehe es zu spät sey. Und nun, Hartknopf, was habe ich Ungläubiger gethan? und was hättest du, gläubige Seele, an mir gethan, wenn dir jemand etwas ähnliches von mir erzählt, und es in deiner Hand gestanden wäre, mich unglücklich zu machen? Ich will dir die Antwort ersparen und dir nur sagen: ich habe den Männern gesagt, wenn der Wagen falle, so seyen der

Räder immer fünfe, und es ſey doch jetzt auch möglich, daß man ſeiner Schulden halber mehr ſage, als wahr ſey. Ich ſetzte noch hinzu: wenn es übel ſtehe, ſo ſey es auch für ſie beſſer, ſie greifen dich nicht öffentlich an; denn ſie würden, wenn du überſtoßen würdeſt, an ihre Schuld weniger bekommen, als wenn ſie mit Schonung und Sorgfalt mit dir zu Werk gehen.

Was keine Vernunftgründe bewirkten, das bewirkte jetzt der Schuldenzuſtand beym Hartknopf. Er verlor alle Farb. Seine Lippen hatten eine Farbe wie ein abgeſtandener Fiſch. Er ſagte jetzt: es iſt wahr, dieſe zwey Männer könnten mich zu Grunde richten, wenn ſie ihr Geld auf der Stelle von mir fordern würden. Seine Angſt machte, daß er dem Pfarrer faſt nicht einmal dafür recht danken konnte, daß er ihm bey dieſen Männern zum Beſten geredt. Er ſtotterte und wußte faſt nicht, was er ſagen wollte. Der Pfarrer aber unterbrach ihn und ſagte: du ſiehſt jetzt, wohin dich dein Hochmuth und deine Trägheit geführet haben. Oder glaubſt du es nicht ſelber, du hätteſt beſſer gethan, fleißig auf deinem Strumpfweberſtuhl zu arbeiten, als mit Geſchwätzwerk über Sachen, die du nicht verſtehſt, dir ſelber den Kopf zu verdrehen, und mit einem Heiligenſchein, hinter dem nichts ſteckt, die Stierenbäurin von Hirzau und die Müllerin von Grienbach dahin zu bringen, daß ihre Männer dir Geld leihen mußten, das du ihnen wahrſcheinlich nicht mehr zurückgeben kannſt. Jetzt war der Hartknopf in ſeiner Anmaßung ſo heruntergearbeitet, daß er dem Pfarrer bekannte, es ſey wahr, er ſey träg und eſſe wirklich gern zu Zeiten etwas Gutes, das er ſich

in ſeinem Haus nicht mehr zu verſchaffen vermochte, und er könne nicht läugnen, das habe hie und da Einfluß auf ſein Benehmen gehabt. Am End gab er noch dem Magiſter Heiligenzahn Schuld, der ihn ſchon vor zwanzig Jahren ſo in das Bücherweſen hineingeführt und ihm den Kopf davon ſo voll gemacht, daß er freylich viel anders darob vergeſſen.

Der Pfarrer erwiederte ihm: hätte er dir, anſtatt den Kopf, das Herz mit der Bibel voll gemacht, ſo hätteſt du ob ihr ſicher nicht ſo viel anders vergeſſen.

## §. 68.

## Das Begräbniß der Vögtin, und noch einmal der Treufaug und der Pfarrer neben einander.

Wenige Stunden, nachdem die Vögtin die Armen, denen in ihrem Haus Unrecht geſchehen, um Verzeihung gebeten, ſtarb ſie. Ihr Begräbniß war rührend. In Sonnal begleiten Männer und Weiber die Todten zum Grab.

Die Menge Arme, denen Unrecht ins Vogts Haus geſchehen, kamen ihr zur Leiche, und boten dem Vogt freundlich die Hand. Auch der Treufaug begleitete ſie zum Grab. Der Pfarrer hatte dem Junker ſchon vorher geſchrieben, die Erſcheinung des Treufaugs beym Grabnachen der Vögtin würde einen Spottauftritt veranlaſſen,

der wohl zur Verwilderung des Volks, aber nicht zur Beſſerung des Treufaugs beytragen würde. Der Junker antwortete dem Pfarrer: er ſehe ein, daß er in ſeinem diesfälligen Urtheil zu weit gegangen; er ſolle dem Treufaug ſagen, er wolle ihm dieſe Strafe ſchenken, aber er verbiete ihm, dieſe Tropfen wieder jemand zu geben. — Der Treufaug war herzlich froh, und begleitete die Vögtin mit einem ſo heitern Geſicht zum Grab, als er dieſe Woche nie gehabt hat. Auch der Junker begleitete die Leiche, und der Treufaug bückte ſich faſt an den Boden, da der Junker ihn grüßte, als er neben ihm vorbeyging, und jedermann, der den Junker und den Treufaug unter der Linde geſehen, mußte jetzt mitten in der ernſten Stimmung, die ſonſt allgemein bey dieſem Begräbniß herrſchte, über das Grüßen des Junkers und über den Bückling des Treufaugs lachen. Dieſer aber ging noch am gleichen Abend zum Pfarrer, ihm zu danken, daß er ihn von dem ſchrecklichen Grabmachen erlöſt, mit dem ihn der Junker bedroht, und war jetzt bey ihm in einer ſo guten Laune, als er vorher in einer böſen war. Der Pfarrer ſtellte ihm jetzt eine Bouteille vom beſten dar, den er im Keller hatte. Der Treufaug ließ ſie ſich wohl belieben, war ſehr geſprächig, und ſie kamen bald auf die Zaubermittel, die er von ſeinem Großvater geerbt. Der Pfarrer ſchlug ihm freundlich auf die Achſel und ſagte: aber nicht wahr, ihr habt an dieſe Gaukelceremonien nie geglaubt?

Treufaug. Ganz gewiß, Herr Pfarrer, eine ſehr lange Zeit, wie an das Evangelium.

Pfarrer. Aber wie iſt auch das möglich?

Treufaug. Es ſind mir dabey Sachen begegnet, die mir bis auf den heutigen Tag unbegreiflich ſind.

Pfarrer (immer lächelnd). Es gibt allenthalben viel Außerordentliches. Aber ihr habt's gut. Wenn euch die Hexerey gerathet, ſo ſagt ihr: da ſeht ihr die Wahrheit unſerer Kunſt; fehlt ſie aber, ſo ſagt ihr: es fehle nicht an der Kunſt, es fehle nur am Glauben, oder es ſey nicht die rechte Stund und dergl.

Treufaug. Zu Zeiten gibt es wirklich dergleichen Antworten.

Pfarrer. Ihr ſaht aber doch bald ein, daß eure Zaubermittel Betrug waren.

Treufaug. Um die Wahrheit zu ſagen, merkte ich nach einiger Zeit, daß hinter den Recepten des Großvaters nicht alles ſtecke.

Pfarrer. Aber ihr brauchtet ſie doch fort.

Treufaug. Ich mußte wohl. Wenn ich geſagt hätte, ſie wären nichts nutz, ſo wäre es um mein Brod denn bald aus geweſen, und am End war ich ſolcher Worte ſo gewohnt, daß ich meynte, ſie gehörten zur Sache, ohne etwas dabey zu denken, ungefähr wie unſer Kaminfeger; der meynt auch, ſein Kamin wäre nicht gerußet, wenn er nicht noch ein Lied oben zum Loch hinaus geſungen hätte.

Pfarrer. Aber ihr haltet doch jetzt mit dem Singen von ſolchen Kaminfegerliedern etwas ein.

Ja, ja, Herr Pfarrer, das wohl, ſagte jetzt der Treufaug, und war beym Leeren ſeiner Bouteille immer noch heiterer und geſprächiger; doch da er nun weggehen wollte,

und der Pfarrer ihm wiederholte, er ſolle jetzt bald mit dem Dr. Müller auf ein Mittageſſen zu ihm kommen, verfinſterte ſich ſein Geſicht und er ſagte: dieſem möchte ich dann doch nicht alles erzählen, was ich euch jetzt geſagt habe; wir haben es nie recht gut mit einander können.

Pfarrer. Aber ihr kommt doch; er iſt ein ſehr verſtändiger Mann, und kann euch gewiß dienen.

Das verſprach jetzt doch der Treufaug dem Pfarrer noch beym Weggehen in die Hand. Mit ſolchem Ernſt, mit ſolcher Liebe und mit ſolcher Sorgfalt benutzte der Pfarrer die Rührung und Beſchämung, die in dieſem Augenblick viele Menſchen im Dorf für ſeine Wahrheit empfänglicher machte, als ſie es bisher nicht waren.

## §. 69.

## Zu beweiſen, daß die Menſchen das werden, was man aus ihnen macht.

Die Vorfälle dieſer Tage hatten indeſſen auf das Dorf einen äußerſt großen Einfluß. Es zeigte ſich ſeit ein paar Tagen ein Anfang von der Möglichkeit, daß ſich vieles im Dorf leichter ändern und beſſern könne, als man ſonſt gewöhnlich annimmt und glaubt. Das aber iſt wichtig. Die Anfangspunkte ſolcher Aenderungen und Beſſerungen ſind in verdorbenen Dörfern ſchwer zu erzielen. Aber ſie

waren erzielt. Sie ſtanden ſichtbar vor Arners, Glülphis und des Pfarrers Augen und zeigten ſich vorzüglich und auffallend darin, daß jetzt alles mit dem Pfarrer gut ſeyn wollte. Die Weiber machtens am buttelſten. Wenn er vorbeyging, riefen ſie ihren Kindern aus den Fenſtern über die Gaſſe zu: ſiehſt du auch den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer? gib ihm auch 's Händchen. — Die Männer waren überhaupt ſtiller, doch auch freundlich. Aber faſt jedermann ſchämte ſich, der eine ob dem, der andere ob dieſem. Der eine gab dem, der andere einem andern Schuld. Aber jedermann geſtand, daß man unrecht und der Junker recht gehabt. Alles war jetzt ganz dem Manne und der Frauen zur Antwort, und alles ließ ihn den Hartknopf, den Kriecher und ſogar des Sigriſten Leut ſtehen und gehen. Sogar der Lips mußte erzählen, was er gethan. „Hüni, Hüni, du haſt ein wüſtes Ey gelegt,“ riefen ihm links und rechts Junges und Altes zu. Der Hünerträger fand Güggel*) und Eyer feil, ſo viel er nur wollte; und ſelbſt die junge Kalberlederin, die ſich vorgeſtern noch wegen ihrer Seele Heil bekümmerte, daß ſie ihn in Stall hineinlaſſen müſſe, rief ihm jetzt mit lachendem Mund unter der Thüre, ſie haben drey paar ſchöne reife junge Tauben.

Ueberhaupt aber war es ſichtbar, daß Arner alles Volk, ſo zu reden, ſich ſelber näher gebracht, und hat machen können; daß faſt jedermann ſich weniger um das Fremde, und mehr um das Seinige bekümmerte.

*) Junge Hüner.

## §. 70.

## Zu einem guten Ziel kommen, iſt ganz ſicher beſſer, als vom guten Ziel viel Wortweſens machen, und darin zurückbleiben.

Aber ſchon am erſten Abend, nachdem er als Gefangener ins Pfarrhaus gebracht worden und ihn der Pfarrer auch auf dieſe Strafe, die noch auf ihn warte, vorbereiten wollte, zeigte er das äußerſte Entſetzen vor dieſer Strafe und ſagte gerade heraus, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als unter die Kanzel ſtehen. Der Pfarrer konnte den äußerſten Grad des Entſetzens nicht begreifen, wollte ihm Vorſtellungen machen und ſagte: das iſt entſetzlich geredet. Der Vogt erwiederte: ich kann nicht helfen, unter dem Galgen wußte ich, daß ich dem Henker unter den Händen ſey, und meine Vergehungen kamen mir an dieſem Ort ſo lebendig vor Augen, daß ich, bis zum Einſinken von ihnen ergriffen, nicht ſah, was um mich her und mit mir vorging, in der Kirche aber wird es durchaus nicht alſo ſeyn; es wird mir nicht ſeyn, ich leide eine Strafe, es wird mir nur ſeyn, man treibe das Geſpött mit mir, und die hundert und hundert, die ich denn mich kaltblütig und boshaft angaffen ſehen werde, werden mir tauſend und tauſend Dinge in den Kopf bringen, von denen ich wünſchen muß, daß keine einzige von allen bis an mein Grab mir in Kopf komme. — Der Pfarrer that etliche Stunden nach einander alles, um ihn von dieſer leidenſchaftlichen Anſicht dieſer Strafe abzu-

abzulenken, aber es war unmöglich. Thränen floſſen ihm haufenweis über die Wangen, wenn der Pfarrer nur ein Wort wieder davon anfing. Einmal ſagte er gerade heraus: denkt, Herr Pfarrer, wie es mir wird ſeyn müſſen, wenn die Vorgeſetzten, die um kein Haar beſſer als ich ſind, und von denen viele, wenn ihre Thaten näher unterſucht würden, eben wie ich unter den Galgen gehören, in ihren Kirchenſtühlen wie heilige Männer daſtehen und ihre Weiber, die ich ſo oft in meinem Haus voll und toll ſah, anſtatt auf eure Predigt zu achten, die ganze Zeit über ihre Augenweid an meinem Daſtehen haben werden; Herr Pfarrer, denket, was alles dieſes für einen Eindruck auf mich haben wird, und habet wenigſtens Mitleiden mit mir, wenn ihr es nicht ändern könnet. Gewiß aber iſt, ich wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als unter die Kanzel.

Der Pfarrer ward durch dieſe Vorſtellung wirklich bewegt, ſuchte aber noch ein paarmal, ihn von dieſer Anſicht ſeiner ihm noch bevorſtehenden Strafe zurückzulenken. Da er es aber unmöglich fand, ſchrieb er gegen das Ende der zweyten Woche ſeiner Gefangenſchaft dem Junker folgenden Brief:

Wohledelgeborner, gnädiger Herr!

Ich bin ſchon wieder in der Lage, Sie zu bitten, dem Vogt das unter der Kanzel ſtehen zu ſchenken, wie ich Sie gebeten, dem Treufaug das Grabmachen zu ſchenken. Ich redte, ſobald er als Gefangener ins Pfarrhaus gebracht wurde, mit ihm und wollte ihn auf das unter die Kanzel

ſtehen, das auf ihn warte, vorbereiten; aber er ſagte mir, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als ſo in die Kirche. Ich fand es im Anfang unverſchämt und konnte es nicht begreifen, aber er erklärte ſich über den Einfluß, den dieſe Strafe auf ihn machte, ſo lebhaft, daß ich einſah, ſie werde weder auf ihn, noch auf das Volk einen wohlthätigen, ſondern einen ſie beyderſeits ſo verwildernden Einfluß haben, wie keine Kirchenhändlung je einen ſolchen auf die Menſchen haben ſoll. Ich muß alſo, wenn ich meiner Ueberzeugung folgen will, Ew. Gnaden bitten, den Mann am Sonntag in ſeinem Gefängniß zu laſſen, und mich mit der Gemeind allein reden zu laſſen u. ſ. w.

Der Junker antwortete ihm auf der Stelle:

Lieber Herr Pfarrer!

Sie faſſen meine Strafurtheile alle mit ſo viel Menſchenkenntniß und Menſchenfreundlichkeit ins Aug, daß ich faſt denke, ich ſollte keines mehr ausfertigen, ohne es vorher durch Ihre Cenſur paſſiren zu laſſen, und doch bin ich gar nicht der Meynung, daß die bürgerlichen Urtheile viel gewinnen würden, wenn ſie alle nur durch ein kirchliches Exequatur als gültig und vollſtändig erklärt werden müßten. Aber Ihre Anſicht des Gegenſtands iſt indeſſen ſo richtig und auffallend, daß ich faſt nicht begreifen kann, daß ſolche Strafen Jahrhunderte beſtehen konnten, ohne daß ihre Unſchicklichkeit jemal öffentlich zur Sprache kam. Doch man achtet den Eindruck, den irgend etwas in animam vili haben mag, nirgend gar viel. Wären Sie in

einer Hauptſtadt und nicht in einem armen Dorf einer Winkelherrſchaft, ſo würde Ihre Pſychologie vielleicht Folgen haben; doch nicht unter einem Helidor. Der würde Sie als der Kirche und dem Staat gefährlich erklären, wenn Sie einen alten Gebrauch, wie das unter die Kanzel ſtellen iſt, und der auf das Volk oft wie eine Carnevals-Luſtbarkeit wirkt, auch nur von ferne antaſten wollten.

Leben Sie wohl, lieber Herr Pfarrer ꝛc. ꝛc.

Der Pfarrer freute ſich über des Junkers Brief und ſagte dem Hummel, daß er zu Haus bleiben könne. Dann las er den Brief noch ein paarmal, meynte im Anfang, der Junker ſey doch über die Cenſur ſeiner Urtheile etwas empfindlich geworden. Aber je mehr er ihn las, deſto mehr verſchwand dieſe Beſorgniß. Er fand im Gegentheil alle Augenblicke mehr, der Brief ſey in ganz guter Laune geſchrieben, und nicht ſo faſt gegen ihn, als gegen den Clerus und gegen die Gelüſte nach Ausdehnung ihrer Cenſur- und Gewaltsrechte gerichtet. Dieſe aber kannte er ſelbſt als unerſetzlich und von einer Natur, daß ſie die Spottworte der bürgerlichen Gewalt nicht ſelten gar wohl verdienen. Zufrieden ging er jetzt auf ſeine Studierſtube und bereitete ſich auf ſeine Morgenpredigt. Er hatte aber ſchon vorgeſtern die Lebensbeſchreibung des Vogts aus der Hauptſtadt gedruckt zurückerhalten, und ſie in der ganzen Gemeinde austheilen laſſen. Sie lautet wörtlich alſo:

## Lebensbeſchreibung des Vogt Hummel.

Er war geboren im Jahr 1729 und iſt den 28. Heumonat, deſſelben Jahres in hieſiger Kirche getauft worden.

Seine Taufzeugen waren ein Geſchworner Kienholz und eine Frau Eichbergerin. Er erinnert ſich aber nicht, weder von dem einen noch von dem andern, ein einiges Wort chriſtlicher Lehre, oder irgend eine Warnung oder Aufmunterung zu etwas Gutem oder Nützlichem gehört zu haben, vielmehr habe er dem Kienholz allemal, wenn er zu ihm gekommen, alle Bubenſtücke und böſen Streiche, die ſie im Holz und Feld verübt, erzählen müſſen.

Seine Eltern, Chriſtoph Hummel und Margarethe Kienholz, gehörten unter die zahlloſen Unglücklichen, denen das Weſentlichſte ganz mangelte, was zur guten Erziehung eines jeden Kinds nothwendig iſt. Ihre Wohnſtube war kein Tempel Gottes. Sie athmete nichts, als menſchliches Elend und tägliche Auftritte der Schlechtheit und Gottesvergeſſenheit. Sie lebten ohne Hausordnung, ohne Ueberlegung, ohne Liebe, ohne Achtung, ohne Segen im Verderben eines armſeligen ſinnlichen Hinſchlenderns, in der Elendigkeit eines zweckloſen, willenloſen Lebens. Sie kannten nichts Edles, ſie ſuchten nichts Gutes, und fanden im Schlechten und Böſen, das ſie thaten, auch keine Befriedigung.

Das Chriſtenthum war ihnen nichts, als etwas Aeußerliches. Sie beteten zwar, wie es damals der Brauch war, am Morgen und Abend. Sie aßen nicht ungebetet und gingen alle Sonntage zur Kirche, ſelber wenn's windete, regnete und ſchneite. Sie glaubten, ſie müßten das dem lieben Gott thun, wie ſie Zehenden und Bodenzins dem Junker ins Schloß bringen mußten. Aber daß ihr

Herz den lieben Gott etwas angehe, davon hatten ſie keine Ahndung.

So wie ihnen der liebe Gott innerlich nichts war, ob ſie gleich äußerlich thaten, was jeder Hausvater und die ganze Kirchhöre dem lieben Gott an den Sonntagen und an Werktagen auch thut, ſo waren ihnen ihre Kinder innerlich auch nichts, ob ſie ſie gleich äußerlich nährten, kleideten und in die Schule ſchickten. Sie thaten alles das auf eine Weiſe, die wohl nicht ſchlechter ſeyn konnte. Ihre Kinder waren ihnen in den meiſten Fällen, wo ſie etwas für ſie thun ſollten, zur Laſt. Der Vater war ein Uebelhauſer und die Mutter eine unwirthſchaftliche Tröpfin, und ſo unordentlich, daß ſie faſt allenthalben, wo ſie hingekommen, und ſelbſt in der Kirche, den Leuten zum Gelächter geworden iſt. — Aber was ſchlimmer war, als ihre krumme Haube und ihre ſchmutzigen Kleider, war ihr Hochmuth und ihr mißgünſtiges Herz.

Sie hatten ein ziemliches Vermögen zuſammengebracht, aber bey ihren Fehlern war es natürlich, daß es in ihrer Hand bald zu Grund ging, und ſie ihren Hof bis auf wenige Aecker, ſchon in den jungen Jahren Hummels, verkaufen mußten. Das war aber auch der Grund, warum tiefe Verachtung und bitterer Unwillen gegen ſeinen Vater und gegen ſeine Mutter ſchon in den jüngern Jahren Hummels in die Seele des ſtolzen und eiteln böſen Buben hinein kam, der ſich dann in den ſpätern Jahren in der abſcheulichen Handlungsweiſe äußerte, die er gegen ſeinen Vater, der ſich endlich bey ihm verleibdingte, erlaubte.

Die Fehler ſeiner Eltern gaben der Lebendigkeit ſeiner Anlagen in allen Rückſichten Spielraum und Reiz zur vielſeitigſten Befriedigung ſeiner böſen Neigungen, und ſteigerten eigentlich in ihm alles Schlechte und Böſe, das in ſeinen Eltern lag, zu der Greuelkraft, in der es ſich in ſeinem Leben äußerte. Er wurde nicht nur ſo ſchlecht, als ſie waren, ſondern die vorzüglichſten Talente, die er hatte, machten denn noch, daß ihre Fehler bey ihm von unendlich größerer Bedeutung wurden. Was in ſeinen Eltern und bey ihnen ſchlecht war, wurde in ihm und bey ihm eigentlich verrucht, und dieſes ſo weit emporwachſende Schlechte, das in ſeinen Eltern lebte, zeigte ſich ſchon in ſeiner zarten Jugend auf eine Weiſe, die das Elend und Unglück, dem er entgegen ging, jedem Menſchenkenner zum Voraus auffallend machen mußten. Er konnte in ſeinem vierten und fünften Jahre, bey jeder Gelegenheit, wo ihm etwas Widriges begegnete, ein Maul und ein paar Augen machen, daß ſich jeder ehrliche Vater und jede ehrliche Mutter darob b'hüten und b'ſegnen mußten, wenn ſie je eins ihrer Kinder alſo Maul und Augen machen ſehen würden. Er war in dieſem Alter im Stand, den Kopf aufzuſetzen und Wörter und Ausdrücke, ſelber gegen ſeine Eltern, zu gebrauchen, die Keinem nicht ſchon in der tiefſten innern Verhärtung verſunkenen Kind je zum Mund hinausgehen. Die armen Eltern lachten zwar oft darüber. Sie glaubten, ſeine frechen Antworten beweiſen ſeinen Verſtand, und dachten nicht, daß Frechheit und Schamloſigkeit dem Menſchen ſeinen Verſtand juſt da nehmen, wo er ihn am nöthigſten hätte.

Sie ließen ihm das Maul aufthun, wo er wollte, und über was er wollte; und das Maulbrauchen und Müßiggang wurden bey ihm, was sie bey so vielen Leuten sind, gute Geschwisterte, die sich immer gern bey einander finden. Er ward bey seiner Frechheit früh ein Erztagdieb. Anstatt das wilde Feuer, das beynahe von der Wiege an in ihm sichtbar war, zu dämpfen, ließen seine armen Eltern ihn dasselbe im Müßiggang und Maulbrauchen täglich und stündlich noch anfachen. Er war aber doch kaum sieben Jahr alt, als sie zu merken anfingen, wo sie mit ihm zu Haus seyen. Schon damals wuchsen ihnen seine Fehler, die in ihm erstarket, über den Kopf. Was sie immer nun von Folgen, Arbeiten und Rechtthun zu ihm sagten, ließ er zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus. Selbst mit Schlägen richtigen sie jetzt nichts mehr an ihm aus. Wenn sie einen Teufel aus ihm herauszuschlagen glaubten, so schlugen sie damit sieben andere in ihn hinein. Daß Vater oder Mutter ihn etwas lehren konnten, davon war keine Rede. Er sagte ihnen, wenn sie ihm etwas zeigen wollten: „Du kannst es selbst nicht.“ Er spottete sie aus: Ja, ja — So so — gelt aber? und dergl. Das waren die gewöhnlichen Antworten, die er ihnen gab. Er hatte indessen ein Gedächtniß, wodurch ihm in der Schule alles Lernen wie nichts war; aber er trieb mit allem, was er konnte, nur Hoffart, lachte die andern aus, wenn sie es minder gut konnten, und hatte über nichts so eine Freude, als wenn er machen konnte, daß sie zu Schanden wurden.

Er flüsterte einst einem Kinde in der Kirche auf die

Frage des Pfarrers, wer der Schlangentreter ſey? ein: der Teufel. Der Pfarrer ſchimpfte auf das arme Kind abſcheulich wegen dieſer Antwort, und fragte hierauf ihn. Der Böſewicht war im Stand, ohne ein Maul zu verziehen, zu antworten: „Der Schlangentreter iſt unſer liebe Herr und Heiland und Seligmacher Jeſus Chriſtus. Den alten Schulmeiſter kränkte er mit Wort und Thaten, ſo viel er nur konnte und mochte. Der alte Mann hatte ſeit vielen Jahren, da es in ſeiner Nachbarſchaft brannte, eine entſetzliche Furcht vor dem Feuer. Wenn dann der Hummel nicht gern lernte, ſo warf er ihm in der Küche Sachen ins Feuer, die ſchmürzten, damit er erſchrecke, und im Hauſe herumlaufe, um zu ſehen, wo es unrichtig ſey. Er zündete ſogar oft Zunder im Sack an, und achtete es nicht, das größte Loch in den Sack zu brennen, wenn er nur den Schulmeiſter in Schrecken jagen konnte.

Der alte Mann hörte nicht mehr wohl; und der Bube redte immer entweder ſo leiſe, daß dieſer kein Wort verſtehend, oder ſo laut, daß die Leute auf der Gaſſe ſtillſtanden, zu hören, was für Geſchrey in der Schule ſey, welches den Schulmeiſter dann noch mehr verdroß.

Einmal hatte er ihm zwey Wochen den Schullohn nicht gebracht, und da ihn der Schulmeiſter forderte, gab er ihm zur Antwort: Wenn du nicht warten magſt, ſo will ich eben heimlaufen, und dir ihn auf der Stoßbahre bringen.

Im dreyzehnten Jahr iſt er ſeinem Vater entlaufen, und in der Waldrüti Waidhirt geworden. Der Reütibauer achtete ſeiner minder als eines Stücks Vieh, wenn er nur alle Abende ſeine Heerde richtig heimbrachte.

Das Waidhirten-Leben, wie es jetzt iſt, iſt entſetzlich verderbt. Es kommen jetzt auf den Bergen und in den entfernten Weiden immer bey Halbdutzenden oft von Bettel- und Streifervolk angenommenen Hütenbuben zuſammen, und thun da alle nur erſinnlichen Bosheiten.

Der Hummel war bey dieſem Waidhirten-Leben wie in ſeinem Elemente. Er ſchüttelte weit und breit alle Obſtbäume, ehe ſie reif waren, und warf das unzeitige Obſt zu ganzen Körben voll dem Vieh nach und in Sümpf und Gräben. Er nahm im Wald und auf den Bäumen alle Neſter aus, marterte die armen Vögel, ehe er ſie tödtete.

Er ließ, wo er konnte, das Bergwaſſer ins Feld, die Saat zu verderben. Er öffnete in allen Zäunen dem Vieh Wege, daß es zu Schaden gehen konnte. Er rufte allen Vorbeygehenden ſchändliche Dinge nach, und tyranniſirte unter anderm einen kleinen fremden Hüterbuben, daß er ſeine Heerde hüten mußte, wenn er unter dem Baum lag und ſchlief, ſo wie wenn er im Wald den Vögeln nachkletterte, oder mit den größern Waidhirten ſpielte und geſtohlne Erdäpfel bratete. Wenn's der arme Kleine nicht thun wollte, ſo zwickte er ihn mit der Geiſel.

Von den ſchandbaren und unzüchtigen Dingen, die bey dieſem Waidbubenleben vorfielen, darf ich nicht reden, ohne daß jedem, der es hört, die Schamröthe ins Geſicht ſteigt. So war's freylich bey den Alten nicht. Sie nahmen nicht leicht fremdes Geſindel in ihre Dienſte und ließen ihre Hirten nicht ſo zu einander laufen. Wer bey ihnen ein Hausgenoß war, für den ſorgten ſie noch an Leib

und Seele. Sie machten jeden Hüterbuben und jedes Hütermädchen bey ſeiner Heerde bleiben, und gaben ihnen zu ihrem Hüten noch täglich eine Handarbeit auf. Das Hirtenmädchen ſtrickte Wollen, und der Hirtenknabe ſammelte dürre Reiſer und machte Bürden Holz. Man ſah auch damals noch hie und da einen frommen Hirten beym Aufgang und Niedergang der Sonne auf den Knien zu Gott beten, und unter dem Schatten der Bäume in der Bibel leſen. Noch zu der Zeit, da der Hummel Hüterbub war, war's bey einigen Bauern noch in der Uebung, von ihren Hirtenknaben am Abend Rechenſchaft zu fordern, wie ſie den Tag zugebracht. Aber ſeitdem es nicht mehr alle thaten, hatten die Kinder derer, die dieſe Rechenſchaft noch forderten, böſe Zeit. Die, ſo nichts arbeiteten, verfolgten ſie. Sie jagten ihnen ihr Vieh weit und breit irre, zerriſſen ihnen ihr Strickgarn und verdarben ihnen ihre Arbeit, ſo daß endlich kein Waidkind eine Arbeit mit ſich brachte, und auch kein Meiſter ihm weiter mehr eine Arbeit gab; und ſo ging endlich auch dieſe gute alte Landesſitte unter das Eis; und der junge Hummel war ſehr viel an dem letzten Stoß ſchuld, den dieſe alte gute Gewohnheit im Dorf erhielt. Im Winter darauf hätte er auf der Waldreüti ſpinnen ſollen, da aber lief er fort und ging wieder heim. So übel er bey ſeinen Eltern verſorgt geweſen, ſo war er's bey ſeinem Meiſter doch noch ſchlimmer. Er kam voll Ungeziefer und wild wie ein Raubthier zurück. Die armen Eltern zeigten dem böſen Buben, daß ſie froh waren, daß er wieder gekommen; und er mißbrauchte ihre diesfällige Schwäche ſo ſehr, daß

er ihnen den ganzen Winter über für keinen Kreuzer arbeitete, und ſie noch dahin brachte, in Hoffnung, er werde dann fleißiger werden, ihn ganz neu zu kleiden, ob ſie es gleich damals kaumerlich vermochten.

In dieſem Winter und dem darauf folgenden wurde er zum Tiſche des Herrn unterwieſen, und blendete da den Pfarrer in der Unterrichtsſtunde mit ſeinem Ausweudiglernen zu ſeinen Gunſten, ohngeachtet er alle Bosheiten ſelber in ſeiner Stube ausüben konnte, ohne daß der Pfarrer es auch nur ahndete. Er kam nie ohne Würfel und Karten im Sack in die Lehrſtunde. Er legte der Frau Pfarrerin die Steine von Pfirſichen und Pflaumen vor ihr Fenſter, und wenn ſie dann hinaus kam, zu ſehen, wer es geweſen wäre, ſo war der Vogel entflohen.

Er tunkte Schneeballen ins kalte Waſſer, ließ ſie ſteinhart gefrieren, und warf damit nach der Frau Pfarrerin ihrem kleinen Hund und ihren Hünern; und es war ſeine Herzensfreude, wenn er eines traf, daß es lahm ward. Seine Kameraden wußten viele von ſeinen Streichen, aber ſie fürchteten ihn ſo, daß er ſicher war, daß ſie ihm ſelbige nicht ausbringen durften, und als einer einmal zu ihm ſagte, wenn der Pfarrer einen einzigen von deinen Streichen merkt, ſo kannſt du darauf zählen, er läßt dich aufs nächſte Feſt nicht zum Tiſch des Herrn, ſo antwortete der Hummel: geh', probier, ſag' ihm's und wett mit mir, ob ich machen könne, daß er glaubt, du habeſt es gethan und nicht ich.

Das wär doch vom Teufel, erwiederte der Knab, wenn du das könnteſt.

Probiere mit weit mit mir, entweder der Hummel. Aber der Knab wollte nicht, und der Hummel sagte noch: wenn der Pfarrer seinen Segen hätte, so wollte er ihm vorangehen anstehen.

In dem der Festtage, da er zum Tische des Herrn gehen sollte, hat er sich im Wirthshause, da viel Bauern da waren, übermeint (voll getrunken) und überlaut zu ihnen gesagt: Ueber acht Tage könnt ihr denn auch auf mich bieten.

Am Festtage selbst probierte er wohl zehnmal, wie er den Hut unter den Arm nehmen müsse, daß das Band daran recht fliege, und wie er sich bey dem Kompliment vor dem Pfarrer recht stellen müsse, wenn er zum Taufstein hervorgehe. Vor der Kirche redte er mit denen, die neu gekleidet waren, ab, daß sie zuerst vor den andern hervorgehen sollen und daß er der größte sey und also der erste hervortreten müsse. So war ihm selber diese hohe heilige Handlung, die der christlichen Jugend so allgemein ein Geruch des Lebens zum Leben seyn soll, also zu einem schrecklichen Geruch des Todes zum Tode.

Er brachte selbst den Pfarrer bey dieser heiligen Handlung außer Fassung, da er diesen Hoffartszug, den Hummel an der Spitze und die Aermern hinter den besser gekleideten, als einen um der Kleider willen beschränkten Nachzug, zum Taufstein anrücken sah. Er konnte sich des Gedankens nicht enthalten, das ist nicht ohne Abred und Einrichtung also gekommen, und ich möchte den Satan kennen, der an diesem Unfug schuld ist. Die Frech-

eitszüge des Hummels, der voran ging, fielen ihm jetzt
i die Augen, wie sie ihm noch nie in die Augen gefallen
nd. Er machte auch gleich nach der Predigt diese Kna-
en alle zu sich ins Pfarrhaus kommen, um zu erfahren,
er die Ursache an dieser Unverschämtheit sey: Aber der
ummel wußte die Sache schnell dahin zu bringen, daß
eich im Anfang des Gesprächs sich mehrere mit ihm äus-
rten: sie seyen alle mit einander der Meinung gewesen,
s sey besser, die reinlich Gekleideten gehen den andern
oraus.

Aber der Pfarrer redte ihnen ernsthaft zu, wie es eine
nchristliche Sache sey, den Aermern, Noth- und Mangel-
eidenden selber bey dieser heiligen Handlung, bey der
an ihn mehr als sonst an irgend einem andern Ort, als
einen Bruder erkennen sollte, also zu kränken und zurück-
uſetzen.

Als sie vom Pfarrer weggiengen, sagten doch einige zu
hm: du bist an allem Schuld, daß wir jetzt so gezankt
orden sind. Es wäre von uns allen keinem der Sinn
aran gekommen, vor den andern zum Taufstein hervorzu-
ehen, wann du es uns nicht angegeben hätteſt.

Er antwortete ihnen: aber was macht euch das, daß
r einen Augenblick mit euch gezankt hat? er hat ja kei-
em den Kopf abgebiſſen, und mir macht es gar nichts.
Es war in allem seinem Thun das Nämliche. Wo er
mmer hinkam, war sein Einfluß im höchsten Grad verderb-
ich. Der gute Muth der Unschuld, der in diesem Alter
ey der Jugend so herrlich erwachet, war bey ihm schon
ängst in die wüthende Frechheit der größten Verhärtung

hinübergegangen und ſteckte die ganze Jugend um ihn her fürchterlich an. Das Unglück iſt nicht zu berechnen, das dadurch ſpäter für die Gemeind daraus entſtand, daß in dieſer Zeit der gute Muth des jungen Volks alſo in ein tiefes Frechheitsverderben ausartete. Dieſer gute Muth der Jugend drückte ſich unter den Alten in einem ſo herrlichen Licht aus und veranlaßte tauſend Freuden beym jungen Volk, die, indem ſie mit ihrer Unſchuld zuſammenhingen, ihre Kraft zu allem Guten belebten und ſtärkten, und in ihrem Innern ein ſie ſchützender Damm gegen die Ausſchweifungen dieſes Alters waren. Ich berühre dieſen Geſichtspunkt noch einen Augenblick. Vor Alters ſah die kraftvolle Jugend einander in großer Freyheit und Unſchuld; aber die Töchter hielten zuſammen, und eben ſo die Knaben, und dieſes Zuſammenhalten der beidſeitigen Geſchlechter machte, daß jeder einzelne Knab und jede einzelne Tochter gar viel mehr und gar viel länger unſchuldig blieb. Die Lichtſtubeten (Zuſammenkünfte bey Licht auf einer Stube) waren da noch nicht Laſterſtuben, wie ſie's jetzt ſind. Das junge Volk kam freylich nach dem Nachteſſen auch zuſammen; aber Eltern, Verwandte, fromme, ehrenfeſte Männer und Weiber waren allemal dabey, und nahmen an ihren Freuden Theil, und wenn ein Knabe, der ſo viel als verſprochen war, nun zu ſeiner Liebſten allein kommen durfte, ſo fand er dennoch meiſtentheils die Mutter oder die Schweſter oder den Bruder bey ihr, und dieſes war in den meiſten Haushaltungen nicht einmal nöthig; Scham und Ehre war in dieſer Zeit bey der kraftvollen Jugend unſers Volks mit religiöſen

Ansichten und Gefühlen so verwoben, daß kein Mensch ins Bett ging und kein Mensch wieder aufstand, ohne in diesem Augenblick ein kleines Gebet zu beten, und bey einer so tief begründeten Sittlichkeit konnte auch das nächtliche freundliche Zusammenkommen beyder Geschlechter nicht in dem Licht ins Aug gefaßt werden, in dem es in unserer immer mehr zu Schwächlingstagen herabsinkenden Zeit erscheint und erscheinen muß. Man weiß noch, daß die jetzt so verschreiten Nachtbuben ehemals mit einander Handlungen abredten und ausübten, die beyde, ihre Unschuld und ihr gutes Herz, in einem hohen Grad an Tag legten. Es war zum Exempel seit Menschengedenken in dieser Gegend der Brauch, wenn eine Wittwe Töchter hatte, die sie ehren wollten, so schnitten sie der Mutter des Nachts beym Mondschein den größten Acker, den sie hatte; dann am Morgen, wenn die Mutter mit den Töchtern, die Sichel in der Hand, in ihren Acker kamen und ihn geschnitten fanden, horchten die Knaben hinter den Zäunen, wen sie wohl riethen, das den Acker geschnitten, und jauchzten dann freudig, wenn sie's errieth.

Aber seit Hummels Zeiten trieben die Nachtbuben immer nur schandbare Bosheiten, richteten Schaden an, wo sie hinkamen, und verderbten allenthalben denen, die noch an den alten Sitten hingen, ihre unschuldige Freude.

Wenn der Mond jetzt untergegangen und die guten Nachtschnitter mit ihrer Freudenarbeit fertig waren, kamen die Bösewichter, zerstreuten das geschnittene Korn der Wittwe und hausten auf ihrem Acker, wie wenn die wil-

den Schweine ihn durchwühlet hätten. Am Morgen kamen dann die guten Schwiegermuter, fanden ihre Acker verheeret, und nach ihnen die Männer und die Töchtern, denen dieser Acker gehörte; die Schwiegermütter jammerten — die Töchtern erbitterten — und die Witwe schlug ihre Hände ob dem Kopf zusammen, mehr von wegen der Sünde, Gottes Gaben also zu verwüsten, als wegen des Schadens und der Schande, die es für sie war.

Der junge Hummel sah einmal einer solchen Witwe, die ihre Hände ob dem Kopf zusammenschlug und es Gott klagte, daß Menschen so boshaft seyn konnten, hinter dem Zaun zu, und fing, ihrer Frommkeit zu trotzen, laut an zu jauchzen. Die Frau erbitterte ob dem Jauchzen und rief ihm zu: Gott wird dich strafen, du Böswicht, wer du immer bist! Jetzt schwieg er doch mit dem Jauchzen und schlich sich gebogen hinter dem Zaun fort, daß ihn niemand kenne. Da aber dieser Frevel in Bonnal und in der Nachbarschaft etlichemal begegnete, fing man an, wirklich davon zu reden, der Hummel möchte dahinter stecken; man paßte ihm wirklich diesfalls hie und da auf, und er wäre einmal von den jungen Burschen in Hirzau beynahe zu Tod geschlagen worden. Er hatte die Frechheit, am Morgen, da dieser Freve. in der Nacht geschehen, noch ins Wirthshaus zu gehen, darin zu trinken und Muthwillen zu treiben, als eben der Bericht, daß dieser Frevel in der Nacht geschehen, ins Wirthshaus kam. Alles sah ihn an, und er merkte, daß man Verdacht auf ihn hatte. Er wollte trotzen und sagte: was meynet ihr, daß ihr mich so ansehet? Aber die jungen Bursche verstanden

landen es nicht ſo, ſie hatten auch ein Glas Wein im Kopf und ſagten ihm: es iſt kein Menſch als du. Ihr agt es wie Schelmen, erwiederte er. Da brach das Feuer os. Die jungen Burſche griffen ihn an, und da er das Meſſer zog, traten ſie ihn mit Füßen, und er wäre wahrcheinlich todtgeſchlagen worden, wenn nicht ein paar bekandene Männer ihn dem jungen Volk aus den Händen zeriſſen und in Sicherheit gebracht hätten. Die gleichen Männer, die ihn retteten, verklagten ihn aber denn am nämlichen Tag beym Junker; aber da ſie nichts beweiſen onnten, geſchäh ihm auch nichts. Doch war der Junker ehr erbittert über den Vorfall und ſagte: er wolle dieſem Frevel in der Wurzel abhelfen und das Nachtſchneiden em jungen Volk überall verbieten. Aber der Junker hatte nrecht. Wenn ein Baum an der Wurzel leidet, ſo muß man ihn darum nicht mit ſamt der Wurzel ausgraben; man kann keiner Wurzel damit zur Geſundheit helfen, wenn man den Baum ſelber ſterben macht. Das that jetzt der Junker. Aber das Volk hat in ſolchen Fällen oft einen weit ſicherern Takt für das, was dem Land gut iſt oder frommet, als viele Herren, die das Recht in dicken Büchern überlaufen gelernt haben. Das neue Verbot that Jungen und Alten in der ganzen Kirchhöre ſo weh, daß, als es der Pfarrer verlas, in den Weiber- und Männerſtühlen ein ſo großes Gemurmel entſtand, daß, wenn er eine neue Auflage von Hühnergeldern oder Oſtereyern für's Schloß verleſen hätte, kaum ein größeres Gemurmel entſtanden wäre. Als ſie aus der Kirche gingen, ſtanden die Männer in allen Ecken zuſammen, und es war nur

eine Stimme: es iſt nicht recht, daß unſern jungen Leut um ein paar Böſewichter willen eine alte Gewohnheit aufgeben müſſen, die bey unſern Vätern und Großvätern dem Volk viele Freude gemacht und auch manche brave Heurath veranlaßt hat. Nicht nur einer ſagte, es wär beſſer, er hätte den, der es gethan, aufhängen laſſen, als daß er dem jungen Volk dieſe alte Freude verbiete. Der alte Vogt Lindenberger lebte noch und ſagte laut, wenn der Junker den Hummel gefangen geſetzt und die Sache ſcharf unterſucht hätte, ſo wäre er gewiß auf ihn herausgekommen; er ſetzte hinzu, dann hätte der Junker der Sache recht an die Wurzel gegriffen; aber ſo wie er's gemacht, ſey's nicht recht; und da er den Hummel nach der Kirche auf der Straße antraf, ſagte er zu dieſem: es iſt doch niemand als du, der es gethan, und wenn du dießmal den Lohn dafür nicht gekriegt haſt, wie du's verdienſt, ſo wirſt du ihn ſicher noch bekommen, und denk daran, ich will das meinige dafür thun, daß es dir nicht fehle. Der Hummel war ſo frech, daß er ihm antwortete: nur gethan, Herr Untervogt, wenn ihr glaubet, daß ihr's dürfet. Wenn ihr etwas wider mich wißt, ſo redet nur, es hat gute Rechte im Lande. Der alte Vogt ſagte noch: wart nur, wart nur, und der Hummel ſagte ihm: wie alt ſeyd, ihr, Herr Untervogt? und lief pfeifend von ihm fort. Es kam in dieſem Zeitpunkt überhaupt noch ſo vieles zuſammen, das das alte, ſtille, ehrenfeſte Leben des Dorfs zu Grund richtete, und auf einmal eine Lebensweiſe von Frechheit, Hoffart und Gewaltthätigkeit darin hineinbrachte, daß ein Menſch, der nur

zehn Jahre vom Dorf abweſend geweſen wäre, ſich nicht mehr darinn hätte erkennen können. Auch das Baumwollenſpinnen iſt in dieſem Zeitpunkt mit den Umſtänden, die mit eintrafen, aufgekommen und wirkte unglaublich zu dem Zeitverderben, das jetzt ſo allgemein und vielſeitig eingeriſſen. Die wohlhabendſten Leute unſerer Gegend hatten ehedem nicht Geld. Ihr Wohlſtand beſtund darinn, daß ihnen das, was ſie zum Eſſen, Trinken und ſich kleiden brauchten, im Ueberfluß auf ihren Gütern wuchs. Sie begnügten ſich damit und brauchten in ihren Haushaltungen gar wenig Sachen, die ſie ſich mit Geld anſchaffen müßten. Die neuen Baumwollenſpinner hingegen hatten bald alle Säcke voll Geld; und da das Leute waren, die vorher weder Güter noch Vermögen hatten, folglich vom Hauſen und Waaren gar nichts wußten, brauchten ſie ihren Verdienſt ins Maul, hängten ihn an Kleider und brachten hundert Sachen auf, und führten hunderterley Arten von Bedürfniſſen ein, von denen vorher kein Menſch im Dorf etwas wußte. Zucker und Kaffee kam allgemein bey uns auf. Leute, die keine Furche Land und nie nichts Uebernächtiges hatten, waren ſchamlos genug, und trugen Scharlachwams und Sammetbändel auf ihren Kleidern. Die, ſo Güter beſaßen, wollten natürlich auch nicht minder ſeyn, als das Baumwollenvolk, das vor kurzem ihnen noch um jede Handvoll Rüben oder Erdäpfel gute Worte gab, und es gingen darum eine Menge der älteſten beſten Bauern-Haushaltungen zu Grunde, weil ſie auf ihren Höfen in den Baumwollenſpinner-Leichtſinn hineinſetzten, Kaffee und Zucker brauchten, bey den Kauf-

leuten Tuchkonto aufſchreiben ließen, und ſich nicht mehr mit dem, was ihnen auf ihren Gütern wuchs, begnügten, deſſen ſie freylich für ſich, ihre Kinder und Kindskinder genug gehabt hätten, wie ihre Vorfahren bey hundert Jahren genug davon hätten, und glücklich dabey waren. Der erſte, der in unſerm Dorfe ein Scharlachwams und fremdes Guttuch zum Kittel trug, war der Hummel. Er hats zwar freylich nicht mit Baumwollenſpinnen verdient, denn er arbeitete nichts; er hat vielmehr das Geld dazu Baumwollenſpinner-Lumpen, die mit ihm ſpielten, abgewonnen, uud hängte es vorzüglich darum an Kleider, weil er dadurch hoffte, eine reiche Bauerntochter (denn er zog allen in der Nachbarſchaft nach) zu erhaſchen.

Aber damit war es gar nicht ſo geſchwind richtig. Er betrog im Spiel, und das ſo frech, daß man es bald merkte, und der Geluſt, mit ihm zu ſpielen, in vielen verging, denen er bisher vieles abgewann. Er that, was er konnte, ſeinen Spieler-Credit aufrecht zu halten und wieder herzuſtellen, aber auf eine Weiſe, die gar nicht zu dieſem Ziel, ſondern zum Gegentheil davon führte. Er hatte, ſo jung er war, ſchon viele Schulden, und es kam ihm kein Sinn daran, ſie zu bezahlen; nur die Spielſchulden zahlte er pünktlich und ſagte, was auch einige Schwächlinge aus höhern Ständen ſich nicht zu ſagen ſchämen: Spielſchulden ſeyen Ehrenſchulden, und die gehen allen andern voran, die müſſe man bezahlen, wenn man auch morndes (den künftigen Tag) betteln gehen würde. Aber dieſer Spieler-Hochmuth half ihm doch nicht. Das Gerücht, er betrüge im Spiel und man möge ſpielen kön-

nen, wie man wolle, ſo müſſe man doch mit ihm verlieren, machten auch die frechſten Buben ſeinethalben für ihr Geld Sorg tragen, und mit dem war es, wie wenn das, was er ſchon gewonnen, ihm gleichſam wieder wie zum Sacke hinausflöge. Das hatte für ihn böſe Folgen. Er wollte wieder neue Hoffartskleider kaufen, aber da die alten noch nicht bezahlt waren, weigerte ihm der Kaufman den Credit. Das war ein großer Stoß für den ſtolzen Buben. Da er von Jugend auf zu den Kleidern gar nicht Sorg tragen gelernt, ſo ſah er in ſeinen nun alternden Hoffartskleidern von Kopf bis zu den Füßen bald aus wie ein landfremder Strolch (Schlingel), der in den Scheunen übernachtet und Monate lang nicht aus den Kleidern kommt.

Und es iſt recht gut, daß dieſes ſo iſt und ſolche Hoffartskleider vom Gebrauch weit geſchwinder ekelhaft werden, als gewohnte Landestrachten. Der Gedanke, ſie ſind bald wieder alt und ich muß bald wieder neue haben, haltet doch manchen Armen, der darnach gelüſten würde, ab, etwas zu kaufen, darinn es ihm in kurzem gehen könnte, wie jetzt dem Hummel. Der ſtolze Burſch hatte jetzt eine harte Zeit; denn da er noch im Flor war, und mit ſeinen Thalern im Sack und mit ſeinen Kleidern am Leib Pracht treiben konnte, machte er ſich über jedermann, der dieſes oder jenes etwa nicht ſo hoffärtig hatte, als er, luſtig. Aber jetzt kam die Kehr an ihn. Knaben und Töchter lachten ihn jetzt aus, wenn er in ſeinen jetzt immer lümpiſcher werdenden Kleidern gleich hoffärtig vor ſie hinſtand, und bald dieſe, bald jene, die ſeiner nichts wollte, an

ten Arm nahm. Der verſtorbenen Kirchmeyer Leutoldin hat er's bis ins Grab nachgetragen, daß ſie ihm vor einem ganzen Dutzend Töchter, da er ſie in ſeinen lumpigen und ſchmutzigen Hoffartskleidern auch ſo zutraulich bey der Hand nehmen wollen, zur Antwort gab: Was willſt du denn mit uns? Ding du z' Krieg; du biſt ſonſt zu nichts gut.

Lange Zeit gaben ihm jetzt ſehr viele Töchter, wenn er etwas mit ihnen wollte, dieſe Antwort: Was willſt du doch mit uns? Ding du z' Krieg, du biſt ſonſt zu nichts gut.

Und es wäre ihm ſicher dazu gekommen, daß er das hätte thun müſſen, wenn er nicht an der Weihnacht 1751 ein lebendiges Rehböcklein gefangen und dem Junker aufs neue Jahr für die junge Herrſchaft auf Arnburg gebracht hätte. Durch dieſen Umſtand hat er ſich ins Schloß eingeſchlichen, und iſt gar bald wieder zu ganzen Säcken voll Geld und zu aller Hoffart gelangt. Das Rehböcklein machte im Schloß eine ſolche Freude, daß man dem Hummel Wein und Brod zuſtellte und viel Geld dafür gab, und der ſchlaue Burſch ſagte zum Junker: aber ich darf doch auch alle Wochen ein paarmal ins Schloß kommen und ſehen, wie es meinem lieben Rehböcklein auch geht. Es kennt mich jetzt ſo wohl und iſt an mich gewöhnt. Ja freylich, ſagte der Junker, komm du nur, du wirſt allemal ein Glas Wein finden, wenn du kommſt.

Er ließ ſich das nicht zweymal ſagen. Er ſchlich ſich zuerſt in die Küche, holte da Salz für ſein Rehböcklein, trieb mit müßigen Knechten und Mägden den Narren,

fand da immer etwas für ſich ins Maul und dem bald hie und da etwas in Sack, daß niemand merkte, wie es hineinkam. Er bekam auch in kurzem im Schloß den Ruhm, was für ein verſchmitzter junger luſtiger Burſch er ſey. Er legte es aber auch darauf an, ſich mit ſeinem Mehböcklein an Orte zu ſtellen, wo viele Leute aus dem Schloß bey ihm vorbeygingen. Bald jedermann ſtand bey ihm ſtill und gab ihm Gelegenheit, dies oder jenes zu ſagen, das Aufmerkſamkeit auf ihn erregte.

Er fiel vorzüglich dem Schreiber im Schloß auf. Nach einer viertelſtündigen Unterhaltung mit ihm, ſagte dieſer geradezu in ſeinem Büreau: Einen feinern Galgenbuben habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Er nahm ſich im Augenblick vor, ihn an ſein Seil zu bringen, und machte den Junker auf ihn aufmerkſam. Dieſer ſtand auch, wenn er mit ſeinem Mehböcklein im Schloßhofe war, und zu Zeiten gar oft mit ſeinen Damen zu ihm hin, die den Burſchen alle ſehr luſtig fanden und oft ſeine Antwort ſelber bey Tiſch wiederholten. Der Schreiber hatte ſchon längſt bey ſich ausgemacht: er könne ihn im Dorf zu einem Emolumenten-Jagdhund brauchen, wie er nicht leicht einen finde, und da man einmal bey Tiſche über einen ſeiner Einfälle laut lachte, ſagte dieſer zum Junker: Sie ſollten den Burſch ins Schloß nehmen, ich wollte etwas rechtes aus ihm machen.

Probirts mit ihm, ſagte der Junker, wenn's etwas rechtes aus ihm giebt, ſo will ich ihn ins Schloß nehmen, aber nicht gleich im Anfang.

Sie haben recht, Junker, es iſt beſſer, er bleibe im Dorf und komme nur zu gewiſſen Stunden ins Büreau. Nun war's in der Ordnung. Er war jetzt im Schloß ſo viel als einheimiſch, und der Kaufmann, der ihm nur vor ein paar Monaten Credit zu einem Kleid abſchlug, gab ihm jetzt Tuch, ſo viel er wollte. Er kam in wenigen Tagen in einem ganz neuen Kleid ins Büreau. Der Schreiber ſagte ihm: das iſt brav, das iſt brav. Du mußt machen, daß man dich Kleiderhalben zeigen dürfe, es mag ins Büreau hineinkommen, wer will, — und mit dem neuen Rock nahm auch das Ausſpotten des jungen Volks über ihn ein End. Es war jetzt ſeines neuen Rockes halber allgemein im Dorf ein Sprüchwort, er habe durch das Rehböcklein ein Fell bekommen, wie kaum noch ein Rehböcklein irgend jemand ein Fell geſchenkt habe. Einer, der es hörte, ſagte: wenn ihm nur nicht gar zu große Hörner in dieſem Fell wachſen. Wie meynſt du das? ſagten die andern. Er antwortete: wie ich das meyne? Ich meyne, es könnte dahin kommen, daß ihm in dieſem Fell Hörner wachſen würden, mit denen er die Leute um ſich her ſo in Schrecken jagen könnte, daß kaum ein wilder Ochs im Wald es alſo thun könnte. Er ſetzte hinzu: die Stube, in die er jetzt hineinkommt, iſt ein Ort, wo böſe Hörner gar leicht groß und ſtark werden. Und des Mannes Wort war eine wahre Prophezeyhung. Es wuchſen dem ſchnöden Buben in der Schreibſtube Hörner gegen das Volk und gegen ſein Heil, die der unbefangenen Unſchuld in dem Land gewiß ſo fürchterlich wurden, als die Hörner eines wüthenden Ochſen, einem un-

bewaffneten Menſchen, wenn er ihn auf ſich zurennen ſieht. Er hatte einen großen Meiſter. Der Schreiber war einer der größten Federſchurken, der je in unſerm Lande Dintenkünſte und Radiergewalt ausgeübt, auch eben ſo mit ſeinem Maul die böſen Künſte der Feder einzulenken, zu unterſtützen und abträglich zu machen, und das Volk in den Formen des Rechts und in den Verfänglichkeiten des Rechnungsweſens auszuſaugen verſtand; und der Hummel begriff die böſen Künſte des Mannes ſo leicht, wie wenn er ſie von der Wiege auf getrieben, oder gar in ſich ſelbſt mit ſich auf die Welt gebracht hätte. Er wurde bald, ſobald er ihn ſah, was der Schreiber vorausſagte, ein guter Emolumenten-Jagdhund, und geeignet, auf den Schandwegen der Verführung und der Verfänglichkeit alles Unglück, und allen Jammer einzulenken, und anzubahnen, was die menſchliche Bosheit beym Mangel einer feſten menſchlichen Geſetzgebung und Regierung durch die Formen des Rechts über die unberathene und unbeſorgte menſchliche Unſchuld und Schwäche zu verhängen vermag. Er übertraf auch die Erwartungen des Schreibers auf eine Weiſe, daß dieſer oft zu ſich ſagte, er glaube, er könnte die halbe Welt auslaufen, ehe er einen Buſchen, wie dieſer für ihn ſey, wieder finden würde. Wo etwas Krummes im Dorf in dem Weg war, das man auf irgend eine Art in ein Rechtsneß oder in eine Rechtsſchlinge hineinlocken konnte, ſpürte er es ſicher aus, und wenn es einmal in ſeine Schlinge gebracht war, ſo hielt er es ſicher ſo lang darinn feſt, als es ihm noch etwas eintragen konnte, und er wußte die ſchwachen Menſchen

ſelber, wenn er ihnen das gröſste Unrecht that, dennoch auf tauſenderley Weiſe an ſich zu ketten. Jedermann wuſste, daſs er im Schloſs ausrichten könne, was er immer wolle, darum wandte ſich auch jedermann, der daſelbſt etwas ſuchte, wenn er Recht hatte, bey Tag, und wenn er Unrecht hatte, bey Nacht an ihn, und man verbarg es ſich nun nicht mehr, man könne im Schloſs, wenn man den Hummel an der Hand habe, in der Audienzſtube, in den Kellern und auf dem Kornboden des Junkers ausrichten, was man nur wolle. Mit dem wandte ſich auch alles an ihn und viele bezahlten ihm ſeine Fürſprache mit ſchwerem Geld. Wer ihm aber ſeine Dienſte am theuerſten bezahlte, war der Müller in Grienbach; der gab ihm ſeine Tochter dafür, daſs er ihm im Schloſs Wein und Früchte in wohlfeilen Preiſen zu Händen hielt. Man hielt dieſen Müller damals allgemein für ſehr reich, und der Hummel meynte mit dieſer Tochter den beſten Fang zu thun, der in ſeiner Gegend nur möglich ſey. Aber es ging nicht zwey Jahre nach der Heurath, als es allgemein ruchtbar war, er ſtecke in groſsen Schulden, und ſeine Häuſer und Güter ſeyen kaum werth, was er darauf verzinſen müſſe. Sobald aber der Hummel das merkte, hatte ſeine Frau das elendeſte Leben. Er warf ihr alle Tage vor, ihr Vater ſey ein Schelm, und habe ihn mit ihr betrogen, und wenn ſie ihm antwortete: ſie ſey doch nicht Schuld, erwiederte er: wohl freylich, ſie habe wiſſen können, wie es ſtehe, und wenn ſie nicht ein Schelm an ihm hätte ſeyn wollen, wie der Vater, ſo hätte ſie es ihm ſagen ſollen.

Sie liegt jetzt hier — Staub und Asche — Eure Thränen redten vor wenig Tagen Verzeihung für sie, und mein Herz ist bewegt über ihren Tod. Friede sey mit ihren Gebeinen, und der Todtenwecker erwecke sie einst zum ewigen Leben! Aber ihr Vater hat sie dahingegeben zum Opfer seines Geizes, einem Böswicht, der sie nicht liebte und sie elend machte.

Dieser Vater wird ihre Leiden, und die aus diesen Leiden hervorgegangenen Fehler ihres Lebens aufgeschrieben finden an einem Tag, an dem er den Werth des Weins und der Frucht, den er zum Gegensatz seiner Tochter empfangen, anders schätzen wird, als in den Tagen des Unsinns, in denen er dem Manne, den er brauchte, seine Herrschaft zu betrügen, Statt und Platz gab, auch sein Kind zu verführen. Ich habe den Müller sterben und den Jammer dieser That mit sich ins Grab tragen sehen. Das Bild seines Todes schwebet noch jetzt vor meinen Augen, und unvergeßlich bleibt mir die Lehre, die sein Tod in mein Herz geprägt: „daß der Mensch, wenn er um „seiner selbst willen nicht fromm und treu seyn wollte; „es doch um seiner Kinder willen seyn sollte.“ Da der Hummel nun verheurathet, wollte er auch mit Gütern groß thun; aber er war kein Bauer. Und wie hätte er einer seyn können, so träge, so liederlich und unordentlich, als er war. Es war nur Hoffart, daß er Güter haben wollte. Er besorgte sie nie recht, und zog bey weitem nie daraus, was seine Nachbarn. Der Kühhandel hingegen war ihm einträglich. Er brachte aber auch viele Haushaltungen damit um Hab und Gut. Die Armen

wurden ihm bald schuldig, und wer ihm schuldig war, mußte mit ihm handeln, und wem er im Schloß einen Gefallen that, der mußte ihm eine Kuh dafür abkaufen, oder mit ihm tauschen. Er gab den armen Leuten oft in einem Jahr mehr als ein Stück, aber eins schlimmer als das andere. Da der Zustand seines Vaters immer schlechter wurde, und er sah, daß das wenige, das ihm an Haus und Gütern noch übrig blieb, nach und nach auch zu Grund gehen würde, beredte er ihn, ihm seine Schulden und Güter zu übergeben, und sich bey ihm zu verleibdingen. Das erregte einen großen Schrecken bey allen denen, denen sein Vater schuldig war, und auch bey denen, die ihm etwas schuldig waren. Er machte alles, was sein Vater schuldig war, streitig, drohte ihnen mit Prozessen und erschreckte sie, daß sie das halbe und noch weniger nahmen, um seiner los zu werden. Die, so ihm schuldig waren, hatten die nämliche Plage. Er forderte, was ihm in Sinn kam, und was sie schon bezahlt hatten, und wenn sie keine Quittung aufzuweisen hatten, so mußten sie ihm geben, was er wollte, und weil es in seinen Büchern nicht durchgestrichen war. Den Vater hatte er bey der Uebergab seines Habs und Guts schriftlich ein ehrliches Auskommen und eine liebreiche Behandlung versprochen; aber sobald er die Uebergabstitel aus der Canzley im Sack hatte, ließ er den alten Mann darben, daß alle Nachbarn Mitleiden mit ihm hatte; der Kilchmeyer Kienast selig hat ihn so zu sagen unterhalten, und ihm Milch und Brod gegeben und mit sich essen lassen, wenn er wollte; er kam auch fast alle Tage, und

klagte immer mit Thränen, wie gottlos sein Bub mit ihm umgehe; aber wenn es der Junge merkte, so wüthete er gegen den Vater, und brauchte hundertmal die Worte, er wolle ihn in den Boden hineinschlagen, wenn er sich mehr erfreche, einen Mund voll Brod in einem fremden Hause zu essen. Er machte sich auch nichts daraus, öffentlich vor den Leuten zu sagen, das beste wäre, der alte Lump ginge bald weiters, er nütze so nichts mehr auf der Welt. Das alles ängstigte und verwirrte den armen Mann so sehr, daß er sich in den Kopf setzte, sein Bub wolle ihn noch vergiften, so daß er keinen Löffel voll Suppe ohne Angst aß, wenn er wußte, daß dieser beym Kochen oder sonst am Weg gewesen, und allemal mit Aengstlichkeit Achtung gab, ob er auch davon esse. Man rieth dem Alten, ins Schloß zu gehen und dem Junker zu sagen, wie er's mit dem Sohn habe. Er thats — und bat den Junker mit tausend Thränen, er solle doch dem Buben zusprechen, daß er, so lange er lebe, auch noch christlich mit ihm umgehe. Der Junker befahl ihm, er sollte morgen mit seinem Sohn wieder ins Schloß kommen, damit er ihn auch verhöre. Der Hummel vernahm, was der Vater im Schloß gethan; ehe er wieder heimgekommen, war er ganz freundlich mit dem Alten, sagte, er wollte gern kommen, und er begehre nichts, als was recht sey; aber er überredte den Vater daheim und auf dem Wege, Kirschenwasser zu trinken, indem er ganz zutraulich zu ihm sagte: das macht Herz und Courage, wenn man vor die Obrigkeit will. Es war kalt und im Jenner, und der Alte ließ es sich belieben, denn der Bube bezahlte für

ihn. Aber da er jetzt aus der Kälte in die warme Stube kam zum Junker, und ſeine Klage anbringen wollte, ſchwankte und ſtotterte er wie ein beſoffener Mann, und das Gebrannte ſtank ihm zum Mund heraus. Der Vogt hingegen ſtellte ſich gar demüthig, that, wie wenn er faſt darob weinen müßte, und ſagte: Es könnte wohl nichts Traurigers ſeyn, als wenn Kinder mit ihren Eltern vor die Obrigkeit müſſen, und es ſey ihm, ſo lange er lebe, nichts begegnet, das ihm ſo weh thue; weil es aber doch jetzt ſo ſey, ſo müſſe er in Gottes Namen ſagen, wo der Igel im Hag liege. Wenn er den Vater vom Morgen bis zum Abend lumpen und in den Wirthshäuſern ſtecken ließe, und dann für ihn zahlte, ſo hätte er gewiß nichts über ihn zu klagen; aber er vermöge das nicht, und es ſey, ob Gott wolle, genug, daß er die ſchönen Sachen, die er gehabt, beynahe bis auf den letzten Heller durchgebracht u. ſ. w. Der Vogt konnte reden wie eine Dohle, und allem eine Farbe anſtreichen, wie er nur wollte, und der Junker mußte wohl glauben, was er ſagte, das Brändts roch dem Alten zum Mund heraus. Auch war die Sache bald richtig. Der Junker war über ihn böſe, und ſagte zu ihm: du alter, verſoffener Lump! ich muß ja mit meinen Augen ſehen, daß dein Sohn Recht hat und mit dir geplagt iſt. Gehe mir im Augenblick aus der Stube und halte dich, daß er keine Klage auf dich hat. — Auf dem Heimweg ſagte der Hummel wohl zwanzigmal zu ſeinem Vater: Du alter verſoffener Lump, wie iſt's jetzt gegangen? — Und ſo lange er lebte, war dies immer ſeine Antwort, wenn ſein Vater etwas klagte. So han-

delte er mit ſeinem Vater. Seine Frau hatte, wie ich ſchon geſagt, ſeitdem er wußte, daß ſie nicht viel von ihrem Vater erben werde, das erbärmlichſte Leben, und ſein einziges Kind hatte das nämliche Schickſal. Es war ein Knab, der ſein Alter nicht auf 10 Jahre gebracht, und immer kränklich und ſchwächlich, aber dabey ein gutes und frommes Kind war. Er ſaß viel ob der Bibel, las und betete viel; er hatte nicht Kräfte zu arbeiten, aber er ſah das Unrecht, das in ſeines Vaters Haus herrſchte, und ſo jung er war, hatte er ſchon Thränen darob vergoſſen, und dann und wann unverholen geſagt: daß es ihm noch das Herz abdrücke, dies und jenes zu ſehen. Sein Vater haßte ihn, ſagte ihm nur Serbling und alte Grochſerin (Jammerweib) und im Rauſch hatte er ihn noch etlichemal verſpottet, wenn er laut und inbrünſtig betete. Und die Magd, die in des Knaben Kammer ſchlief, hat bey ſeinem Tod bezeugt, daß er oft ganze Nächte durch gejammert und kein Aug zugethan, wenn er dazu gekommen, daß ſein Vater jemanden ins Unglück zu bringen geſucht und gedrückt. Etliche Tage vor ſeinem Tode hat er dem Pfarrer geſtanden, daß ihm das auf dem Herzen liege, und ihn gebeten, daß er doch, aber erſt, wenn er geſtorben, mit dem Vater darüber rede. — Der Pfarrer hab's auch gethan, aber der Vater gab ihm zur Antwort: es ſcheint, der Bub ſey bis in den Tod ein einfältig Tröpflein geblieben, wie er bey Leben immer war. Doch gab er in der Sterbwoche des Knaben einigen Armen etwas Rüben und Erdäpfel zum Allmoſen. Alle Verhältniſſe, die ſonſt auch des Menſchen Herz er-

hoben, waren nichts für ihn. Er war als Sohn, als Ehemann, als Vater der gleiche ſchlechte Menſch, und die Wohnſtube, in der ſonſt auch der ſchlechteſte Menſch Augenblicke hat, die ihn zur innern Erhebung ſeiner ſelbſt und zu den reinern, ſanftern Gefühlen der Menſchlichkeit im häuslichen Leben hinführte, hatte dieſen Eindruck gar nicht auf ihn; ſie war ihm im Gegentheil ſo zur Laſt, daß ihm kein Augenblick darinn wohl war, wenn nicht jemand Fremder bey ihm in der Stube war. So wie er gegen die Seinigen handelte, handelt er gegen alle Menſchen, und zum Unglück für ſein Dorf kam er bald in die Lage, in welcher die Folgen ſeines böſen und ſchlechten Herzens bald allgemein gleich drückend und gleich anſteckend waren. Das Verhältniß zwiſchen ihm und dem Schloßſchreiber wurde immer enger und griff immer weiter. Er war oft Stundenlang bey ihm allein, um mit ihm zu überlegen, wie man dieſen oder jenen in einen Prozeß verwickeln und auf dieſe oder jene Weiſe um ſein Hab und Gut bringen könne. Auf des alten Weibels Tod paßten ſie ſchon Jahre lang, um dieſe Stell für den Hummel zuzuſchalten. Endlich ſtarb er, und der Schreiber ſchlug ihn dem Junker ſpät am Abend, da er ſchon ſchläfrig und etwas weniger als ganz nüchtern war, zu dieſem Amt vor. Der Junker ſagte halb im Schlaf: Ja, aber er wußte einen Augenblick darnach nicht, wovon die Rede geweſen, und als der Schreiber ihm morndes am Morgen ſagte, der neue Weibel ſey vor der Thüre und wolle mit ihm ſprechen, wußte der Junker nicht, von wem er redte, und fragte: wer der neue Weibel ſey?

Jetzt that der Schreiber, wie wenn er gar nicht begreifen könnte, daß der Junker vergessen, was er gestern mit ihm darüber geredet. Der Junker aber sagte: das macht nichts, das macht gar nichts; der Mann ist mir recht, ich mag ihn gar wohl zum Weibel haben. Jetzt war die Schelmengeschichte abgethan und der Hummel Weibel. Und nun rief ihn sein Amt in die Hütte des Elends. Die Gefangenen kamen in seine Hände. Treiben und Pfänden war jetzt das Handwerk, bey dem er sein Brod fand, und den Vater vom hungernden Weibe, die Mutter von den weinenden Kindern wegzuführen, das Elend des Lebens in hundert Hütten aufs äußerste zu bringen, dahin führten ihn jetzt fast täglich die Folgen, die sein Beruf in einem Dorf, das durch ihn schon so weit verdorben war, hatte und haben mußte; aber seinem Herzen war es gar nicht zuwider. Er rechnete immer nur, was ihm jedes Stück, das er so hin und her führte, auch eintrug, und verstand es vortrefflich, den Lohn dieser Arbeit auf den höchsten Pfenning zu treiben. Mit seinem Weibeldienst war er aus dem Privatstand, in dem er es in allen seinen Künsten eines verschmitzten verfänglichen Bösewichts gegen seine Nebenmenschen schon so weit gebracht, in eine der untern Stellen des öffentlichen Diensts getreten.

Ihr habt den Weg, wodurch er dazu gekommen, gesehen. Er ist schrecklich. Man kann sich wirklich fast nichts Schrecklicheres denken, als wenn Schelmen durch Schelmen also der Ohrigkeit empfohlen, zu öffentlichen Aemtern gelangen und gleichsam wie Contrebande ins Land eingeschwärzt werden oder vielmehr wie die Pest sich ins

Land einzubringen, Mittel und Gelegenheit finden. Jeder öffentliche Dienſt, auch der niederſte Weibeldienſt, iſt für das Land ein heiliger Dienſt, zu dem keine ruchloſe Menſchen hinzugelaſſen werden ſollten. Ich habe einſt einen Mann, von dem ich wußte, daß er mit dem Zuſtand des Volks in einem weiten Umfang genau bekannt war, ſagen gehört: wenn er wundere, ob ein Land gut regiert werde, ſo ſehe er nur, ob die Vorgeſetztenſtellen in Städten und Dörfern, ſelber bis auf die niederſten hinab, von ſtillen, gutmüthigen und ihren Nachbarn und Verwandten lieben Menſchen beſetzt ſeyen. Wenn er das ſehe, ſo denke er, Gottes Segen wohnt auf dieſem Land, wo aber das mangele, ſo trüge ihn auch kein öffentlicher Glanz, er ſey zum Voraus ſicher, daß die große Mehrheit des Volks im Land, in ſo weit das von der Regierung abhange, nicht gut beſorgt ſey. Ich antwortete dem Mann, der mir das ſagte: kommts denn auch ſo viel darauf an? Er antwortete mir: man ſiehts nicht und glaubts nicht, aber es iſt doch wahr, der innere, wahre und allgemeine Genuß des Hausſegens, d. h. die ächten und einzigen Fundamente des wahren Volkswohls, hängt ganz davon ab. Ich habe des Mannes Worte nicht recht begreifen können und glaubte immer auch nur halb daran; aber das Leben Hummels giebt mir hierüber einen Aufſchluß, der mir dieſes Wort, ich möchte ſagen, gleichſam zu einem heiligen Wort macht. Von dem Augenblick an, daß er Weibel ward, iſt Recht und Gerechtigkeit in ſeinem Dorf völlig zu einem Schelmenmittel geworden, alle Haushaltungen im Land zu verwirren: um ſie um das ihrige und

ins Unglück zu bringen. Er kam als Weibel in alle Häuſer hinein. Er wußte alle Schulden, die ein jeder hatte, und da bey der Lumpenordnung, die in der Schreiberey war, jede Gant, inſonderheit eines größern Hofs, eine Goldgrub für den Schreiber und ihn war, ſo wiegelte er, wo er immer einen Bauern in Verlegenheit wußte, ihm ſeine Schuldner auf, und ſo brachte er alle Jahre mehrere Bauern auf die Gant, und es iſt jetzt allgemein bekannt, daß weder der Leutold mit ſeinen zwölf Kindern, noch der Bauer ob dem Reüthof, noch der Haſelberger zur Gant getrieben worden wären, wenn er nicht mit dem Schreiber Mittel gefunden hätte, ſie in koſtſpielige Prozeſſe hineinzuführen und ihnen ihre Schuldner aufzuwiegeln. Auch ſagt man, es ſeyen bey allen dieſen drey Ganten mehrere Tauſend Gulden auf die Seite gekommen, daß kein Menſch wiſſe, wohin?

Es iſt jetzt mehr denn zwanzig Jahr ſeit dieſen drey großen Ganten; aber das Elend, das daraus entſtanden, dauert noch jetzt, und wird noch lange dauern, wenn wir alle nicht mehr da ſind. Es ſind unter meinen 35 Almoſensgenöſſigen vierzehn Abkömmlinge von dieſen Verganteten; über dieſe ſind noch vier Abkömmlinge von ihnen wegen Diebſtahls im Zuchthaus, und fünf Töchter und ſieben Knaben von ihnen ziehen im Bettel herum, und ſo wie er die Menge der Menſchen um Hab und Gut gebracht, und ich darf wohl ſagen, das ganze Dorf an ſeinem Eigenthum geſchädigt, ſo hat er daſſelbe eben ſo ehrlos gemacht, und auch die letzte Spur der alten Ehrenfeſtigkeit, die darinn ſtatt hatte, zernichtet. Er hat als

Weibel ſo viele Leute ins Schloßgefängniß gebracht, daß alle Ehrenfeſtigkeit im Leben unter uns aufgehört hat. Es waren vorher viele Geſchlechter, die eine Freude daran hatten und ihre Ehre darinn ſuchten, daß bey hundert Jahren niemand von ihrem Namen ins Gefängniß gekommen; aber er hat es dahin gebracht, daß das niemand mehr ſagen konnte, und daß im Gegentheil Schurken, die ſehr oft in allen Gefängniſſen herumgeſchleppt worden, ſich eine Ehre daraus machten, öffentlich im Wirthshauſe Bruderſchaft mit einander zu machen, und niemand an ihrem Tiſch zu dulden, der nicht ſchon wenigſtens einmal gefangen geweſen. Dieſe Frechheit der Ehrloſigkeit war, ich möchte ſagen, beynahe noch oberkeitlich eingeübt und plauſibel gemacht. Waren Reiche gefangen, ſo fraßen und ſoffen die Gefangenwärter mit ihnen; waren es Arme, ſo ſtahlen ſie noch vom Brod, das ihnen gehörte. Der Hummel benutzte auch die Vortheile ſeines oberkeitlichen Dienſts auf eine Weiſe, wie es ſelten einem andern gelang.

Im ſiebenten Jahr ſeines Weibeldienſts kaufte er das Wirthshaus und die Mühle und konnte 4500 fl. baares Geld daran zahlen, ohne was er dieſe Gewerbe einzurichten ſonſt vorliegendes Geld hatte. Das Wirthshaus und die Mühle verdoppelten ihm jetzt natürlich die Mittel, das Dorf von allen Seiten auszuſaugen, wie er nur wollte. Die meiſten Leute im Dorf haben ſelten einen ihren Bedürfniſſen das ganze Jahr genugthuenden Vorrath im Haus; dann entlehnen ſie im Wirthshaus und in der Mühle auf die künftige Erndte, meiſtens ohne Ordnung und Rechnung; ein harter Menſch, der noch, wie der

Hummel, verſchmitzt und verfänglich iſt, und noch dazu einen obrigkeitlichen Dienſt hat, iſt dann offenbar in der Lage, ſolche Leute zu ſchädigen, wie er nur gern will, und ihren Haushaltungen von allen Seiten Fallſtricke zu legen, die ſie nothwendig unglücklich machen müſſen.

Wie der Fiſch im Waſſer in Schleuſen fällt, wie der Vogel in der Luft ſich im Garne verſtrickt und das Wild im Feld in Gruben gelegt wird, alſo fiel unſer Volk dem Hummel jetzt in ſeine Hände.

Er benutzte die Unzufriedenheit eines jeden Menſchen gegen denjenigen, über den er ſich beklagte, dahin, ihn über denſelben ſo zu empören, daß dieſer am End ſich gar nichts mehr daraus machte, ihm Unrecht zu thun und ihn zu ſchädigen. Dem ſtörriſchen Kind ſagte er: Warum es doch einer Mutter folge, die ſo eine Frau ſeye, wie die ſeine?

Dem Hoffärtigen: Sein Vater ſollte ſich ſchämen, daß er ihm dieß und jenes nicht gebe, wie es Andere haben, die gar viel weniger im Vermögen haben, als er.

Dem Fleißigen: Er ſey ein Narr, daß er ſich ſo plage, und nicht mehr Dank davon trage.

Dem Gewinnſüchtigen: Er würde unter den Fremden wohl zehnmal mehr verdienen, als daheim.

Dem Trägen: Warum er doch vom Morgen bis an den Abend ſo angeſpannt ſeyn möge, wie ein Roß am Karren.

Dem Stiefkinde: Es ſey himmelſchreyend, was für einen Unterſchied ſeine Eltern zwiſchen ihm und den andern machen.

Dem Knecht, der einen guten Meiſter hatte: Es ſey gut, aber doch auch nicht immer, bey einem Eſel dienen.

Dem, der einen ſtrengen hatte: Wenn du dich beym Teufel verdinget hätteſt, du hätteſt es nicht ſchlimmer, als bey deinem Meiſter.

Und ſo auch der Magd, wenn ſie ihre Meiſterleute rühmte, oder wenn ſie ſelbige ſchalt. — Und ſo auch dem Weib, wenn es ſeinen Mann lobte, und wenn es ihn ſchalt.

Aber allemal kam das Lied, wenn ſie dann vertraulich worden, am End da hinaus: Du biſt ein Narr — oder eine Närrinn, daß du dir nicht ſelber hilfſt — an deinem Platz würde ich lachen, und dieß und das thun — das allemal deutſch ſagen wollte: „ſtiehl — was man dir nicht gibt, und brings mir.“

Ach, die Lehre ward ſo wohl verſtanden, daß ein großer Theil unſers Volks ein Schelmenvolk, und ein großer Theil unſerer Haushaltungen wahrhafte Lumpenhaushaltungen geworden. Es kam diesfalls ſo weit, daß Schulkinder ſchon ihren Eltern ſtahlen und im Wirthshaus Wein und Butter und Käs kauften, und mit dem Geſtohlnen zahlten.

Der Saame der Zweytracht, der der Saame aller Laſter und alles Unglücks iſt, war im Innern aller Haushaltungen ausgeſäet, und wuchs allenthalben, wie die Frucht, die im Miſt ſteht. Das Hundertſte kam zwar nicht aus; aber man darf doch die Zahl der Menſchen nicht nennen, die in dieſer Zeit in Bußen und Kriminalacten des Schloſſes aufgeſchrieben ſind. — Ihre Thaten

ſind die Früchte des Saamens, den dieſer unglückliche Mann mit ſeiner Hand ausgeſäet — auch klagten ihn viele darüber an. Der arme Ueli ſagte unter dem Galgen: „Er habe nicht den zehnten ſo viel geſtohlen, als der Hummel ihm abgedrückt.“ Und es war wahr, er hatte ihm ſein beſtes Land mehr als um ein Drittel zu wohlfeil abgekauft, und weil man wußte, daß es der Vogt gern haben wollte, und daß er ſchon mit ihm darüber im Handel ſey, ſo durfte ihm Niemand mehr darauf bieten. Der arme Tropf hatte keinen Heller geſtohlen, bis er vom Vogt gänzlich ausgeſogen, und an den Bettelſtab gebracht worden.

Auch die Lismergrithe iſt in ſeinem Haus unglücklich worden, und als ſie hernach, da ſie ihr Kind umgebracht, bey ihm in Verhaft genommen worden, ſagte ſie in Gegenwart vieler Leute zum Vogt: „wenn du mich nicht ſchon einmal hier eingeſperrt hätteſt, ſo wäre ich jetzt nicht da.“ — (Er hat nämlich mit eigener Hand den Schlüſſel von der Kammerthüre genommen, in welcher der Muthwille mit ihr getrieben worden, der ſie jetzt das Leben koſtete.) „Was eingeſperrt?“ erwiederte ihr der Hummel, da ſie ihm dieſen Vorwurf machte. Sie antwortete ihm: „du biſt an meinem Unglück ſchuldig“ — „Das könnte eine Jede ſagen, die bey mir tanzt und trinkt, wenn ſie denn hintennach thät, was du“ — erwiederte dieſer, riegelte die Thür und ging fort.

Auch von den Knechten, die von ihm wegkommen, haben mehrere wegen Diebſtählen landsflüchtig werden

müſſen. — Es konnte aber nicht anders ſeyn; ſie ſind in ſeinem Haus wie dazu gezogen worden.

So lange er die Mühle hatte, haben ſeine Karrer immer bey aller ſeiner Kundſame, den Hausvätern hinter dem Rücken, von den Frauen, Kindern, Dienſtboten ꝛc. geſtohlne Frucht abgenommen; ſie hatten hinter Hägen (Hecken) und in Winkeln ihre Oerter, wo man ihnen die geſtohlnen Säcke ablegte.

Der Chriſtoph, der ſo lange bey ihm wahr, und jetzt aber auch landsflüchtig iſt, wäre vor 20 Jahren ſchon um deswillen beynahe todtgeſchlagen worden. Der Rütibauer merkte noch im letzten Jahr, ehe er verpachtet worden, daß es mit ſeiner Frucht nicht richtig gehe, und da er ſeine Frau, die dem Trunk ſehr ergeben war, im Verdacht hatte, gab er ſeit langem auf ſie Acht, und ſah ſie einmal an einem Morgen, faſt vor Tag, mit einem Sack Frucht, ſo ſchwer ſie tragen mochte, zum Haus hinausgehen — er ſchlich ihr durch einen Abweg hinter dem Zaune nach, und ſah ſie den Sack in dem Geſtäude an der Steig bey dem Mühlenweg verbergen, ließ aber die Frau, ohne ſich zu zeigen, wieder heim, und wartete hinter dem Geſtäude, wer jetzt den Sack abzuholen kommen werde — es verging keine halbe Stunde, ſo kam der Mühli-Karrer, und nahm noch zwey ſolche Säcke aus dem Geſtäude hervor, als er aber des Rütibauern ſeinen nehmen wollte, ſchlug dieſer mit einem Zaunſtecken ſo auf ihn zu, daß er in Ohnmacht fiel, und eine Viertelſtunde in Mitte der Straße liegen blieb und ihn heimgeholt. Seit dieſer Zeit

ist Christoph nie mehr ohne seinen großen Hund von Haus weggegangen.

Der Hummel hatte den Weibeldienst neun Jahre versehen, als der alte Vogt starb.

So sehr ihm aber der Junker gewogen war, so dachte er im Anfang doch nicht daran, ihm diese oberste Stelle im Dorf, die von Alters her nur angesehenen, sehr ehrenfesten Männern anvertraut worden, ihm zu geben. Er kannte einige Fehler an ihm, z. B. Saufen, Schwören, und dachte nicht daran, daß er zu dieser Stelle gut sey; aber der Hummel hatte vom Schreiber und Vicari an, bis zum Gärtner, der auch viel auf den Junker vermochte, so viele Leute im Schloß, die ihm das Wort redten, daß es zuletzt dem Junker selber schien, er habe im Dorf fast alle Stimmen für sich; und doch waren die Stimmen alle, die der Junker hörte, nur Ohrenblaserstimmen, und im ganzen Dorfe hätte er nicht zehn Stimmen zur Vogtsstelle gehabt, wenn es auf ein geheimes Mehr des Dorfs angekommen wäre. — Aber kurz, man machte dem Junker glauben, er wäre den Leuten angenehm — und er ward Vogt! — Er that nun in dieser obersten Dorfstelle als eine Art von Obrigkeit, was er vorher bloß als Schelm that, und auch als Weibel noch so ziemlich auf Gefahr seines Halses oder wenigstens des Zuchthauses wagen mußte. Aber jetzt setzte ihn seine höhere Stelle in dieser Rücksicht Rechts- und Einflusses halber so außer Verantwortlichkeit und außer alle Gleichheit mit allen Dorfleuten, die keine Ehrenstelle haben, daß, wenn auch zehn dergleichen Leute etwas gesagt hätten, dem er widerspre-

chen würde, das Zeugniß aller dieſer zehn gegen ihn nichts gegolten hätte, und der Teufel in der Hölle weiß die Vortheile einer ſolchen Stellung nicht mehr geltend zu machen und beſſer zu benutzen, als er es wußte. Er war kaum ein paar Wochen in ſeinem Amt, ſo zeigte er deutlich, wohin er ziele, und daß er niemand, wer es auch ſey, ſich in die Karte hineinſchauen laſſen wolle. Er vertrieb alles, was ihm im Weg ſtand.

Der Bamberger war der erſte, gegen den er in dieſer Rückſicht die böſe Gewalt; die jetzt in ſeiner Hand war, gebrauchte; dieſer war ein durchaus ehrlicher und feſter Mann, und der Vogt ſah bald, daß, ſo lange er dieſen nicht von ſeiner Richterſtelle vertreiben könne, er keinen Augenblick ſicher ſey, von einer Seite von ihm angegriffen zu werden, von der er ſich durchaus nicht angreifen laſſen dürfe. Der Bamberger aber war die Unſchuld ſelber, deſto geſchwinder fiel er in des Vogts Klauen. Von den meiſten andern aber ſah er zum Voraus, daß es ihm gar leicht ſeyn werde, ſie an ſein Seil zu bringen. Ein paar von ihnen waren ſchon zum Voraus in der Geſinnung Schelmen, wie er ſie brauchte, andere ließen ſich aus Schwäche, ich möchte ſagen, faſt in der Unſchuld des Viehs, das ſich an jedem Seil leiten läßt, von ihm hinführen, wohin er wollte. Das Hauptziel aber, wornach er ſtrebte und ſtreben mußte, war, es dahin zu bringen, daß der Junker in Rückſicht auf ſeinen Einfluß aufs Dorf, und in Rückſicht auf das Hauptfundament dieſes Einfluſſes, auf das mit eigenen Augen ſehen und mit eigenen Ohren hören, zur Ruhe geſetzt, und diesfalls ſo viel als bey

lebendigem Leib ins Grab gelegt würde. Das ſetzte er auch vortrefflich durch, und wußte es bald dahin zu bringen, daß alles das, worüber ſich der Junker des Dorfs halber vorher noch etwas ſelbſt annahm, in einer Art von Trott ſeinen Weg fortging, ohne daß er Mühe damit haben oder nur viel davon reden hören mußte, ſo daß nach und nach ihm alle Aufmerkſamkeit darauf ſo viel als außer Gewohnheit kam, und damit minderte ſich auch natürlich ſeine Einſicht in dieſe Gegenſtände. Sie wurden ihm allmälig ſo viel als ganz fremd, und in dem Grad, als ſie ihm dieſes wurden, wurde ihm der Vogt täglich mehr nothwendig, und in eben dem Grad vermehrten ſich auch natürlich denn des Vogts Mittel, den Junker über das blind zu machen, was er wünſchte, das ihm nicht vor die Augen komme. Die hieraus entſprungene Abhänglichkeit des Junkers ſtieg auf einen ſolchen Grad, daß es einmal ſchien, ſie fange ihm ſelber an zu mißfallen und zur Laſt zu werden; denn ſo kommlich es ihm auf der einen Seite war, nicht mit Geſchäften überladen zu ſeyn, ſo behagte es ihm doch nicht, ganz blind über die Geſchäfte zu werden. Er fing auch einmal hie und da ohne des Vogts Vorwiſſen den einen und andern Geſchäften näher nachzufragen an, und kam bald auf die Spur, daß nicht alles, was der Hummel mache, ſo ganz den geraden Weg gehe, und daß man hie und da im Dorf von dieſem und jenem Geſchäft ſage, es wäre ganz anders ausgefallen, wenn der Junker ſeine eigenen Augen dabey gehabt hätte. Das machte den guten Mann unwillig; aber er verſtand ſich neben einem Mann, der ſo ſchlau als der Vogt war,

nicht gut zu benehmen. Anſtatt näher nachzufragen und die Thatſachen genauer zu erforſchen, auf die ſich dieſes Gered gründe, ſagte er bey der erſten Spur, die ihm Verdacht machte, es dem Vogt geradezu ins Geſicht und zeigte ihm eben ſo gerade ſein Mißvergnügen. Dieſer aber war ſchon längſt auf ſo etwas gefaßt, und antwortete dem Junker: Habe ich etwas Unrechtes gemacht, ſo bitte ich Ew. Gnaden, es mir zu ſagen. Der Junker erwiederte: Ich mag jetzt nicht mit dir über das Vergangene ſtreiten, aber nimm dich in Zukunft in Acht, daß alle Sachen, die an mich gelangen ſollen, auch wirklich an mich gelangen. Der Vogt erwiederte: das werde ich gewiß thun, Ihr Gnaden.

Junker. Es muß ſeyn. Ich will wiſſen, was vorgeht.

Vogt. Es kann ſich niemand mehr darüber freuen, als ich. Damit ging er, und betrat acht Tag lang das Schloß mit keinem Fuß mehr, ſchickte aber des Tags drey, vier, fünfmal Leute ins Schloß, die dieſes und jenes zu berichten und zu fragen hatten, und redete mit dem Schreiber ab, daß er ihnen keine Antwort geben, ſondern ſie alle an den Junker weiſen ſolle. Nun war dieſer von Morgen bis Abend mit Anfragen geplagt, über die er ſo wenig als ein Kind in der Wiege Auskunft geben konnte; er ließ alle Augenblicke beym Schloßſchreiber fragen, ob der Vogt von Bonnal nicht da ſey? der war aber richtig nie da. Im Anfang ſchämte ſich der Junker, ihn beſtimmt rufen zu laſſen. Er glaubte, er werde und müſſe von ſelbſt kommen, aber es ging ganze acht Tage, und

s kam kein Vogt. Jetzt ließ ihn der Junker rufen. Er am zweymal nicht; aber endlich zum drittenmal kam er. Der Junker fuhr ihn roh an und ſagte: was iſt das, daß u dich ſo lang nicht im Schloß blicken laſſeſt? Der Vogt ntwortete ganz kalt, ich habe geglaubt, hierin den Willen ew. Gnaden zu befolgen.

Der Junker erwiederte: Was iſt das, wann habe ich ir denn befohlen, nicht mehr ins Schloß zu kommen?

Vogt. Das eben nicht, aber Sie haben mir doch usdrücklich geſagt, ich miſche mich zu viel in Sachen, die nich nichts angehen.

Der Junker ſchüttelte ob dieſer Antwort den Kopf, ber es ſtanden ein Halbdutzend Bauern vor der Thüre — denen er Antwort geben ſollte, und nicht Antwort' geen konnte.

Er meynte, ob er wolle oder nicht wolle, er müſſe dem Kerl jetzt doch gute Worte geben. Er wandte ſich halb reundlich, halb zürnend zu ihm, und ſagte ihm nach ein aar Worten: er ſolle nicht den Schalk machen, ſondern lle Tage wie vorhin ins Schloß kommen, und jetzt in die Schreibſtube gehen und ſehen, was die Bauern, die da eyen, wollen.

Mit dem Wort, das dieſer ausgeſprochen, ſaß er im Schloß wieder feſter im Sattel, als je.

Jedermann ſah das.

Er hatte jetzt ſein Schelmenleben als Vogt auf den höchſten Gipfel gebracht, und that nun mit vollendeter Sicherheit, was er vorher ſelber noch als Weibel mit Gefahr thun mußte.

Ein Schelm im Amt iſt an Orten, wo die Gerechtigkeit keinen beſſern Boden hat, als in Bonnal, bey ſeinen Schelmenthaten ſicherer im Land, als viele ehrliche Leute, die unter einem ſolchen Amtsmann ſtehen, bey allem Guten, das ſie thun. Und wenn man ſich fragt, wie es ein ſolcher Mann zu dieſer Sicherheit in ſeinen Verbrechen bringe, ſo muß man nicht glauben, es ſey blos, weil er ſeinem dummen und trägen Meiſter wohl dienen könne und es dieſem ganz kommlich ſey, ihn machen zu laſſen, was er wolle; nein, es liegt tiefer in der Organiſation des Staats und ſeiner Geſetzgebung, die es nicht zu verhüten vermögen, daß ſchlechte und niederträchtige Menſchen zu Stellen gelangen können, die eidliche Verpflichtungen zu Sachen haben, die nur brave, redliche und edle Menſchen zu erfüllen im Stand ſind. Da, wo ſchlechte und niederträchtige Menſchen dahin gelangen, daß ihnen leicht ſolche Aemtereide anvertraut werden, ſo iſt das Volk gleichſam an den Meyneid eines jeden ſolchen Mannes verkauft. Das war beym Vogt der Fall. Der Eid, den er auf ſich hatte und die Eide, die ſeine Creaturen ſchwuren, waren ihm zu einer Art Schild, womit er alle ſeine Verbrechen bedecken konnte. Wo ein ſolcher Mann dieſen Schild vorhält, da werden ſeine Lügen zur Wahrheit und die Wahrheit ſeiner Widerpart zu Lügen. Der Werth dieſes Schilds iſt auch allen gewaltthätigen und ungerechten Menſchen, die auf den Dörfern, ſo weit in Ehr und Anſehen ſtehen, unbezahlbar, auch bedienen ſie ſich bald allenthalben deſſelben je länger, je ſchamloſer.

Frage links und rechts, und du wirſt hören, wenn

gemeine Leute im Land allenthalben hundertmal eher Unrecht leiden, und ſich bey ihrem beſten Recht lieber wohl und weh thun, als es in ihren Streitſachen auf einen Eid ankommen laſſen, ſo ſetzen hingegen ſolche Vorgeſetzten ihren Eid ſo kurzweg und unbeſonnen zu allem, was ſie oft auch im Rauſch reden und thun, daß es einem ſchaudert. Auch verfolgt ihrer viele der Fluch, der auf den Meyneid von Gotteswegen gelegt iſt. Es kann nicht anders ſeyn. Menſchen, die im öffentlichen Leben ſo ſehr außer das Gleis des Göttlichen und Chriſtlichen hinausfallen, müſſen denn auch in ihrem Privatleben nothwendig alles Heil und allen Segen ihrer häuslichen Verhältniſſe verlieren, und daher kommt es, daß man allenthalben ſo viele Söhne und Töchter ſchlechter Vorgeſetzten in das äußerſte Elend verſinken ſieht. Der Spruch: der Herr iſt ein eifriger Gott, er rächet die Miſſethaten der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geſchlecht, — erwahret ſich auch, wenigſtens ſo weit ich es erfahren, nirgends ſo ſchrecklich, als an Kindern ſolcher Vorgeſetzten. Es kann aber auch nicht anders kommen, da ihre Kinder alle Tage ſehen, daß ihre Väter durch Lug und Betrug in allem Meiſter werden, und jedermann mit ſeiner Wahrheit und mit ſeinem Recht hinter ihren Lügen zurückſtehen muß, ſo ſind ſie offenbar alle Tage in einer böſen Schule des Unrechts und der Lügen, und verlernen auf dieſe Weiſe alle Art mit Menſchen in der Wahrheit und in der Liebe umzugehen, und ſie durch die Thatſache dieſer Näherung in der Wahrheit und in der Liebe als ihres gleichen anzuſehen und zu behandeln. Solche

Menſchen achten gewöhnlich jedermann, der, wie ſie meynen, weniger als ſie iſt, für ihren Dienſtmann, oder für ihre Milchkuh. Das geht denn freylich bey ihren Kindern, wenn der Vater todt iſt und ſie nicht auch Vorgeſetzte werden, nicht mehr an, und wenn ſie es probiren, ſtoßen ſie natürlicherweiſe die Köpfe an, und meynen denn doch, es geſchehe ihnen Unrecht, und können nicht begreifen, warum ſie es den Leuten mit ihrem Benehmen nicht mehr recht machen können, da daſſelbe, ſo lange der Vater lebte, ihnen doch immer ganz recht war. Ich habe auch einmal einen muntern Mann einer ſolchen notablen Dorftochter, deren Vater abgeſetzt war, auf eine ſolche Klage antworten hören: weißt du was? thu wie die Leute, ſo gehts dir wie den Leuten. — Hundert und hundert Söhne ſolcher Vorgeſetzten, wenn ſie nicht auch wieder Vorgeſetzte werden, und dahin kommen, die Elendigkeiten ihres Seyns und Lebens mit Vorgeſetztenrechten zu bedecken und mit Vorgeſetztenemolumenten zu bezahlen und zu bemänteln, werden Lumpen und kommen ins größte Elend. Mit den Töchtern ſolcher elenden Menſchen, die durch ihre Vorgeſetztenrechte außer das Gleis aller Menſchenpflichten geführt worden, iſt es die nämliche Sache. Wenn ſie in brave gemeine Haushaltungen hinein heurathen, in denen man gewohnt iſt, ſich mit Gott und Ehren, mit Beten und Arbeiten durch die Welt zu ſchwingen, taugen ſie in dieſe Lage wie das fünfte Rad am Wagen, und ſind im Stand, die bravſten Haushaltungen innert Jahr und Tag zu Grund zu richten, indem ſie mit jedem Schritt, den ſie thun und mit jedem Wort, das ſie reden, das

Gift

Gift des Neids, des Hasses, der Zwietracht und tausend armselige Gelüste in die Haushaltungen hineinbringen und das Fundament ihres Segens, das Beten im Glauben und das Arbeiten in der Liebe in seinem Wesen untergraben.

Doch ich weiß nicht, wie der Hinblick auf die bösen Seiten der Vogtstelle mich so lange aufhalten und von der Fortsetzung der Geschichte des Hummels hat ablenken können.

Er saß jetzt, wie wir gesehen, in seinem Vogtsdienst fest, wie eine Mauer auf dem Felsen, und nun griff er auch jedermann, der in Holz und Feld etwas hatte, das ihn gelüstete, an; wollte er ihm nichts geben, wie er wünschte, so hatte er einen Prozeß auf dem Hals, — oder war sonst alle Augenblick nicht sicher, in eine Grube zu fallen, die man ihm gegraben.

Er griff die Gemeinde an, wie einen einzigen Mann. Aber wo so ein Vogt Meister ist und die Vorgesetzten eine Clique ausmachen, die mit einander durch Bande einer niederträchtigen Selbstsucht zusammenhangen und mit einem solchen Vogt, wie die fünf Finger an der Hand, eins sind, da ist keine Gemeinde mehr. Der Menschenhaufen, der vorher eine Gemeinde war und jetzt noch eine Gemeinde heißt, ist denn nichts mehr anders, als ein Knechtengesindel eines solchen, sie zu seinem Dienst mißbrauchenden Schurken und der Clique seines Anhangs. Eine solche Gemeinde muß in tausend Fällen einem solchen Mann noch selbst bestätigen und ihm zu Urkund und Siegel von dem helfen, was sie in ihrer Seele weiß, das er ihr abgesloh-

len. Das war der Fall mit dem Markſtein bey des Acker, der noch jetzt der zugepflügte Acker heißt; e mehr als ein Drittel der Länge nach der Gemeind pflügt. Die alten Männer wußten alle, daß ein Zaun pen und ein Markſtein bey funfzig Schritten tiefer geſtanden, als der Vogt die neuen Markſteine geſe aber der Zaunſtumpen war nun bey zehn Jahren a ſtockt, und der Markſtein iſt auch weggekommen, nie wußte, wie? und die Gemeind ſetzte ihm die Mark wohin er wollte, ohne Widerrede; und da er ſein Haus baute, war's wieder das Gleiche; er nahm de meind aus dem Walde, was er wollte, und das war ſchon gezimmert, und lag ſchon vor ſeinem H als er an der Gemeind das Mehr gehen (die Stim ſammeln) ließ, daß ſie es ihm bewilliget, und ſie um ihm die Erlaubniß davon zu ſeiner Sicherheit ins buch hineinſchreiben.

Der alte Mönchhöfler ſel. konnte das auch faſt nicht verdauen und ſagte überlaut: vor altem ſeyen die L doch auch noch zufrieden geweſen, wenn man ſie mit Geſtohlenen fortgehen laſſe, aber jetzt müſſe man noch Zeugſame dazu geben, daß man es ihnen geſchenkt. jedermann an der Gemeinde that, als ob er ihn nicht und des Mönchhöflers Sohn ſelbſt nahm ihn ab und ſc Schweig doch, um Gotteswillen, wir ſind ſonſt alle S nicht ſicher, daß er uns um Haus und Hof bringt. Vogt that ſelbſt, als ob er es nicht gehört, und m die Vorgeſetzten das Zeugeſame unterſchreiben, und Datum zwey Monate früher ſetzen. Die öffentliche

chtigkeit war nun in seiner Hand, und er brauchte sie
st immer zum Schutz derer, die Unrecht hatten, damit
sich einen Anhang machte von Leuten, die ihn fürchten
üssen, um mit diesen diejenigen zu unterdrücken, die ihm
tgegen wären.

Weit und breit ward nicht so viel gestohlen, als bey
is, aber seitdem er Vogt war, ward fast niemand abge-
aft — und er machte sich groß damit, wenn er fünf
hre früher Vogt gewesen, so wäre dem gehängten Ueli
d vielen andern gewiß nicht begegnet, was ihnen begeg-
te." Er erschwerte immer den Leidenden den Beweis
der den Frevler — dem Schwachen den Beweis wider
n Gewaltthätigen, und dem Bestohlenen wider den Dieb.

Er zog den Klagenden auf, bis der Beklagte entronnen
d der Frevel bedeckt war. Wenn der Kläger den gan-
e Tag auf ihn wartete, so war er nicht daheim, aber
: Nacht durch stund dem Schelmen für Rath und That
n Haus offen. Was du mit deinen Augen sahest, mußte
ht wahr seyn; wenn du den Dieben in deinem Haus er-
ptest, mußtest du ihn noch um Verzeihung bitten, daß
ihn verklagt.

Daher entstand aber auch, daß hie und da einer sich
bst Recht zu verschaffen suchte, auf welche Art er es
ch immer konnte. Es sind mehrere Diebe, die ob der
hat ertappt, auf den Tod geschlagen worden, weil man
e scheute, sie am Rechten anzugreifen, und der Krumm-
zer ist unter der Last seiner gestohlnen Trauben aus glei-
m Grund erstickt. — Der Leutold und der alte Hügi,
: ihn in ihrem Weinberg antrafen, stießen ihn mit der

Tanſe (Bütte), die er voll geſtohlener Trauben hat
Stufen ihres Weinbergs hinunter — ſie hörten ihn
an den Stufen um Hülfe rufen; aber ſie ließen ihn
weil ſie keinen Proceß mit ihm wollten, und fürch
er erkenne ſie, und denn haben ſie es mit dem V
thun.

Es war auch ſicher faſt in keinem Fall mehr mö
das gröſßte Unrecht, das man litt, zu erweiſen; -
lenkte das Recht, wohin er wollte, — Wahrheit ode
gen war gleichviel, — was er wollte, war Ja! —
was er nicht wollte, war Nein! Was im Verborg
geredt worden, ward, wenn er daran ſetzte, ausgefor
und was an offener Gemeinde geredt worden, ward
läugnet, wenn er wollte, daß es verläugnet würde.

Worüber er immer ſtritt, hatte er ſicher Zeugen
das, ſo er behauptete.

Auch wenn Eid und Gewiſſen dazu geſetzt werden m
ſtanden dieſe ihm bey.

Ich mag nicht viel von dieſen elenden Meyneidige
den, aber Gott bitten muß ich, daß er ihnen ihr Gew
aufwecke, wie er es einem unter euch aufgeweckt hat.
iſt Jahre lang von Gewiſſensbiſſen gequält worden,
Gottlob, er hat endlich doch Erleichterung und Beruhig
gefunden. Verrucht und merkwürdig iſt es, wie der
in dieſen Fällen den armen Leuten das Gewiſſen hat
ſchläfern können, und unbegreiflich, wie ſelber ein G
licher ſich von ihm ſo weit mißbrauchen laſſen, an d
abſcheulichen Handlungsweiſe mit ihm Theil zu neh
Doch was will man ſagen, das Herz des Menſchen

in jedem Stand das nämliche, und führt in jedem Stand zu den nämlichen Höhen und zu den nämlichen Tiefen. Jedes Menſchenherz fühlt die Abſcheulichkeit dieſes äußerſten Verbrechens. Auch der Vogt hatte es ſelber nicht gern, wenn es mit ſeinen Proceſſen dahin kam, daß ſie zum Eid getrieben wurden.

Er machte auch im Anfang ſeinen Zeugen immer Muth, es komme gewiß nicht dazu, daß ſie ihre Ausſage beſchwören müßten, und ſetzte immer hinzu, wenn ſie den Eid nicht ſchwören müſſen, ſo ſey ihre Ausſage nicht mehr und nicht minder als eine Lüge, deren es jeden Tag tauſende gäbe, und in den meiſten Fällen geſchah es auch wirklich, daß ſeine Gegenparthey den Streit nicht zum Eid kommen ließ. Dann waren ſeine Zeugen entronnen, kriegten aber freylich auch bey weitem nicht den nämlichen Lohn, den er ihnen geben mußte, wenn es wirklich zum Eid gelangte. In dieſem Fall wandte er dann aber auch zuerſt alle möglichen Mittel an, die Zeugen zu bereden, es ſey wirklich so, wie er ſage und wie er ausgeredt, und er hatte eine verruchte Kunſt, den Leuten die Thatſachen, wie ſie wirklich geweſen, aus dem Kopf zu ſchwatzen, und ſie in Sachen, die ſie mit ihren Augen geſehen und mit ihren Ohren gehört, zu überreden, es ſey ſo geweſen, wie er ſage, und nicht wie ſie geglaubt, daß ſie geſehen und gehört haben; auch in der Kanzley hatte er noch Mittel, das, was beſchwört werden ſoll, ſo aufzuſetzen, daß man es ungleich auslegen konnte, und endlich half ihm der Vicar noch, den Zeugen die kanzleyiſch aufgeſetzte Ausſage, die ſie beſchwören mußten, auf eine Weiſe zu erklären, daß ſie den Mey-

eid ihrer Aussage hinunterschluckten, wie eine verzuckerte Pille.

Die Frechheit der Zeugnißgeberey in Bonnal war durch etliche Beyspiele so berüchtigt, daß ein Herr aus der Nachbarschaft den Jakob Keibacher, wie er in einer solchen Handlung für den Vogt vor dem Recht gestanden, abzeichnen und in Kupfer stechen ließ.

Er ist wie lebendig getroffen — sein Haar stehet ihm im Stich auf, wie einer wilden Sau der Borst, die Furcht vor der Hölle und das Hundeherz, doch zu schwören, weil er den Mundvoll, den man ihm dafür darwirft, vor sich sieht, redet ihm aus den Augen. Er hat eben das Maul offen, und es ist, wie wenn man's sähe, daß er vor Herzklopfen fast nicht athmen kann, und aus der versoffenen Nase schnaufen muß. Die Augen sind halb zu; die Stirn rümpft sich von allen Seiten dagegen und gegen die Nase hinunter; er hebt just die drey Finger auf, und die Hand (man meynt, sie zittere) ist noch voll Dinte von einem Schelmenbrief, auf den er eben sein + getolget.*) Unter diesem Kupferstich stehen die Worte: Ein Zeugnißgeber von Bonnal.

Es konnte kaum ein entsetzlicheres Denkmal des Verderbens unsers Dorfs ersinnt werden, als diese Unterschrift.

---

*) Sein + tolgen, heißt, etwas anstatt mit seiner Unterschrift mit einem + bezeichnen, welches oft mit großer Gefährde von Leuten, die nicht schreiben können, und auch von solchen, die nur sagen, sie können es nicht, geschieht.

Unſer gnädiger Herr hat, da er dieſelbe letzten Winter zu Geſicht bekommen, geſagt: Er wollte lieber ſeine Herrſchaft verkaufen, und ziehen, ſo weit der Himmel blau ſey, als da bleiben, wenn ſie in vier oder fünf Jahren noch wahr ſeye, und noch auf ſein Dorf paſſen würde, und die große Lehre, die er ſich von dem Verhältniß ſeines Großvaters mit dem Vogt machte, war dieſe: jeden ſeiner Angehörigen durch ſich ſelber und nicht durch ſeinen Vorgeſetzten kennen zu lernen. Es iſt unbegreiflich, wie weit es der Hummel darinn gebracht, ſeinen Großvater in dieſer Rückſicht irre zu führen. Oft wenn er eine Sache hintertreiben wollte, redte er lange vorher ſchon zu ihren Gunſten, daß der Junker glaubte, er ſeye für die Sache ganz eingenommen, bis er denn endlich mit den Gründen hervorrückte, warum es doch nicht ſo ſey und nicht ſo gehen könne, wie er bisher geglaubt. Seine Kunſt hierin war unbegreiflich. Auch die größten Schelmen, die ihn kannten, ſagten, er ſey darinn unnachahmlich geweſen. So wann er etwas mit Gewalt durchſetzen wollte, redte er gewöhnlich zum Voraus ſo wenig als möglich davon; aber andere mußten das thun; er widerſprach dieſen öfters ſogar ſelber. In beyden Fällen ſcheute er keine Hinterliſt, keinen Betrug und ſelber keine Verfälſchung, um zu ſeinem Ziel zu kommen. Als z. E. vor vier Jahren die Elsbeth Müller wider des Vogts Sohn von Rhynhalden klagte, und ein Eheverſprechen vorwies, und der Junker wider des wohlachtbaren Herrn Untervogts Sohn gar aufgebracht war, ließ der Vogt wie aus unverdachtem Muth den Chorgerichts-Bußenrodel, dem

Junker auf dem Tiſch liegen, und juſt diejenigen Seiten darinn offen, in welcher eine Elsbeth Müller wegen nächtlichem Herumziehen und verbotenem Tanz um 5 Pfund geſtraft worden. — Es war aber freylich eine andere Elsbeth Müller, das aber machte nichts.

Da der Junker Morndes den Schreiber fragte: Iſt das die gleiche Elsbeth Müller? — antwortete dieſer: Ja — und des Vogts Bub mußte nun der klagenden Tochter nicht das Halbe zahlen, was der Junker ihr zugeſprochen hätte, wenn dieſer Bußenrodel an dieſem Tag nicht auf ſeinem Tiſch gelegen wäre.

Mit ſolchen Künſten wußte er ihn in jedem Fall dahin zu lenken, wohin er wollte. Faſt alles, was den Junker umgab, war diesfalls gleichfalls dem Vogt im Dienſt. Vor fünf Jahren war ich Zeuge eines auffallenden Beyſpiels von dieſer Art. Ich ging von Hirzau über den Berg heim, und hörte den Schloßjäger, der nur etliche Schritte von mir entfernt war, aber mich nicht ſah, alle Wetter fluchen, daß ſein Kamerad die Hunde zu ſtark gegen Bonnal treiben laſſen — wenn der Teufel, ſagte der Jäger, den Junker jetzt in dieſes Loch hinunter ſalzen würde, der Vogt würde mich verſteinigen.

Der Grund von dieſen ſchönen Worten war nämlich dieſer — der große Waſſerſtreit zwiſchen den großen Bauern und dem ärmern Mehrtheil der Gemeind war juſt obhanden, und der Vogt hütete gar, daß der Junker in der Zeit nicht in die Gegend der Matten komme, wo er die Unbill der Streitſache mit ſeinen Augen hätte ſehen kön-

nen, und darum durften Jäger und Hunde auch nicht dahin treiben.

Es iſt jetzt gleichviel, wenn dieſer Handel ſchon von den großen Bauern gewonnen, ſo ſage ich es doch, die Widerpart hatte zuſammen eben ſo viel Mattland als dieſe, und es gehörte ihnen alſo auch eben ſo viel Waſſer, wenn ſie ſchon nur den Drittel bekommen, und noch froh ſeyn mußten, daß man ihnen nicht alles genommen, wie man ihnen gedroht, und zwar unter den ſchönen Titeln, das Waſſer gehöre auf die großen Matten, und es ſeye dem Zehenden ſchädlich, wenn man es auf den kleinen verſtümmle.

Bey allem dem brachte es der Vogt doch dahin, daß die armen Leute ſelber, ob er ſie gleich immer betrogen, dennoch, wenn ſie in Verlegenheit, immer zu ihm kamen, um ſich bey ihm Raths zu erholen, das ſcheint unbegreiflich. Doch was will man ſagen. —

Der Schiffbrüchige haſcht, eh' er verſinkt, nach jedem Strohhalm; und der Menſch, der in Angſt und Sorgen gejagt iſt, thut das nämliche. Das Thier ſpringt ja, wenn es gejagt wird, in der äußerſten Noth auch über Klippen, wo es unfehlbar Hals und Beine bricht, und ins Waſſer, wo es erſäuft, nur um den Hunden und den Jägern zu entrinnen. Verſchmitzter, mit den Leuten, die ſich ſo bey ihm Raths erholten, zu ſpielen, war es nicht möglich. Er brachte Leute, die er irre führen wollte, gar oft dahin, daß ſie die Worte, die ihnen in ihrem Handel den Hals brechen mußten, dem Junker noch ſelber vortrugen, und trieb es ſo darinn noch weiter, als der König

David, der ſeinem Schlachtopfer den Uriasbrief doch auch noch verſchloſſen im Sack gab und ihn ihm nicht offen in den Mund legte. Wenn denn dieſe Leute ſich ſo bey dem Junker mit den Worten, die er ihnen in den Mund gelegt, verfänglich gemacht hatten, kam dann der Vogt hintennach, und ſagte dem Junker, ſie werden ihm wohl das und das angebracht haben, doch es ſey nicht ſo ꝛc. ꝛc. Er verſtand dieſe Art, gegen die Leute zu berichten, ſo wohl, daß er ſie bis auf den Ton ihrer Stimme, bis auf ihr Handverwerfen, ihr Kopfſchütteln, ihr Händzuſammenhalten, ihr Maulhängen, ihr Maulverbeißen, ihr Augenverkehren, kurz ihr ganzes Daſtehen und Reden wie abmahlen konnte, ſo daß es dem Junker oft war, er ſehe die Leute, von denen er redte, vor ſich ſtehen. Man mußte ihm faſt nothwendig glauben, ſo konnte er den Schein der Wahrheit zum Unglück der Menſchen, die er verderben wollte, nachahmen.

Eine andere Weiſe als die, durch die er die Leute bey dem Junker zu Grunde richtete, war auch dieſe, daß er die ſchlechte Seite derſelben dem Junker in Augenblicken auffallen machte, wo er ſeinen Eindruck faſt nie verfehlte und ſo wohl die Augenblicke zu finden. Er hatte die meiſten Haushaltungen im Dorf zu einem Lumpen- und Schelmenpack gemacht, und konnte alſo in jedem Fall dem Junker leicht in die Augen fallen machen, daß ſie das ſeyen, was ſie wirklich ſind. Wann er aber wollte, daß er das Gegentheil davon glaube, ſo fand er auch hiezu leicht Mittel.

Wenn er z. E. gestern von einem Mann gesagt hat, daß er der schlechteste Mann im Dorf sey, und morndes sein Weib oder ein Verwandter von ihm kam, das nämliche klagte und begehrte, daß man ihn bevogte, so war er ganz wider dieses Begehren, redte dem Mann wieder das Wort, behauptete, es sey gar nicht so schlimm, als man thue; denn er war immer wider das Bevogten der Lumpen und sagte gar oft: wenn man alle Leute bevogten wollte, die etwa hie und da einen dummen Streich machen, so könnte man in der Herrschaft nicht genug Vögte auftreiben. Er erzählte auch gar oft, daß er im ✡ ✡ Amt vor einigen Jahren vor Audienz gestanden, da eben der junge reiche Träubeli seinem Vogt die Rechnung abnehmen müssen. — Das Geld sey auch um ein paar tausend Gulden geschwinnen, und der Träubeli habe von allem, was man ihm vorgelesen, nichts begriffen, als daß einmal er das Geld nicht empfangen, welches mangle. Am End fragte ihn der Junker Oberamtmann, was er jetzt zu dieser Rechnung sage? Es dünkt mich halt, erwiederte Träubeli, wenn der Teufel bevogtet würde, so käme er in die Hölle.

Und so, behauptete der Vogt, sey es mit dem Vogtwesen (Vormundschaft) allenthalben, und man muß gestehen, daß in dem Herzogthum, darinn die Herrschaft Arners lag, in Rücksicht auf das Vogtwesen sehr große Mißbräuche obschwebten. Der Vogt aber suchte freylich nicht, diesen Mißbräuchen Einhalt zu thun. Diese waren ihm alle recht gut, nur das Bevogten selber lag ihm nicht recht. Er hatte die reichen Lumpen im Dorf lieber unbe-

vogtet als bevogtet. Niemand zog indeſſen auch von dem Vogtweſen mehr Vortheil als er. Wo irgend ein großes Gut in vogtliche Hände mußte, da kams in die Seinen.

Er ließ indeſſen jedermann übel hauſen, ſo lange er immer konnte; wenn aber einmal die Freunde und Verwandte darauf drangen, daß ein Verſchwender bevogtet ſeyn müſſe, ſo war er gleich bey der Hecke, die Vogtſtelle ſelbſt zu übernehmen. Bey dieſem Gang der Dinge war es faſt unmöglich, daß noch irgend eine Haushaltung mehr in der ſtillen, eingeſchränkten, ehrenfeſten Ruhe und Eingezogenheit hätte bleiben können, die unſere Alten ſo glücklich machte, wo ein Haus noch ſo lebte, ſo ruhete er nicht, bis er Streit und Verwirrung in daſſelbe hineingebracht, und ſagte öffentlich, wo Friede iſt, und alles gut mit einander, da iſt eine Oberkeit nur halb Meiſter. Er brachte das böſe Wort: divide et impera, ſo in die Armſeligkeit ſeiner Dorfregierung, daß man daſſelbe als Deviſe an die Stallthüren der Bettelbauern in Bonnal hätte anſchlagen können. Dieſes Wort iſt aber auch das verruchteſte, das je an der Oberkeit und am Volk verbrecheriſche Männer ausſprechen können, und doch hat man in unſern Tagen gelernt, ihm einen Anſtrich zu geben, daß viele Leute, ſelber von denen, die ſich unter die Notablen im Land zählen, ſich nicht ſchämen, es öffentlich in den Mund zu nehmen. Indeſſen iſt die Bedeutung dieſes Worts im Mund von ſolchem Vorgeſetztenvolk ganz heiter. Sie halten ſich ſelbſt für die Oberkeit, und viele von ihnen achten die wirkliche Oberkeit ſo viel als wilde Hüter- und Waldbuben den Stamm an einem Baum, an

dem ſie hinaufklettern, ſeine Früchte zu ſtehlen. Wenn ſolche auf dem Baum ihre Säcke gefüllet, ſteigen ſie am Stamm wieder hinunter, legen ſich an den Schatten des Baumes, und zünden in der Höhle deſſelben noch Feuer an, die Aepfel zu braten, die ſie auf demſelben geſtohlen, — ob der Baum übers Jahr keine Früchte mehr bringe und verdorre, liegt ihnen am Herzen, juſt wie ſolchen Vögten die Ehre, das Anſehen und der Nutzen der Obrigkeit und der Segen des Lands.

Nein, wer Dieb iſt und ſelbſtſüchtiger, niederträchtiger und gewaltthätiger Mann, dem liegt weder die Ehre noch der Nutzen der Obrigkeit, noch der Segen des Lands am Herzen, und wenn der Hummel den Namen der Obrigkeit in den Mund nahm, und für ihre Ehre und für ihr Anſehen das Maul brauchte, ſo war es nur und unter dem Schutz ihres Namens, arme, ſchwache, hülfloſe Menſchen ins Unglück zu bringen. Und ich muß es ſagen, es ſtehen einem beynahe die Haare zu Berge, wenn man näher weiß, wie er in tauſend Fällen und beſonders bey Werbungen den Namen der Obrigkeit in den Mund genommen und gebraucht. Er gab zuerſt vor, und machte es weit und breit bekannt, bey den Werbungen ſey jedermann um alles frey, und es dürfe ein jeder herkommen und wieder gehen, wie er nur immer wolle, und lockte damit fremde Burſche in ſein Haus; wenn aber die Werber einen ſo hinzugelockten fremden Mann, den ſie gern angeworben hätten, nicht in ihr Netz zu bringen vermochten, ſo nahm er ihn dann beyſeits, fragte ihn als Vogt um Kundſchaft und Handthierung, zerriß ihm wohl gar

ſeine Päſſe, nahm eine Sprache an, wie wenn er von Sorgfalt fürs Land und Treue für die Oberkeit verberſten (zerſpringen) wollte. — Du biſt ein Strolch (Landſtreicher) und ein Taugenichts, ſagte er dann zu einem ſolchen in ſein Netz gelockten Unglücklichen, du ziehſt dem Schelmenleben nach, gäll, du magſt deinem König nicht dienen, und deinen Aeltern nicht folgen, und nicht arbeiten, darum kannſt du nicht zu Haus bleiben, und willt in unſerm Land dich mit Schlendern und Betteln und Leutbetrügen erhalten. Ja unſer Land iſt ein freyes und gelobtes Land, aber nicht für Strolchen, die keine Handthierung haben, wie du. — Dann drohte er noch mit Prügeln, mit Einſperren, mit ins Oberamt führen, bis der arme Teufel entweder Dienſt nahm oder ihm etwas von ſeiner Waare zum Dank gab, daß er ihn wieder frey ließ. — So iſt's, daß er den Namen Obrigkeit ihre Ehre, ihr Anſehen und den Nutzen des Landes in den Mund nahm, um den Schwachen und Elenden im Land noch elender zu machen, als er durch ſeine Armuth und durch ſeine Schwäche ſchon ohne dieß iſt. Es war aber auch eigentlich der Mittelpunkt ſeines Greuellebens, daß er es gar nicht achtete, ob die Menſchen um ihn her des Lebens Nothdurft haben oder nicht, und ob ſie in Kummer, Sorgen und Elend vergehen oder nicht, und wer ſollte das denken, er nahm dabey dennoch oft den Namen Gottes ſelber in den Mund, aber beynahe faſt auf eben die Weiſe, wie den Namen der Obrigkeit, und ſo wie er z. E. gar gern viel von den Rechten und Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen ſein Maul brauchte und viel dummes Zeug darüber ſchwatzte, ſo ſchwatzte er zu Zeiten auch gern

von Gott und göttlichen Dingen, und liebte es, über allerhand Grübeleyen von dem Himmel und der Hölle allerley Meynungen zu hören, z. E. was man im andern Leben auch thun und nicht mehr thun werde — womit man ſich Freude machen und die Zeit vertreiben werde — woran man ſich auch wieder erkennen, und ob man vielleicht des Großvaters Vater, und Leute, die man geerbt, aber nie geſehen, doch auch erkennen werde, und dann von der Höll, ob ſie doch auf der Welt ſey? und bey dem Berg, der Feuer ausſpeyet, und Schwefelbäche ſo groß als der Rhein, und ob die Füchſe, mit denen der Simſon den Philiſtern das Korn im Feld angezündet, auch Füchſe geweſen ſeyen, wie die unſrigen, und wie er ſie zuerſt habe fangen können, ehe er ihnen die Feuerbrände zwiſchen die Schwänze gebunden ꝛc. Ueber ſolche Gegenſtände konnte er ganze Abende mit dem Vicar ſchwatzen, und dieſer gab ihm denn darüber Sachen an, die oft ſo dumm waren, daß man nicht begreifen kann, wie ein Mann, der ſo viel Verſtand hatte, als der Vogt, ihm einen Augenblick zuhören konnte. Aber das iſt nicht anders, der ſchlaueſte Menſch wird in dem, worinn ihn ſein Herz blind macht — unendlich leicht einem Thoren gleich, der in gar nichts Verſtand zeigt. Der Vogt liebte nebenbey das Geſchwätz über Gott und göttliche Dinge auch noch aus einem andern Grund, als um ſich die Zeit zu verkürzen; er ſagte oft, ein obrigkeitlicher Beamteter, der, wenn es nothwendig ſey, nicht auch mit den Leuten reden könne, wie ein Pfarrer, ſey nur halb, was er ſeyn ſoll, und zählte ſo das Maulbrauchen über Religion und göttliche Dinge beſtimmt unter die Mittel,

die ein Mann, wie er, nothwendig in ſeiner Gewalt haben müſſe, um unter allen Umſtänden ſeine Autorität gegen jedermann, wer es auch ſey, behaupten, und den Meiſter ſpielen zu können. Er war auch beſtimmt im Stand, den Leuten, wo es ihnen diente, zuzuſprechen, wie der beſte Pfarrer, und brauchte dieſe Kunſt vor Audienz oft ſelber gegen Schelmen, mit denen er unter einer Decke lag, und redte mit ihnen noch ab, ſie ſollen nichts darnach fragen, und nur keck fortläugnen, er möge ihnen vorpredigen, was er wolle. Er ſagte ihnen zum Voraus, er werde öffentlich wider ſie thun und reden, wie der Teufel, aber das werde ihnen nichts ſchaden, wenn ſie nur keck ſeyen und ſtandhaft fortläugnen. Er war ſogar, wenn die Fehler ſolcher Leute gar zu deutlich waren, der erſte, der anrieth, man ſollte den Ernſt brauchen, und ſie einſetzen, ſie werden dann wohl bekennen. —

Aber er redte auch das mit ihnen ab, lachte ſie in ſeinem Geheimſtübchen, wo er ſolche ſeine Leute immer allein ſah, noch aus, und wenn ſie ſich vor dem Gefängniß fürchteten, ſagte er ihnen, ſie werden nicht die erſten, und nicht die letzten ſeyn, die darein müſſen, erklärte ihnen Tag und Stund, wie lang man ſie gefangen halten könne, und alles, was man mit ihnen vornehmen werde — „wenn du das aushalteſt, ſo müſſen ſie dann darnach dich wieder gut und beſſer machen, als du vorher nie wareſt, und nie werden wirſt.“ — Er erzählte ſolchen Leuten in ſeinen Unterweiſungsſtunden das Exempel des Rudis von Lörbach, den jetzt die Herren von Katzenſtuhl, ſo lang er lebt, er-

halten

halten müſſen, weil er von hundert Sachen, die ſie ihn gefragt, keine einzige bekennt.

Das war ein Männli — ſagte dann der Vogt. Ich habe es aus ſeinem eigenen Munde gehört, daß er an der Folter wie davor und darnach immer ſich beſinnen und denken konnte, Nein gehe ſo geſchwind zum Maul heraus als Ja.

Ich muß wohl nicht ſagen, wie durch ſolche geheime Lenkung und Verdrehung des Rechts, die Herzensabhärtung unter uns eingewurzelt, die unſer Elend auf den höchſten Gipfel gebracht.

Ach! das alte fromme Schamrothwerden, das gute menſchliche Bekennen, Weinen, Abbitten, das der Herzensverhärtung vor Allem ſo ſehr hütete, und ſo natürlich zur Sinnesänderung und Beſſerung führt, iſt bey unſerm Volk ſo viel als verſchwunden und ich möchte ſagen, aus unſerer Mitte verbannt. Auch iſt es ſogar unter uns zum öffentlichen Sprüchwort geworden, der ſey kein Mann, der nicht ihrer drey und vieren ins Angeſicht wegläugnen könne, was ſie mit ihren Augen geſehen, das er gethan, und alles Volk, junges und altes, Weib und Mann, Knecht und Magd, und ſogar die Schulkinder wiſſen jetzt bey uns von allem andern nichts ſo gut, als bey allem, was ſie fehlen, ſchamlos zu läugnen, bis ſie überwieſen, und denn noch, wenn ſie auch überwieſen, das Maul zu brauchen, als wenn ihnen Gewalt und Unrecht geſchehen wäre.

Dieſe Schamloſigkeit in unſerer Mitte iſt vielleicht auch das größte und unheilbarſte Unglück, welches der Vogt unſerm Dorf zugefügt hat.

So wie er alles, was bös, schädlich und verderblich war, pflanzte, beförderte und schützte, so hintertrieb er alles, was gut und nützlich war und reutete es gleichsam aus.

Er wollte nie zugeben, daß man den Schuldienst verbessere, und sagte darüber, es sey eben nicht nöthig, daß ein jeder Bettelbub besser schreiben und lesen könne, als er. —

Er hinderte immer Gras-Einschläge auf den Feldern zu machen, und da man ihm vorstellte, das Dorf würde dadurch doppelt so viel Vieh erhalten, und doppelt so viel Korn bauen können, als es jetzt baue, und dadurch würde sich auch der gute Preis in kurzem beynahe verdoppeln, antwortete er: Es seye eben nicht nöthig, daß alle Aecker so theuer werden, denn er handelte viel mit verlumpten wohlfeilen Aeckern, und wußte wohl, daß, wenn das Land allgemein gut angebaut würde, so würde der gute Handel mit verlumpten Aeckern denn bald aufhören.

Eben so hinderte er, daß nie keine Fremden sich im Dorf setzen konnten — wenn es schon Ehrenleute und Männer waren, von denen er nicht läugnen konnte, daß sie Geld, Verdienst und Kunstfleiß ins Dorf bringen würden. Er hinderte neue Feuerstellen auf den Zelgen außer dem Dorf zu errichten, und da man ihm an der Gemeind sagte: es wäre doch wegen Feuersgefahr besser, daß die Häuser ein wenig mehr von einander vertheilt wären, gab er zur Antwort: es seye noch kein Dorf verbrunnen, man habe es auch wieder aufgebaut. Indessen stund sein Wirthshaus, so wie seine Mühle und alle seine Wirth-

schäftsgebäude allein, und waren dießfalls durchaus in keiner Gefahr, wenn auch das ganze Dorf verbrunnen wäre. Und er hat mir selber eingestanden, was mir einer seiner Nachbarn schon längst als eine bestimmte Wahrheit erzählt, daß er nämlich einmal, als die Wirthe von Laibach und Hirschegg, welche beyde Dörfer vor wenig Jahren abgebrannt, bey ihm gewesen und ihm erzählt, was für gute Zeiten sie nach diesen Brunsten gehabt, bestimmt ausgesprochen, wenn ihm so ein Glück nur auch einmal widerfahren würde. Er habe zwar ein Glas Wein zu viel gehabt, da er dieses gesagt, und als er gemerkt, daß ein paar Männer am Tisch den Kopf darob schüttelten, die Worte wieder zurücknehmen wollen und zu verdrehen gesucht; aber gewiß sey es, daß er sich bestimmt also ausgesprochen.

Was aber vielleicht unter allem das abscheulichste war und am tiefsten an das Herz der Leidenden, Armen eingriff, war, er schonte bey den Auflagen und Steuern immer den Reichen, und lenkte die Last immer auf die Schulter der Armen. Weg und Steg und alle Arbeit an den Landstraßen mußten durch Frohndienste bestritten werden, an denen denn der Arme, der die Landstraße vielleicht im Jahr nicht zweymal betrat, eben so viel Dienste leisten mußte, als der Reiche, der täglich mit Roß und Wagen darauf fuhr.

Er sprach das unverschämte Wort laut aus, man müsse den Reichen schonen, damit man in der Zeit der Noth doch bey jemand etwas finde.

Auch diesen Grundsatz, der die Armen um die Ersparnisse ihrer Väter, und sie um ihr eigentliches Recht an ihren Gemeingütern brachte, sprach er laut aus, man dürfe von den Reichen keine Beyträge an die Gemeindsbedürfnisse fodern, so lange noch irgend etwas Gemeingut vorhanden sey; erst wenn dieses alles aufgebraucht, dürfe man von den Reichen diesfalls mehr fodern, als von den Armen. Man kann aber auch die Sicherheit einer jeden Gemeind und den rechtlichen Wohlstand aller Glieder derselben und für die späteste Nachkommenschaft nicht gottvergessener untergraben und gefährden, als durch die Anerkennung dieses Grundsatzes in Rücksicht auf die Gemeindsgüter.

Ich bin müde, von ihm als Vogt zu reden — noch einen Augenblick fasse ich ihn als Wirth und Müller ins Aug.

Er suchte jedermann im Dorf mit sich in Rechnung zu bringen, aber er machte mit niemand nie frischen Tisch und es wär immer mit allen Leuten, die in seinem Buch standen, ein ewiges Hangwesen; er trachtete immer, daß jedermann, mit dem er in Rechnung stand, nicht mehr sicher und richtig wisse, wie eins auf das andere gefolgt.

Die Unordnung seines Hauswesens war aber auch so, daß er nicht mit den Leuten in Ordnung hätte rechnen können, wenn er auch hätte wollen; — bald schrieb er ins Buch, und die Frau an die Wand, und am Samstag kam's dann natürlich, wenn man an der Wand abwischen wollte, doppelt ins Buch.

Wenn ihm in seiner Einbildung in Sinn kam, er habe dieß oder jenes aufzuschreiben vergessen (und dieß geschah nur gar zu oft, insonderheit in Nächten, wo er nicht wohl schaffen konnte), so machte er kurzweg in seinem Buch aus einer o ein 6, aus einem 7 ein 9, oder setzte einen Zehner voraus, oder eine o hinten an, wie er meynte, daß es gehen möchte. Er ließ im Buch und in den Handschriften auf Gefahrd hin Lücken offen, daß er hineinschreiben könne, was er wolle. Er gab die alten und bezahlten Handschriften, wo er immer konnte, nicht heraus, verläugnete sie und behauptete, sie wären zerrissen, verbrannt oder verloren. Wenn er dann aber mit jemand Streit bekam; so nahm er solche Papiere allemal wieder hervor, und brauchte sie wie gute.

Wen er am härtesten drückte, waren Leute, von denen er Böses wußte, und die sich fürchten mußten, er bringe es ihnen aus; — auch wer ihn selber zu betrügen suchte, oder ihm etwas abzuläugnen probirte, war im gleichen Fall.

Solchen Leuten doppelt aufzuschreiben, was sie schuldig, oder eine Prise Tabak zu nehmen, machte dem Vogt gleich viel Mühe.

Wenn so einer ein Maul aufthat, als ob er sich klagen wollte, so war die Antwort kurz: Du Schelm, du Dieb, willst du mir's wieder machen, wie schon einmal? — meynst, ich hab' deine Schelmenhandschrift verloren? u. s. w.

Es war ihm allemal, wenn er jemand Unrecht that, wie ein Balsam über das Herz, wenn er sich auch nur

einbilden konnte, der Mann, den er unter den Händen hatte, habe ihm oder jemand anders auch Unrecht gethan.

Als der Schaffner Knipperſchild ihn öffentlich verklagte, er habe ihn bey Abzahlung eines Kapitals um 50 Gulden betrogen, erzählte er den ganzen Heimweg ſeinen Kameraden, wie der Schaffner ein Hund ſey, der einem das Blut unter den Nägeln hervordrücke, und wie er ihm in den zwanzig Jahren, da er das Kapital verzinſet, kein einziges Mal kein Glas Wein und kein Trinkgeld gegeben, und er wollte doch ſeinen Kopf daran ſetzen, daß er es der Herrſchaft verrechnet.

So war's in allen Fällen; er mochte zu thun haben, mit wem er wollte, ſo war immer ſein Wort: „er iſt der und der, — wenn er mich unter den Händen hätte, er würde noch anders mit mir fahren; — ja wenns ein anderer wäre, ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen, ſo mit ihm umzugehen; aber mit dieſem da mache ich mir keins.“ — Kurz wenn er einen Griff gegen einen ſuchte, ſo war im Augenblick kein größerer Schelm zwiſchen Himmel und Erden, und wenn er einen ausſaugen wollte, ſo hatte er auch allemal hundert Gründe, den Mann nicht zu ſchonen, bald weil er ein Lump, bald weil er ein Schelm ſey, bald weil er nichts Beſſeres verdiene, bald weil es ihm nichts helfen würde, wenn man ſchon anders mit ihm umginge. Auf dieſem Weg kam er dahin, daß die meiſten Lumpen und Schelmen ihm nicht einmal Widerſtand leiſten könnten, ſondern noch gut mit ihm waren, ſo ſehr er oft auch ihnen das Blut unter den Nägeln hervordrückte.

Ich muß indeſſen doch auch ſagen, er hat auch mit einigen redlichen Leuten ohne Streit auskommen können; aber wenn man näher erforſchte, was das für Leute geweſen, ſo fand ſich, daß es ſchwache nachgebende Menſchen, und einige davon wirklich etwas liederlich, oder wenigſtens nicht genaue Haushalter geweſen; — er hatte es mit dieſen doppelt gut — er mißbrauchte ſie, ſog ſie aus, wie die andern, machte ſich aber denn dabey noch groß, daß er mit ihnen ſo und ſo lang ohne Streit in aller Freundlichkeit und Einigkeit gelebt habe, und ſtrich dann bey gewiſſen Leuten, bey denen er ſich groß machen wollte, hoch aus, was das für Männer ſeyen, die ihres gleichen zwiſchen Himmel und Erden nicht haben, und wie gut ſie mit ihm ſeyen u. ſ. w. Wenn er dann aber auch mit ihnen in Streit kam, ſo waren es im Augenblick auch wieder Schelmen, wie die andern alle, und Narren oben drauf, oder wenigſtens Heuchler und Scheinheilige.

Der Mann, der Ordnung liebte, ſtill und bedächtlich in ſeinem Thun einherging, den Kreuzer zweymal umkehrte, ehe er ihn ausgab, und Treu und Glauben foderte, weil er ſelber Treu und Wort hielt, war bey ihm zum Voraus übel angeſchrieben und von ihm ins Aug gefaßt, wie ein Mann, der an einigen Orten im ſchwarzen Buch ſteht, von einem Corporal bey einem Polizeypoſten. Wenn ſein Intereſſe mit ſolchen Leuten im geringſten ins Spiel kam, ſo ſtand er feindlich gegen ſie auf, legte ihnen Gruben und Fallen, wo er nur konnte, und ruhte nicht, bis er ſie aufgerieben.

Dafür war er ſo bekannt, daß jedermann im Dorf öffentlich ſagte, es ſeye ein Wunder, daß er den Baumwollen-Meyer zu dem Mann habe werden laſſen, der er geworden. Aber die Umſtände waren diesfalls dem Baumwollen-Meyer ſo günſtig, daß der Vogt lange ſeinen Vortheil bey dem fand, was dieſen reich machte. Die meiſten Baumwollenſpinner-Haushaltungen verfraßen und verſoffen beym Vogt, was ſie verdienten. Auch war der Meyer ſchon ſehr reich, eh er nur einmal ahndete, daß er ihm mit ſeinem Spinnerverdienſt über den Kopf wachſen könne. Es kam ihm auch nur kein Sinn daran, daß dieſes möglich ſeyn könne, bis einmal ein fremder Kaufmann mit vier Pferden in ſeinem Wirthshaus abſtieg und am Tiſch erzählte, was der Meyer für ein braver, angeſehener Mann ſey, wie er bey allen Kaufleuten unbedingten Credit habe, und ganz gewiß ſehr reich ſeye; da erſt ging dem Vogt darüber ein Licht auf, ſo daß er zur Stund zu ſich ſelber ſagte: wie ich auch ein Narr bin, daß mir das nur nie in Sinn kam. Es iſt jetzt am Tag, dieſer Baumwollenmann, der keinen Heller geerbt hat, und deſſen Vater faſt bettelte, iſt mit ſeinem Spinnerweſen weiter, viel weiter gekommen, als ich mit meinem Vogtsdienſt, mit meinem Wirthshaus, und mit meiner Mühle je kommen werde.

Dieſer Gedanke machte ihm den Kopf voll, daß er eine Weile gar nichts anders dachte. Auch das ſagte er zu ſich ſelber: „Es ſpringt in die Augen, nach und nach kommen die Spinnerhaushaltungen alle in ſeine Klauen und kehren mir den Rücken. Er wiegelt ſie gegen mich auf. Es

ſind ſchon einige, die das Wirthshaus meiden, wie wenn der Teufel darinn wohnte, und ich weiß, ich weiß, das kommt von ihm her, und von dem verfluchten Geizhals, ſeiner Schweſter, der Marey. Aber dieſer Sache muß ich Einhalt thun. Nun fing er an, laut über das Baumwollenſpinnen zu ſchimpfen, und zu ſagen: Das Lumpenleben und die Schelmenordnung, über die der Pfarrer ſo laut klage, und es immer dem Wirthshaus zuſchreibe, komme ganz und gar nur vom Baumwollenweſen her, und wenn es ſo fortgehe, ſo werde man in dreyßig oder vierzig Jahren keinen geraden und ſtarken Mann mehr in der Herrſchaft finden, und darinn hatte er nicht ganz unrecht. Wo immer ein neuer großer Fabrikverdienſt in ein Dorf hineinkommt, das vorher kein Geld hatte, den Erwerbsfleiß und den Erwerbsſegen nicht kannte, und ſchon zum Voraus in Leichtſinn und in Liederlichkeit dahin gelebt, da wird ſo ein Dorf durch einen ſolchen plötzlichen Verdienſt an Leib und Seel leicht weit verdorbener, als es vorher war. Es iſt nicht anders möglich. Da, wo immer ein ſolcher neuer Verdienſt dem Volk zum Segen werden ſoll, muß ſchon zum Voraus und zwar mit ihm von Obrigkeits- und von der Haushaltung wegen ein guter Grund der häuslichen Erziehung gelegt ſeyn, die zu einer für dieſen Erwerb ſchicklichen Volksbildung und den Kenntniſſen und Fertigkeiten einer ſolid zu begründenden diesfälligen Landesinduſtrie geeignet iſt. So wahr indeſſen das, was der Hummel in ſeinem Feuereifer gegen den Meyer über den Krüppeleinfluß des Baumwollenſpinnens ſagte, iſt, ſo ſieht man doch an den Kindern

der Gertrud, daß daſſelbe die Menſchen nicht an ſich ſelbſt, ſondern durch das ſchlechte Leben, das in den Baumwollenſpinner-Haushaltungen herrſcht, ſo elend macht. Da Gertrud Kinder ſpinnen das reinſte Garn im Dorf, und ſind doch die geſundeſten; aber ja, wenn ſie mit ihrem Mann auch alle Tage im Wirthshaus geſeſſen, und dem ihre Kinder daheim geprügelt hätte, damit ſie ihr viel Geld dazu verdienen, ſo wären ſie gewiß auch ſo elend dabey geworden, wie hundert andere im Dorf. Wo immer dieſfalls obrigkeitliche Sorgfalt, und ein guter Geiſt in den Haushaltungen mangelt, da iſt unmöglich, daß ſolche Dörfer nicht durch das Baumwollenſpinnen zu Grund gerichtet werden, und unglücklicher Weiſe mangelte damals dieſes in Bonnal alles in einem hohen Grad, und der Hummel war denn noch wie dazu gemacht, dieſes Verderben einerſeits für ſich ſelbſt zu benutzen, und anderſeits zum Nachtheil der Gemeind auf den höchſten Gipfel zu treiben. Aber jetzt war es ihm ſo wichtig, das weitere Aufkommen des Baumwollen-Meyers zu verhüten, daß er ſich, wie die Alten ſagten, lieber ſelber ein Aug ausſchlug, als ſeinem Feind nicht zu ſchaden. Er verläumdete ihn und ſein Treiben beym Junker auf alle Weiſe. Nicht zufrieden mit dem, wiegelte er wenige Wochen, nachdem der fremde Kaufmann ins Dorf gekommen, drey ſeiner Arbeiter auf, ſie ſollen dem Meyer abläugnen, was ſie ihm ſchuldig ſeyen, mit Hinzuſetzen, er wolle ihnen im Schloß ſchon helfen, daß ſie ihn ſicher zu Schanden machen können, und ihm nichts zahlen müſſen; der Meyer erſtaunte natürlich, als auf einmal drey von ſeinen Arbei-

tern ihm sagten: sie seyen ihm nicht so viel schuldig, als er sage. Das war dem Meyer in seinem Leben nie begegnet. Er fühlte auch sogleich, daß hinter diesem Läugnen eine Aufwieglung stecke, und zweifelte keinen Augenblick, der Vogt sey daran Schuld. Aber er verstand hierinn nicht Scherz. Er foderte auf der Stelle allen dreyen die Bezahlung dessen, was sie ihm schuldig seyen, rechtlich. Die Schuldner schlugen ihm das Recht vor, und führten vor Audienz alle drey die gleiche Sprache: er fodere mehr von ihnen, als sie ihm schuldig seyen. Der Meyer war in seiner Verantwortung kurz, aber standhaft, und hielt sich, wie er mußte, an seinem Buch; aber es dünkte dem Junker selber bedenklich, daß ihrer drey auf einmal die gleiche Sprache führten. Man schob den Handel auf, und der Vogt sagte links und rechts überlaut: es lasse sich, wenn man Dinten und Federn habe, aufs Papier schreiben, was man wolle, und Buch hin, und Buch her, so thäte der Meyer besser, er würde das nicht so weit treiben; wenn ihrer drey die gleiche Sache sagen, so sey's fast wie bewiesen, und wenn er im Unrecht erfunden werde, so könne man ihm sein ganzes Buch unter den Tisch wischen.

Das Gemurmel, das solche Reden veranlaßten, entrüstete den Meyer so, daß er in Gegenwart mehrerer Gemeindsgenossen dem Vogt zur Antwort sagen ließ: Er meyne, er habe ein redliches und aufrichtiges Buch, und wenn ihrer hundert Schelmen ein jeder in seiner Sach dawider streiten, so müßte sein Buch ihm wider alle hundert gut genug seyn, oder er wollte kein Wort mehr darein

ſchreiben, und ſetzte hinzu — Ja, wenn ich ein Buch führte, wie der Untervogt; ſo verdiente ich denn, wo nicht den Galgen, doch gewiß ehrlos gemacht zu werden.

Dieſe Rede war, wie natürlich, dem Vogt ganz warm und noch als förmliche Antwort an ihn hinterbracht. Aber man hätte ihn auch bey nichts angreifen können, das ihm ſo empfindlich geweſen wäre. Er iſt auch erſchrocken, daß man es ihm gar leicht anſah, aber ſo erbittert er war, ſo mäßigte er ſeine Antwort, that, als ob er das Wort nur halb verſtanden, und ließ dem Meyer nur antworten, es werde die Sach etwa nicht ſo bös verſtanden haben, als ſie ihm hinterbracht worden.

Der Meyer aber blieb ſtandhaft, und ließ ihm ſagen, er ſeye vollends nüchtern geweſen, und habe mit allem Vorbedacht geredt, was ihm hinterbracht worden, und wenn er glaube, daß er ihm ſeines Buchs halber Unrecht gethan habe, ſo ſolle er daſſelbe nur vor Audienz bringen, er wolle ihm zeigen, welche Beſchaffenheit es damit habe.

Der Vogt durfte es nicht auf das ankommen laſſen, mußte den Schimpf verſchmerzen. Die drey Arbeiter ſtunden auch ſämtlich von ihrer Klag ab, und geſtanden dem Meyer, daß der Vogt ſie zuerſt aufgewiegelt, aber jetzt ihnen auch gerathen, die Sach nicht weiter zu treiben.

Der Junker verwunderte ſich am nächſten Audienztag gar, daß keiner von ihnen erſcheine, und fragte den Vogt, was der Grund davon ſeyn möge? — Es ſcheint, antwortete dieſer, ſie ſeyen Schelmen, und trauen ſich nicht mit dem, ſo ſie angebracht. — Du haſt ihnen denn doch die

Stange ſtark gehalten, ſagte der Junker. — Ja, ich meynte auch, ſie hätten recht, da ſo ihrer drey mit einander das Gleiche über den Mann ausſagten. Aber es ſcheint, ſie trauen ſich nicht mit ihrer Klage, erwiederte der Vogt — und der Junker: aber ſollte man ſie nicht ſtrafen, daß ſie die Frechheit hatten, ihn ſo mit einander rechtlich anzuklagen? — Ja, wenn ſie es noch einmal thun, ſo muß das gewiß ſeyn, erwiederte der Vogt. Aber wer möchte das alles erzählen, was in dieſem Geiſt geſchah! Der Vogt grünte und blühte jetzt, wie eine Ceder auf Libanon. Doch das Grünen und Blühen des Gottloſen hat keine Dauer. Sein Fall nahte; aber der im Himmel wohnt, iſt langmüthig und barmherzig; und warnet den Sünder.

Er warnt — er warnt. — Er warnt ihn in ſeinem Wort. Er warnt ihn durch das Gewiſſen, und wenn auch der Sünder ſein Wort nicht mehr lieſt, wenn er nicht mehr betet, wenn er auch nicht mehr zur Kirche geht und Gottes Wort nicht mehr hört und nicht mehr glaubt, ſo warnt ihn Gott dann noch oft mit erſchütternden Begegniſſen des Lebens.

Schon des Meyers Rede, die er verſchmerzen mußte, hätte ihm eine Warnung ſeyn ſollen; ſie war ihm keine. Aber jetzt folgten Begegniſſe, die auch das Herz des härteſten Sünders hätten erſchüttern ſollen.

Es iſt jetzt ſechs Jahr, daß der Hummel an einem ſchönen Morgen früh ins Feld ging. Das reife Gras duftete Wohlgeruch um ihn her. Die ſchöne Saat wallte in hohen Aehren, und weit und breit war an dem Ort, wo

er ſtand, alles ſein Eigenthum. Er ſang in ſeinem Uebermuth ein geiles Lied und wieherte laut, wie ein junges Roß auf voller Weide. Aber indem er ſo ſteht, und ſein Haupt ſtolz umherwirft, hört er ein Zettergeſchrey, und erblickt ein Weib und fünf Kinder, die ſich unter einer Eiche heulend auf dem Boden wälzten; ob ihrem Haupt hangt ihr Vater — er erkennt ihn, es iſt der Stichelberger, der geſtern noch mit ihm gerechnet, und beym Weggehen von ihm die Verzweiflungsworte ausgeſtoßen: Vogt! Ich lade dich ein ins Thal Joſaphat, auf eine andere Rechnung. — Der Anblick erſchütterte ihn, er wandte ſich ſchnell von ihm weg, eilte nach Haus und in dem Augenblick kam ihm doch auch noch das Wort des Meyers in Sinn, er habe mit ſeinem Buch den Galgen verdient — und er mußte zu ſich ſelber ſagen: es fangen an, mir jetzt ſo widrige Dinge zu begegnen, wie mir in meinem Leben nie begegnet. Aller Muth entfiel ihm und er kam ſo blaß heim, daß ihn ſeine Frau fragte: was iſt denn begegnet? Er antwortete: Der Stichelberger hanget an der Eiche oben an meinem großen Kornacker. —

Jeſus, Jeſus! ſagte die Frau, was wird's alles noch geben — und auch ſie dachte an das Wort des Meyers mit dem Galgen. Das Entſetzen hatte ſie mächtig ergriffen. Sie wiederholte dreymal: was wird's doch noch geben? — was wird's doch noch geben? — Das machte den Vogt ſchon wieder unwillig. Sein Herz war erſchüttert, aber ſeine Seele war nicht gemildert. Mit roher Wildheit ſagte er, ſie ſoll jetzt ihr Maul halten und ihm zu trinken bringen. Die Frau mußte in Keller und er trank vom beſten, den

er hatte, ſo viel, daß ihm von dem Eindruck, den des Meyers Wort und des Stichelbergers Unglück auf ihn gemacht, nichts mehr übrig blieb, als die böſe häßige Laune, der er ſich jetzt überließ.

Im Jahr darauf ward er krank. — Es griff ihn mit einem heftigen Kopfſchmerzen an; er warf ganze Gläſer Brantenwein über den Kopf, die Schmerzen zu ſtillen, ließ viermal nach einander ſo ſtark zur Ader, daß er in eine Schwäche verfiel, die ihn beynahe ins Grab gelegt hatte; aber er wollte auch, da er am äußerſten war, vom Tod nichts hören, ſagte des Tags ſeine zwanzig, und dreyßig mal, auch wenn ihn kein Menſch fragte, es fehle ihm nur im Kopf und in den Gliedern, ums Herz ſey er ſo geſund, als immer ein Menſch geſund ſeyn könne, und es müſſe ihm bald wieder beſſern, es möge wollen oder nicht wollen.

Er zwang ſich immer, da er weder ſtehen noch gehen konnte, aus dem Bett, und ließ auch alle Tag, wenn er faſt nicht reden konnte, dieſen oder jenen von ſeinen Lumpen und Schuldnern zu ſich kommen, um mit ihm zanken, ihn meiſtern und ihn plagen zu können. Da er keine Ruhe in ſeiner Seele fand, war es ihm ein Labſal, Unruhe und Sorgen in die Seele eines jeden zu bringen, der ihm nahe kam. Es ärgerte ihn darum aber auch nichts ſo ſehr, als wenn ihm hie und da einer ſagen ließ, er habe jetzt nicht Zeit, zu ihm zu kommen. Das thaten jetzt aber auch gar viele, und einige von denen, die kamen, ſprachen auch in einem ganz andern Ton mit ihm, als vorhin, und ſelber die furchtſamſten, die ihm hintern Tiſch

und vor den Augen auch jetzt noch gute Worte gaben, zeigten doch, daß ſie ſo geſchwind gern wieder von ihm weggingen, als immer möglich. Es wußte es auch ein jeder, daß er's gar nicht gern hatte, wenn man ihm ſage, er nehme ſehr ſtark ab, und doch verging faſt kein Tag, daß er es nicht von dem oder dieſem hören mußte. Viele ſagten ihm das in aller Unſchuld, aber einige auch beſtimmt in der Abſicht, um ihn zu kränken. Er lag zwey Monat im Bett und mußte ſieben Wochen nach der Krankheit noch an der Krücke gehen, und ſah wenigſtens um zehn Jahre älter aus, als vor der Krankheit.

In der zweiten Woche der Krankheit war es ſo ſchlimm mit ihm, daß der Doctor Müller, der ſein Arzt war, ſelber ſagte: es ſey, wie er's anſehe, an kein Aufkommen mehr zu denken. Das machte einen großen Eindruck aufs Dorf. Viele, ſehr viele Leute wünſchten ſeinen Tod. Zwar wagte es noch niemand, das laut auszuſprechen, aber dennoch fragte bald ein jeder, wenn er einen andern ſah: du, weißt du nicht, wie ſtehts um den Vogt?

Doch an den paar Abenden, wo der Arzt glaubte, er überlebe die Nacht nicht, entſchlüpfte manchem am Morgen, wenn er hörte, daß er noch lebe, das Wort: ich habe geſtern geglaubt, wir werden ſeiner los. Und da man hörte, daß es beſtimmt wieder beſſere, kam das Wort: „Unkraut verdirbt nicht" — mehr und minder laut manchem in den Mund, und dergleichen Worte floſſen im Stillen viele; ſelber das bedeutende Wort: was den Vögeln gehört, das wird nicht den Fiſchen, ward hie und da ſeinethalben unter vier Augen ausgeſprochen. Ihm ins Geſicht oder ſo, daß es ihm leicht

hätte

hätte zu Ohren kommen können, ſagte freylich ſo etwas noch niemand. Doch er merkte am bedeutenden Schweigen der Leute, was ſie denken; ihr Stillſeyn ging ihm völlig für ihr Reden, aber er tröſtete ſich kühn mit der Hoffnung, er wolle ſie bald wieder ins alte Gleis bringen. Er probirte es auch ungeſäumt. Sobald er wieder an der Krücke zur Thüre hinaus konnte, ſtellte er ſich gegen jedermann ſo ſtolz und ſprach jeden mit dem unverſchämten Ton an, deſſen er ſich vor der Krankheit gewohnt war.

Er meynte, wenigſtens äußerlich dürfe niemand anders, als ihm die Hände entgegenſtrecken, und ihm Glück wünſchen, daß er wieder entronnen. Aber er ſah jetzt, eine Menge Leute wichen ihm aus und kehrten, wenn ihr Weg ſie vor ſeinem Haus vorbey führen wollte, und er vor dem Hauſe ſaß, von der Hauptſtraße in einen Nebenweg, damit ſie nicht bey ihm vorbey müſſen. Vor der Krankheit wagte das niemand, faſt jedermann, wenn ihm auch das Herz noch ſo ſehr blutete, ſtand bey ihm ſtill und that freundlich mit ihm.

Aber jetzt war's nicht mehr das nämliche. Ein harter Mann und ein Böſewicht, der abgezehrt und an der Krücke vor dem Volk ſteht, macht bey ihm nicht mehr den Eindruck, den er vorher machte. Er ſah dieſe Aenderung faſt jedem, der ihm vor's Geſicht kam, in den Augen an. Es machte ihn faſt wüthend, und er ſagte oft zu ſich ſelber: ich weiß und ich habe es ſchon lange gewußt, daß ſie mich haſſen, aber daß die verfluchten Buben es mir ſo zeigen dürfen, das hatte ich mir nicht vorſtellen können. Was

aber am allertiefſten in ſeine Kätteln hineingriff, war, er fand den alten Junker gegen ſich ganz verändert. Als er ihn bey der erſten Aufwart im Schloß im alten zutraulichen Ton fragte: was hätten Sie geſagt, wenn ich hätte müſſen ins Gras beißen? antwortete der Junker: ich hätte wohl nichts anders als ſagen können, es ſey mit dir viel Böſes unter den Boden gekommen.

Vogt. Doch auch etwas Gutes, Junker?

Junker. Ich weiß nicht, ob das Gute, das man mit dir unter den Boden gebracht hätte, vielen Leuten gemangelt hätte.

Vogt. Aber Ihnen, denk ich doch, Junker.

Junker. Dein Dienſt wohl, aber dein Gutes — das iſt eine andere Frage.

Vogt. Alſo mein Dienſt; der hätte doch Ihnen gemangelt.

Junker. Ich meynte es im Anfang deiner Krankheit mehr als am End.

Vogt. So — alſo hätte ich Ihrethalben dahinten bleiben können, wie ich wollte.

Junker. Es wäre mir in eint und anderm freylich nicht kommlich geweſen; aber man gewöhnt ſich am End an alles, inſonderheit wenn man ſieht, daß vieles nicht recht geht, wo man nicht ſelbſt zu ſeiner Sache ſieht.

Vogt. Ja, das Selbſtſehen iſt gewiß immer das Beſte.

Junker. Ich habe es über dieſe Zeit heiter erfahren. Es gab nicht halb ſo viel Streit, wenn mich die Leute

ſelber berichteten, als vorher, da ich mich allein durch dich berichten ließ.

Vogt. Da iſt leicht zu helfen; ich will ganz gewiß jedermann zu Ihnen führen, der ins Schloß kommt.

Junker. Jedermann, das iſt zu viel, wenn du nur die rechten zu mir führſt.

Dieſes Geſpräch verwirrte den Vogt unausſprechlich. Er ſah, daß in ſeiner Krankheit beym Junker gegen ihn gearbeitet worden und hatte wirklich Furcht, ſeinen Einfluß bey ihm, wo nicht ganz, doch mehr als halb verloren zu haben. Glücklicherweiſe für ihn kam wenige Tage nach dieſem Geſpräch des Junkers Bruder, der General, zu ihm, mit einer Verwandtin, die Silvia hieß. Mit dieſem Beſuch ward der Junker wieder ganz aus dem Gleis ſeiner neuen Neigung, ſich der Geſchäfte des Dorfs ſelbſt anzunehmen, herausgeriſſen. Alle Tage waren mit Beſuchen, mit Jagd und Spiel zugebracht und die Berichte vom Vogt nur in der Eil abgenommen. Das Dorf war wieder ſchlimmer als je in ſeinen Händen, aber das Ende ſeiner Macht nahte doch. Sie war in ſeinem Innern ſchon untergraben. Seine Krankheit hatte ſeine Geiſteskräfte geſchwächt, und er hätte in ſich ſelber fühlen ſollen, daß er des Lebens, das er bisher getrieben, in ſeinem Umfang nicht mehr mächtig ſey. Jedermann ſah es ihm an. Er redte unter andern viel mehr als ehemals, und that mit dem Maul groß, wie vorher nie. Faſt jeder, der mit ihm umging, ſprach es aus, er habe in allen Rückſichten ſehr abgenommen; nur er ſelbſt merkte es nicht. So wie er andern einſchwatzte, daß er kraftvoller als je ſey, ſchwatzte

er das auch ſich ſelbſt ein und fühlte ſich in ſeinem Glück und in ſeinem Reichthum, der in dieſem Zeitpunkt beträchtlich war, aber doch auch von ihm ſelber größer geachtet wurde, als es in der Wirklichkeit war, ſo ſicher, daß er faſt meynte, er habe weder von Gott noch von Menſchen nichts weiter nöthig, als was er wirklich ſchon beſitze.

So vermochte es weder das Entſetzen vor dem Anblick des Stichelbergers noch ſeine Krankheit ihn zur Erkenntniß ſeiner ſelber und zu Gefühlen, daß er ſich ändern und beſſern ſollte, zu bringen. Umſonſt rief die warnende Hand ſeines Gottes mit ſchonender Liebe ihm zu, zurückzukehren von ſeinen böſen Wegen. Er war jetzt in ſeiner anrückenden Schwäche noch ſchlechter als in der Fülle ſeiner Kraft. Auf ſeinen Wohlſtand bauend, ſprach er: ich bin reich und reich worden und bedarf nichts; aber der im Himmel wohnet, ſtürzte jetzt den Götzen ſeines Habs und ſeines Guts, den er allein anbetete, vor ſeinen Augen gänzlich zu Boden. Er ſaß den achten Heumonat vor vier Jahren mit einem Halbdutzend Lumpen berauſcht am Tiſch, und machte ſich groß, was er in der Welt ausgerichtet, was er noch ausrichten wolle und könne. Als er ſo in ſeiner vollen Ruhmredigkeit den erſten Schelmen, der am Tiſch ſaß, mit den Worten: es lebe, was Grütz im Kopf hat, Geſundheit zutrank, kam ein Mann in die Stube und ſagte: es ſteigt ein Wetter vom Hirzauerberg gegen unſer Thal hinauf, wie ich in meinem Leben noch keines geſehen, — und als er das geſagt, ſtießen augenblicklich die Windſtöße gegen das Haus, daß alle Bänder und Balken daran zitterten. Alles lief gegen die Thür und Fenſter, und ſah wit-

lich ein Wetter gegen das Thal aufſteigen, wie man bey Mannsdenken noch keines geſehen. Es wurde am hellen Tag plötzlich finſter, alles gerieth in Schrecken, nur der Vogt, der die Scheuren voll Korn hatte, ſchien es nicht viel zu achten, er ſagte im Gegentheil: wenn es ſchon das halbe Korn auf zehn Stund herum verhagelte, der Schaden wäre nicht gar groß, die Frucht ſey gar zu nieder im Preis.

Auch die ſchlechteſten Lumpen, die da ſaßen, ſchüttelten ob dieſem Wort den Kopf und ſagten: das iſt nicht recht geredt, das iſt nicht recht geredt. Der Vogt aber behauptete forthin: es wäre gewiß kein Schaden, das Land ſey überladen mit Frucht, und man könne ohne Schaden keinen Sack voll verkaufen.

Du haſt doch auch viel Frucht im Feld, und erſchräckeſt gewiß auch, wenn das Wetter deine Aecker verhagelte, ſagte der Chriſten.

Und der Vogt erwiederte: Was wollte mir ſo ein Wetter machen?

Wir wiſſen wohl, ſagten einige Lumpen, zehn ſolche Wetter würden dir nichts machen.

Meynſt du, ich ſeye über alle Wetter hinaus? erwiederte der Vogt, mit dem Glas in der Hand, und grinzte den Lumpen, der ihm das ſagte, an.

Aber im Augenblick, da er das ſagte, und ſo grinzte, ſchlug ein Donner, ſtärker, als man je einen gehört, über ihrem Haupt. Sie wurden alle todtblaß! Der Vogt verſchüttete das Glas, das er eben in der Hand hatte. Nach ein paar Minuten ſagte Chriſten zu ihm: Du biſt jetzt doch

auch erſchrocken! — Es iſt wahr, erwiederte dieſer, ich fürchte mich vor dem Donner. Jetzt wollten auch die ärgſten Lumpen aus dem Wirthshaus und heimgehen, damit ſie, wenn ein Unglück begegnet, daheim ſeyen; aber er bat ſie, daß ſie doch bleiben, wenigſtens bis es nicht mehr donnere; denn es folgte jetzt ein Donner und ein Blitz nach dem andern, und er ſtellte Wein auf den Tiſch, damit der Schrecken, wie er ſagte, ihnen weniger ſchade. Aber die meiſten wollten nicht bleiben. Doch etliche ließen ſich bereden und blieben, — aber die, ſo ſich davon ſchlichen, erzählten zu Hauſe den ihrigen, die beym Betbuch ſaßen, und nach der Gewohnheit der Alten das Gebet bey einem Hochgewitter aufſchlugen und mit einander laſen, das erſchreckliche Wort, das der Vogt einen Augenblick vor dem großen Donnerſchlag geredt habe. Alle, die es hörten, entſetzten ſich und einige ſagten:

Es nimmt mich Wunder, wenn der liebe Gott dieſen Mann ungeſtraft ſo läſtern läßt. Das Hagelwetter war entſetzlich, und noch mit einem Wolkenbruch verbunden. Es ſchlug die Frucht beynahe in den Boden hinein. Die Bäume waren entblättert. Endlich ſchien das Wetter vorüber; und der Vogt ſchien wieder friſchen Athem zu ſchöpfen. Aber einesmals ertönte die Sturmglocke. Man wußte nicht, was es war, als ein Knecht außer Athem zum Vogt kam, und ihm ſagte: Der Waldbach, der ungeheuer angeſchwollen, ſey durch eine Menge Bäume und Holz, die er bey ſich geführt, beym untern Steg geſperrt, und drohe gegen ſeine Mühle und gegen ſein Wirthſchaftsgebäude einzubrechen. Jetzt lief der Vogt wie von Sin-

nen gegen den Ort der Gefahr, die schrecklich groß war. Es bildete sich ein ganzer See hinter dem Steg, der den Bach schwellte, und es war außer Zweifel, daß des Vogts Gebäude und Mühle unausbleichlich verloren seyen, wenn dem Wasser beym Steg nicht Luft gemacht werden könnte. Das hätte schon lange geschehen sollen, und wäre im Anfang ohne große Gefahr möglich gewesen. Aber das Volk stand da, jammerte, schlug die Hände ob dem Kopf zusammen, aber niemand wagte sich ins Wasser, niemand griff an, aller Muth schien dem Volk entfallen, und hie und da erzählte einer dem andern das schreckliche Wort, das der Vogt vor dem Wetter geredet. Er stand da, trieb das Volk an, daß es doch helfe. Er bot Geld. Er bot 100 fl., dann 200, dann 400, er bot bis auf 1000 fl., wenn jemand gegen den Steg anritt, um das den Bach sperrende Holz von einander zu reißen. Es wagte es niemand, auch kein Mensch saß nur auf ein Pferd, um es zu probiren.

Alles schrie, es ist Gefahr, es ist Gefahr. Jetzt schrie der Vogt: Es ist bey Feuers- und Wassersnoth ja immer Gefahr, um Gotteswillen, reit doch nur einer an, reit doch nur einer an, und versuch's, wenn's ein Unglück giebt, ich will den Hinterlassenen 3', 4, 5000 fl. zahlen. Aber kein Mensch wollte es wagen, kein Mensch bewegte sich, nur auch einen Schritt dafür zu thun.

Da er so schrie und sich fast die Haare ausraufte, rief ihm der Lindenberger: Weißt du was, Vogt, sitz du selbst auf, und reit voran, vielleicht wagen's denn einige und reiten mit dir. Ich will einem sein Leben zahlen, so theuer

es ihm iſt, ſchrie der Vogt noch einmal. „Ich würde gern vorreiten, aber ich kann nicht, ich bin noch nicht ſtark genug, um Gotteswillen, reite doch einer voran, der ſtärker iſt als ich.“ Aber in dieſem Augenblick überwältigte das Waſſer auf der Seite gegen die Mühle eine Gartenmauer, die ihm im Weg ſtand, und brach jetzt gegen ſeine Gebäude und gegen ſeine Mühle unaufhaltſam mit einer Gewalt ein, daß ihre Fundamente ſogleich angegriffen wurden. Ihre Mauern ſtürzten ein, wie Bäume im Wald, die der Windſturm mit den Wurzeln ausreißt, und an den Boden hinſtürzt. Da Brücke und Steg zu der Mühle unter Waſſer lagen, konnte kein Menſch hinkommen, um das Geringſte zu retten. Seine ganze Habe, die nicht im Wirthshaus im Dorf war, war nun dahin. Es war ein fürchterliches Zuſehen. — Fünf und zwanzig Haupt großes Vieh, ohne Schaafe und Kälber, brüllten in den Ställen, und über eine halbe Stunde, ſo war das Korn aus den angegriffenen Schüttenen in den Wirbel des Stroms hinunter, und mit ihm ein Stück Vieh nach dem andern, bis endlich das Haus und die Wirthſchaftsgebäude vollends einſtürzten. Die neue, mit dicken Mauern gebaute Mühle hielt ſich am längſten. Als aber ihre vordere Hauptmauer plötzlich einſtürzte, krachte es wie ein Donnerſchlag, und in eben dem Augenblick rief ein Mann, der einige Schritte hinter dem Hummel ſtand, noch jetzt weiß niemand, wer er war: „Vogt! iſt dir noch ſo, daß zehn ſolche Wetter dir nichts machen könnten?“ Der Vogt ſah zurück, ſchauderte und ſuchte mit den Augen den Mann, der ſo gerufen, aber dieſer hatte ſich ſo ſchnell in der Menge verloren, daß noch jetzt

niemand weiß, wer er geweſen; faſt unwillkührlich entfiel dem Vogt in dieſem Augenblick das Wort: „Gott verzeih mir's, ich bin ein armer unglücklicher Menſch.“ — Das Gewäſſer hatte ſich mit nach und nach wieder geſetzt — Haus und Hof waren im Schutt und Graus — der Ort, wo das Weſen alles geſtanden, war wie das Bett eines tauſendjährigen Waldbachs. Man hatte Sturm geläutet — weit und breit kamen von allen Seiten Feuerläufer und helfende Nachbarn, alles ſtand jetzt an dem Orte der Verheerung; es war eine heitere Nacht; es ſtand noch eine einzige eichene Stud im Grien von dem ganzen Gebäude. Der Vogt ſtund an dieſer Stud eine Weile, aber bald nahm er ſein Schnupftuch aus dem Sack, trocknete ſeine Augen, und ſagte: das Heulen hilft jetzt da nichts, was iſt, — iſt, ich muß jetzt ſehen, was weiters zu thun ſey, und dann ging er, ohne jemanden zu grüßen, viel weniger jemand zu danken für die Hülfe, die man ihm habe leiſten wollen, vom Platz der Verheerung weg ins Dorf in ſein Wirthshaus. Es folgte ihm aber auch kein Menſch; alles ſah ihm ernſt nach, und aus vieler Mund ertönte das Wort: Das iſt Gottes Finger, es iſt ein Strafgericht über den Mann ergangen. Er aber ſagte im Heimweg zu ſich ſelber: das verfluchte Volk hat mir das Unglück ſelbſt zugezogen. Dieſer Gedanke mußte in ihn komme, denn im Anfang, da ſich das Waſſer beym Steg ſtockte, wäre is ganz gewiß mit dem Muth und der Anſtrengung, die man in ſolchen Fällen gewöhnlich bey allem Volk ſieht, möglich geweſen, zu helfen, aber jedermann ſtand jetzt muthloſer und kraftloſer da, als ſonſt in ſolchen Fällen, und

jetzt, nachdem alles vorüber, wiederholten Tauſende das böſe Wort, das der Vogt vor dem Wetter geredet: und einer ſagte zum andern: das iſt Gottes Finger, da hätte kein Menſch helfen können, was man auch immer gethan hätte, und viele liefen eine Viertelſtunde hinauf zu der Hütte eines armen Mannes, die der Strom faſt bis unter die Mitte des Tenns unterhöhlt, und doch unverletzt ſtehen gelaſſen. Da ſieht man jetzt den Unterſchied, wiederholte das Volk, hier hat Gott geholfen, ſonſt hätte auch hier niemand helfen können.

Er aber, als er mit erbittertem Herzen, und das Wort: das verfluchte Volk hat mir das Unglück mit Fleiß zugezogen, noch im Mund haltend, heim kam, und die Frau heulend in der Stube herumlief, und ſich die Haare faſt aus dem Kopf riß, hieß er ſie das Maul halten, mit dem Zuſatz, er habe jetzt Ruhe nöthig, und da ſie mit dem Schluchzen nicht auf der Stelle aufhörte, mußte ſie ihm zur Stube hinaus, und als ſie heraus war, riegelte er gegen ſie die Thüre, öffnete ſein Schreibpult, und ſagte: ich muß jetzt jeden Heller zuſammen ſuchen, damit ich ſchnell wieder zubringen könne, was mir jetzt zum Teufel gegangen.

Als er jetzt ſein Rechnungsbuch auf dem Tiſch hatte, und eine ſehr große Schachtel, daraus er alle Zettel von den Leuten, die ihm ſchuldig waren, wild auf dem Tiſch ausgeſchüttet, und den großen Haufen dieſer Zettel vor ſeinen Augen ſah, ſagte er zu ſich ſelber: ha, es iſt doch noch nicht aller Tage Abend; mit dieſen Zetteln baue ich noch manche Mauer wieder auf, und decke noch manches Dach wieder zu.

Aber in diesem Augenblick fielen ihm auch Papiere in die Hand, darinn er aber in der größten Unordnung aufgeschrieben hatte, was er schuldig war. Er las jetzt diese Papiere durch und rechnete, so gut es möglich war, zusammen, wie viel das Ganze etwa ausmachen möge. Das hatte er bey Jahren nie gethan. Es kam ihm nie kein Sinn daran, daß das nöthig wäre. Er wußte auch bey fernem nicht, wie viel seine Schulden betrugen, und fand jetzt, da er sie also zusammen rechnete, es sey weit, weit mehr, als er geglaubt hätte. Das ist verflucht, sagte er jetzt zu sich selber, und einen Augenblick darauf aber doch, es weißt's niemand und soll's niemand vernehmen, dafür will ich sorgen. Mit dem legte er die Papiere, darinn das, was er schuldig war, aufgezeichnet war, beyseits, griff wieder nach dem Haufen der tröstlichen Zettel, von Leuten, die ihm schuldig waren, und sagte dann: die müssen mir jetzt alle an Tanz; ich will's ihnen durch den Weibel anzeigen lassen, sie müssen auf der Stelle mit mir rechnen und mich zahlen. Dann aber besann er sich gleich wieder, und sagte: Nein, es ist verflucht, ich darf das jetzt noch nicht. Die Rechnungen geben Streit, und ich muß jetzt, bis die Steuerzeit vorüber, mit niemand Streit anfangen. Jetzt ist das Steuern zuerst, und da muß ich alles anwenden, daß das gut gehe.

Dann rechnete er sogleich, was ihm diese Steuer etwa eintragen könnte.

Er setzte jetzt jedermann an, was er ihm ungefähr steuern werde und sagte, indem er das that, wohl hundertmal: nein, nein, der darf mir doch nicht weniger ge-

ben, als so viel. Er rechnete aber vorzüglich auf den General und die Sylvia, die jetzt eben da waren, daß sie beym Junker für ihn das Wort reden werden. Er war ihnen und dem Lumpenvolk von Dienſten, das ſie bey ſich hatten, allen ſehr lieb; denn er leiſtete ihnen beym Jagen, Fiſchen, und in vielen andern Sachen bey Tag und bey Nacht Dienſte, völlig, wie ſie ſie wünſchten. Er hatte ſich auch nicht geirrt. Sylvia ſagte augenblicklich zum Junker: man müſſe einem Mann, wie das einer ſey, auf alle Weiſe an die Hand gehen, mit dem Zuſatz, ſie habe nicht bald einen Mann geſehen, der in treuen Dienſten gegen die Herrſchaft dieſem gleich komme, und der Junker habe in allen Geſchäften eine Stütze an ihm, wie auf hundert Stund weit kein Junker keine ſolche Stütze an einem Vogt habe. Sie thats nicht ohne Wirkung. Der General gab ihm eine lange Rolle Ducaten, aber es weiß niemand, wie viel es waren; der Vogt ſagte es keinem Menſchen. Auch der Junker gab ihm eine große Steuer, und auch von dieſer ſagte er keinem Menſchen, wie viel es war. Neben dem erlaubte ihm der Junker, Holz aus den Herrſchaftswäldern, ohne Aufſicht, was und wie viel er wolle, zu nehmen, und ſeine Pferde zu Fuhren, wenn er ſie nöthig habe. Er bewilligte ihm auch eine doppelte Steuerzeit. Gewöhnlich war ſie auf vier Wochen geſetzt, der Junker gab ſie ihm für acht, und das auf die ganze Herrſchaft ausgedehnt; er benutzte ſie mit einer Schlauheit ohne ſeines gleichen, aber auch mit einem Schein von Demuth, die ihm faſt das Herz abdrückte. Er ging, ſo lang die Steuerzeit währte, ſo be-

ſcheiden und niedergeſchlagen einher, wie wenn er faſt das liebe Brod nicht mehr hätte, gab Feind und Freund gute Wort, verſchluckte alles Bittere, was man zu ihm ſagte, nicht blos, wie wenn er's nicht höre, ſondern ſelber, wie wenn er überzeugt wäre, daß man recht habe; aber jedes Wort, das er auf dieſe Art hören mußte, ſteckte er ſich hinter die Ohren, und ſann zum Voraus darauf, es jedem zu wiedergelten. Der Baumwollen-Meyer gab ihm 10 Dublonen.

Er wollte ihm danken. Der Meyer aber antwortete ihm: Vogt, es iſt Baumwollenſegen, mach jetzt nur, daß es nicht wieder Wirthshausfluch werde. Das war aber auch das härteſte Wort, das in dieſer Steuerzeit an ihn gelangte. Es that ihm ſo weh, daß er eine Weile die Dublonen, die er in der Hand hatte, nicht zählte, das er niemals einen Augenblick zu thun vergaß. Sobald er ſie in der Hand hatte und allein war, ſagte er: ſo etwas iſt denn doch wieder Balſam auf die Wunde, die ich vom Meyer und ſeines gleichen erhalten, und eine Weile darauf: ich muß jetzt dieſe Steuerzeit über alles dulden; aber wenn dieſe vorbey iſt, ſo will ich jedem ſicher die Kränkung wieder vergelten, die jedermann mir jetzt anthut. Er hielt auch Wort. — Es ging keine 24 Stund nach der Steuerzeit, ſo redete er wieder ſo unverſchämt, als je in ſeinem Leben, und ſagte öffentlich, was man doch meyne, daß ſo ein Lumpen-Steuerlein ihm an ſeinem Schaden bringe — ſie ſeye ſo liederlich ausgefallen, daß bald nicht eine liederlicher hätte ausfallen können. — Es ſey ihm ſo viel zu Grund gegangen, daß hie und da

wo hundert Häuſer verbrennen könnten, der Schaden wäre nicht halb ſo groß. — Am dritten Tag, nachdem die Steuerzeit vorüber, ließ er jedermann, der ihm etwas ſchuldig, den ganzen Betrag mit Recht fordern. — Er ſuchte aber für einmal nicht ſowohl das Geld, als von neuem mit ihm zu rechnen, und wenn einer genau wiſſen wollte, wie? wo? und wenn? oder gar ihm etwas beſtimmt ſtreitig machte, das er forderte, antwortete er: es ſey ein Unglück, er habe die meiſten Papiere, mit denen er ſeine Rechnungen beylegen konnte, acht Tage vor ſeinem Unglück in die Mühle genommen, und die ſeyen ihm jetzt alle zu Grund gegangen, und er könne jetzt freylich nicht mehr alles beſcheinigen, und nicht mehr einem jeden ſeine eigenen Unterſchriften alle zeigen, wie er es vor ſeinem Unglück hätte thun können. Aber er hätte doch nicht geglaubt, daß Menſchen ſo infam ſeyn könnten, etwas wegzuläugnen, was ſie wohl wiſſen, das er von ihnen beſcheinigt in ſeiner Hand habe. Es war indeſſen von den verlornen Papieren kein Wort wahr; er hatte auch keinen einzigen von allen ſeinen Schuldzetteln in die Mühle hinabgebracht.

Indeſſen wollten die meiſten ſeiner Schuldner es nicht an ſich kommen laſſen, den Inhalt verlorner Papiere wegzuläugnen, und nahmen lieber an, was er von ihnen forderte, als ſich mit ihm in einen Streit einlaſſen; andere aber, und weit aus die mehrern, lebten diesfalls in einer Unordnung, daß ſie gar nichts aufgeſchrieben hatten, und alles an ſich kommen laſſen mußten, was er ſagte; wenn aber einer feſt darauf beharrte, er ſey nicht ſo viel ſchuldig, als der Vogt forderte, gab er denn oft ſelbſt

nach, meiſtens mit den Worten, er liebe das Streiten jetzt nicht mehr, wenn er ſchon in ſeinem Gewiſſen überzeugt ſey, und auf Seel' und Seligkeit nehmen könne, daß er Recht habe, er wolle lieber nachgeben, als ſich in Prozeſſe einlaſſen, bey denen nichts zu gewinnen ſey; denn aber ſetzte er noch hinzu: er werde ihm jetzt doch auch nicht abſchlagen, für das, was ſie mit einander im Streit ſeyen, ihm bey ſeinem Bauen einige Fuhren zu thun, oder einige Tage daran zu arbeiten. So brachte er bey ſeiner Rechnung es dahin, daß ihm ſeine Schuldner verſprachen, 75 Fuhren und 300 Taglöhne zu thun, ohne daß ein Einziger glaubte, ihm desfalls einen Heller ſchuldig zu ſeyn. Sobald aber einer ſo etwas verſprochen, ſchrieb er es als eine wirkliche Schuld in ſein Buch ein, und ſie mußten ihm's halten, wie wenn's die heiligſte Schuld in der Welt geweſen wäre. Jedermann gab dieſer Rechnung den Namen Zwangſteuer, und der Unwillen des Volkes war gegen ihn durch dieſelbe immer noch größer, und vermehrte ſich denn noch durch einen andern Umſtand; er hatte bey Jahr und Tag keine Mühle mehr, er konnte alſo auch nicht mehr mahlen, und ſeine Kunden, die jetzt ihr Korn in den benachbarten Mühlen mahlen ließen, fanden allgemein, daß ſie von ihrem Korn allenthalben weit mehr Mehl bekommen, als ſie bey ihm bekommen hatten. Es war auch ſeinethalben unter dem Volk faſt allgemein die Rede, wir ſollten dem Schelmen keinen Sack mehr zu mahlen geben; aber er war im Schloß wieder mehr als je Meiſter. Der General war ein gutmüthiger Mann, und Sylvia und jedermann machte jetzt ſo viel Weſens

und Rühmens vom Vogt, daß der Junker faſt nicht anders konnte, als in das Lied, das ſie alle ſangen, mit einzuſtimmen. Er vergaß auch die Klagen, die er über dieſe Zeit vielſeitig über den Vogt gehört hatte, um ſo leichter, da ihn der Beſuch des Generals und der Sylvia ſehr beſchäftigte und zerſtreute. Zwar murrte er zu Zeiten, wenn ſie des Rühmens von ihm auch gar zu viel machten, oft zwiſchen hinein; es ſey aber doch auch nicht alles mit ihm, wie ſie ſich ihm vorſtellen. Aber damit ließ er es dann auch wieder gut ſeyn, und der Vogt war wieder ſo viel als je Meiſter im Dorf, ſo daß ihn jedermann mußte von neuem wieder fürchten, wie vor ſeinem Unglück, und von dieſer Seite hatte er wieder alles in der Ordnung, wie er es wünſchte. Viele, die vor einigen Wochen ſagten, man ſollte ihm keine Hand voll Korn mehr in die Mühle bringen, brachten ihm alle Wochen, was ſie immer mahlen ließen; aber von einer andern Seite gings ihm gar nicht nach Wunſch. Er hatte aus Hochmuth den Bau ſeiner Mühle ſo koſtbar angefangen, daß er bald ſah, daß er ſich dabey überrechnet, und daß das Gebäude das doppelte koſten werde, was er geglaubt, das ſetzte ihn in die größte Verlegenheit.

Er berieth ſich auch darüber mit ſeinem Baumeiſter. Dieſer ſagte ihm, man könne bey der weitern Ausführung des Gebäudes ſehr viel erſparen, wenn man anſtatt der harten gehauenen Steine, die Mauern von nun an mit gemeinen ungehauenen Steinen aufführe. Der Vogt antwortete: kann man das thun, ohne daß man dem Bau dieſe Aenderung des Plans anſieht? Der Baumeiſter erwiederte:

wiederte: nein, das Gebäude iſt mit den koſtbaren gehauenen Steinen ſo weit vorgerückt, daß, wenn man jetzt damit aufhört, die Abänderung des Plans jedermann in die Augen fallen muß. Jetzt fluchte der Vogt und ſagte: nein, um dieſen Preis will ich's nicht wohlfeiler haben; ich will nicht, daß jemand ſagen könne, ich habe den Bau nicht vermögen auszuführen, wie ich ihn angefangen. Er fuhr alſo mit den gehauenen harten Steinen, die in Bonnal äußerſt koſtbar ſind, fort, glaubte dabey aber doch, da ihm das Geld bald ausging, er könne nur Geld entlehnen, wo er immer wolle. Das ging aber nicht ſo leicht, wie er glaubte.

Er fand beym Junker und beym General nur wenig, und wo er ſonſt hinkam und anklopfte, war die Antwort: man ſey jetzt nicht mit Geld verſehen.

Er verſtand wohl, daß man ihm es nicht vertraute, und anerbot jetzt, was er vorher nie that, und was er in ſeinem Leben nicht geglaubt hätte, thun zu müſſen, Güter zum Unterpfand des Entlehnten zu geben. Dafür fand er freylich jetzt Geld. Aber ſein Zutrauen war durch die gerichtliche Verpfändung ſeiner Güter nur noch mehr untergraben. Er war ſehr viel Geld ſchuldig, das man ihm auf freye Fauſt anvertraute, und bis jetzt glaubten dieſe Creditoren, ſie haben das älteſte Recht auf ihn, es kam ihnen kein Sinn daran, daß ſein Hochmuth es ihm je zulaſſen würde, Geld auf ſeine Güter aufzunehmen; und er hatte es ihnen auch immer verſprochen, ohne ihr Vorwiſſen kein Stück Land zu verſetzen. Jetzt ſahen ſie ſich angeführt, und wollten ihm Vorwürfe machen. Er ant-

wortete ihnen unverſchämt: ſie ſollten ſich ſchämen, ihm ein Wort davon zu reden, ſie wiſſen ja, wie groß ſein Unglück geweſen, und es ſey nur um ein paar Jahre zu thun, ſo ſey der Bettel, den er jetzt entlehnt, abbezahlt, und die Sache mit ihnen wieder auf dem Fuß, wie vorhin. Was wollten ſie machen? Sie mußten es gut ſeyn laſſen, denn die meiſten waren in Verhältniſſen mit ihm, daß ſie ihn fürchten mußten.

Er aber glaubte ſelber nichts weniger, als daß in ein paar Jahren das Geld, das er jetzt entlehne, wieder abbezahlt ſeyn werde. Er fing im Gegentheil an, einzuſehen, daß er durchaus nicht mehr in den alten Schuhen ſtehe und nicht ſo leicht wieder darein zu ſtehen kommen werde.

Er rechnete dieſe Zeit einmal nach dem andern zuſammen, was er ſchuldig, und was er zu fordern habe; aber wenn er auch Haus und Güter noch ſo hoch anſetzte, und ſelber die zweydeutigſten Schulden, die er zu fordern hatte, als gut und ſicher anrechnete, ſo kam am End immer doch heraus, er ſey mehr ſchuldig, als er beſitze.

Dieſe Einſicht in den wahren Zuſtand ſeiner Wirthſchaft brachte ihn aber nirgend hin, als alles zu thun, und alles zu wagen, daß es niemand merke, wie ſehr er zurück ſey. Auch kein Gedanke kam ihm daran, daß er durch Sorgfalt, Schonung und Fleiß den böſen Zuſtand ſeiner Wirthſchaft allmählig beſſere und dem freſſenden Uebel, das ſein Hochmuth und ſeine Gewaltthätigkeit in ſein Hausweſen hineingebracht, durch Ablegung dieſer Laſter ein Ziel ſetzen ſollte. —

Es muß wieder frisch in die Hand gespeyt seyn, war er Schweinausdruck, mit dem er unter diesen Umstänen sich Muth zusprach. In der Täuschung, in die ihn er Schwulst seines Lasterlebens hineinführte, bildete er ich ein, wenn er nur das Gewühl dieses Scheinwohlands in allen Theilen fortsetzen könne, so werde er bis n sein Grab der Mann bleiben, der er wenigstens noch u seyn scheine, und wenn er unterm Boden sey, so bümmere er sich um das, was weiter geschehe, nicht mehr. Manchmal freylich, insonderheit wenn er mit Wein und Brantenwein ein wenig angefeuert war, glaubte er doch, s möchte noch möglich seyn, daß er seinem alten Reichhum wenigstens wieder etwas näher kommen könne.

In solchen Augenblicken konnte er sich denn mit dem lendesten Geschwätz zerstreuen und z. E. zu sich selber agen: fünfzig Jahre sind für einen Mann, wie ich bin, ein Alter; bin ich doch mit nichts und aber nichts zu neinem Wirthshaus, zu meiner Mühle, zu meinem Vogtmt gelangt, und zum ersten Mann im Dorf geworden, die sollte es mir fehlen, mit allem dem, was ich jetzt och in der Hand habe, das nicht wieder zu erobern, was ir ein einziger Regentag wegzuschwemmen vermag. Das gute Wetter, das er im Schloß hatte, stärkte ihn i dieser Verirrung täglich mehr, und so weit, daß er as innere Bewußtseyn seines wahren Zustands fast imer aus dem Kopf schlug, und gegen jedermann in allen Stücken im Trott seines alten Lebens wieder dastand. Er etzte in alle Spiele, er mischte sich in Kuh- und Pferdehandel, und, was er vorher nie that, selber in Holz und

Ladenhandel. Er wollte mit Faſten und Jagen es erzwingen, das ſchnell wieder zu gewinnen, was er verloren. Aber er vergaß, daß Faſten und Jagen, daß Früh- und Spätſeyn und in alle Spiele ſetzen nichts helfen, wo Ruhe im Herzen und Ordnung im Thun mangeln.

Dieſer Geſichtspunkt war ihm fremd. Es ſchien ihm nach und nach durch ſein Gewühl alles wieder auf den beſten Weg zu kommen und er glaubte jetzt feſt, er habe es wenigſtens wieder ſo weit gebracht, das ganze Dorf durch Furcht und Schrecken faſt wie vormals im Zaum zu halten, und ſicher zu ſeyn, daß, was er auch immer thue, niemand das Maul darüber brauchen dürfe. Aber er irrte ſich auch darinn. Das junge Volk war nicht mehr wie das alte. Es war heimtückiſch, frech und gewaltthätig, wie er, und was er ſich auch von ſeinem jetzigen Gewaltseinfluß vorſtellte, ſo gabs doch immer Umſtände, die ihm klar zeigten, daß er das junge Volk nicht mehr behandeln dürfe, wie er vorher gethan. Die Söhne vieler Väter, die er um Hab und Gut gebracht, machten dieſen laut Vorwürfe, daß ſie ſich von ihm alſo an der Naſe haben herumführen laſſen, und mehrere ſagten beſtimmt zu ihren Vätern: wären wir da geweſen und hätte er es uns ſo gemacht, wir wären anders mit ihm herumgeſprungen. Einige junge Leute zeigten ihm öffentlich, daß ſie ſich nicht vor ihm ſcheuten, und gingen oft mit dem höchſten Zeichen des Unwillens und der Verachtung neben ihm vorbey. Ein junger Scheidler, über deſſen geſtorbenen Vater er ein paar Stichelworte geſagt hatte, die man dem Sohn zu Ohren gebracht, ſagte überlaut vor

mehrern Männern: wenn der alte Schelm meinen Vater unter dem Boden nicht ruhen laſſen will, ſo will ich ihm denn einen Weg zeigen, wo er ſelber die Ruh findet, die ihm gehört. Das war doch ſo viel, als ihm auf Leib und Leben gedroht, und doch wagte er es nicht, ihn dafür zu verklagen. Aber die Frechheit des jungen Volks machte ihm dennoch mehr Mühe, als ſeine Schulden. Er klagte auch oft, wo er immer den Anlaß hatte, ſehr darüber. Aber der ältere Lindenberger antwortete ihm auf die Klage vor einem ganzen Tiſch voll Nachbarn: was willt du klagen? Du haſt das Volk ſelber gemacht, wie es iſt, und es wäre eigen, wenn einer regieren könnte, wie du, und doch machen, daß niemand ſo frech würde, als er.

Ein junger Killer, dem er dieſer Tage aus einem Prozeß heraushalf, war ſo frech, daß er ihm am Abend im Wirthshaus, da er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, einen Thaler Trinkgeld für den Lehrlohn anbot. Für was für einen Lehrlohn? erwiederte der Vogt entrüſtet.

Aber ein paar Männer am Tiſch ſagten lachend. Es verſteht ſich, es wird ein Lehrlohn für die Kunſt ſeyn, abzuläugnen, was man gethan hat.

Nein, nein, ſagte der Killer, es iſt nur ein Lehrlohn für die Kunſt, Prozeſſe zu gewinnen. Aber nicht wahr, erwiederten die Männer, die Kunſt, Prozeſſe zu gewinnen, für die man den Lehrlohn zahlt, iſt mit der Kunſt, wegzuläugnen, was man gethan hat, verwandt wie Bruder und Schweſter. Der Vogt knirſchte über dieſes Geſpräch. Aber er konnte nicht verhüten, daß das Gered

darüber hie und da ins Dorf kam und die Leute über das Trinkgeld für des Untervogts Lehrlohn lachen machte. Auch der neue Streit, den ein Fremder, Namens Kümmerling, mit einem Eichholzer, der des Vogts guter Freund war, hatte, zeigte dieſem deutlich, wie die Umſtände im Dorf ſich zu ſeinem Nachtheil geändert. Der Kümmerling hatte in ſeinem Streit vollkommen recht, aber der Vogt ſagte dem Eichholzer, er ſolle den Prozeß nur keck wagen, man könne dem Kümmerling, als einem Fremden, Koſten machen, die er nicht auszuhalten vermöge, er wiſſe ganz gewiß, daß er ein armer Mann ſey, und er ſtehe ihm gut dafür, daß er innert drey Wochen vom Prozeß abſtehen werde. Jetzt dauerte derſelbe ſchon über acht Wochen, und der Kümmerling that kein Zeichen, wie wenn er deſſelben müd wäre, oder davon abſtehen wolle. Der Vogt konnte gar nicht begreifen, wie das komme, und frug auf allen Seiten nach, woher der Kümmerling das Geld dazu hernehme? Endlich vernahm er, er ſage ſelber, er habe einen guten Freund in Bonnal, der ihm das, was er bisher gekoſtet, vorgeſchoſſen, und ihn aufgemuntert, nur entſchloſſen fortzufahren.

Wenn es vier bis fünfhundert Gulden koſte, ſo ſoll es ihm am Geld nicht fehlen. Da der Vogt das hörte, ging er auf der Stelle zum Eichholzer, rieth ihm, von dem Prozeß abzuſtehen. Dieſer erwiederte: ja, aber wie iſt es jetzt mit deinem Gutſtehen für die Koſten?

Ich weiß nicht, was du meynſt, ſagte der Vogt, du wirſt nicht etwa meynen, daß ich dir die Koſten bezahle. Wenn du meynſt, es ſey dein Nutzen, ſo fahr nur im

Prozeß fort. Ich hab dir jetzt geſagt, du verſpielſt ihn; weiter nehme ich mich der Sache nichts an. Das kannſt du dir wohl vorſtellen. Der Vogt ahndete, der Baumwollen-Meyer ſey der Mann, der hinter dieſem Geſchäft ſtecke, und war äußerſt betroffen.

Ueberhaupt war er ſeit der Krankheit nicht mehr der alte furchtloſe Waghals.

Es fingen ihm an viele Dinge Mühe zu machen, die er vorher nicht achtete. Auch kam ihm der Gedanke, er könnte nicht gar alt werden, ſeit der Krankheit oft im Kopf, und erſchrack allemal, wenn er vor den Spiegel kam und ſah, daß ſeine Haare ſeit einiger Zeit ſtark zu grauen anfingen.

Er ließ ein paarmal dem Schreiber merken, daß er ſeiner Geſundheit nicht alles zutraue. Daß er ſich vor dem Tode fürchte, wußte dieſer zum Voraus. Er lachte ihn aus und ſagte: Narren ſinds, die an den Tod denken, ehe er kommt. Was nützt's ihnen, ſich zu plagen, ehe es Zeit iſt? Wenn er kommt, ſo iſt er da, und mit ihm iſt alle Plage aus.

Das war dem Vogt ganz recht, ſo lange er nicht an den Tod dachte, aber ſobald er daran dachte, meynte er doch, es ſey denn nicht ganz ſicher, daß denn alles ſo aus ſey. Aber es iſt merkwürdig. In der Nacht eines Tags, an dem ihm der Schreiber ſo vorſchwatzte, es ſey mit dem Tod alles aus, träumte dem Vogt mit einer Lebendigkeit, wie ihm bey Jahren nicht geträumt hatte, ſein Vater ſel. ſtehe vor ihm zu, und ſage zu ihm: es wird dir vergolten werden, was du mir gethan haſt; ſie

werden mehr zu dir ſagen, als nur: du alter verſoffener Lump, willt mit mir wieder ins Schloß?! — Als er erwachte, hing an jedem ſeiner Haare ein Schweißtropfen, und drey Nächte träumte ihm nach einander das nämliche.

Das ſind verfluchte Träume, ſagte er, ich muß mir zu Ader laſſen.

Das that er denn wirklich dreymal nach einander und der ſchreckliche Traum kam nicht wieder; aber wenige Tage nach dieſer Aderlaſſe, die ihm ſein Blut ſo geſtillet, kam der Schloßſchreiber in aller Eil zu ihm und ſagte ihm: was ſagſt du, wenn der Junker morn am Morgen todt iſt? er hat einen Schlagfluß und überlebt die Nacht nicht. Was will ich ſagen, ſagte der Vogt, es iſt ein altes Sprichwort: es kommt nie nichts Beſſers hintennach.

Schreiber. Das iſt jetzt gleichviel, aber du kannſt von ihm erben, was du nicht denkſt, und nicht glaubſt.

Vogt. Das wär mir wohl gut, aber was könnte ich von ihm erben?

Schreiber. Ich habe alle deine Unterſchriften für das, was dir ein ganzes Jahr lang aus dem Schloß bezahlt worden, in meiner Hand. Wenn du mit mir theilſt, ſo verbrennen wir ſie, und du kannſt alles noch einmal fordern. Es iſt in den Schloßbüchern noch kein Haar eingetragen, daß etwas bezahlt ſey.

Das wäre doch auch ein Glück, ſagte der Vogt. Und ſie waren bald einig, das könne und müſſe ſo gehen. Es ging auch wirklich ſo. Die Erben, die alle Schriften und Rechnungen des Schloſſes in der größten Unordnung fanden, zahlten an ihn gleich nach dem Tode des Junkers

über tauſend Gulden auf das Fundament, daß die Forderung in den Büchern eingetragen, von der Bezahlung aber keine Spur zu finden war. Und der steinalte Schreiber nahm gleich darauf seinen Abſchied, und reiſte ins Ausland, wo er zu Haus war.

Als der Junker einige Monate nach dem Tode seines Großvaters zurückkam, dünkte es ihn freylich ſonderbar, daß er eine ſo große Rechnung beym Hummel habe ſtehen laſſen, da dieſes ſonſt bey keinem andern Menſchen der Fall war; aber da er auf den Büchern keine Spur einer früher geſchehenen Bezahlung fand, ließ er es gut ſeyn. Er hatte aber doch ſchon vom Anfang Mißtrauen gegen den Hummel.

So weit die Lebensbeſchreibung des Vogts, die der Pfarrer ein paar Tage vorher in der Gemeind austheilen laſſen. Sie ward mit Eifer geleſen; aber ſehr viele Leute ſagten, ſie wollten jetzt auch gern ſehen, was er dem Vogt noch ſagen werde, wenn er am Sonntag unter die Kanzel müſſe.

## Eine Predigt.

Der Sonntag kam und der Pfarrer predigte über den Text: wenn ihr Glauben hättet, wie ein Senfkorn, ſo würdet ihr zu dieſem Berg ſagen, hebe dich, und er würde ſich heben.

Aber er fing die Predigt nicht mit der Erklärung des Texts, ſondern alſo an:

Was iſt das? Warum iſt die Kirche heute ſo voll, wie ſie das ganze Jahr durch nie iſt? Warum ſtrecket

ihr die Köpfe alſo zuſammen? Was flüſtert ihr euch unter einander ſo in die Ohren, daß ein Geräuſch in der Kirche iſt, wie auf einem Gemeindplatz, oder gar wie in einem Wirthshaus. Ich weiß es, was es iſt. Ihr erwartet den Vogt und einer fragt den andern, kommt er nicht bald? warum iſt er nicht da? Aber es iſt nicht gut, daß ihr euch dieſes alſo fraget. Euer Flüſtern, euer Kopfzuſammenſtoßen und das Geräuſch, das ihr in der Kirche erregtet, und das bis auf dieſen Augenblick noch nicht aufgehört, beweiſt ſonnenklar, wie ſehr es ſchwachen und eitelen Menſchen eine Augenweide iſt, unglückliche, wegen Verbrechen beſtrafte Menſchen in der tiefſten Kränkung und in den tiefſten Leiden ihrer Strafe vor ihren Augen zu ſehen. Aber er muß euch dieſe Augenweide nicht machen. Er kommt nicht unter die Kanzel, er kommt nicht in die Kirche. Er entſetzte ſich ſo ſehr vor der Strafe, euch alſo unter der Kanzel vorgeſtellt zu werden, daß er in dem erſten Augenblick, da ich ihn darauf vorbereiten wollte, zu mir ſagte: er wollte lieber noch einmal unter den Galgen. Ich ſuchte ihm das Entſetzen über dieſe Strafe auszureden, aber es war nicht möglich. Das Entſetzen darüber ergriff ihn ſo ſehr, daß er faſt nicht zu Worten bringen konnte, was er ſagen wollte. Ich vermochte nichts gegen die Lebhaftigkeit ſeiner Vorſtellung auszurichten und ahndete bis jetzt nur halb, warum die Furcht vor dieſer Strafe ihn beynahe außer ſich ſelber gebracht; aber jetzt, da ich ſeinethalben dieſe Ungeduld und Unruhe in der Kirche ſehe und es vor meinen Augen offenbar iſt, daß ihr den Augenblick faſt nicht erwarten konntet, in dem ihr

eure Augenweid an ihm zu haben hofftet, kann ich gar wohl begreifen, was ihn dahin gebracht, das ſchreckliche Wort: er wollte lieber noch einmal unter den Galgen als unter die Kanzel — ausſprechen gemacht. Ich weiß es und fühle es, aber ich möchte, daß auch ihr es fühltet und wüßtet. Es drängt mich im Innerſten, euch zu ſagen, denket ihm nach und fraget euch ſelber, was muß er euerthalben gefühlt und euerthalben gefürchtet haben, um dahin gebracht zu werden, dieſe Worte auszuſprechen. Was iſt es anders, als er fürchtete, daß ihr Freude daran zeigen werdet, ihn gedemüthigt zu ſehen, ohne euch ſelber zu demüthigen. Das iſts, das allein iſt es, was dieſes entſetzliche Wort über dieſe Kirchenſtrafe aus ſeinem Mund hervorgebracht. Mir geht es tief zu Herzen, ich möchte faſt ſagen, ich ſchäme mich vor der Kirche ſelber, daß innert ihren heiligen Mauern Handlungen ſtatt finden ſollten, die auf die Seelen der Menſchen einen Eindruck machen könnten, wie derjenige offenbar geweſen wäre, der, wenn der Vogt jetzt unter die Kanzel geſtellt worden wäre, dieſe Strafe beydes auf ihn und auf euch gehabt hätte. Darum aber iſt er auch nicht hier. Darum rede ich jetzt auch allein mit euch und überlaſſe mich vor allem aus dem Eindruck, den euer jetziges Benehmen in der Kirche auf mich macht. Unabhängend von dem Geluſt, eure Augenweid an ihm zu haben, ſteht ihr da, wie wenn euch die Verbrechen, deren er ſchuldig, euch auf keine Weiſe etwas angingen. Ihr ſteht da, wie wenn ihr gar keinen Theil daran hättet. Schämet euch eurer Täuſchung, ſchämet euch eures diesfälligen, gedankenloſen, euch

ſelbſt mißkennenden Daſtehens. Chriſtus ſagte einſt zu den Juden: glaubet nicht, daß die Männer, auf die der Thurm zu Siloa gefallen, größere Sünder geweſen, als ihr — und ich muß euch ſagen, glaubet nicht, daß die Sünde, die dieſen Mann in ſein Unglück gebracht, nicht auch in euch herrſche. Liebe Chriſten! Ein jeder von euch hätte Unrecht, wenn er meynte, daß er unter den Umſtänden, in denen dieſer Mann gelebt, nicht auch viele der ſchlechten Handlungen fähig geweſen wäre, denen er unterlegen.

Geht in euch ſelber, fraget euer Innerſtes und antwortet euch ſelbſt; mangelt der Geiſt der Religion, die Kraft des Glaubens und der Liebe, deſſen Mangel dieſen unglücklichen Mann ſeinen Fehlern unterliegen gemacht, nicht in unſrer Mitte allgemein? Freunde! Brüder! Können wir uns verhehlen, die Kraft des wahren Glaubens und der göttlichen Liebe iſt faſt nirgends in unſrer Mitte ſichtbar, wie ſie in allen denen ſichtbar iſt und ſichtbar werden muß, die durch den Glauben ausziehen den alten und anziehen den neuen Menſchen, der geſchaffen iſt in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Es iſt wahr, die Sünde dieſes Mannes iſt zu unſrer Sünde geworden, die Folgen der Fehler und die Verbrechen deſſelben liegen auf uns, wie ein umgeſtürzter Berg in einem durch ihn verwüſteten Thal. Aber wenn ihr wahren Glauben hättet, wie ein Senfkorn, ſo würdet ihr zu dieſem Berg ſagen, hebe dich, und er würde ſich heben. Freunde! Brüder! Denke ein jeder, es iſt unſer Unglauben ſelber, der uns, wie dieſen Mann, unglücklich gemacht. Erkennet

das einzige Mittel, das uns aus unſerm Elend zu erheben vermag. Kehret zurück zu dem Glauben, den ihr verlaſſen.

Kehret zurück zu eurem Erlöſer, der ſeine Arme gegen euch ausſtreckt, und euch zuruft: kommet zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, und ich will euch Ruhe ſchaffen. Freunde! Brüder! Nahet euch zu ihm, und er wird ſich zu euch nahen. Ferne ſey, daß auch von euch wahr werde, was er zu den Juden geſagt hat: Ich habe euch unter meine Flügel verſammeln wollen, wie eine Henne ihre Jungen verſammelt, und ihr habt nicht wollen. — Er ruft euch auch heute im Beyſpiel dieſes Mannes zu: verlaſſet ſeinen Weg und kommt zu mir. Faſſet ſein Unglück in aller Wahrheit, wie es vor euch ſteht, zu Herzen und fühlet es tief, wohin es den Menſchen führt, wenn er von Jugend auf nicht in der Zucht und Vermahnung des Herrn erzogen, in Umgebungen lebt, die das Gift der Sünde, das in der Menſchennatur liegt, gleichſam mit jedem Athemzug, den er einhaucht, in ihm ſelber beleben und alſo der Keim der Sünde, der in ſeinem Fleiſch und Blut ſteckt, täglich noch durch anderer Sünden entfaltet, genährt und ſtark gemacht wird. Liebe Zuhörer! Wie unglücklich war diesfalls der Hummel! So wie viele von euch die traurigen Folgen ſeiner Sünden und ſeines Glauben- und Liebeleeren Lebens tragen, alſo trug auch er die Folgen der unchriſtlichen Glauben- und Liebeleeren Verhältniſſe und Lagen, mit denen er von Kindsbeinen auf umgeben war. Wären ſein Vater und ſeine Mutter nicht erbärmliche, elende, ſchwache und unchriſt-

liche Menſchen geweſen, hätte nur ein Senfkorn des wahren Glaubens die Kraft der Erziehung ihres Kindes in ihnen ſelber göttlich belebt, ſo wäre auch ein lebendiger Funke dieſer Kraft in ſeine Seele hineingedrungen und der Geiſt des Chriſtenthums hätte denn auch in ihm Wurzel gefaßt, und denn wäre das frühere Hinaustreten außer ſeinem väterlichen Haus, wir dürfen es mit Zuverſicht glauben, ihm nicht ſo verderblich geworden, als es ihm wirklich geworden iſt; denn obwohl ſein Schulmeiſter ein ſchwacher und ſeines Dienſts unfähiger Mann war, ſo hätte der Hummel in dieſem Fall in ſeiner Schule doch nicht den Reiz zu der Verhärtung und Schlechtheit gefunden, der er ſich darinn überlaſſen; und hinwieder, obwohl die Verhältniſſe und Umgebungen, in denen er in der Waldreuti gelebt hat, ſo ſchlecht waren, als immer möglich, ſo wäre er, wenn ſeine erſte häusliche Erziehung beſſer und chriſtlicher geweſen wäre, auch in dieſem Verhältniß nicht ſo tief in die Greuel der Laſterhaftigkeit verſunken, als es geſchehen. Auch hätte in dieſem Fall der Confirmatidnsunterricht des Pfarrers, ob dieſer ſchon ein ſchwacher Mann blind an ihm war, doch den Funken des Göttlichen und Chriſtlichen, das er von Kindsbeinen auf in ſeiner Wohnſtube geſehen und gehört, wieder in ihm angefacht und ihn wenigſtens von den Bosheiten, die er in dieſer Zeit ſelber im Pfarrhaus getrieben und von der Greuelhandlung, mit der er den Pfarrer am Tiſch des Herrn ſelber geärgert, abgehalten; aber der unglückliche Mann fiel allenthalben in ſchlechte Hände und Umgebungen. Sein Weidleben beym Reutibauer iſt ein Denkmal des verdor-

denen unchriſtlichen Lebens, das damals ſchon in unſern Umgebungen ſo tief eingeriſſen, und die Schwäche des Pfarrers, der ſich bey ſeinem Religionsunterricht durch ſein gutes Gedächtniß, mit dem er leicht auswendig ſagte, was er inwendig nicht fühlte, blenden und abhalten ließ, tiefer und kraftvoller gegen das keimende Verderben dieſes jungen Sprützlings (Windbeutel) einzuwirken, was für ihn ein Unglück, deſſen Folgen er bis auf dieſe Stunde trägt, indem es mit den übrigen Umſtänden, in denen er aufwuchs, dahin wirkte, ihn zu dem Grad der Verhärtung zu bringen, die es brauchte, in dem tiefen Verderben der Schloßſchreibſtube gleichſam die Lehrjahre zu finden, in denen er ſich zu den Verbrechen ſeines Lebens bilden konnte, die er dann als Weibel, als Vogt, als Wirth und als Müller zum namenloſen Unglück ſeiner ſelbſt und aller ſeiner Umgebungen ausübte. Der Greuel dieſer Lehrjahre und ſein Zuſammenhang mit den öffentlichen Einrichtungen, die den Schutz der Ordnung, des Rechts, der Sicherheit, der Tugend und Frömmigkeit des Landes hätten ſeyn ſollen, haben die Seele unſers landesväterlichen gnädigen Herrn mit Entſetzen ergriffen. Er hat den ganzen Umfang der ſchrecklichen Folgen dieſes Umſtands ins Aug gefaßt, und es iſt auf ſeinen Befehl, daß ich es öffentlich ſage, das herrſchaftliche Verderben im Schloß ſelber habe die jugendlichen Schwächen und vielleicht noch verbeſſerbaren Fehler dieſes unglücklichen Mannes zu der Greuelkraft erhoben, in die wir ihn verſunken geſehen. Ich ſage es auf ſeinen Befehl, es war der tiefſte rohſte Unglauben, der in der Schreibſtube, und der unchriſtliche Leichtſinn,

der in der Küche und in den Dienſtſtuben des Schloſſes herrſchte, was das Unglück der unchriſtlichen Erziehung dieſes Mannes ſo viel als vollendet, indem es ihm täglich Reiz und Mittel zu den Greuelthaten gab, die ihn ſelber und mit ihm ſein Dorf zu dem Elend verſinken machten, das wir gegenwärtig, wo wir die Augen immer hinwerfen, um uns her erblicken, und von dem Geiſtlichen, den der Vogt jetzt ſelber als einen Theilnehmer ſeiner höchſten Verbrechen angibt, darf ich faſt nicht reden. Mein Herz erbebt vor dem Gedanken, daß ſelber ein Mann, der im Namen Gottes unſere Gemeinde im chriſtlichen Glauben unterrichten, und mit Wort und That zu einem chriſtlichen Wandel hätte hinführen ſollen, ein Mitgenoß ſeiner Greuel und Verbrechen geworden. Freylich entſchuldigen die Fehler ſeiner Umgebungen die Greuel ſeines Lebens doch nicht. Gott hat ſich auch ihm nicht unbezeugt gelaſſen, aber er verhärtete ſich gegen die Stimme Gottes und ſeines Gewiſſens. Das Böſe, die Sünde war ſeine Luſt und ſein Leben. Er widerſtand ihr gar nicht, im Gegentheil, er fand ſich in allem Schlechten und in allem Böſen, ſeiner Umgebungen, wie in ſeinem Element. Er lebte in der Sünde ſo behaglich, wie der Vogel in ſeinem Neſt, und er fand ſich in den Sinnlichkeitsgenießungen des Laſters ſo wohl, als da Ochs, der zur Maſtung am vollen Barren ſteht. Dieſe innere Beſchaffenheit ſeiner ſelbſt, durch die er alles Göttliche und Heilige ſeiner Natur in ihm ſelber erlöſchen ließ und erlöſchen machte, iſt es, wodurch er dahin verſunken, daß alle Bosheit, alle Schlechtheit und Elendigkeit ſeiner Umgebungen ſo verderblich auf ihn einwirken konnten, als ſie

es gethan. Wäre nur auch ein Senfkorn des wahren Glaubens und der wahren christlichen Liebe in ihm gewesen, so hätte die Sünde und die Sünder, die ihn umgaben, den Reiz auf ihn nicht gehabt, dem er unterlegen. Keine seiner Umgebungen hätte ihn also verderben können, wenn er in sich selbst nicht verdorben gewesen. Aber eben so ist auch in Rücksicht auf euch wahr, er hätte mit allem seinem Greuelleben euch nicht in das Verderben stürzen können, in das er euch gestürzt hat, wenn seine Schlechtheit in euch selbst und in euern christlichen Gesinnungen ein Hinderniß ihrer Wirkung gefunden hätte.

Hättet ihr Glauben gehabt, wie ein Senfkorn, so wäre sein Verderben an euch, als an einen Stein angestoßen, ohne euch zu verletzen.

Wären die guten christlichen Gewohnheiten, die noch zu unserer Väter Zeiten im Dorf allgemein waren, nicht völlig in allen Haushaltungen außer Uebung gekommen, so hätte er zu tausend und tausend seiner Sünden den Reiz und die Gelegenheit nicht gefunden, die ihr ihm selber gegeben. In welch einen Grad von Unchristenthum mußte unser Dorf schon versunken gewesen seyn, ehe es dahin kommen, daß eine Menge Mütter ihre Kinder fast noch im unmündigen Alter mit Gewalt und Schlägen zu unvernünftiger Anstrengung im Spinnen zwingen, und sie so von der Wiege auf serben machen, um das Geld, das die unglücklichen Geschöpfe also verdienen, zur Hoffarth anzuwenden und im Wirthshaus zu verprassen. In welch einen Grad von Unchristenthum muß ein Dorf versunken seyn, in welchem viele, viele Hausväter ihren Ver-

dienſt, ihr Einkommen und ſelber ihr Erbgut im Wirthshaus und in allem liederlichen Leben zu Grund richten, und ſelber ihre Weiber und ihre Kinder im Elend ihrer Wohnſtube darben laſſen, um täglich in böſen Geſellſchaften und in einem Wirthshaus, wie des Hummels ſeines war, ſich aller Sinnlichkeit und allem Muthwillen des Lebens überlaſſen, und hinwieder, in welche Tiefe des Verderbens muß ein Dorf ſchon verſunken ſeyn, in welchem es dahin kommen kann, daß Frauen ihren Ehemännern, Kinder ihren Eltern, und Dienſtboten ihren Meiſterleuten hinter dem Rücken ſtehlen, was ſie nur konnten, um es alſo zu verſchwenden.

In welch ein unchriſtliches Leben muß ein Dorf verſunken ſeyn, wo unglückliche Leute, die als Verbrecher geſtraft wurden, und ſelber dem Henker unter die Hände kämen, es noch Gott und der Obrigkeit klagten, daß die Sünden ihrer Meiſterleute, an denen ſie Theil genommen, ſie zu den Verbrechen gebracht und in das Unglück geſtürzt, in das ſie gekommen, und daß ſie in den angeſehenſten Häuſern des Dorfs ſelber zu den Verbrechen geführt worden, die ſie dem Henker unter die Hände gebracht.

Nein, nein, wäre der wahre chriſtliche Glauben in unſrer Mitte nicht ausgelöſcht geweſen, wie das Licht einer Kerze, deſſen Nahrung bis auf den letzten Tropfen aufgezehrt iſt, ſo hätte der Vogt mit aller Schlechtheit ſeiner Denkungs- und Handlungsweiſe unſer Dorf nicht in das Elend ſtürzen können, in das er es geſtürzt, er hätte den Reiz, die Mittel und die Mitwirkung zu ſeinen Greuel

thaten in eurer Mitte auch nicht gefunden, ohne die er den gröſsten Theil derſelben nicht hätte begehen können. Selber der Schreiber, der ihn lehrte, das heilige Recht der herrſchaftlichen Obſorge zu Werken ſeiner Gottesvergeſſenheit und Menſchenverhöhnung zu mißbrauchen, hat ihm nur dadurch einen ſolchen Gewalt des Verderbens in eurer Mitte verſchaffen können, weil die Schlechtheit, die ſchon in euch ſelbſt lag, ihm dieſen verderblichen Gewalt und Einfluß gab, den er auf euch hatte. Eben ſo hätte weder ſeine Weibel-, noch ſeine Vogtſtelle, noch ſein Wirthshaus, noch ſeine Mühle, euch als Gemeind und als Haushaltungen in dem Grad zu Grunde richten, und unglücklich machen können, in welchem es geſchehen, wenn ihr nicht durch Unglauben an alles Göttliche und Höhere in euerm Innerſten ſchon zum Voraus dahin gebracht worden wäret, ſelber an dem Geiſt ſeiner Verbrechen Theil zu nehmen.

Es iſt gewiß, wenn ihr Glauben gehabt hättet, wie ein Senfkorn, ſo wäre der Berg ſeiner Verbrechen nicht auf euch gefallen, wie er wirklich auf euch gefallen iſt. Dieſer Berg hätte euch in allen ſeinen Verhältniſſen nicht ſo niedergedrückt, wie er euch niedergedrückt hat. Ihr hättet in euerm Glauben, eurer Liebe und in euerm Recht Mittel gegen alle Quellen des Verderbens gefunden, denen ihr unterlegen. Hundert und hundert Stimmen hätten ſich laut und ernſt und fromm gegen die Greuel ſeines Lebens zu euern Gunſten erhoben, und wären zu den Ohren eures und ſeines Herrn und Richters gelangt. Sie hätten das Herz eures Herrn ergriffen, und er hätte euch

Recht gegen denſelben verſchafft. Aber da ihr, wie er, aller Sünde, aller Schlechtheit und aller Bosheit unterlegen waret, und der Hummel bald von einem jeden von euch unläugbare Beweiſe dieſer Schlechtheit, die er vor euch in Händen hatte, dem Junker vorlegen konnte, ſo hatte er auch gut, das Herz eures Herrn und Richters von euch zu entfernen, daß er euch nicht glaubte, euch nicht anhörte, und nur ihm ſein Ohr lieh. Ihr ſeyd alſo ſelbſt Urſache, und es iſt um eurer Schlechtheit und eures Verderbens und um eures Unglaubens willen, daß ſich der verſtorbene Junker eurer Angelegenheit nicht weihte, wie ſein gutes Herz ihn gewiß dazu gebracht hätte, es zu thun, wenn ihr frömmere und bräbere Menſchen geweſen wäret, und ihm nicht von allen Seiten ſo viel Böſes und Schlechtes gegen euch zur Kunde gekommen wäre. Ihr müßt es euch alſo in dieſer Rückſicht ſelbſt zuſchreiben, daß ihr euerm Herrn ſo gleichgültig geworden, daß es ihm nicht die Mühe lohnen mochte, die Aufmerkſamkeit auf eure Angelegenheiten zu werfen, die er auf die Angelegenheiten beſſerer und bräverer Menſchen geworfen hätte; ihr müßt es wahrlich in vielen Rückſichten euch ſelber zuſchreiben, daß es mit euch dahin gekommen, daß der Junker dieſem damals ſo böſen Mann den Spielraum gegen euch vergönnt, den er ihm gegen euch gegeben, und durch den ihr ſo vielſeitig unglücklich geworden ſeyd.

Und, liebe Zuhörer! Eben die Mittel, die euch geholfen hätten, daß ihr dem Verderben, das der Vogt über euch verhängt, nicht unterlegen wäret, eben dieſe Mittel ſind es auch hinwieder, was euch aus dem Verderben, in

das ihr durch die Verbrechen des Hummels versunken, wieder erretten könnte. So wie es gewiß ist, wenn ihr bessere und christlichere Menschen gewesen wäret, so wäret ihr den Folgen seiner Verbrechen nicht unterlegen, wie ihr ihnen unterlegen seyd, und es ist hinwieder gewiß, wenn ihr heute bessere Menschen werdet und zu christlichen Gesinnungen und zu einem christlichen Wandel zurückkehret, so werden die Folgen seiner Verbrechen aufhören, so drückend und so verheerend auf euch zu liegen, wie sie bis jetzt drückend und verheerend auf euch lagen. Werdet ihr heute Glauben finden, wie ein Senfkorn, so werdet ihr euch wieder über alles Elend, in das ihr durch seine und eure Schuld gesunken, wieder erheben. Väter und Mütter! Durch den Glauben werdet ihr lernen, euch selber wieder Sorg zu tragen; ihr werdet lernen, euern Kindern wieder Sorg zu tragen in allen Bedürfnissen des Leibs und der Seele; ihr werdet lernen, unter euch selbst im Frieden zu leben, ihr werdet mächtig werden in euch selbst gegen alle Versuchungen der Sünde und des Lasters; ihr werdet frey werden in euch selbst zur Beschützung eures Rechts gegen jeden Sünder, der euch darinn stört. Fühlet es tief, daß Unglauben die einzige Quelle der Verbrechen dieses Mannes ist. Lernt an seinem Beyspiel, wie weit die Täuschung des Unglaubens der Menschen in der Mißkennung seiner selbst, seiner Schwächen und seines Verderbens hinführt. Nehmet an ihm ein Exempel und denkt, wie wenig er in dem Taumel seines Glücks daran dachte, daß ihn sein Leben zu den Schreckensbegegnissen hinführen könnte, zu denen es ihn hingeführt. Stellet

euch dieſe Schreckensbegegniſſe ſeiner letzten Jahre und Tage ſelbſt vor. Stellet euch ihn vor, wie er den Stichelberger an dem erſchrecklichen Morgen, der ihn den Tag vorher ins Thal Joſaphat zu einer andern Rechnung einladete, an der Eiche hangend und ſein Weib und ſeine Kinder ſich verzweifelnd unter den Füßen ihres hangenden Vaters auf dem Boden ſich wälzen ſah. Stellet euch ihn vor, wie er erblaßt von dem Ort wegeilte, aber dadurch auch um kein Haar mehr zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt gelangt iſt. Stellet ihn euch vor, wie er bald darauf krank ward und den Haß und die Verachtung des Volks, den Unwillen des Junkers und den Wunſch von Hunderten, ſeiner doch bald los zu werden, vor Augen ſah — wie ihn auch das nicht zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt, ſeiner Schwächen und ſeines Verderbens hinführte; wie er noch läſterte, als ein ſchrecklicher Donner ob ſeinem Haupt ihm das äußerſte Unglück verkündete, und ihm jetzt ein Gewitter vom Himmel Haus und Hof wegſpülte, wie Meereswellen den Sand am Ufer wegſpülen; ſtellet ihn euch vor, wie auch dieſes Unglück ihn nicht zur Erkenntniß ſeiner ſelber brachte, wie er durch alle dieſe Unglücksfälle zwar an Leib und Seel abſchwächte, aber nicht zu ſich ſelber kam, ſondern nur tobte und wüthete und Gewalt gegen ſeinen Unſtern brauchen wollte, wo er die Kraft dazu nicht mehr in ſich ſelbſt hatte. Es war alles umſonſt, was Gott zu ſeiner Warnung über ihn verhängte, machte ihn nur raſen. Auch die Noth und die Verlegenheit ſeiner letzten Jahre, ſo ſehr ſie ſich um ihn her häuften, brachten ihn ſo wenig zu

ſich ſelber, als er in ſeinem höchſten Glück und in ſeinem höchſten Wohlſtand in ſich ſelber ging. Er tobte und wüthete und raste in dieſen letzten Verlegenheiten ſo weit, daß ihn endlich der Unſinn und das Raſen von Vergehungen, deren er ſich ſelbſt noch vor wenig Tagen nicht fähig glaubte, dahin brachte, wie ihr ihn jetzt vor euren Augen ſeht. Er verhärtete ſich gegen alle Warnungen Gottes. Umſonſt fehlte ihm alles, was er vorhatte, umſonſt warnte ihn ſein Herz, umſonſt zitterte er beym Nachtmahl des Herrn, umſonſt erſchütterten ihn die Schrecken des Meyneids — da der arme Wüſt vor ihm zu faſt verzweifelte. —

Umſonſt überfiel ihn ein Schauer, da er vor des Rudis Fenſtern wegging, und das Geheul der jammernden Kinder bey der ſterbenden Mutter hörte. —

Umſonſt ſchien ihm auch die liebe Sonne, als er auf des Meyers Hügel noch in ihre letzten Strahlen hineinſah und ihr nachſtaunen mußte, bis ſie hinter dem Berg war, er ſah nur Schatten, Nacht und Grauſen, das ihn umgab — er konnte ſelbſt beym Anblick der Sonne nichts thun, als mit den Zähnen knirſchen. — Er konnte jetzt nicht mehr auf den Herrn hoffen, der aus dem Staube rettet, und aus den Tiefen erlöſet — er knirſchte nur mit den Zähnen.

Umſonſt warnte ihn ſein Weib, umſonſt zeigte ſie ihm, wo er ſtehe, und wohin ihn ſein Leben führe!

Umſonſt bat ſie, daß er ſich nicht noch mehr vertiefe.

Umſonſt empfand er ſelber, ſie hat Recht und mehr als Recht. — Er ſtand jetzt auf dem Aeußerſten der

menſchlichen Verwilderung. Der Wille, ſich zu beſſern, und die Kraft, nicht vollends wie ein Thier zu leben, war ſo viel als gänzlich in ihm erloſchen.

In dem äußerſten Grad der Verwilderung wollte er ſich aus dem Schlamm, in dem er ſteckte, nur herauswüthen und ſah nicht, daß er durch dieſes Herauswüthen ſich nur immer tiefer in denſelben hineinwüthe; er ſah nicht, daß ihn dieſes Herauswüthen zu Thaten hinführe, deren er ſich ſelbſt nicht fähig glaubte. Der Gedanke, dem Junker den Markſtein zu verſetzen, kam ihm während des heiligen Nachtmahls in Sinn; aber auch da noch glaubte er ſich bis wenige Augenblicke vor der That nicht im Stand, dieſes zu thun. Und doch hat er es gethan und litt dann die Strafe einer That, deren er ſich vor kurzem noch nicht fähig geglaubt.

Liebe Menſchen! —

Er iſt jetzt dahin gegeben, zum Beyſpiel der Sünde, an unſern Kindern wieder gut zu machen, was er an ihren Vätern verdorben. — Gott gebe nun, daß ſeine Strafe in ihm und in uns austilge die Keime der Verbrechen, die ihn ſo elend und uns ſo unglücklich machten. — Er iſt jetzt ein armer Tropf — Die Laſt ſeiner Thaten liegt hart auf ihm. Und was ihm ſeine Strafe ſchwerer machen muß, als alle äußere Leiden derſelbi , iſt jetzt das Bild ſeines alten Lebens, das ihn allenthalben verfolgen muß. Es hat ihn in der Jammerſtunde ſeiner Strafe ſchrecklich verfolgt.

Ihr ſaht ihn, als er da, ſeine Strafe leidend, vor euch einſank.

Er war entblößt an Kopf und Füßen —
Das machte ihm nichts —
Seine Hände waren angebunden am Holz des Galens —
Er erblaßte nicht deswegen —
Das Schwert des Henkers glänzte ob seinem Haupt,
Er zitterte nicht darob —
Das Volk, mit dem er lebte, stand vor ihm zu, und ah ihn an diesem Ort,
Aber darob sank er nicht ein. —
Er sagte es bestimmt und wiederholte es mehrmals; as Bild seines Lebens, das ihm an dem Ort, wo er war, or Augen stand, das war es, worüber er zitterte, erlaßte und einsank. Der Ort, an dem er stand, der Hener mit dem bloßen Schwert ob seinem Haupt, seine Hand n Pfahl gebunden, brachten ihm nur das Bild seines Lebens, nit dem er sich alles zugezogen, vor Augen und machten ihn, en Ort, an dem er stand, und alles, was um ihn her eschah, vergessen; er sah nur sein Leben. Er sah am Ort, wo er war, den armen Ueli, wie er, von den Raen zerrissen, noch wirklich ob ihm hing — es war ihm, r sehe ihn, wie wenn er sein schreckliches Gerippe jetzt egen ihn kehre und grinzend, aus hohlem Leib, ihm vorerähle, Stück für Stück, was er ihm abgedrückt — und ie er ihn an diesen Ort gebracht. Auch die Lismergrithe am ihm jetzt vor, wie sie auf der Hauptgrub, die neen ihm war, ihren Todesschweiß schwitzend, aus blassen arren Lippen, im Augenblick des Schwertstreichs seinen Namen noch nannte, und, ihn schrecklich verklagend, ihr

Haupt gen Himmel emporhielt. Aber wer will's beſchreiben das Bild ſeines Lebens, das ihn jetzt umſchwebte! wer will ausdrücken und vormahlen das Entſetzen dieſer Stunde! —

Ich will's nicht beſchreiben, nicht ausdrücken, nicht vormahlen; — Ich will's nur erzählen, wie es ein Kind erzählen könnte, was ihm in dieſer Stunde vorſchwebte —

Er ſah die Thränen der Gekränkten,
Den Jammer der Hungernden,
Den Schrecken der Geängſtigten
Vor ſeinen Augen. —
Er hörte
Das Fluchen der Wüthenden,
Und das Stöhnen der Verzweifelnden
Mit ſeinen Ohren. —

Er ſah ſeinen todten Vater wieder und hörte wieder ſein ſchreckliches Wort:

Bub, Bub! — ſind die Tage jetzt da? — Da man auch zu dir ſagt: Du alter verſoffener Lump. — Auch ſein Kind ſah er wieder, wie es ihm ſterbend die Hand bot, und zu ihm ſagte: Vater! Vater! Thu' doch niemanden mehr weh. —

Er ſah die Jammer-Eiche wieder, die ihm zuerſt die Ruhe ſeines Teufel-Lebens raubte. — Er hörte wieder des Stichelbergers Schreckensruf ins Thal Joſaphat zu einer andern Rechnung. Er erinnerte ſich wieder des Worts, das er grinſend ausſprach: was würde mir ſo ein Wetter machen? und an den erſchrecklichen Donnerſchlag, der ihn den Wein im Glas verſchütten machte;

und dann ſah er den Mühlebach, der, zum ſchrecklichen Strom anſchwellend, ihm ſeine Mühle und ſeine Wirthſchaftsgebäud mit Frucht und Vieh, und allem, was darinn war, wegſpühlte und untergehen machte, wie ein Schiff, das er an einen Felſen anſtrömt, ſcheitert und mit Maus und Mann untergehet. Auch das Todbett der Cathri ſtand ihm vor ſeinen Augen. Er hörte ſein Greuelwort wieder, es wäre nicht ſchade, wenn die alte Hexe einmal todt wäre. Und das Entſetzen des letzten Nachtmahls, und die Schreckniſſe der Mitternachtſtunde bey der Vollendung ſeines Unſinns beym Markſtein. —

Dieſes Bild ſeines Lebens ſtand vor ihm, als er am ſchrecklichen Ort vor euch einſank. Er ſagte es mir ſelbſt. Wie groß muß das Bild des Entſetzens dieſer Stunde jetzo noch in ihm ſelbſt liegen! und doch ſprach er, als er von ſeiner Strafe weg zu mir gebracht worden, das Wort aus: er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als euch hier unter der Kanzel vorgeſtellt werden. Was für Gedanken muß er gefürchtet haben, daß bey enerm Anblick in der Kirche ihm zu Sinn kommen werden. Doch an dem Tag, da er das ſagte, hat er noch nicht gewußt, daß ihr Mitleiden mit ihm haben werdet, wie er's jetzt weiß. Er hatte das Todbett ſeiner Frau noch nicht geſehen, er hatte die Thränen der Armen, denen er Unrecht gethan, noch nicht geſehen, er hatte ihr inniges Erbarmen noch nicht erfahren. Damals, da er das ſagte, war der alte Gedanke, alles verabſcheue ihn nur, niemand habe Mitleiden mit ihm, noch nicht in ſeinem erbitterten Herzen ausgelöſcht. Auch daß der gute

Hübelrudi ſo edelmüthig an ihm handeln werde, hat er damals noch nicht gewußt. Dieſer arme Mann kam ſchon im Anfang ſeiner Gefangenſchaft zu ihm, ſuchte ihn zu tröſten und aufzurichten in ſeinem Unglück. Er, den er ſo lange elend gemacht, achtete jetzt nicht mehr den vergangenen Jammer ſeines Lebens. Er tröſtet ſich ſeines überſtandenen Elends, und findet ſeine Freude daran, ſein jetziges Glück mit dem zu theilen, der ihn ſo lange unglücklich gemacht, und auch Gertrud, deren Unglück er ſo lange geſucht, und die mitten in ihrem Elend als ein Beyſpiel einer braven und ſeltenen Erzieherin ihrer Kinder in eurer Mitte daſteht, auch ſie hat die ganze Zeit über ſein Böſes mit Gutem vergolten. Das alles hat er, da er das ſchreckliche Wort: er wollte lieber noch einmal unter den Galgen als unter die Kanzel — noch nicht gewußt. Das Entſetzen ſeiner Verwilderung war noch nicht durch die Erfahrungen der Güte und des Mitleids ſo vieler Menſchen gemildert, und der Junker hat ihm dieſe Strafe nachgelaſſen, weil er ſich mit mir überzeugte, daß ſie bey ſeiner damaligen Stimmung und auch bey derjenigen, die er von euch erwarten durfte, weder für ihn, noch für euch ſehr erbaulich ſeyn würde. Er iſt jetzt will's Gott in einer beſſern Stimmung. Die Erfahrungen von der ſchonenden Güte, die er von ſo vielen Menſchen beym Todbett ſeiner Frauen ſelig und hernach erfahren, hat ſein Herz will's Gott gemildert und von der Verwilderung zurückgebracht, in die er verſunken. Möge dieſer Eindruck bis an ſein Grab nicht in ihm erlöſchen, ſondern immer feſter und mächtiger werden zu ſeinem Heil. Viele von euch ſind Zeugen dieſes Todbetts geweſen;

weſen; möge der Eindruck davon auch in euch und in allen, denen die rührenden Worte der Sterbenden zu Ohren gekommen, nicht erlöſchen, ſondern immer mächtiger und feſter werden zu unſer aller Heil. Möge er beſonders auch dahin wirken, daß wir alle dieſen armen, jetzt ſo unglücklichen Mann in Vergeſſenheit alles deſſen, was er uns Böſes gethan, mit Schonung und Liebe ins Aug faſſen. Ich bitte euch alle in ſeinem Namen, öffnet euer Herz einer heiligen Rührung für ſein Unglück. Er hat jetzt eurer Liebe und eures Erbarmens nothwendig. Schenket ihm dieſelbe. Verſöhnt euch mit ihm mit reinem Herzen. Gönnet ihm eure Verzeihung, gönnet ſie ihm ganz, gönnet ſie ihm nicht bloß halb, gönnet ſie ihm ganz. Sie iſt nicht wahr, wenn ſie nur halb iſt. Verzeiht ihm jetzt mit vollem reinem Herzen. Und gedenket jetzt noch einmal der menſchlichen Schwäche, gedenket eurer eigenen Schwäche und faſſet das, was er euch übels gethan, von dieſer Seite ins Aug. Ich geſtehe es frey, wenn ich alles zuſammenfaſſe, was er gethan, aber dann auch überlege, wie er zu dem gekommen, was er gethan, und wie er das worden, was er war, ſo kann ich nicht anders von ihm ſagen, als: er iſt ein Menſch wie wir. —

Und ob er ſchon daſteht zum Beyſpiel der Sünde, in uns auszutilgen die Keime der Bosheit, die ihn zu ſeinen Thaten verführt, ſo kann ich am End doch nichts anders von ihm ſagen, als: er iſt ein Menſch wie wir, und muß die Worte wiederholen, die ich vor vierzehn Tagen ſchon zu euch ſagte: Daß doch keiner von uns allen meyne, dieſes Unglück hätte ihm nicht auch begegnen können. — Hebet

eure Augen auf und denket, warum iſt er unglücklich geworden, als weil er hochmüthig, geizig, lieblos und undankbar war? — und nun redet, ich frage euch wieder: iſt einer unter euch nicht hochmüthig, nicht geizig, nicht hartherzig, nicht undankbar? Er ſtehe auf, und ſey unſer Lehrer; denn ich, o Herr! bin ein Sünder, und meine Seele iſt nicht rein von allem Böſen, um deſſen willen der arme Menſch ſo unglücklich geworden, und je mehr ich ſeinem Leben nachdenke, je mehr muß ich in Beziehung auf mich ſelber Gott danken, daß Er nicht ſolche Verſuchungen über mein Haupt gehäufet, wie diejenigen waren, unter denen dieſer arme Mann lebte.

Ich muß Gott danken, daß er mir einen Vater und Mutter gegeben, die mich in Zucht und Ehren erzogen, und Arbeit und Ordnung liebhaben gelehrt.

Ich muß Gott danken, daß ich nicht unter ſolchen Umſtänden, wie er, ein Beamteter, ein Vogt und ein Weibel oder etwas dergleichen geworden, und mein Brod in keinem Beruf ſuchen müſſen, in welchem man täglich ſo viel Bedrückendes gegen ſeine Mitmenſchen zu thun angereizt wird.

Ich muß Gott danken, daß ich von Jugend auf unter beſſern und frömmern Menſchen gelebt, und nicht von Kindesbeinen auf ſo viel verführeriſche Beyſpiele der Thorheit, der Unordnung, der Gedankenloſigkeit und Niederträchtigkeit vor meinen Augen gehabt.

O Gott! auf meine Knie will ich fallen, und dich anbeten, daß deine Welt mir immer in einem reinern und beſſern Licht, und nicht in dem wüthenden Wirbel vor Au-

gen geſtanden, der ſo viel dazu beygetragen, daß dieſer Mann noch in den Tagen ſeines Alters und ſeiner Entkräftung von den Folgen ſeiner Thorheiten und ſeiner Irrthümer bis an die Gränzen der Verzweiflung gebracht worden. O ihr Menſchen! was ſoll ich mehr ſagen? Mein Herz iſt bewegt von innigem Mitleiden gegen ihn, und ich kann nichts mehr ſagen als dieſes: handle doch keiner von euch an ihm, wie man gemeiniglich an den Unglücklichen handelt, die in die Hand der öffentlichen Gerechtigkeit gerathen.

O ihr Menſchen! die Geſchlechter der Erde handeln mit einer unverantwortlichen Härte an dieſen Elenden; ſie nehmen zuerſt Theil an ihren Greuelthaten, ſie ſpielen mit ihnen die Spiele ihres böſen Lebens, ſie reizen ſie zu ihren Verbrechen, ſie pflanzen in ihnen den Unſinn ihrer Sitten, und nähren in ihnen die Keime der Laſter.

Dann aber, wenn ſie nun unglücklich werden, und in die Hand der Gerechtigkeit gerathen, verlaſſen ſie dieſelben, und handeln in ihrem Elend gegen ſie, als ob ſie keine Menſchen und nicht mehr ihre Brüder wären. Oh, ihr Menſchen! dann werden dieſe Unglückliche in ihrem Innern wüthend über ihr hartes Geſchlecht, ſchlucken in ſich Verachtung, Menſchenhaß und Rachgrimm, und werden dadurch in ſich ſelber noch weit tiefer verhärtet, als ſie es waren, ehe ſie in die Hand der Gerechtigkeit fielen.

Liebe Menſchen! ich rede ſonſt ſelten, und nicht gern mit euch vom Menſchengeſchlecht und von mehr Leuten, als von meiner Heerde; aber jetzt kann ich nicht anders — es iſt mir, hundert und abermal hunderttauſend von der

Obrigkeit beſtrafte Verbrechen ſtehen vor meinen Augen, und ich ſehe die Geſchlechter der Menſchen allenthalben ſo unbillig und hart gegen dieſe Unglückliche handeln. —

Ich möchte meine Stimme erheben und rufen zum Volk der Erde: Erbarme dich dieſer Elenden! — Ich möchte meine Stimme erheben und rufen zu dem Volk in niedern Hütten, und ihm ſagen: du Volk der niedern Hutten, du kannſt an dieſen Unglücklichen thun, was keine Obrigkeit, und was kein Mann, der in hohen Paläſten wohnt, an ihnen thun kann; du kannſt ſie wieder zu Menſchen machen, du kannſt ſie wieder mit ſich ſelber und mit ihren Mitmenſchen verſöhnen, du kannſt ihrem weitern Elend und ihren weitern Verbrechen vorbiegen und ſie an deiner Hand dahin leiten, daß ſie zu einer friedlichen Ruhſtätt gelangen.

Ich möchte jedem Mann und jedem Weib, in deſſen Bruſt ein Menſchenherz ſchlägt, zurufen und ſagen: Es iſt kein Gottesdienſt und kein Menſchendienſt größer und edler, als die Güte, die man gegen Menſchen ausübt, welche, durch ihre Fehler verwirret, durch ihre Schande erniedriget, — durch ihre Strafe verwildert, — wie die gefährlichſten Kranken zur Wiederherſtellung ihrer gewaltſam zerſtörten Natur, und ihres verheerten Daſeyns mehr als alle andern Menſchen, Schonung, Menſchlichkeit und Liebe nöthig haben. Aber ich erwache von meinem Traum — das Volk der Erde ſtehet nicht vor mir, und die Geſchlechter der Erden hören mich nicht; und ihr, meine Lieben! mit denen ich rede, werdet an dem unglücklichen Mann, von dem ich jetzt mit euch rede, nicht unbarmherzig und un-

empfindlich handeln. Ich hoffe es zu Gott, ſo wie ich auch zu Gott hoffe, daß ihr die Geſchichte ſeines Lebens dahin benutzen werdet, euch unter einander weniger zu plagen, zu verderben und zu verheeren, als dieſes bisher geſchah, ſondern immer mehr in gegenſeitigem Frieden und Liebe mit Schonung und Sorgfalt gegen einander zu leben und ſo des Elends, das unter uns iſt, täglich weniger zu machen.

Es war ſo drückend, dieſes Elend, und ich konnte bis auf dieſe Stunde ſo viel als nichts dagegen thun, als es Gott klagen und ſchweigen.

Aber Zeuge biſt du, Kanzel des Herrn! wie tief mich euer Elend beugte. —

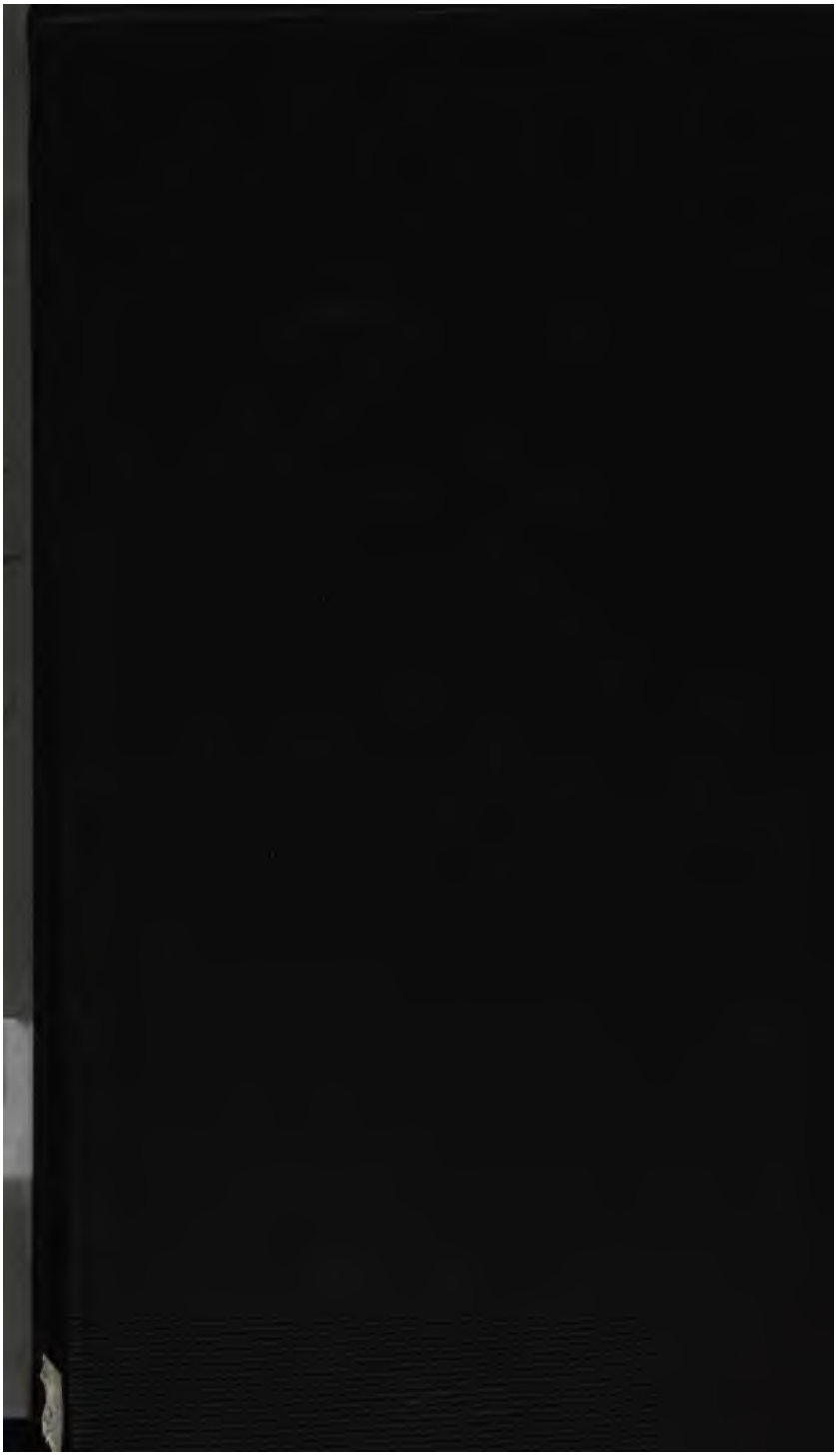
Zeuge biſt du, todter Stein! aus dem ich nun 20 Jahre das Geſchlecht taufte, das hinter uns aufwuchs — Zeuge biſt du, was meine Seele litte, wenn ich eure Kinder in meine Hand nahm und dachte, welch einem Leben ſie entgegengehen. —

Aber von nun an erwachet meine Hoffnung wieder in mir — und es preßte mir heute Freudenthränen aus, da ich das Kind, das ich jetzt taufen werde, in euer Buch eintrug. Ich ſchrieb ſeinen Namen Eſther, größer als ſonſt, und mit rother Dinte — ich umſchlang das Wort mit einem Kranz, hängte unter dem Kranz das Anker der Hoffnung, wie an ein Band, oben am Kranz ſchrieb ich neben dem heutigen Tag noch den achtzehnten Herbſtmonat, an dem ihr euerm jetzigen Herrn huldigtet, und

meine Thränen fielen häufig auf das Blatt, auf dem ich ſo in meiner Freude mein Herz ausleerte.

Ihr Lieben! Vergeſſet auch ihr dieſen achtzehnten Herbſtmonat nicht, und lehrt eure Kinder und Kindskinder mit Dank gegen den Vater im Himmel, der die Schickſale der Menſchen leitet, von dieſem Tag an die Hoffnung zur Wiederherſtellung eures Glücks zählen.

Ihr Lieben! Ich bezeuge es vor dem Angeſicht Gottes und ſchmeichle ihm nicht, euer Herr will euer Glück. Er will euer zeitliches und ewiges Wohl und baut auf Fundamente, die den Wohlſtand eurer Kindskinder ſichern werden, wie euren eignen. Die alte fromme Einfalt wieder herzuſtellen, Freuden in Ehren und Freuden im Segen euch zu verſchaffen, euch in euren Wohnſtuben durch Frommkeit und Weisheit glücklich zu machen, euren Armen des Lebens Nothdurft ohne Drang und Kummer zu verſchaffen und den Quellen der Armuth, der Unwiſſenheit, der Liederlichkeit, dem Leichtſinn und der Unordnung vorzubiegen, der Gewaltthätigkeit Gefährde und allem Ausſaugen Einhalt zu thun, und überhaupt auszureuten und auszutilgen die Keime aller Gottloſigkeit und Gottvergeſſenheit und in ihnen die erſten Urſachen aller Noth, alles Elends und alles Jammers, den ihr littet, und hingegen wieder herzuſtellen, zu reinigen und euch zuzuführen die Segensquellen alles Guten, alles Göttlichen und alles Heiligen, deſſen Mangel uns alle ſo lang elend gemacht — das iſt das Ziel eures Herrn, für welches er ſeine Tage durch ſorget und ſeine Nächte durch wacht.

Erhebet euch zu den Gefühlen der Dankbarkeit, die ihr ihm vor Gott und den Menschen schuldig seyd. Er ist euer Vater. Christen, die ihr einen Vater im Himmel habet, fühlet das Wort, Arner ist euer Vater. — Ja, er ist es, er ist es im Geist und in der Wahrheit, wie alle christlichen Herrschaften im Geist und in der Wahrheit Väter an ihren Angehörigen seyn sollten. Christen, werdet seine Kinder, wie er euer Vater ist; werdet im Geist und in der Wahrheit seine Kinder. Werdet eins mit ihm, wie gute Kinder mit einem edeln Vater eins sind in menschlicher Liebe, in menschlichem Glauben, in menschlicher Hoffnung. Noch mehr aber, werdet eins mit ihm, wie Jesus Christus mit seinem Vater im Himmel eins ist in göttlicher Liebe, in göttlichem Glauben, in göttlicher Hoffnung. Liebet ihn, glaubet ihm und betet für ihn. Gott hat ihn euch zu eurem Vater gegeben; betet, daß Gott ihn euch als euren Vater erhalte und ihn durch euch segne, wie er euch durch ihn gesegnet hat. Vereinigt euch mit ihm durch den Glauben der Christen, durch die Liebe der Christen und durch die Hoffnungen der Christen. Mit ihm also vereinigt, werdet ihr seyn die Gesegneten des Herrn. Mit ihm also vereinigt, werdet ihr zu dem Berg der Sünde, der auf uns liegt, sagen: heb dich von uns, und er wird sich von uns heben, und unser Dorf, das jetzo noch mitten in seinen Umgebungen als ein Beyspiel der Sünde, ihres Elends und ihres Jammers dasteht, wird von nun an als ein Beyspiel einer hohen, göttlichen Erlösung aus seinem Verderben dastehen. Ja, also in christlichem

Glauben und in christlicher Liebe mit ihm vereinigt, werden wir seyn und bleiben die Gesegneten des Herrn. Gott verhelfe uns dazu in seiner Gnade durch seinen guten, heiligen Geist! Amen!